This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Allgemeine

Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Th. Christlieb,
Professor d. Theol. zu Bonn,

und

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Möz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Elfter Band.

Gütersloh, 1884.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STACK
AUG 29 19[illegible]

BV2354
.A6
v. 11
1884

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Eins der bedeutungsvollsten Missionsprobleme, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

I. Theologische Begründung und Beleuchtung des Problems.

Warum wurde Christus gekreuzigt? — Ich rede hier nicht von der versöhnenden Bedeutung seines Todes für die Menschheit, sondern frage nach der menschlichen Ursache und nächsten Veranlassung dieses bedeutungsvollsten Ereignisses. Mit anderen Worten, warum verwarfen und verurteilten ihn die Träger der Theokratie und die Eiferer für Gottes Gesetz? Die zutreffende Antwort ist, weil Jesus als Mensch ein göttliches Leben führte, Gottes Gedanken in der Welt verwirklichte durch Wort und That. Seine Gegner waren gefangen im irdisch-menschlichen Sinnen und Treiben, das Weltleben durchwogte ihr Inneres und gestaltete ihr Äußeres; sie aber meinten Gott zu dienen, ja den allein wahren Gottesdienst als Privilegium zu besitzen. Für sie selber war der bestehende äußere Apparat des Kultus der unantastbare Beweis dafür. Ja, mehr noch, sie hatten den Zusammenhang der Geschichte, alles, was Gott geredet und gethan hatte, zeugte, nach traditioneller Auffassung, für sie. Nur eines war gegen sie — die Herzen waren fern von Gott, von der ethischen Gemeinschaft mit dem Vater im Himmel. Gott aber siehet das Herz an! Christus war eins mit dem Vater. Das Streben der Juden war nicht aufs Himmlische gerichtet, sondern auf Befestigung und Erweiterung der Macht und Herrlichkeit ihrer persönlichen Stellung im Staat und ihres Partikularstaates unter den Staaten der Welt. Christus als Gottessohn vom Vater in die Welt gesandt, von Gott beglaubigt durch Zeichen und Wunder, durch Prophetenmund wie durch die Erhabenheit und Kraft eigener Rede und leuchtende Reinheit des Wandels — er wurde als Gotteslästerer und staatsgefährlicher Mensch von den Behörden, durch alle Instanzen, zum Tode verurteilt und als gemeinster Verbrecher hingerichtet.

Christo gegenüber hielten sich die Juden an ihre bestimmten Ordnungen. Diese Ordnungen beruhten auf Gesetzen von Gott selber gegeben. Man hatte diese göttlichen Grundgesetze im Laufe der Zeit nur ausgebaut durch weitere Detailbestimmungen, nicht unberufen, sondern

kraft des Amtes als Träger der Theokratie, nicht durch heterodoxe Anhängſel, ſondern in hiſtoriſcher Entwicklung echt jüdiſchen Geiſtes, der eifrigſten Rechtgläubigkeit, der ſtrengſten Schule. Aus dieſem Grunde wurde für den ganzen, komplizierten Organismus damaliger jüdiſcher Ordnungen göttliche Autorität beanſprucht und von den Vorgeſetzten gehandhabt.

Chriſtus hatte einen andern Standpunkt. Er ſtand in der Gemeinſchaft mit Gott ſelber und ſetzte ſich vielfach über die menſchlichen Ordnungen hinweg, ja widerſetzte ſich denſelben. Das geſchah z. B., für die Juden in ſehr anſtößiger Weiſe, in Beziehung auf das Sabbathgeſetz. Damit verletzte der Herr die jüdiſch-kirchlichen Ordnungen und noch mehr deren Würdenträger. Darin beſtand der Konflikt zwiſchen Chriſtus und den Juden, der ſchließlich zur peinlichen Kriſis führte. Durch den Tod Chriſti ſiegte jedoch das göttliche Leben über die menſchlichen Ordnungen. Dieſe wurden zerbrochen und jenes neue Leben aus Gott ſchuf ſich neue Ordnungen, neue Sitten und Gebräuche und hat ſich ſeitdem noch öfters verjüngt.

Nicht nur Chriſtus, auch ſeine Apoſtel hatten denſelben Konflikt göttlichen Lebens und menſchlicher Ordnungen durchzukämpfen. Die Anklage gegen Stephanus Act. 6, 14 war: Denn wir haben ihn hören ſagen, Jeſus von Nazareth wird dieſe Stätte (Tempel) zerſtören und ändern die Sitten (ἀλλάξει τὰ ἔθη), die uns Moſes gegeben hat. So gegen Paulus 21, 21, daß er lehre von Moſes abfallen alle Juden, die unter den Heiden ſind, und ſage, ſie ſollten ihre Kinder nicht beſchneiden, auch nicht nach desſelbigen Weiſe (gr. wieder ἔθος) wandeln. So in Korinth (18, 13): Dieſer überredet die Leute Gott zu dienen dem Geſetze zuwider (παρὰ τὸν νόμον). In Philippi wurde derſelbe Apoſtel und ſein Begleiter angeklagt (16, 2 ff.): Dieſe Menſchen machen unſere Stadt irre (als Unruheſtifter) und ſind Juden, und verkündigen eine Weiſe, welche uns nicht ziemet anzunehmen noch zu thun, weil wir Römer ſind. Ja man ſtempelte den Apoſtel zum politiſchen Agitator (24, 5): Wir haben dieſen Mann gefunden ſchädlich, und der Aufruhr erreget (κινοῦντα στάσιν) allen Juden auf dem ganzen Erdboden, und einen Vornehmſten der Sekte (Häretiker) der Nazaräer. Auch in Theſſalonich (17, 17): Dieſe handeln wider des Kaiſers Gebot (δόγματα, Verordnungen), ſagen ein anderer ſei König, nämlich Jeſus. In Epheſus (19, 27) lautete die Anklage volkswirtſchaftlich, die gewinnreichen Geſchäfte in Dianenbildern ruinierend, ja ſakrilegiſch gegen die Majeſtät der Göttin und zugleich ehrenrührend und fatal für die Stadt, welche den berühmteſten Tempel hegte mit der Gegenwart des durch die ganze Welt verehrten Bildes. Auch ſpäter unter den chriſtenverfolgenden Kaiſern lautete die Anklage auf Hoch-

verrat, wohin die Predigt vom Reiche Gottes und Christi gedeutet wurde, der bilderlose Gottesdienst galt als Atheismus, die Abendmahlsfeier als thyestisches Gastmahl, die christlichen Versammlungen als Verschwörung zu geheimen Verbrechen, die allgemeine Bruderliebe als Anreizung zu unnatürlicher Wollust. Bei der überall herrschenden tiefen Korruption mußte das christliche Gewissen es als seelengefährlich verabscheuen, Civil- oder Militärämter zu bekleiden — auch das war den Heiden verdächtig. Die Wahrheitsliebe der Christen verstieß natürlich öfters gegen die lügnerischen Feinheiten der griechisch-römischen Übercivilisation — das war Rohheit einer Religion barbarischen Ursprungs, wogegen die National-Religion, aus dem Altertum überliefert, eines gebildeten Menschen allein würdig geachtet wurde. Verächtlich war und ist weiter den stolzen Philosophen die Aufnahme von Sündern und ehemaligen Verbrechern in die christliche Gemeinde, während in die Mysterien nur die reinen Herzens sind eingeweiht wurden. Die gegenseitige Bekämpfung und öffentliche Verachtung der christlichen Parteien wegen Differenzen in Gebräuchen war natürlich stets ein Skandal vor den Heiden. Aus allem ergiebt sich, daß nicht sowohl die Lehren des Christentums als dessen *Auftreten in neuen Sitten und Gebräuchen*, im Konflikt dieser untereinander und mit den landläufigen, selbst gesetzlich normierten Sitten der Weltumgebung stets die Christenverfolgungen veranlaßt hat. Selbst die Reformation war nicht bloß ein Kampf um Dogmen, sondern auch um Sitten und Gebräuche. Ablaß, Cölibat, Meßopfer, Heiligendienst, Rettungswesen für Verstorbene, Klöster, hierarchisches Kirchenregiment ꝛc. waren die Gegenstände des Streites. Die protestantischen Dogmen verinnerlichten und idealisierten nur den Protest gegen die *Mißbräuche* der Kirche Roms. Durch den neuen Geist und das neue Wesen des Christentums wird überall das alte Wesen, der Formendienst, alles was der Weltgeist erzeugt hat oder durch ihn in Besitz genommen worden ist, an der Wurzel angegriffen. *Der Weltgeist und die Weltform kämpfen um ihre Existenz gegen das wahre Christentum, dessen Geist von oben, aus Gott selber, stammt.*

Das Evangelium wirkte trotzdem doch von Anfang an bis heute nicht nur umgestaltend in den Herzen der Gläubigen, sondern auch als ein Sauerteig unter den draußen stehenden Massen und änderte allmählich die Sitten und Gebräuche der Völker. Selbst das fein ausgebildete römische Recht konnte sich dem christlichen Einfluß nicht entziehen. Die Gesetze unter Konstantin und Theodosius atmen schon den neuen Geist. Der justinianische Kodex aber, verglichen mit den früheren Gesetzsammlungen,

zeigt in allen Abteilungen neue Rechtsauffassung, oder modifizierte Ausführung der römischen Grundbegriffe des Rechts. Ich erinnere an die Patria Potestas, die Stellung der Frauen, Erbrecht, Sklaverei, Aussetzen der Kinder, unnatürliche Laster, grausame Belustigungen, Wohlthätigkeitsanstalten. Es ist nicht meine Sache, diesen Punkt weiter zu verfolgen. Es wäre aber gewiß wünschenswert, daß von kompetenter Seite das Recht, die Sitten und Gebräuche der Völker, mit denen das Christentum in Berührung kam, einmal gründlich untersucht würden, nach dem ursprünglichen Zustand und der höchsten Entwicklung im Heidentum und dann nach den Veränderungen, welche direkt oder indirekt der Anregung durchs Christentum zugeschrieben werden müssen. Der Segen des Christentums für die Völker ergiebt sich auf diesem Wege in schlagendster Weise.[1])

In China wirkt das Evangelium ebenfalls umgestaltend. Aber wir stehen noch in den Anfängen, so daß die charakteristische Eigentümlichkeit der Früchte des chinesischen Christentums noch nicht bestimmt werden kann. Jedenfalls ist es höchst wichtig für die Zukunft der evangelischen Kirche in China, jetzt schon auf die praktischen Wirkungen des Evangeliums, insofern dieselben eine Umgestaltung der Sitten und Gebräuche der Chinesen einleiten, ein aufmerksames Auge zu haben. Die Anfänge sind auf diesem Gebiete äußerst wichtig. Die Chinesen sind gar zu sehr geneigt, irgend eine Form sich anzueignen, namentlich wenn diese ihrem alten Wesen behagt, und dieselbe dann nach einiger Zeit als „unabänderliche Sitte" geltend zu machen. Auch ist es sehr wichtig, daß alte heidnische Sitten, welche unverträglich sind mit dem Evangelium, nicht in den christlichen Gemeinden geduldet werden aus allerlei menschlichen Rücksichten, da dieselben voraussichtlich später als böse Wurzel böse Sprossen treiben und die gute Pflanzung verderben. Soviel läßt sich schon erkennen und daher mit Bestimmtheit aussprechen, daß die Sitten und Gebräuche in China den Hauptzankapfel bilden werden zwischen den verschiedenen Gemeinden der verschiedenen Missionsgesellschaften, ja zwischen den Gemeinden derselben Gesellschaft, und sogar in jeder Gemeinde werden Spaltungen entstehen wegen dieser oder jener Sitte. Die Missionare selber können diesem traurigen Geschicke nicht entgehen. Es giebt fast keine Frage in Beziehung auf chinesische Sitten, welche nicht zwei Parteien hervorruft, die sich einander mehr oder minder schroff gegenüberstellen. Die dritte, oft schlimmere Partei der Vermittler fehlt natürlich auch selten. In China besteht allerdings keine Kaste wie in Indien, dafür aber herr-

[1]) Ich gebe diesen Wunsch weiter mit der Bitte, daß bald ein berufener Mann ihn realisiere. D. H.

schen hier andere Bräuche, welche kaum geringere Schwierigkeiten bieten. Und nicht nur das, es erheben sich bereits ernstliche Gefahren anderer Art. Durch die verschiedenen Bräuche der römisch-katholischen Missionen, der griechisch-katholischen, der verschiedenen evangelischen Missionen, der Episkopalen, Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten, und wie sie alle heißen, werden die Chinesen auf die eigentümlichen Unterschiede, welche die Christenheit trennen, aufmerksam. Was ist nun eigentlich das Christentum?, fragte schon vor einem Jahrzehnt ein hoher chinesischer Staatsmann (Tseng Kwot-fan). Jede Kirche behauptet von sich die wahre zu sein und streitet es den andern ab, werdet doch selber erst klar über eure Religion, ehe ihr Konfutianer, die wissen was sie sind, bekehren wollt! Eine befriedigende Antwort auf solche Frage und Auslassung ist für die Mission Pflichtsache. Andere Chinesen, ja gerade solche, welche forschen, vielleicht auch manche Christen, werden skeptisch, oder auch gleichgiltig beim Anblick dieser auffälligen Konfusion. Eine Form gilt dann so viel wie die andere, warum sollten nicht die Chinesen irgend eine beliebige Form selber aufstellen neben den vielen, die bereits in der Christenheit bestehen?

In Beziehung auf Sitten und Gebräuche haben wir es also nicht mit unfruchtbaren philosophischen und philologischen Untersuchungen zu thun, sondern mit Lebensfragen der evangelischen Mission.

Bei der Lösung solcher scheinbar rein praktischen Fragen hängt aber auch wieder alles ab von dem Geistesgehalt derer, welche den Beruf haben, die Endentscheidung herbeizuführen oder doch vorzubereiten. Es ist wirkliche Einsicht in die Verhältnisse erforderlich. Eine einzelne Frage kann auch selten endgiltig für sich entschieden werden, sondern ist im Zusammenhang mit dem Lebensgebiet zu betrachten, in welchem die betreffende Sitte ein Glied ist, bedingt von andern Sitten und wieder eine ganze Reihe bedingend. Neulinge sind gewöhnlich schnell fertig mit ihrem Urteil, da sie einfach ihre fremde Anschauung auf die einheimischen Verhältnisse übertragen, die Schwierigkeiten nicht sehen, und von relativer Berechtigung nichts wissen wollen. Was solche Leute nicht von Hause aus gewohnt sind, gilt ihnen für nicht christlich, und was sie gewohnt sind — auch wenn es aus dem altgermanischen Heidentum stamnt — das soll als selbstverständliche christliche Sitte den jungen Christengemeinden anderer Völker oktroyiert werden. Der Missionar hat es ja auch am bequemsten, sich auf den Gebrauch seiner Partikularkirche zu steifen, so ist es zu Hause — ergo müssen es die Chinesen gerade so machen. Damit trägt man also seinen kirchlichen Partikularismus mit Haut und Haar auf die Mission über, man mag sonst noch so schöne Allianzphrasen in

Missionsblättern und als Festredner gebrauchen. Ja es kann nicht dabei stehen bleiben, sondern die heimatliche kirchliche Polemik wird ebenfalls auf die Mission übertragen. Um seine kirchliche Absonderlichkeit im Kultus, besonders Abwehr gemeinschaftlicher Kommunion, zu rechtfertigen, muß man die eigene Art als die wahre Kirche hinstellen, jede Abweichung davon verketzern als Unordnung, Abfall ꝛc. Viele Chinesen sind schlau genug, ihren materiellen Vorteil aus solchen Verhältnissen zu ziehen. Die beste Kirche ist die, welche am besten bezahlt, d. h. wo der Missionar, kraft seines Amtes, über eine volle Kasse zu verfügen hat und die chinesischen Christen nur ja keinerlei Beiträge für Kirche und Schule zu geben haben. Was notgedrungen gesammelt wird, wandert in Kassen für verschiedene Zwecke und eine faktische Verwendung für Zwecke des Reiches Gottes wird vermieden. Bischöfliche Kirchen stehen in größerer Gefahr nach der Seite als Presbyterianische, doch sind letztere nach manchen Seiten auch wieder schroffer als jene. Man soll sich aber nur ja nicht täuschen über die schließlichen Resultate solcher Missionspraxis. So lange die einheimischen Gemeinden ganz unselbständig sind und sich, schon aus pekuniären Gründen, alles gefallen lassen, geht es scheinbar besser voran als in anderen Missionen, welche von Anfang an die künftige Selbständigkeit der einheimischen Kirche im Auge haben und deshalb viele Schwierigkeiten überwinden müssen, woran man dort gar nicht denkt. Werden aber die Gemeinden größer und die materielle Beihilfe durch den Missionar im Verhältnis geringer, oder muß diese aus anderen Gründen ganz aufhören, so erfolgt *ein schlimmer Rückschlag*, der manchmal sogar auch vorher schon eintritt, *da die heidnische Sitte nicht überwunden*, sondern nur niedergehalten worden ist.

Jetzt hört man auf der andern Seite oft das Schlagwort: *Die heidnische Sitte muß bekehrt werden.* Der Satz klingt ganz schön, ist aber, wenn nicht vorsichtig im evangelischen Geiste ausgeführt, sehr gefährlich. Viele heidnische Sitten können nicht bekehrt werden, sondern sind einfach abzuthun. Ein reiner christlich evangelischer Standpunkt ist mit aller Entschiedenheit von Anfang an einzunehmen und festzuhalten. Wir haben den Beruf als evangelische Missionare nicht den Menschen zu gefallen, sondern Gott. Es muß also stets die Frage gestellt und beantwortet werden: *ist diese Sitte vor Gott wohlgefällig oder das Gegenteil?* Was hilft es, wenn man das Christwerden erleichtert, dagegen das Seligwerden erschwert? Jede Sitte ist zu prüfen, ob sie von Gott stammt und zu Gott führt. Mit den Aufsätzen der Ältesten machte Christus, unser Meister, kurzen Prozeß. Selbst das „unschuldige" Hände-

waschen unterließ er und stieß die hohen Herren seiner Zeit vor den Kopf. Die Beschneidung war ein göttliches Institut, aber *symbolischen Charakters*, darum kämpfte Paulus als Apostel Christi mit Eifer dagegen. Als Fundamentalsatz für unseren Kultus gilt: Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Das allein ist Gottesdienst im Sinn und Geist Christi. Dieser Gottesdienst ist auch nicht beschränkt auf Andachtsübungen, sondern umfaßt alle Werke christlicher Liebe. *Nach evangelischen Grundsätzen hat gar keine Kultusform eine heilsbedingende Bedeutung.* Unser Verhältnis zu Gott ist ein ganz persönliches, auf *Glauben* beruhend, nicht auf irgend welchem Werke des Gesetzes, noch weniger des Kultus. Wie die guten Werke, so sind auch alle Arten christlicher Sitten und Bräuche nicht Voraussetzung, sondern Folge oder naturgemäßer Ausdruck unserer *vollzogenen Versöhnung* mit Gott. Dieses schließt Anbetung Gottes für alle Heilsthatsachen ein. Im Himmel, nach der Vollendung aller Dinge, wird letzteres den Hauptgottesdienst bilden, vielleicht sogar den einzigen. In der jetzigen Weltzeit dagegen *soll die unsichtbare Gegenwart Gottes durch die Gemeinde sichtbar werden* und die Gemeinde soll sich zu dem Zweck immer mehr von der Gegenwart Gottes erfüllen lassen, die *gottmenschliche Vereinigung* soll sich immer inniger vollziehen und damit völliger werden.

Die Sitten und Gebräuche eines Volkes oder einer Gemeinschaft, ja eines einzelnen, sind der *Maßstab des Geisteslebens*, es sind die Früchte des Geistes, der die Betreffenden beseelt. *Die Gebräuche zeigen den intellektuellen Stand, die Sitten den sittlichen.* Die Sitten besagen aber mehr, da sie unmittelbarer Ausdruck des Lebens sind, während Gebräuche zu leeren Formen werden können. Das religiöse Leben findet jedoch seinen vollen Ausdruck nie ausschließlich in den Sitten und Gebräuchen, selbst intensiv-religiöser Art, sondern die spontanen Handlungen aus religiösen Motiven, sei es Andacht oder Wohlthätigkeit, Askese oder Schwärmerei sind als notwendige Ergänzung mit zu berücksichtigen.

In der christlichen Gemeinde soll christliche Sitte und sollen christliche Gebräuche zur Darstellung kommen. Beide dürfen nicht äußerlich angelernt werden, sondern sollen *natürliche Ausgestaltungen des neuen Geisteslebens von oben* sein. Nicht die Form erzeugt den Geist, sondern dieser die Form. Alles angelernte Wesen ist ungesund, mag wohl als gymnastische Übung etwas nütze sein, aber durch den unvermeidlichen Mechanismus wird der Geist vertrieben oder ertötet.

Die christliche Gemeinde ist der Leib Christi, Christus aber ist Inkar-

nation oder Fleischwerdung Gottes. Die Gemeinde ist somit eine Fortsetzung der Inkarnation, oder will man es anders ausdrücken, eine Weiterwirkung der Menschwerdung Gottes durch den Lebensverband der Gemeinde mit dem erhöhten Christus. Wie Christus weder rein Gott, noch bloß natürlicher Mensch war, sondern ein gottmenschliches Wesen in allen Äußerungen seines Daseins, so soll die christliche Gemeinde weder abstrakt himmlisch-göttlich, noch auch rein natürlich-menschlich sein, sondern ebenfalls gottmenschlich in jeder Darstellung ihrer selbst. Diese gottmenschliche Bethätigung der Gemeinde besteht darin, daß in der Gemeinde, durch die Mittlerschaft Christi, und unter der Wirksamkeit des heiligen Geistes, Gottes Plan in Beziehung aufs Ganze der Menschheit immer mehr zur Ausführung und sichtbaren Darstellung gelange. Die christlichen Sitten und Gebräuche müssen also, wie die christliche Gemeinde selber, den Charakter des Gottmenschlichen an sich tragen. Das rein Menschliche ist noch nicht christlich, die endliche und sterbliche Natur in höchster Verklärung ist ebenfalls noch nicht christlich. Gott muß erscheinen in der Natur, der himmlische Vater sich kundgeben im Menschlichen — damit erst ist das wahrhaft Christliche gewonnen. Jede specifisch christliche Sitte und christlicher Brauch muß unmittelbarer Ausdruck dieses gottmenschlichen Verhältnisses sein. Losgelöst davon wird die beste Sitte zur Unsitte, der beste Brauch zum Mißbrauch (z. B. Händewaschen und Beschneidung). Darauf zielen die apostolischen Sendschreiben und auch die Offenbarung Johannis.

Voraussetzung dazu ist jedoch stets, daß Christus in jedem einzelnen Gestalt gewinne. Der Tod Christi als Akt der Versöhnung ist und bleibt die Fundamentalthatsache des Heils. Die christliche Gemeinde darf aber nicht dabei stehen bleiben, sondern hat das große Resultat, die Versöhnung mit Gott, und das daraus sich ergebende Leben in der Gemeinschaft mit Gott, in allen Beziehungen des Menschenlebens zu verwirklichen. Das Leben in der Liebe Gottes wird zur vollen Wahrheit.

Im alten Testament war das Gottmenschliche nur im Vorbild vorhanden, typisch und symbolisch dargestellt. Im neuen Testament, in der christlichen Gemeinde, soll die Wirklichkeit, die Erfüllung, sich zeigen, hier ist das Symbol nicht mehr am Platze.

Das Heidentum, in seinen edelsten Erscheinungen, erhebt sich ebenfalls zur Symbolik der Theophanie und Apotheosis, die zum Teil tiefsinnig ist, aber eben das wahre Wesen, die Sache selber, nie ersetzt. Was hilft einem Hungrigen ein symbolisches Gastmahl? Wirkliche Speise nur ver-

mag ihn zu laben. Wir haben im Evangelium die Nahrung für die Seele, haben Leben und volles Genüge, damit wollen wir die Hungrigen reichlich versorgen. Das große Gewicht, das in der Neuzeit, auch in der evangelischen Kirche, von manchen Seiten aufs Symbolische gelegt wird, ist keine Förderung, sondern ein Rückschritt im Glaubensleben.

In der religiösen Kunst behält selbstverständlich das Symbol seine Bedeutung, dient aber als Kunst dem Geschmack und der Sinnigkeit, darf nie gottesdienstliche Bedeutung beanspruchen, da das Abfall vom Evangelium bedeuten würde. Dieser Punkt ist überaus wichtig in Beziehung auf die Kultuseinrichtungen in den Missionsgemeinden. Man nennt ja die feierlichen Versammlungen der Christen, besonders die sonntäglichen, Gottesdienste, was richtig ist, wenn die versammelte Gemeinde Gott als Organ dient und Gott die Gemeinde mit den mannichfaltigen Charismen bedient. Indem man die Kunst in den Dienst der Kirche stellen will, wird dem ästhetischen Genuß und Weltgeschmack gedient. Man sucht im besten Falle die Naturverklärung gewissermaßen als Raub an sich zu reißen, während wir noch lange nicht mit der Menschheit fertig sind. Nicht daß die Gemeinde echte Kunst nicht schätzen oder gar ausschließen sollte, aber Gottesdienst und Kunstgenuß sind streng auseinander zu halten. Wie der Gemeindegesang nicht Kunstgesang werden darf, noch das Orgelspiel, während der Feier, Konzertmusik, so hat auch weder Malerei noch Skulptur als Kunst eine Stelle im evangelischen Gottesdienst, sondern sind nur soweit zulässig als die Idee des neutestamentlichen Gottesdienstes und das Bedürfnis der Gemeinde (nicht einzelner Kunstverständiger) in richtig christlichem Gefühle es erfordern. Unpassende oder unschöne Formen sind ebenfalls zu meiden, da sie störender wirken als künstlerische Vollendung. Evangelische Einfachheit und Würde im Baustil und Ornament finde ich am entsprechendsten. Die religiöse Kunst kann außen an der Kirche und außerhalb der Kirche in Schule und Haus ganz angemessene Verwendung finden.

Ferner gilt es zu bedenken, daß die Zustände der Heimat, namentlich staatskirchliche Verhältnisse, nicht auf junge Missionsgemeinden übertragen werden können. Die kirchlichen Verhältnisse der Heimat sind geschichtlich geworden, beruhen also auf historischen Thatsachen, damit ist nicht konstatiert, daß sie deshalb durchaus dem christlich-evangelischen Begriffe entsprechen. In den Missionsgemeinden wird aufs neue der Grund gelegt, da gilt es als weiser Baumeister zu handeln, nicht aber durch unpassendes Material und noch unpassendere Pläne den Neubau zu gefährden. Es ist das eigentlich selbstverständlich, wird nur in der Praxis leider selbst

von manchen Leitern nicht verstanden. Die kirchlichen Verhältnisse, besonders in Deutschland, sind nun einmal anders geartet als die Zustände der Missionsgemeinden sich gestalten sollen und werden.

Um Mißverständnis zu vermeiden, betone ich ausdrücklich, daß ich keinen Beruf fühle irgend etwas gegen die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands zu sagen. Ich erwähne nur die unbestreitbare Thatsache, daß die dortigen kirchlichen Zustände durch die Macht der historischen Verhältnisse so geworden sind. In den Missionsgemeinden dagegen fehlen jene historischen Voraussetzungen der Abendländer, da handelt es sich um Ausgestaltung des gottmenschlichen Wesens *in den örtlich gegebenen Verhältnissen*. Die lebendige Christengemeinde in Afrika wird also eine andere Gestalt gewinnen als die ebenso lebendige Gemeinde in China. Weil also die *natürlich-menschlichen Verhältnisse* als Voraussetzung der Ausgestaltung des gottmenschlichen Verhältnisses andere sind, deshalb *müssen* die Missionsgemeinden eine andere Gestalt gewinnen als die Kirchen der Heimat. Das *Müssen* wird sich geltend machen trotz aller Befangenheit einzelner Missionare und Missionsleiter in kirchlichen Schablonen.

Aber es ist doch zu beklagen, daß durch geistlose kirchliche Starrheit in der Mission zunächst, und vielleicht noch lange fort, viel Schaden angerichtet wird. Nicht nur wird manche tüchtige Kraft unnütz aufgerieben und viel Geld verschwendet, es geht auch viel kostbare Zeit verloren. Die einheimischen Christen sind eben *zu selbstthätigem Christentum* erst zu erziehen. In sich fertige Kirchenkörper, welche bereits abgeschlossen haben in der Entwicklung von Dogma, Kultus und Kirchenregiment, befördern in der Mission nur *Treibhauskultur*, vernachlässigen dagegen die Acclimatisation im Freien, welcher allein die Zukunft gehört. Nicht daß ich damit irgendwie die Resultate langjähriger selbstverleugnungsvoller Arbeit bemäkeln möchte, ich rede von der Zukunft der Mission, nicht von der Vergangenheit. Der Anfang einer Mission ist überall schwierig und war es besonders in China. Damals war es z. B. zu entschuldigen, daß man Schüler bezahlte, nur um etliche Chinesen zu notwendiger Hilfe in Schule und Kapelle zu erlangen, aber es ist eine Schande für die betreffende Mission, wo es jetzt noch geschieht. So ist es mit der Art der Kapelleneröffnung, Gehilfenbildung, Traktat- und Bibelverbreitung und manchen anderen Arbeiten in der Mission. Die Praxis ist jetzt durchgehends eine andere, den eigentümlich chinesischen Verhältnissen besser Rechnung tragend. Die Mission muß, wie jedes andere durch Menschen betriebene Werk, aus der Erfahrung lernen. Wird eine Mission mechanisch betrieben, so hört sie auf Trägerin des evangelischen Geistes zu sein. Für den einzelnen

Missionar ist es ohnehin sehr schwierig, sich aus dem jedesmaligen traditionellen Geleise herauszuarbeiten und mit Geist und Geschick die Verhältnisse zu behandeln. Es wird dringend nötig, daß die Missionsleiter in der Heimat sich gründlich orientieren über alle Fragen, welche in der Praxis auftauchen, und von ihrem objektiven Standpunkt aus und mit weitem und tiefem Blick ihren Missionaren zur Lösung verhelfen.

Mein Fundamentalsatz für die chinesische Mission lautet: die Missionsgemeinde in China muß, eingedenk ihres Charakters als Leib Christi, die göttlichen Heilsgedanken in chinesischen Verhältnissen zur Darstellung bringen. Das ist das schöne Ziel, dem wir trotz aller Wellen des Naturlebens, trotz aller Stürme der politischen und socialen Drangperiode, mit Entschlossenheit und Ausdauer zusteuern müssen. An dieser Aufgabe gemessen erscheinen viele Streitfragen, über welche viele Köpfe sich erhitzen und Herzen erkalten, als recht jämmerliche Lappalien.

Noch ein anderer Punkt ist hier kurz zu berühren, das ist unsere Stellung zu den Volkssitten außerhalb der Gemeinde. Ich stelle zunächst zwei Sätze auf, welche bereits in dem enthalten sind, was oben über die Sitten und Gebräuche innerhalb der Gemeinde gesagt ist, nämlich 1) die Gemeinde soll sich rein halten von allem, was dem Geiste Christi fremd ist. 2) Dieser neue, christliche Geist wird sich innerhalb der Gemeinde seine Form schaffen auf Grund des eigentümlichen Naturlebens der Gemeindeglieder.

Die Volkssitte als solche, im Unterschied von christlicher Sitte, ist nur Ausdruck des Naturlebens, des Weltgeistes, nicht des Geistes Christi — darüber müssen wir uns klar sein. Weiter zeigt sich in den Volkssitten ein großer Unterschied, ob dieses Naturleben in reiner und edler Gestalt auftritt, oder vom Schmutz der Sünde und den niederen Leidenschaften befleckt, mehr oder minder bestialisch sich zeigt. Das Naturgebiet außerhalb der Gemeinde können und sollen wir anerkennen als Natur. Es ist das nötig, so lange diese Weltzeit besteht. Die Christen sollen auch nach Kräften darauf hinwirken, daß dieses Naturgebiet der Volkssitte gesäubert werde von allem abgöttischen und sündhaften Wesen und sich zur Darstellung eines reinen und schönen Naturlebens entfalte. Wie weit die Gemeindeglieder persönlichen Anteil behalten können an den Volkssitten, ohne Anstoß ihres Gewissens, das muß sich nach Umständen bestimmen. Regel bleibt, daß wir als Christen auch die Natur genießen dürfen, soweit dadurch die innige Gemeinschaft

mit Gott nicht gestört wird. Es wäre aber sehr verfehlt, wenn man die specifisch-christliche Sitte der Gemeinde aufs Volk im Ganzen anwenden wollte oder dieselbe sogar zwangsweise einzuführen strebte. Dagegen sträubt sich stets der Volksgeist, und mit Recht. Will man die Volkssitten bekehren, so muß der Volksgeist erst bekehrt werden. Am gründlichsten ist das natürlich der Fall, wenn das ganze Volk von Herzen bekehrt wird und damit einen andern Geist bekommt. Wo das nicht der Fall ist und kleine Christengemeinden dem Volke gegenüberstehen, da ist zunächst eine scharfe Scheidung nötig, bis die christliche Sitte der Gemeinde stark genug ist, nicht nur nicht von der Natursitte des Volkes verschlungen zu werden, sondern läuternd und verklärend auf dieselbe einzuwirken. Je mehr das Naturgebiet der Volkssitte gereinigt wird von allem Gemeinen und Häßlichen, desto näher kommt es auch dem Göttlichen, und der Übertritt in die christliche Gemeinde, in das Gebiet des Gottmenschlichen wird erleichtert. Die Vermischung dieser beiden Gebiete hat schon viel Unheil gestiftet, ist auch Schuld an manchen krankhaften Verhältnissen zwischen Kirche und Staat. Doch das Gesagte möge hier genügen und die Erfahrungen der römisch-katholischen Mission in China, welche der nächste Abschnitt darlegen wird, mögen zur Warnung dienen allen denen, welche die Volkssitten christianisieren wollen, ehe der Volksgeist umgewandelt ist.[1]) Arbeiten wir als Mitarbeiter Gottes, so ist unsere Arbeit von bleibendem Wert, auch wenn menschlich besehen der ausgezeichnetste Mißerfolg ihr vorläufiges Ergebnis ist. Man denke an Christus am Kreuz, an Paulus im Gefängnis, an die drei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche unter den Verfolgungen. Der Fels, worauf wir die Missionsgemeinde auferbauen, ist das fleischgewordene Wort des Vaters von Ewigkeit, das sich aber fort und fort verleiblicht in seiner Gemeinde.

Schließlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß das hier gestellte Thema nicht verwechselt werden darf mit dem über Missions-Methode. Beide Gegenstände berühren sich allerdings mannigfach, müssen aber dennoch wohl unterschieden werden. Die Stellung einer Mission zu den Sitten und Gebräuchen wird nur teilweise beeinflußt von der Methode, welche diese Mission befolgt. Unter Methode verstehe ich eine vorausbestimmte Richtung, oder Art der Wirksamkeit der Missionare ihren Beruf zu erfüllen und die Aufgabe der Mission zum Ziele zu führen. Da macht es schon einen Unterschied, wie das Ziel näher bestimmt wird, ob im all-

[1]) Mir scheint, als ob die alte römische Mission fast noch mehr umgekehrt die christliche Sitte ethnisiert habe. D. H.

gemeinen als Ausbreitung des Evangeliums, oder Bekehrung einzelner, oder Gemeindebildung und Selbständigkeit der Gemeinden, oder Christianisierung ganzer Völker. Die Methode hängt weiter ab von den Mitteln, die zur Verfügung stehen an Leuten und Geld, von der Gelegenheit, oder dem Zustand des Missionsgebiets, und der politischen Lage. Danach wird sich ergeben, ob man an zugänglichen Orten feste Stationen anlegt, oder Heidenpredigt treibt in der Nähe und Ferne, oder die Reisen auf Besuch der zerstreuten Christen beschränkt, oder ein Schulsystem inkl. oder exkl. Englisch einrichtet, oder literarisch arbeitet, oder ärztliche Praxis treibt, oder Frauenmission, oder auch eine Verbindung zweier oder mehrerer Methoden in einer vereinigt. Die Behandlung oder Ausführung von ein und derselben Methode ist aber auch wieder verschieden je nach der Persönlichkeit der Missionare. Zur Methode gehört auch die Art der Missionsleitung, ob der Missionar nur ausführt, was das heimatliche Komitee diktiert, oder ob jeder Missionar, so zu sagen, selbständig wirkt, oder ob alle Missionare derselben Gesellschaft auf einem Gebiete zu einer Konferenz geeinigt sind, und der einzelne unter der Konferenz steht, oder ob ein Superintendent das Komitee vertritt ꝛc. Der Gegenstand bedürfte eingehendere Behandlung von anderer Seite. Auf dem ungeheuren Arbeitsfelde von China sind die verschiedenen Methoden alle am Platze. Ferner ist bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit der einzelnen Arbeiten es nötig, daß Arbeitsteilung auch in der Mission durchgeführt wird, nicht ein Vielerlei auf einem Manne liegt, und damit nichts ordentlich und gründlich geschieht. In China ist *tüchtige* Arbeit dringend nötig. Auch dazu ist *tüchtige Missionsleitung* erforderlich, um auszufinden, welche Methode der Sachlage am entsprechendsten ist und für welche Arbeit die Persönlichkeit eines Missionars ihn besonders qualifiziert. Die Richtigkeit der Methode oder Tüchtigkeit eines Missionars können auch nicht ohne weiteres nach dem augenblicklichen Erfolge bemessen werden. Leichtsinnige Missionare taufen schnell und lassen jeden zur Kommunion, der nur kommt. Taufen und andere Erfolge werden schön berichtet und gedruckt, aber nicht der Abfall der Getauften und andere Mißlichkeiten. Andere wirkliche Erfolge stehen in keinem Zusammenhang mit der Methode oder Eigentümlichkeit des betreffenden Missionars, geschehen manchmal *trotz* derselben. Es gehört ein geübter Blick dazu, sich in der Beurteilung von Missionsarbeit von Irrtum frei zu halten. Doch auch darin kommt ein kindliches, gottergebenes Gemüt gewöhnlich der Wahrheit am nächsten. (Forts. folgt.)

Zeitfolge der Christianisierung der Völker nach Andeutungen der biblischen Weisſagung.[1]

Von Missionsinspektor Kratzenstein.

Eine großartige, verborgene Weisſagung von dem Elend und der Erlöſung der Menſchen findet ſich bereits in den Namen der zehn erſten Erzväter von Adam bis Noah. Der Goßner'ſche Miſſionar Ribbentrop war es, der dieſe Entdeckung auf dem Schiff im Hafen der Capſtadt machte, wie er ſelber es ausdrückt: „dieſe blitzende Schrift gefunden hat." Dieſe zehn Namen und deren Überſetzung, gleich in einen Satz gefaßt, lauten alſo:

Adam, Seth, Enos, Kenan; Mahalaleel, Jared,
Der Menſch, geſetzt in Elend und Klage; Gottes Preis iſt: er ſteigt herab,
Henoch, Methuſala, Lamech, Noah.
als Geweihter, überwindet d. Tod (führt d. Streit) u. bringt Kraft u. Ruhe.

Von Noah hoffte ſein Vater: „Der wird uns tröſten in unſerer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat." Aber die Welt wollte ſich vom Geiſte Gottes nicht mehr ſtrafen laſſen; darum ließ Gott die Sündfluth kommen und vertilgete alles Fleiſch mit Ausnahme Noahs und ſeines Weibes und der drei Söhne Noahs und ihrer Weiber. Dieſe drei Söhne waren aber ſehr verſchiedenen Sinnes. Das zeigte ſich an dem ſchändlichen Benehmen Hams gegen ſeinen Vater Noah. Sinn und Handlungsweiſe jener drei Stammväter der neuen Menſchheit ward von dem durchgreifendſten Einfluß für alle die folgenden Jahrtauſende der Weltzeit. Unſer Gott hat uns darüber nicht im Unklaren gelaſſen. Denn, wie Jakobus bei der großen Miſſionsberatung in Jeruſalem ſagte: „Gotte ſind alle ſeine Werke bewußt von der Welt her;" und wie der Prophet Amos (3, 7) ſagt: „Der Herr Herr thut nichts, er offenbare denn ſein Geheimnis den Propheten ſeinen Knechten." So geſchah es auch damals. Noah, vom Geiſte der Weisſagung ergriffen, that den entſcheidenden Ausſpruch: „Gelobet ſei Gott, der Herr des Sem, und Kanaan (Hams Sohn) ſei ſein Knecht. Gott breite Japhet aus, und laſſe ihn wohnen in den Hütten des Sem, und Kanaan ſei ſein Knecht." Da bereits iſt die Zeitfolge, in welcher das Heil den drei großen Völkerfamilien zu teil werden ſollte, klar und deutlich dargelegt. Bei Sem iſt in vorzüglichem Maße Er-

[1]) Die Redaktion ſtimmt mit den Anſchauungen des Verf. keineswegs in allen Punkten überein. D. H.

kenntnis und Dienst des wahren Gottes; er steht insofern voran; aber in seine Stelle tritt Japhet, derselbe wird zugleich im vorzüglichen Maße ausgebreitet über die Länder hin; Ham dagegen ist zur Unterthänigkeit bestimmt, Heil und Freiheit wird ihm zuletzt und erst infolge seiner Unterthänigkeit zu teil. Erst die Semiten, dann mit einem Wechsel des Vorrangs: die Japhetiten, nach ihnen erst die Semiten, und zuletzt die Hamiten: in dieser Folge ergreifen die großen Völkerstämme das Heil Gottes.

Ausgeschlossen aber von dem Heil ist kein einziger Völkerstamm: das liegt schon in dem Bunde, den Gott der Herr mit Noah für dessen Nachkommen gemacht hat. Das ist eine Thatsache, die in den Psalmen und Propheten immer und immer wiederklingt. So heißt es im 22. Psalm Vers 28: „Es werden gedenken aller Welt Ende, daß sie sich zum Herrn bekehren, und vor ihm anbeten alle Geschlechter der Heiden.“ Und Ps. 72, 11: „Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihm dienen.“ Und Ps. 86, 9: „Alle Heiden, die du gemacht hast, werden kommen, und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen ehren.“ Und Jes. 49, 6: „Ich habe dich, den Messias, zum Lichte der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende.“

Die wirkliche Scheidung der drei großen Völker-Familien, welche von den drei Söhnen Noahs abstammen, geschah aber erst infolge des Turmbaues von Babel: darnach zerstreuete der Herr die Völker über die Erde hin und verwirrete ihre Sprache, die bis dahin eine und dieselbe war, ja sogar dieselben Worte (דְּבָרִים אֲחָדִים) hatte.

In welcher Weise der semitische Volksstamm dem wahren Gotte vor den beiden andern Völkerstämmen gedient hat, davon wissen wir nichts. Es muß aber auch unter den Semiten hiermit nach und nach sich mehr verschlimmert haben, denn 327 Jahr nach der Sündflut ward Abram von Gott berufen, auszugehen aus seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft, damit er seinen Gottesglauben vor der Abgötterei seiner Verwandtschaft rein bewahren könne. Er wird nun der Träger des Segens, er erhält die Verheißung, welche auf seinen Sohn Isaak übertragen und seinem Enkel Jakob wiederholt wird: „In dir und durch deinen Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden.“ Aus den zwölf Söhnen desselben wird Juda erwählt, von dessen Nachkommen das Haus Davids, und aus Davids Hause wird der Verheißung gemäß, als die Zeit erfüllet war, der Weibessame geboren, der Jungfrauen Sohn, Jesus, der Welt Heiland, hochgelobet in Ewigkeit.

Derselbe spricht es klar und deutlich aus: „Das Heil kommt von

den Juden!“ (Joh. 4, 22.) Wie gerne hätte er ſein Volk im Glauben um ſich verſammelt wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt. Aber ſie wollten nicht! So muß er es ihnen (Matth. 21, 43) offen ausſprechen: „Das Reich Gottes wird von euch genommen, und den Heiden gegeben werden, die ſeine Früchte bringen.“ Und von Jeruſalem ſagt er (Luk. 21, 24): „Jeruſalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird.“

Bemerken wir wohl: die Juden, welche ſemitiſchen Stammes ſind, haben das Heil auch des neuen Bundes zuerſt empfangen. Dasſelbe ſoll aber, wie wir aus der Verheißung an Abraham wiſſen, allen Völkern zu teil und zum Segen werden. Darum ſendet der Heiland ſeine Jünger aus mit dem Befehl: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur, lehret alle Völker und taufet ſie.“ Und zwar ſollen ſie ſeine Zeugen ſein (Apoſtg. 1, 8) zuerſt „in Jeruſalem, in ganz Judäa und Samaria, dann aber bis an die Enden der Erde.“

Unter Israel hatten ſie zunächſt herrliche Erfolge: am Pfingſtfeſt und in den Jahren nachher entſtand dort ſchnell und kräftig die Urkirche, die des Heiligen Geiſtes voll und Ein Herz und Eine Seele war. Dann aber geriet die Sache ins Stocken, die Feindſchaft der Juden ward immer größer, Verfolgungen brachen aus, infolge deren indeß Judäa und Samaria durch die chriſtlichen Flüchtlinge das Evangelium noch reichlicher erhielten. Nun werden auch die erſten Heiden getauft: der Kämmerer aus Mohrenland als der Erſte — aber: „Die Erſten werden die Letzten ſein;“ dann Cornelius, der römiſche Hauptmann mit ſeiner Freundſchaft und Verwandtſchaft; dann Griechen in Antiochien. Dieſes letzte Ereignis ward ſeiner Bedeutung nach das erſte und wichtigſte: von der Gemeinde in Antiochia wurden (Apoſtg. 13, 2) die erſten Miſſionare ausgeſandt, Paulus und Barnabas.

Und wohin geht ihr Weg? Nicht nach Oſten zu den verwandten ſemitiſchen Völkerſchaften, ſondern nach Weſten, wie die Sonne im Oſten auffteigt und nach Weſten ſich wendet, und wie auch, laut des Zeugniſſes des Sueton und Tacitus, die römiſchen Heiden das Heil und den Heiland von Oſten her erwarteten. Stets wandten ſie ſich zuerſt an die Juden, denn Paulus hatte (Röm. 1, 16) die Loſung: „Den Juden vornämlich und auch den Griechen.“ Aber immer und immer wieder fanden ſie bei den Juden in überwiegender Weiſe Widerſpruch, Feindſchaft und Verfolgung. So wurden die von Paulus geſtifteten Gemeinden vorzugsweiſe heiden-chriſtliche Gemeinden: aus den Heidenchriſten nahm er ſeine Gehilfen, aus den Heidenchriſten beſtellte er die Vorſteher, Paſtoren und Biſchöfe der

Gemeinden. Das that er, geleitet durch den Heiligen Geist, der ihn in alle Wahrheit, auch in diese Wahrheit leitete, und genötigt durch die Thatsachen, die er nicht ändern konnte noch wollte. Die alte Weissagung Noahs trat in ihre Erfüllung: „Gott lasse Japhet wohnen in den Hütten Sems."

Durch Paulus ward kleinasiatischen Griechen das Heil in Christo gebracht, sodann einer gälischen oder welschen Völkerschaft in Galatien, dann ging er hinüber nach Europa, ausdrücklich dazu durch den Herrn selber berufen, zunächst nach Macedonien, dann nach Griechenland, dann nach Rom, und darnach, so schrieb Paulus, will ich nach Spanien reisen. Die Inseln und der Küstenbereich des Mittelländischen Meeres: das war das Gebiet der ersten Missionswirksamkeit unter den japhetitischen Völkern. So hatte es der Geist der Weissagung vorhergesagt, und so mußte es kommen; denn „Gott sind alle seine Werke bewußt von der Welt her;" und dazu trieb und leitete der Heilige Geist, der wahre und wirkliche Statthalter und Stellvertreter Jesu, der andere Sachwalter während der Kirchenzeit.

Und so bleibt es auch in den folgenden Jahrhunderten. Das römische Reich, namentlich europäischen, japhetitischen Teils, ist der Schauplatz der Wirksamkeit und der Siege des Evangeliums. Mehr und mehr tritt die Kirche aus Israel zurück, ja im Wesentlichen liegt bereits am Ende des ersten christlichen Jahrhunderts die Führerschaft in den Händen der japhetitischen, der griechischen und der römischen christlichen Gemeinden.

Wie schon gesagt, die Weissagung stimmt völlig damit überein. Es giebt nämlich außer jener Urweissagung Noahs noch andere Stellen, in welchen dieser Gang der Dinge bereits im Voraus angekündigt war. Eine Stelle in den Psalmen und eine Stelle in den Propheten haben diesen Lauf des Evangeliums klar vorgezeichnet; klar insofern, daß man nach der Erfüllung deutlich sehen konnte, was der Geist der Weissagung gemeint hatte. Jesaja weissagt Kap. 49, 12: „Siehe diese werden von ferne kommen, und siehe, jene von Mitternacht, und diese vom Meer, und jene vom Lande Sinim." Das erste Wort dieser Weissagung ist im doppelten Sinne erfüllt worden. Von ferne kamen die gottesfürchtigen Leute, welche am Pfingstfest der andern Apostel Lobpreis und Petri Predigt hörten und sich bekehrten und die erste Gemeinde, die Urkirche, bildeten. Mit besonderer Geflissentlichkeit wird von diesen durch den Geist Gottes in namentlicher Darlegung hervorgehoben, daß sie fernher von allen Ländern der Erde nach Jerusalem gekommen wären:

„Parther und Meder und Elamiter, und die wir wohnen in Mesopotamien, und in Judäa und Kappadocien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphilien, und aus den Landschaften von Libyen bis Kyrene, und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber." Das war das Angeld der Kirche Jesu, Leute aus allerlei Völkern und zwar aus allen drei großen Völkerfamilien: aus Japhet, Sem und Ham, eine thatsächliche Weissagung davon, daß einmal alle Nationen der christlichen Kirche eingefügt werden sollten. Von ferne kamen, und zwar auch im innerlichen geistlichen Sinne, die griechischen und römischen Heiden, welche sich im Laufe der ersten drei Jahrhunderte zum Christentum bekehrten. Gerade diese auf ihre Bildung und auf ihre Macht stolzen Leute, welche außerdem durch eine ungläubige Wissenschaft und hoffärtige Philosophie von ihrem alten Götterglauben abgebracht waren, können mit Recht als „ferne vom Evangelium" bezeichnet werden: Kultur-Völker dieser Art sind in der That ferner vom Glauben an Jesum als einfache und rohe Naturvölker.

Neben dieser Stelle aus Jesaja ist noch besonders bedeutsam eine Stelle aus dem 72. Psalm, einem Psalm Salomos. Der Psalm ist, wie die Überschrift sagt, eine Weissagung von Christo und seinem Reich. Dort heißt es allgemein in V. 8: „Er wird herrschen von einem Meer bis ans andere und vom Wasser bis an der Welt Ende." Und dann heißt es V. 10. „Die Könige von Tharsis und in den Inseln werden Geschenke bringen." Tharsis war eine phönicische Kolonie in Spanien; dieselbe bezeichnet die Grenze der Wirksamkeit des Paulus, überhaupt wohl die Westgrenze der Missions-Wirksamkeit im apostolischen Zeitalter. Dies geschieht indes gewissermaßen und zum Teil auch durch den folgenden Ausdruck: „Die Könige der Inseln." Eine Insel war es, die Insel Cypern, auf welcher Paulus zuerst das Evangelium predigte. Dann hatte er seine erste erfolgreiche Thätigkeit in Klein-Asien, welches im Sinne der Bibel ebenfalls eine Insel ist. Unter Inseln im weitern Sinne versteht die Schrift auch die Meeresküsten; Macedonien, Griechenland, Italien, Rom, wohin sich dann Paulus mit der Predigt des Evangeliums wandte, gehören ebenfalls nach biblischem Begriffe als Küstenländer und Halb-Inseln zu den Inseln. Dies alles gehört noch in die Arbeit des apostolischen Zeitalters und das ist der erste Abschnitt in dem ersten Zeitraum der Ausbreitung des Evangeliums; im weitern Sinne mag man dazu noch die ersten Jahrhunderte rechnen, in denen die Christianisierung des römischen Reiches vollendet wurde.

In Folge der Völkerwanderung im 4. und 5. Jahrhundert werden

auch sowohl die deutschen wie die slavischen Völkerstämme Gegenstand der Mission; diejenigen Stämme, welche in das Gebiet des römischen Reiches einwanderten, wurden sehr bald Christen, später die mehr landeinwärts wohnenden, auch in Sprache und Sitte frei und selbständig bleibenden deutschen und slavischen Stämme. Mit der Christianisierung derselben ist ein neuer Abschnitt in dem ersten Zeitraum der christlichen Missionsthätigkeit beschlossen. In Ps. 72, 10 fällt auch dies noch mit unter den Begriff der Inseln, denn im großen Styl angesehen ist ganz Europa, welches außerdem vielfach in Inseln und Halbinseln ausläuft, nur ein halbinselförmiges Vorland des gewaltigen Erdteils Asien.

Jesajas in Kap. 49, 12 benennt die Christianisierung der germanischen und slavischen Völker mit dem bezeichnenden Ausdruck: „Jene werden von Mitternacht kommen.“ Denn im Verhältnis zu Palästina wird Inner-Europa passend mit dem Namen Mitternacht oder Norden benannt.

Im spätern Mittelalter folgt dann die Mission den neu entdeckten Meeresstraßen. Der Seeweg nach Ost-Indien um Afrika herum wird entdeckt, und mehr: der gewaltige Erdteil Amerika wird entdeckt; in neuerer Zeit kommt noch dazu die Entdeckung der Inselwelt Australiens. Allenthalben erscheinen zuerst die rührigen Mönchsorden mit dem Evangelium. Alles indes, was sie an den Küsten von Afrika, von Ost-Indien und Hinter-Indien, von China und Japan ausgerichtet haben, ist von bleibendem Wert und Dauer nicht gewesen. Inzwischen hat die evangelische Mission auf der gewaltigen Halbinsel Ost-Indien sehr bedeutsame Missionserfolge bereits errungen, die namentlich in der letzten Zeit in augenfälliger Steigerung zunehmen und sich fortsetzen. Amerika dagegen ist mehr und mehr eine großartige Kolonie von Europa geworden, und zwar so, daß die katholischen romanischen Völker mehr Südamerika und zum größten Teil die Inseln von Mittel-Amerika, die evangelischen germanischen Völker mehr Nord-Amerika in Besitz genommen haben. Die Eingeborenen sind in Süd-Amerika noch zahlreicher vorhanden, in Nord-Amerika sind sie fast vertilgt, von irgend wesentlicher Bedeutung für das große Ganze des Reiches Gottes sind sie weder dort noch hier.

Ähnlich hat sich die Sache in Australien gestaltet, nur mit einem doppelten Unterschiede. Erstens sind hier die germanischen evangelischen Völkerschaften in betreff der Herrschaft sowohl wie des Eifers in der Christianisierung der Heiden durchaus im Vorrange vor den Katholiken. Und zweitens wird wahrscheinlich Australien eher völlig christianisiert sein, als namentlich das Innere von Süd-Amerika. Ganze Inselgruppen der

Südsee bekennen sich bereits zum Christentum, ja erhalten sich selbst in ihrem kirchlichen Bestande sowohl in betreff der Geldmittel, welche sie aufbringen, als auch der Lehrer und Prediger, welche aus ihrer eigenen Völkerschaft hervorgehen; ja senden selbst Missionare aus zu noch heidnischen australischen Inseln und Inselgruppen, und haben auch den ehrenvollen Beweis des Märtyrertums zahlreich geliefert. In Nord- und Mittel-Amerika findet sich dies auch hier und da, aber in bei weitem geringerem Grade. Zumeist wird wohl die Urbevölkerung Australiens, wie diejenige Amerikas ganz aussterben oder unmerklich in die Weißen aufgehen.

Diese Missionsthätigkeit bildet den dritten Abschnitt des ersten Zeitraums, und gehört auch noch mit unter die „Inseln" des 72. Psalms; Jesaias, Kap. 49 bezeichnet dieselben mit dem Ausdruck: „Diese werden vom Meere kommen." Auf den Inseln und in den Meerländern hat indes die Mission ihre Aufgabe durchaus noch nicht völlig gelöst. Was ist nun die Aufgabe dieses ersten Zeitraums der Mission gewesen und was ist sie noch? Ich bemerke, daß es sich bei dieser Frage darum handelt, was das Vorherrschende, das Eigentümliche dieses Zeitraums gewesen ist und noch ist. Denn wie es bereits am ersten Pfingsttag in Jerusalem geschah, so sind auch in diesem Zeitraum Leute aus Sem, Ham und Japhet zum Glauben gekommen, Leute ferner aus allerlei Art des Heidentums. Aber das Herrschende, Vorwaltende war und ist noch, daß die Völker, die bisher für das Evangelium gewonnen sind, Götter anbeteten, Götter in denen mehr oder weniger auch sittliche Gedanken verkörpert waren; daß die Leute zu diesen wirklich beteten, daß sie denselben Opfer brachten, daß sie an dieselben glaubten; daß dieselben also herausgeführt sind in den wahren christlichen Gottesglauben aus einem falschen Glauben, aus Mißglauben, aber immer doch aus einem gewissen Glauben.

Nun aber ist die Mission seit einiger Zeit bereits in einen neuen Teil ihrer Aufgabe eingetreten. Im Propheten Jesaia Kap. 49, 12 wird als viertes dies neue genannt: Jene werden kommen vom Lande Sinim. Unter den Auslegern herrscht jetzt fast völlige Einigkeit darüber, daß man unter Sinim das Land China zu verstehen habe. Außer bedeutsamen andern Gründen, welche für die Richtigkeit dieser Erklärung sprechen, sind es auch die Thatsachen, ist es die Wirklichkeit der Ereignisse, welche dafür den Beweis liefern. Was vor Eintritt dieses erst seit einigen Jahrzehnten begonnenen Zeitraums für die Christianisierung Chinas geschehen ist, auch früher von Rom aus, war entweder unbedeutend oder ist

wieder ausgerottet worden. Jetzt aber wird dies gewaltige Reich der Mitte von allen Seiten her mit Aufbietung großer Kräfte in Angriff genommen. Und es ist recht so: es ist dies die eigentliche nächste Aufgabe der Mission, namentlich seitens der Engländer und Nord-Amerikaner, von denen sich die ersteren am meisten von den Christenvölkern an China versündigt haben und von denen die andern die nächsten Nachbarn Chinas sind. China ist wirklich etwas anderes im Vergleich mit den übrigen Heidenvölkern. Es ist eine Welt für sich, durchaus anders geartet in allen seinen bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen und dazu von ungeheuerer Ausdehnung und von einer Seelenzahl von über 400 Millionen Einwohnern. Das ist aber noch das Geringste. Dies ist das eigentlich Bedeutsame, welches einen neuen zweiten Zeitraum der Mission begründet, daß die Chinesen in ihrem religiösen Fühlen, Denken und Gebahren durchaus von den Heiden verschieden sind, welche Götter haben und anbeten. Die Chinesen hatten früher aus der Uroffenbarung den Glauben an einen Gott. Aber dieser Glaube ist längst vergangen, wenigstens völlig verdunkelt und entstellt. China hat drei Religionen, welche zu Recht bestehen, die aber auch unter einander vermischt und gemeinsam angenommen werden können; und so ist es sogar vorherrschend der Fall. Alle drei Religionen haben das Gemeinsame, daß sie wohl aus irgend welcher Offenbarung, aber doch vorzüglich aus der menschlichen Vernunft abstammen. Noch am meisten nährt sich den übrigen Religionen der Taismus, die von Lao tzs herstammende Religion. Lao tzs nimmt eine Urvernunft, eine vernünftig wirkende Urkraft an, aus welcher alles entstanden ist und in welche auch endlich alles zurückkehrt; sodann lehrt er zumeist von den überirdischen Zuständen. Sein Zeitgenosse war Kong fu tzs: dessen Lehre ist eine Tugend-Religion, die eigentliche Reichsreligion von China; er lehrte hauptsächlich über die Dinge des gegenwärtigen Lebens, über die Zustände nach dem Tode weiß er nichts und lehrt er nichts. Diesen Mangel suchte man durch die Lehre des Buddha zu ergänzen. Buddha lehrt besonders über die Dinge der Zukunft, über Lohn und Strafe in der zukünftigen Welt. Die Chinesen haben wohl Götter, sogar in Unzahl; die meisten derselben sind aber abgeschiedene Menschen, Ahnen, deren vorzüglichste etwa noch durch die amtliche Reichszeitung in Peking ausdrücklich für Götter erklärt sind und noch erklärt werden. Es handelt sich bei ihnen zumeist um äußerliche Hilfe und äußerlichen Vorteil oder um Abwendung ihrer Ungunst. Hinzuzurechnen zu China werden diejenigen Länder sein, welche irgendwie unter dem Einflusse Chinas und sonderlich auch des Buddhismus stehen, namentlich die

hinterindischen Länder. Japan hat in der allerletzten Zeit eine durchaus unerwartete Stellung zum Christentum genommen: aus der völligsten Zurückweisung und Feindschaft ist es zur Duldung, ja zur Förderung des Christentums, zunächst freilich der weltlichen christlichen Bildung übergegangen. Vielleicht wird dies interessante Inselreich, welches schon einmal eine blühende christliche Kirche in sich barg und Blutzeugen, die grausame Martern erduldet haben, in großer Zahl aufzuweisen hat, das erste in dieser neuen Reihe, wo das Christentum herrschend wird; ist es doch auch seiner natürlichen Beschaffenheit nach das Mittelglied zwischen den „Inseln", auf welche sich die Mission der vorigen und auch noch der jetzigen Periode vorzugsweise richtete, zwischen denen, die „vom Meere" zu Christo kommen, und zwischen den Ländern und Völkern, China voran, die wir unter Sinim zu verstehen haben.

Und wenn diese Riesen-Aufgabe gelöst ist, selbstverständlich in einem Maße, wie es dem Herrn gefällt, der Zeit und Stunde bestimmt, was dann? Welche Aufgabe steht dann der Mission bevor? Schicken wir vor Beantwortung dieser Frage ein paar kurze Bemerkungen voraus. Die christliche Mission ist nun über 1800 Jahre alt und hat in dieser ganzen Zeit genau den Verlauf genommen, welchen uns die kurzen und rätselhaften, aber nach ihrer Erfüllung so deutlichen Angaben in Jes. 49 im voraus namhaft gemacht haben. Es ist deshalb um so sicherer anzunehmen, daß auch das, was an Andeutungen der biblischen Weissagung auf diesem Gebiete noch übrig ist, seine Erfüllung finden wird. Die Lösung dieser Frage wird noch durch zweierlei erleichtert. Erstens ist die Zahl der Gegenstände der christlichen Mission, d. h. die Zahl der dann noch nicht christlichen Völker eine verhältnismäßig beschränkte. Und zweitens sind die Angaben der Schrift über die uns noch bevorstehende Missionsthätigkeit viel zahlreicher und viel deutlicher als die Angaben über diejenige Missionsthätigkeit, welche einesteils schon hinter uns liegt, und innerhalb welcher wir andernteils uns in der Gegenwart noch befinden.

Wir empfingen das meiste Licht aus der Stelle Jes. 49, 12. Da war uns dargestellt die Christianisierung des römischen Reiches, sodann der germanischen und slavischen Völkerwelt, ferner der amerikanischen Meerländer und der australischen Inselwelt und endlich Chinas und der China näher oder entfernter zugehörigen Völkermassen, die man im gewissen Sinne „die Fülle der Heiden" nennen kann. Wenn dies geschehen ist, so „tröstet der Herr sein Volk und erbarmt sich seiner Elenden", wie es im Jes. 49, 13 sofort weiter lautet. Sein Volk, darunter konnte, als Jesaias diese Weissagung aussprach, niemand etwas

anderes verstehen als das Volk Israel, und es sollte auch nichts anderes darunter verstanden werden. Es soll und kann auch jetzt in erster Linie, in dem nächsten und Haupt-Sinne nach nichts anderes darunter verstanden werden; begreiflicher Weise mit der Hinzunahme, daß auch das wahre Israel aus den Heiden, aber eben das wahre Israel aus den Heiden, die wirkliche Kirche Gottes aus den Heiden, den entsprechenden Anteil daran hat. Es ist dies derselbe Gedanke, den Paulus (Röm. 11, 25. 26) kurz und deutlich so ausdrückt: „Wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist, so wird auch ganz Israel selig werden, ganz Israel d. h. was nach Ausrottung der mit dem Antichrist verbündeten antichristlichen Juden als gläubiger Rest dann noch von Israel auf Erden vorhanden ist. Daß nur dieser gläubige Rest, daß derselbe aber voll und ganz die großen Verheißungen erlangen wird, welche dem Volk Israel gegeben sind, das ist die klare und allgemeine Lehre der Propheten. Ein christliches Judenvolk, in seinem ihm von Gott zugeschworenen Lande, mit der christlichen Hauptstadt Jerusalem, deren Gerechtigkeit aufgeht wie ein Glanz, deren Heil entbrennt wie eine Fackel, die da gefertiget und gesetzt wird zum Lobe auf Erden, wie das alles so schön und ausführlich Jes. 62 geweissagt wird — das ist dasjenige Ziel, welches erreicht wird, nachdem das Land Sinim und die Fülle der Heiden eingegangen ist in die christliche Kirche.

War schon der geringe Teil Israels, welcher sich zu der Zeit der Apostel zum Christentum bekehrte, ein Reichtum der Welt (Röm. 11, 12), kam schon damals der Verheißung gemäß durch das Angeld der Urkirche aus Israel Heil und Segen über die Völker, zunächst über die Völker des römischen Reiches: so kommt dann zur letzten Zeit, wenn Israel in seiner Vollzahl sich bekehrt, erst recht Heil und Segen über das mächtige Weltreich, das in viel gewaltigerer Form wiedererstandene römische Reich der letzten Zeit, natürlich nachdem dies durch den Sturz des Antichristen und seiner Unterkönige zum Gebiet für das Königreich Jesu geworden ist. In alle Teile desselben gehen dann judenchristliche Heidenboten aus, wie davon geweissagt ist Jes. 66, 19: „Ich will etliche, nämlich aus Israel, die gerettet sind, senden zu den Völkern gen Tharsis, gen Phul und Lud zu den Bogenschützen, gen Thubal und Javan, in die Ferne zu den Inseln, da man nichts von mir gehöret hat und die meine Herrlichkeit nicht gesehen haben, und sollen meine Herrlichkeit unter den Völkern verkündigen.“ So werden sie also auch in Tharsis unter der verderbten römischen Kirche, und in Javan: unter der toten griechischen Kirche, und in Lud: unter der so sehr heruntergekommenen ägyptischen und äthiopischen Kirche wie auch unter den übrigen verderbten und erstorbenen

christlichen Kirchen ihre Wirksamkeit haben. Doch wird wohl ein großer Teil dieser Aufgabe den lebendigen wahren Christen aus den Heiden, je nach ihren eigenen Völkern und Kirchen selbst zufallen.

Die Aufgabe Israels, des christlichen aufrichtig bekehrten Israels der letzten Zeit, ist vorzugsweise eine andere. Jesaia 60 wird Israel aufgerufen, sich aufzumachen und Licht zu werden. Das ist dem ganzen Zusammenhange der Kapitel nach vorzugsweise das Israel der letzten Zeit. Denn in den vorhergehenden drei Kapiteln war Israel nach seinen drei großen Zeitläuften gestraft worden: Kap. 57 in betreff des Zeitraums bis zur Babylonischen Gefangenschaft, wo es immer wieder in heidnisches Wesen versank — (davon ist die Kehrseite der erste Zeitraum der Mission, wo Völker bekehrt werden, welche Göttern dienen und also in Mißglauben leben); Kap. 58 wird Israel gestraft in betreff des Zeitraums von der Rückkehr aus Babel bis zur Verwerfung Jesu, wo es besonders dem pharisäischen Wesen anheimfiel — (davon ist die Kehrseite der zweite Zeitraum der Mission, wo Völker bekehrt werden, welche in pharisäischer Weise stolz sind auf ihre Tüchtigkeit und Tugend); Kap. 59 wird Israel gestraft in betreff des Zeitraums von der Zerstörung Jerusalems durch die Römer bis zur Aufrichtung des neu-römischen Weltreichs durch den Antichrist, wo dem Volk Israel bewußt oder unbewußt antichristliches Wesen mit all dem Fanatismus desselben in mehr ruhiger oder mehr geschäftiger, offen feindseliger Form anhaftet. Nachdem dann am Schluß des 59. Kapitels geweissagt ist von der Rache, welche der Herr in hinwegreißender Art an seinen Feinden üben wird, und von dem Erlöser, der für Israel kommen wird, setzt Kap. 60 ein und ruft das Israel auf, sich aufzumachen und Licht zu werden. Mut und Lust dazu wird ihm durch die Verheißung gemacht, daß die Heiden in seinem Lichte wandeln würden und die Könige im Glanze, der über ihm aufgehe.

Diese Verheißung teilt sich dann ebenfalls in drei Zeitläufte: in dem ersten Zeitraum kommen die Kinder Israels von ferne, sowohl die zerstreuten Kinder Israels aus allen Ländern, wie auch die Gläubigen der alten Kirche aus allen Teilen des römischen Reiches. In dem zweiten und dritten Abschnitte dieses Zeitraums kommt die „Menge am Meer": Von Norden die europäischen, von Westen die amerikanischen und von Süden die australischen Heiden. Sodann in dem zweiten großen Missions-Zeitraum kommt „die Macht oder Fülle der Heiden", d. h. das mächtige chinesische Reich nebst Zubehör. Dann bekehrt sich Israel als Volk. Und dann treten jene Verheißungen, daß Israels Söhne und Töchter von ferne kommen, daß die Menge am Meer sich zu ihm bekehrt und die

Macht der Heiden zu ihm kommt, in eine neue glänzende Erfüllung, in die Voll-Erfüllung. Die Christenheit der Erde ist zu jener Zeit zerspalten und zerrissen in eine Unzahl von Kirchen und Sekten. Aber gerade um deswillen geht ein tiefes Sehnen nach Einheit durch sie alle hindurch. Da geschieht das längst Geweissagte, aber doch gewissermaßen Unerwartete, Überraschende, daß ganz Israel, d. h. der ganze Rest Israels sich zu seinem Heilande Jesu bekehrt in einer Buße, wie sie herzzerbrechender in dieser Ausdehnung noch nicht dagewesen ist, in einem Glauben, in einer Hingebung, wie dies rückhaltsloser, ungeteilter, tiefinniger noch nicht dagewesen ist. Da wird dies innerlichst bekehrte christliche Israel die Anziehungskraft, der Mittelpunkt für alle Christenleute und Christenvölker. Was friedliche und wohlgemeinte, was listige, was gewaltsame Versuche niemals erreicht haben: die Einheit der Kirche Christi, das wird nun zur That und Wahrheit. Und zwar wird es in der einfachsten, natürlichsten und schönsten Weise zur That und Wahrheit: aus dem Schoße des christlichen Israels der Urzeit ist ehedem die ganze christliche Kirche hervorgegangen, in den Schoß des christlichen Israels der Endzeit kehrt die ganze christliche Kirche zurück, und ist dann wahrhaft die Eine heilige allgemeine christliche Kirche.

Dann erwachsen dem christlichen Israel der Endzeit neue eigentümliche Aufgaben, die aber alle in verschiedener Weise das als Losung haben, was auch in betreff der Bekehrung Israels gilt: „Die ersten werden die letzten sein," oder nach dem Weg und Gang, der allenthalben in der Bibel herrscht, bis auf die Gedanken-Entwicklung und Schreibweise derselben: „Das Ende kehrt zum Anfang zurück." Es hat also das bekehrte Israel der Endzeit seine Aufgabe zunächst an den Nachkommen Abrahams, den alten Stammesvettern, sowohl von der Ketura als von der Hagar; in betreff der ersteren werden an dieser selben Stelle Jes. 60, 6 genannt Midian, Epha und Saba, und in betreff der letzteren in Vers 7: Kedar und Nebajoth. Das sind alles arabische Völkerschaften, die später — und das ist wohl zu beachten — den Grundstock zu den Völkern des Islam geliefert haben, und die bis zur Stunde als eifrige Mohamedaner vorhanden sind.

Weiter belehrt uns über die Missionsaufgabe des bekehrten Israel der Letztzeit der 87. Psalm. Das Zion, welches dort gepriesen wird als festgegründet auf dem heiligen Berge, welches der Herr liebt und in welchem und von welchem herrliche Dinge gepredigt werden, kann weder das altisraelitische Jerusalem sein, denn das hat Nebukadnezar und das haben später die Römer zur Strafe nach Gottes Willen zerstört. Und

außerdem iſt dies Jeruſalem von der chriſtlichen Kirche weit überholt worden, in der feſten Gründung, in der Liebe Gottes, und in den gepredigten herrlichen Dingen. Noch viel weniger aber kann es das türkiſche Jeruſalem der Jetztzeit ſein, das als ſolches keine feſte Gründung, keine Liebe Gottes und keine Predigt herrlicher Dinge hat. Im geiſtlichen Sinne und andeutungsweiſe mag man ja darunter die gläubige chriſtliche Kirche, die unſichtbare Kirche, verſtehen. Im Vollſinn indes iſt es das Jeruſalem, welches als ein chriſtliches Jeruſalem neu und ſchön gebaut wird, wenn Israel ſich bekehrt und dann ſein Land zurückerhält zu bleibendem Beſitz. In Bezug auf dieſes Jeruſalem heißt es ſehr bedeutſam in Pſalm 87, 4: „Ich will predigen laſſen Rahab und Babel, daß ſie mich kennen ſollen; ſiehe, die Philiſter und Tyrer ſamt den Mohren werden daſelbſt geboren.“ Seinen beiden alten Urfeinden, den Ägyptern und den Chaldäern, bringt Israel die frohe Botſchaft ihrer Erlöſung, den hamitiſchen Ägyptern und den ſemitiſchen Chaldäern. Und zwar mit glänzendem Erfolge. Es heißt Jeſ. 19, 23—25: „Zu der Zeit wird eine Bahn ſein von Ägypten in Aſſyrien, daß die Aſſyrer in Ägypten, und die Ägypter in Aſſyrien kommen, und die Ägypter ſamt den Aſſyrern Gott dienen. Zu der Zeit wird Israel ſelb dritte ſein mit den Ägyptern und Aſſyrern als der Segen inmitten der Erde. Denn der Herr Zebaoth wird ſie ſegnen und ſprechen: Geſegnet biſt du, Ägypten, mein Volk, und du Aſſur meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe.“ Ebenſo thut es den kleinern Nachbarn der alten Zeit, den heftigen Feinden ſowohl, den Philiſtern, als den unſichern und verführeriſchen Freunden, den Tyrern. Merkwürdigerweiſe ſind die Reſte und Nachkommen auch aller dieſer Völker, ebenſo wie die Araber, ſeit vielen Jahrhunderten dem Islam anheimgefallen. Dieſe mohammedaniſchen Völker, die noch als ſolche da ſein werden, wenn die übrigen Heiden chriſtianiſiert ſind, wird das bekehrte Israel dem Herrn zuführen. Wir Heidenchriſten ſind nicht dazu beſtimmt, weil wir nicht die Tüchtigkeit dazu haben, keine innere Fühlung und Verſtändnis mit den Mohammedanern. Darum ſind auch die Früchte der Mohammedaner-Miſſion ſehr gering. Es wird aber durch Israels Miſſionsarbeit vermutlich Tyrus und überhaupt das Gebiet des alten Phönicierlandes am eheſten chriſtlich werden, inſofern es im 45. Pſalm, dem Pſalm von der Vermählung Chriſti mit ſeiner Braut, dem wahrhaften bekehrten Israel jüdiſchen und heidniſchen Geblütes, ausdrücklich heißt: „Die Tochter Zor, d. h. Tyrus wird mit Geſchenk da ſein.“ Zu dieſen hamitiſchen Völkern mag man dann auch die kleinen hamitiſchen

Völkerschaften der Sunda-Inseln rechnen, unter welchen noch in unsern Tagen der Islam viel mehr Boden und Anhänger gewinnt, als das Christentum. Babel, das semitische Volk, wird eher christlich werden als Ägypten das hamitische Volk. Zu allerletzt kommen die Mohren, die zahlreichen Völker von Mittel- und Inner-Afrika, die kompakte Masse der hamitischen Völker, die dann ebenfalls zum allergrößten Teile mohammedanisch sein werden. Dafür zeugt Psalm 87, 4, wo die Mohren als die letzten genannt werden, welchen die Wiedergeburt zu teil wird. Und sodann zeugt dafür auch Psalm 68, dieser wundersame Psalm, welcher einen kurzen Abriß der Geschichte Israels von Anfang bis Ende (und wenn man will auch der Christenheit) vorlegt, und nach welchem ebenfalls das bekehrte Israel der Endzeit erst Egyptenland für den Herrn gewinnt und zuletzt Mohrenland. Denn so heißt es dort, nachdem die Bekehrung Israels zu seinem Heilande mit glänzenden Farben geschildert ist, Ps. 68, 32: „Die Fürsten aus Ägypten werden kommen, Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott." Rufen wir uns endlich noch einmal ins Gedächtnis zurück den 72. Psalm, in welchem ebenfalls die Reihenfolge der Bekehrung der Völker genannt wird, nämlich zuerst Tharsis d. h. Europa, dann die (fernen) Inseln d. h. Amerika und Australien; auch in diesem Psalm macht den Schluß das reiche Arabien, als Vertreterin des asiatisch-semitischen Mohammedanertums, und endlich zuletzt Seba, der alte Priesterstaat Meroe, als Vertreter des afrikanisch-hamitischen Mohammedanertums.

Damit ist dann der dritte große Zeitraum der christlichen Mission zu seinem gesegneten und glorreichen Abschluß gekommen, der Zeitraum, in welchem die Mohammedaner zum Evangelium Jesu bekehrt werden. Der Islam ist noch in höherem Grade eine Ausgeburt und ein Tummelplatz des Satans und der bösen Geister, als das Götzentum oder der Konfucianismus und Buddhismus. Hier ist ein schlimmeres Endziel für die zukünftige Welt, nämlich statt einer gewissen Vergeltung für Gut und Böse, welche das Heidentum annimmt, und statt der Vernichtung, welche der Buddhismus lehrt, eine ewige Verherrlichung des Fleisches in Wollust, Schmauserei und Unthätigkeit. Der Mohammedanismus ist nicht außerchristlich oder unchristlich, sondern antichristlich, widerchristlich: er geht darauf aus, alle Religionen, namentlich die christliche Religion, welche sich nicht unterwerfen, mit Feuer und Schwert auszurotten. Er ist der letzte und schlimmste Feind, welcher durch die christliche Mission überwunden wird.

Ich wiederhole: Allenthalben sind in diesen Fällen der Bekehrung

der Mohammedaner die ersten die letzten und das Ende kehrt zum Anfang zurück: bei den abrahamischen Nachkommen; bei den semitischen Völkerschaften, die auf dem Gebiete des alten chaldäischen Weltreichs wohnen; bei den kleinern hamitischen Völkerschaften, die bis nach Australien hin zerstreut sind; bei den Ägyptern und bei den Mohren: alle diese standen in uralten Zeiten mit Israel in Berührung, sie hätten die Kunde von dem wahren Gott und das ewige Heil von Israel haben können; aber sie haben es nicht angenommen. Darum ist es mit ihnen schlimmer geworden, als zur Zeit, da sie Heiden waren: sie sind Mohammedaner und also antichristlich geworden, und erhalten nun zu allerletzt das Heil in Christo Jesu durch den Dienst desselben Volkes Israel, das sie vor Jahrtausenden geplagt und in allerlei Sünde und Schande verführt haben. Es erfüllt sich da das Walten der ewigen Barmherzigkeit nach dem Wort (Röm. 5, 20): „Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, ist doch die Gnade viel mächtiger geworden."

Und nun noch ein kurzes Wort in betreff der Missionsgesellschaften, welche zu unserer Zeit an der Christianisierung der Heiden Afrikas arbeiten. Es ist derselben eine stattliche Zahl: 6 deutsche, unter ihnen unsere Berliner, welche nun seit 50 Jahren ihre ganze Kraft ungeteilt auf Afrika verwandt hat und erst seit einem halben Jahre in etwas ihre Kraft auf China zu verwenden anfängt; ferner sind es die uns national und kirchlich verwandten Schweden und Norweger, es sind die südafrikanischen Ansiedler, die Finnländer, die Engländer, die Schotten, die evangelischen Franzosen, die Waadtländer, ja selbst die Nord-Amerikaner, welche alle mit rüstiger, zum Teil gleich uns mit ausschließlicher Kraft sich Afrika zugewandt haben. Thuen diese alle, thuen wir damit etwas Verkehrtes, handeln wir gegen Gottes Plan und haben wir Zeit und Stunde verkannt? Ganz und gar nicht: wir sind ganz entschieden bei unserer Arbeit vom Heiligen Geiste geleitet worden. Eine so gewaltige Festung, wie das heidnische oder gar mohammedanische Mohrenland kann nicht so im Umsehen, durch Handstreich oder Sturm genommen werden, selbst unter den so viel günstigeren Verhältnissen der Zukunft würde das unthunlich sein. Doch aber will der Herr zu seiner Zeit sein Werk eilends ausrichten; denn wenn der letzte siegreiche Angriff gegen Inner-Afrika erfolgt, ist im besondern Sinne des Herrn Zeit. So machen wir also allesamt „vom Meere aus", die neuesten Unternehmungen in Inner-Afrika von den gewaltigen Seen jener Gegend aus, die Vorarbeiten, wir nehmen die Außenwerke ein, wir bereiten und gewinnen auch die Gehilfen aus den Mohren selbst, damit zu seiner Zeit, zu des Herrn Zeit, der Sieg schneller, allseitiger und endgiltig errungen

werden könne. Und so thut auch die Mission, welche an allerlei Heiden arbeitet, durchaus nach Gottes Willen und Leitung und bringt zusammen, was zur Christenheit noch fehlt an Leuten und Völkern. Also laßt uns getrost sein und unsere Hände nicht abthun, denn unser Werk hat seinen Lohn.

Wenn aber die Christianisierung dieser antichristlichen Völkerschaften, dieser semitischen und hamitischen Mohammedanerreiche: Babels, d. h. der asiatischen Türkei, Ost-Indiens und der Nachbarländer samt den indischen Inseln, Ägyptens und aller der binnenländischen Negerreiche Afrikas erreicht ist, und wenn inzwischen auch noch die Reste der japhetitischen und der semitischen Stämme sowie allerlei Mischvölker, welche in Mißglauben und falschem Glauben Abgöttern dienten: die Europäer, Amerikaner und Australier, oder welche in pharisäischer Selbstüberhebung vorzugsweise ihrer Vernunft folgten, die Chinesen nebst ihren Zugethanen, den Christenglauben angenommen haben: dann sind in der That und Wahrheit die Reiche der Welt unseres Gottes und seines Christus geworden und die Mission hat völlig ihr Ende erreicht in Sieg und Ehren. Darum schließen wir mit den Schlußworten des großartigen, wundersamen 68. Psalms: Ihr Königreiche auf Erden, singet Gott, lobsinget dem Herrn! Er ist Gott Israels, Er wird dem Volke Macht und Kraft geben. Gelobt sei Gott!

Das Werk der evangelischen Mission auf Mauritius.[1])

Von Pastor G. Hohenthal.

Ein Missionsgebiet von interessantester Eigenart, geographisch noch zu Afrika, ethnologisch mehr und mehr zum ostindischen Arbeitsfeld gehörig, dabei möglicher Weise, nachdem es schon in der Vergangenheit von großer Wichtigkeit für die Mission auf Madagaskar gewesen ist, auch in der Zukunft von ähnlicher Bedeutung für die in letzterem Reich begründete evangelische Kirche, ist die kleine Insel Mauritius im Indischen Ocean.

Nur 1930 □ km groß, also nicht völlig so groß wie z. B. der Staat Sachsen-Koburg-Gotha, hat sie fast doppelt so viel Einwohner, als letzterer, nämlich etwa 360 000. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist also noch stärker als in Belgien, so daß Archidiakon Mathews (dem wir im Ch. M. Intell. und im Miss. Field die neuesten ausführlichen Nach-

[1]) Bereits vor 6 Monaten geschrieben. D. H.

richten verdanken) in der That schon den Tag herannahen sieht, an welchem die Insel für ein weiteres Anschwellen der Bevölkerung den Raum nicht mehr bieten kann.

Verdient nun eine nicht-christliche, resp. nicht evangelische Bevölkerung von solcher Anzahl schon an sich, daß die Mission sich derselben kräftig annehme, so läßt die geographische Lage der Insel wie die Zusammensetzung der Bevölkerung dies in noch höherem Grade als dringend geboten erscheinen. Mauritius, von Thierry als „das Malta des Indischen Oceans" bezeichnet, liegt an der großen Straße des Weltverkehrs. Hat dort das Evangelium kräftig Wurzel gefaßt, so muß, soweit Menschen sehen können, fast mit Naturnotwendigkeit der Same desselben sowohl nach Ostafrika in der ganzen Länge seiner noch jetzt teilweise so wenig zugänglichen Küste übertragen werden, wie auch eine Rückwirkung auf Ostindien, die trotz der hier schon weit fortgeschrittenen Christianisierung noch merklich ins Gewicht fallen könnte, nicht ausbleiben wird. Was man wohl von großen Inselländern, wie Madagaskar und Japan, für ihre Erdteile hofft, daß sie in kommenden Jahrhunderten die Breschen sein werden, durch welche das Evangelium in die Hochburgen des kontinentalen Heidentums einbricht, das kann, wenn freilich nicht in annähernd so großem Maße, so doch desto früher, an der kleinen Insel Mauritius wenigstens vorläufig erfüllt werden. Bietet doch gerade die geringere Ausdehnung die Möglichkeit, hier in absehbar naher Zeit eine äußerlich vollständig christianisierte Bevölkerung, wie auf so vielen Inseln des Stillen Oceans, zu haben; aber eine nicht der aussterbenden Rasse der Oceanier, sondern den lebenskräftigsten indischen Stämmen angehörige, die dann von Kindheit an in christlicher Atmosphäre aufwachsend, aber in nationaler Hinsicht den Völkern der nahen Kontinente näher stehend als die Europäer, physisch dem Klima gewachsen, wohl eine Pflanzschule von Missionaren und Missionsgehilfen darbieten könnte. Ja, wenn der von kompetenten Beurteilern schon als nahe betrachtete Tag eintritt, wo die kleine Insel eine weitere Steigerung der Bevölkerung nicht mehr gestattet, so wird das durch den Überschuß der Geburten stetig entstehende Plus zur regelmäßigen Auswanderung von Tausenden von Familien führen. Welche Beförderung der Mission in den Ländern, wohin diese sich dann wenden, muß es bedeuten, wenn sie alle christlich sind!

Mauritius wurde 1505 von den Portugiesen entdeckt und Cerne (Ilha do Cerné) oder Acerno genannt. Sie fanden und ließen es unbewohnt, indem sie sich begnügten, Rinder, Schafe und Ziegen zur Ver-

proviantierung ihrer dort anlegenden Ostindienfahrer auf die Insel zu verpflanzen. Ob sie Spuren früherer Anwesenheit von Menschen vorfanden, vermag ich aus den mir zugänglich gewordenen Quellen leider nicht zu ersehen. 1638 ging die Insel in den Besitz der Holländer über, welche derselben zu Ehren ihres Statthalters, des Prinzen Moritz von Oranien, den Namen beilegten, der ihr nach zeitweiser Verdrängung doch dauernd geblieben ist. Da sie sich nicht mit dem bloßen Besitz begnügten, sondern Mauritius auch besiedelten, so ergiebt sich die überraschende Thatsache, daß die ersten Bewohner einer in den Tropen gelegenen, zu Ostafrika gehörigen Insel niederdeutschen Blutes gewesen sind; doch konnten sie, obwohl die Verwertung der Insel als Verbrecher-Kolonie eine durch freiwillige Ansiedelung allein nicht zu erreichende Anzahl europäischer Anbauer herbeiführte, natürlich nicht das einzige noch auch das numerisch stärkste Element der Bevölkerung bleiben: durch Einführung von Sklaven aus Madagaskar und Mozambique, nach der damals von evangelischen wie katholischen Nationen geübten Sitte, verschafften sie sich bald die in jenem Klima allein ausdauernden Arbeitskräfte. Ob sie, die sonst wohl in ihren Kolonien auf äußerliche Christianisierung der Heiden bedacht zu sein pflegten, diese heidnischen Sklaven in ihrer Weise zum Calvinismus zu bekehren versucht haben, vermag ich nicht anzugeben; die Bemerkung bei Tucker (Under his Banner, p. 178), daß auch insofern der Übergang des Ländchens in französische Hand vorteilhaft gewesen sei, als die Franzosen „provided for the public services of religion," macht es unwahrscheinlich.[1]) 1712 nämlich tauschte Frankreich Mauritius gegen das Cap der guten Hoffnung ein, und nahm 1715, unter Änderung des Namens der Insel in „Isle de France", Besitz von letzterer. Die ersten französischen Ansiedler kamen von der Nachbarinsel Bourbon, und es ist seitdem, obwohl 1810 die Insel von den Engländern erobert und 1814 im Pariser Frieden ihnen abgetreten worden ist, die Eigenart der europäischen Bevölkerung in dem Grade französisch geworden und geblieben, daß noch heut Französisch, in einer als kreolisches Patois bezeichneten Nüance, die Landessprache, so weit man von einer solchen in dem Völker- und Sprachengemisch reden darf, bildet. Natürlich hatte das unter französischer Hoheit zugebrachte Jahrhundert dazu genügt, daß die etwa vorhandenen schwachen

[1]) Die Franzosen sollen (a. a. O.) übrigens auch Industrie, Ackerbau, Kunst und Handel erst eingeführt haben. Sollten die Holländer ihre Sklaven nur zu häuslichen Diensten und zum Hüten des Viehes verwendet haben? Vielleicht ist nur der von den Franzosen eingeführte Anbau des Zuckerrohres das ihnen in der Agrikultur zu dankende Neue?

Anfänge calvinistischer Kirchenbildung oder gar Mission vollständig vom Katholizismus überwuchert wurden. Auch hatte der letztere sich durch eine Abmachung bei der Übergabe der Insel an England die Mittel seines äußeren Fortbestandes so geschickt zu sichern verstanden, daß fast alsbald, auf Kosten der gerade damals besonders konniventen englischen Regierung[1]) eine römische Kathedrale, mit einem Aufwand von 260 000 M., und andre Kirchen erbaut wurden, während die erste Anstellung eines anglikanischen Kaplans erst 1821, die eines zweiten neben diesem erst 1883 erfolgte. Noch jetzt leistet die Regierung reiche Zuschüsse zur Besoldung der zahlreichen katholischen Geistlichkeit.

Wie hoch in den früheren Jahrhunderten die Bevölkerung sich belaufen hat, vermag ich nicht zu sagen. Die jetzige Gesamtzahl von 360 000[2]) setzt sich aus etwa 10 000 Weißen, einigen tausend Malegassen (die besonders an der Westküste wohnen), 250 000 Indiern zusammen; der Rest wird, abgesehen von den in ganz Ostafrika selbstverständlichen arabischen Kaufleuten und einigen tausend Chinesen, aus Negern und Mischlingen bestehen. Und da für 1834, das Jahr der Sklaven-Emancipation, die Zahl der Sklaven, die doch wohl zum allergrößten Teil Neger waren, auf 90 000 angegeben wird, so ergiebt sich, daß die Negerbevölkerung seitdem sich vermindert haben muß; in der That bezeichnet der Report der S. P. G., 1881 S. 77, „the poorer Creole race, of Malagashe and African extraction" als „now fast passing away." Die Indier, wohl zum großen Teil den drawidischen Stämmen ihres Heimatlandes entsprossen, doch auch viele Hindu und einige hundert Parsi (347 nach Report 1881) unter sich zählend, bilden also die Hauptmasse, die allem Anschein nach die übrigen Rassen sich amalgamieren wird. Sie reden aber selbst keineswegs eine Sprache, sondern deren wohl fast ein Dutzend, was natürlich die Missionsarbeit an ihnen, denen nun für jede Sprache besondre Missionare gegeben werden müssen, erschwert, und auch das Aufgehen der nichtindischen Minorität in sie verzögern muß.[3]) Doch wird,

[1]) Deren leitende Persönlichkeiten ließen damals, unter dem torystischen Kabinett Castlereagh, auch in ihrer europäischen Politik bisweilen in befremdlichem Grade das protestantische Interesse zu Gunsten katholischer Übergriffe zurück treten. Ein sehr auffallendes Beispiel, betr. Wellingtons, siehe bei Bernhardi, Geschichte Rußlands, Teil III, S. 333. Kein Wunder, wenn derselbe Geist sich auch in den Kolonien geltend machte.

[2]) Tucker, S. 180, scheint 500 000 anzunehmen. Wohl viel zu hoch.

[3]) Am meisten gesprochen wird Hindhi oder Hindui; das stimmt zu der Angabe Tuckers (S. 180), daß die Kulis zu $^2/_3$ aus Bengalen, zu $^1/_3$ aus Madras (d. h. der

da trotz sehr zahlreicher Fälle der Rückkehr nach Indien auch die Zahl der dauernd auf Mauritius Bleibenden eine sehr große wohl ist, der Sieg Einer Sprache nur eine Frage der Zeit sein, wenn man auch zweifeln kann, ob dieselbe eine der indischen sein wird. Übrigens besteht die indische Bevölkerung schon nicht mehr lediglich aus Kulis, als welche die Indier auf Grund von Kontrakten für eine bestimmte Zahl von Jahren (gewöhnlich 5) sich anwerben und einführen lassen, sondern sie schwingen sich (Miss. Field 1883, S. 108) in nennenswerter Zahl zu Krämern, Kaufleuten und sogar Grundbesitzern auf; so daß die Anzahl der Zenanas, die doch nur bei der wohlhabenderen Klasse zu finden sind, schon eine besondre Zenana-Missionsarbeit wenigstens als möglich, wenn auch noch nicht als durchaus nötig, erscheinen läßt. Ein neuer, indisch-kreolischer Bürger- und Bauernstand ist im Entstehen, und manche erlangen infolge hervorragender Begabung einflußreichere Stellungen. (Report 1881, S. 77.) Dagegen sind bis jetzt die Einflüsse des Kastenwesens, wenn sie auch nicht ganz fehlen, noch schwach.

Bevor wir nun das Werk der evangelischen Mission auf Mauritius darzustellen versuchen, werfen wir einen Blick auf die der römischen Kirche, zumal diese die äußerlich viel erfolgreichere ist und die Sorge vor ihrer noch wachsenden Übermacht für die Vertreter der evangelischen Mission ein wesentlicher Antrieb ist, in neuester Zeit literarisch mit besonderem Eifer auf Verstärkung der dieser gewährten Mittel zu dringen.

Schon 1723 hatte der „Code Noir", durch Anordnung religiöser Unterweisung der Sklaven, der römischen Kirche ebensowohl eine gesetzliche Grundlage wie eine Mahnung zur Missionsthätigkeit erteilt. Die letztere hatte sich aber (nach dem Zeugnis des Report der S. P. G., 1881) auf ein lediglich opus operatum bleibendes Taufen in dem Grade beschränkt, daß noch 1829 nach dem eigenen Urteil des apostolischen Vikars nur zwei Sklaven Verständnis für das Wesen eines Eides hatten. So hätte, wenn auch die Zahl der Katholiken schon damals eine große sein mochte, doch nach der Ansicht des jetzigen anglikanischen Bischofs damals die englische Kirche die Masse der Schwarzen gewinnen können. Sie überließ

Präsidentschaft M.) kommen. Neben Hindhi werden noch Bangali, Hindostani, Orissa, Marhatti, Guzeratti, Telugu und besonders Tamil gesprochen. „Und noch einige", fügt Rev. Ansorge hinzu! — Eine Art von Arbeitsteilung in der Mission an den Kulis, nach den von letzteren gesprochenen Sprachen, zeigt sich darin, daß die Church Mission in Tamil, Bangali, Hindui, Hindostani und Orissa missioniert, die S. P. G. in Tamil und Telugu, die Presbyterianer nur in Tamil. — Die Zahl der Ein- und Auswanderer (zusammen?) giebt Tucker auf ca. 50 000 Köpfe jährlich an.

sie aber den Katholiken, die sich nun zu größeren Anstrengungen aufrafften, und denen, da die Arbeitgeber der befreiten Sklaven katholisch waren, letztere natürlich um so leichter sich anschlossen. So werden deren Nachkommen neben der Majorität der Weißen, einer Anzahl Chinesen und nur etwa 7000 Katholiken indischer Herkunft[1]) die Hauptmasse der 90 000 Christen[2]) bilden, welche jetzt auf Mauritius der katholischen Kirche angehören. Wie überall, so sieht die neuere römische Mission auch auf Mauritius ihre nächste Aufgabe in der Bekämpfung der evangelischen Nebenbuhlerin, und wendet gegen letztere sowohl auf der Kanzel wie unter derselben ihre Angriffe. Gestützt auf eine vielleicht unvorsichtige, aber bei unbefangener Deutung der Worte doch wohl unverfängliche Klausel der militärischen Kapitulation von 1810, einer Klausel, welche in dem staatsrechtlichen Cessionsvertrag von 1814 in keiner Weise berücksichtigt wurde[3]), hat man wiederholt den Versuch gemacht, den Katholizismus zu der auch rechtlich zu bevorzugenden Konfession des Ländchens zu stempeln, hat indes dies Ziel nicht erreicht. Dagegen bezieht, wohl eben auf Grund jener Kapitulation, die katholische Geistlichkeit ihre Besoldung zum großen Teil aus Regierungsmitteln. Auf Mauritius selbst (von den zugehörigen kleineren Inseln wird weiter unten die Rede sein) besteht dieselbe aus einem Bischof, einem General-Vikar und etwa 50 Priestern. Übrigens empfangen, wie hier gleich vorweg bemerkt werden mag, auch die 16 anglikanischen und die 3 Geistlichen der verbundenen presbyterianisch- und independentischen (Lond.) Mission einen Besoldungszuschuß seitens der Regierung.[4]) Ungemein mächtig ist die katholische Kirche auf Mauritius jedenfalls; so mächtig, daß Archidiakonus Mathews (Field 1883, S. 108) innerhalb weniger Jahre die endgültige Entscheidung über die Frage er-

[1]) Diese ca. 7000 ergeben sich aus Kombination der im Report der S. P. G. 1881, S. 76, gemachten Angabe, daß nicht ganz 4% der 250 000 Indier, also nicht 10 000, überhaupt Christen, und der Angabe im Intell., 1883, S. 76, daß etwa 2500 der letzteren evangelisch seien.

[2]) Angabe des Intell. 1883, S. 76. Dagegen müßten nach Rep. 1881, S. 76, über 100 000 Katholiken sein.

[3]) So glaube ich die buchstäblich nicht völlig vereinbaren Angaben von Tucker (S. 179) und Rep. S. 76 unter Bevorzugung des letzteren verstehen zu dürfen, da mir ein politisches Geschichtswerk, in dem ich den Text beider Aktenstücke einsehen könnte, nicht bekannt ist.

[4]) From the Colonial Treasury, Rep. S. 81. Das ist hier jedenfalls nicht der Schatz für die Kolonien des britischen Reiches, so daß die englische Reichsregierung die Gelder gewährte, sondern es sind die Fonds der „Kolonie" Mauritius, die das Wohlwollen der lokalen (Selbst-?) Regierung auf kirchliche Zwecke verwendet.

warten zu müssen glaubt: ob die Religion dort anglikanisch oder römisch oder auch, als Korrelat rein äußerlicher Kirchlichkeit der katholisierten Masse,, bei den oberflächlich Gebildeten der Unglaube sein werde, und das Gemeingefühl englisch oder französisch; und so innig hängen dort die konfessionelle Frage und die nationale zusammen.

Von den Bemühungen, welche die römische Mission dem Schulwesen widmet, wird weiter unten, im Zusammenhang mit der Darstellung des Schulwesens überhaupt, gesprochen werden. Ebenso wird der römischen Missionsthätigkeit auf den Nebeneilanden von Mauritius erst weiter unten Erwähnung geschehen. Wir kommen daher zu den

evangelischen Missionen,

die am übersichtlichsten nach den einzelnen Gesellschaften zu besprechen sein dürften.

Die britische Bibelgesellschaft ist als diejenige zu nennen, welche schon 1814, also schon im Jahre der Abtretung der Insel an England, einen Zweigverein gründete, gefördert von dem Gouverneur Sir Farquhar, der sich für Übersetzung der Bibel in die Madagaskar Sprache und für Gründung von Schulen für arme Kreolen und freie Neger interessierte. Als Schulen dieser Art dürften die „Mico benefactions" zu denken sein, welche Report S. 77 nur beiläufig bei Gelegenheit der Ernennung des als „Apostel von Mauritius" sich erweisenden Rev. J. Lebrun, eines Boten der Londoner Miss.-Gesellschaft (1836), erwähnt werden. Die Mitteilungen über diese nonkonformistische Mission sind in den mir vorliegenden sämtlich anglikanischen Quellen sehr dürftig, und so vermag ich auch nicht anzugeben, ob Lebrun der erste Arbeiter der Londoner auf Mauritius gewesen ist, da das Vorhandensein von benefactions, zu deren Direktor er ernannt wird, auf ein schon bestehendes Verhältnis der Lond. Mission zu letzteren zu deuten scheint. Epoche macht Lebrun durch „Eröffnung zweier guter Schulen", offenbar für Farbige, die folglich wohl außerhalb des von ihm schon vorgefundenen Rahmens der Mico benefactions und also als außerhalb seiner ursprünglichen Aufgabe liegend zu denken sind. Jedenfalls scheint das Werk der Londoner auf Mauritius, vielleicht weil noch im Jahr 1836 die S. P. G. mit wahrscheinlich größeren Mitteln dort eintreten konnte, nie zu großem Umfang gediehen zu sein; gegenwärtig ist es mit dem der Presbyterianer, über deren Eintritt in die Mauritius-Mission die mir vorliegenden Aufsätze aus anglikanischen Federn nichts enthalten, verschmolzen, resp. denselben ganz überlassen, und verfügt auch so nur über 2, wohl eben jene 2 von Lebrun eröffneten Schulen, während die Zahl der Geistlichen, wie oben gesagt, 3 ist. Über

die Zahl der aus den Heiden gewonnenen Christen fehlt gleichfalls jede Angabe. Bedeutend kann dieselbe nicht sein, und fast könnte man sich zu der Frage veranlaßt finden: warum nicht die presb. Mission, die neben der auf Mauritius viel bedeutenderen der beiden Hand in Hand gehenden anglikanischen Gesellschaften dort die einzige evangelische ist, ihre Pfleglinge und Anstalten den Anglikanern übergiebt, da hierdurch wenigstens auf diesem kleinen Gebiet alle Zersplitterung der evangelischen Mission, gegenüber der Einheit Roms, ein Ende hätte. Jedoch ließe sich dagegen einwenden, daß die presb. Mission wohl hauptsächlich an „Kreolen" afrikanischer Herkunft arbeitet, während letztere von der Ch. M. S., deren weitherzig evangelische Richtung den Presbyterianern näher steht als die schroff hochkirchliche S. P. G., bisher kaum in den Kreis ihrer den Einwanderern allein gewidmeten Arbeit einbezogen worden sind. (Nur eine Industrieschule für Kinder afrikanischen Stammes, seit 1874, in Mahé, hat die Ch. M. S.) Auch wird man angesichts der ungewissen politischen Zukunft Madagaskars, das eins der gesegnetsten Arbeitsfelder der Londoner ist, es nur gerechtfertigt finden müssen, wenn die letzteren gern eine eigne kleine Mission auf Mauritius festhalten, um eine der französischen Machtsphäre entrückte Basis ihrer Madagaskar Mission zu behalten, falls Madagaskar wirklich unter das Protektorat Frankreichs geraten sollte.[1])

Die Society for the Propagation of the Gospel begann 1836 ihre Thätigkeit auf Mauritius damit, daß sie Geistlichen der anglikanischen Europäer-Gemeinde die Mittel zur Eröffnung von Schulen, deren Gebäude als „Schul-Kapellen" von Anfang an auch auf gottesdienstliche Benutzung berechnet waren, gewährte, zum Besten der armen farbigen Bevölkerung. Ihr Beitrag hierfür und für die Mission auf Mauritius überhaupt betrug zuerst 4000 M. jährlich, wurde 1857 auf 10000 M., 1861 auf 20000 M. jährlich erhöht, seit 1870 beträgt er nur noch 11000 M. Ihre Hauptthätigkeit entfaltete die Gesellschaft anfänglich im Distrikt Vacoas, wo in den dreißiger (und vierziger?) Jahren der Archidiakon de Joux[2]) eine so eifrige und gesegnete Missionsarbeit trieb, daß schon damals mehrere tausend Farbige für die

[1]) In den neueren Berichten der Lond. M. S. ist nichts mehr von einer Arbeit auf Mauritius erwähnt. D. H.

[2]) Jedenfalls Missionar; auch die Missionare führen die Rangbezeichnungen der heimischen Kirche. Erst später wurde die von de Joux eingenommene Stellung zu einer „Regierungs-Kaplanschaft" gestaltet.

englische Kirche gewonnen wurden; womit denn freilich, da nun auch die römische Mission ernstliche Anstrengungen machte, während auf anglikanischer Seite ein zeitweises Erschlaffen diesen Raum ließ, schon die Grenze der unter der afrikanischen Bevölkerung der S. P. G. bisher beschiedenen Erfolge erreicht war. Die ihr anhängenden Neger zählen heut 5—6000. Hoffnungsvoller scheint sich die Arbeit an den Indiern[1]) anzulassen, aus denen die S. P. G. bis 1881 etwa 850, teils Tamulen teils Telugu, gewonnen hatte, die in vielen kleinen Gemeinden über die Insel hin, wohl meist in den Plantagen, zerstreut sind. An ihnen arbeiten neben 8 Katechisten auch schon zwei eingeborene Geistliche, wobei zu bemerken ist, daß einige native clergymen auch schon verstorben sind.

Inzwischen aber hatte die Mission auf Mauritius, die in richtiger Würdigung ihrer Zugehörigkeit zur indischen anfänglich dem Bischof von Kalkutta, dann dem von Kolombo, unterstellt gewesen war, längst die dem anglikanischen Bewußtsein so außerordentlich wertvolle Form kirchlicher Selbständigkeit in der Begründung eines besonderen Bistums Mauritius gewonnen. Ein ins Jahr 1850 fallender, sechs Wochen dauernder Besuch des Bischofs von Kolombo, der dem anglikanischen Klerus wohl die Bedeutung persönlicher Anwesenheit eines Bischofs seiner Kirche und der Repräsentation der letzteren durch einen solchen neben dem schon vorhandenen römischen Bischof besonders einleuchtend gemacht haben mochte, gab die Anregung dazu, daß 1854 das Seniorat der anglikanischen Civilgeistlichkeit zum „Stuhl von Mauritius" erhöht wurde.[2]) Deutschen Missionsfreunden mag dabei die vom Report beigebrachte Notiz interessant sein, daß die „Ausstattung" des Bistums ursprünglich 123000 M. betrug, welche durch spätere Verluste jetzt auf 90400 M. vermindert sind; zu jener Summe trug die S. P. G. 60000 M. bei. Die genannten Zahlen bezeichnen das Kapital, dessen Zinsen das Gehalt des Bischofs bilden, und so ist letzteres nicht eben besonders hoch zu nennen.[3]) —

[1]) Leider sagt der Report uns nicht, in welchem Jahre die S. P. G. sich auch den Kulis zu widmen angefangen hat; ob schon vor der 1856 begonnenen Ch. M. S. Arbeit unter denselben, oder erst infolge der durch letztere gegebenen Anregung. Ebensowenig erfahren wir, ob die indischen Christen-Gemeindlein der S. P. G. schon irgendwie selbst für ihre kirchlichen Bedürfnisse beisteuern, wie wir dies weiter unten von denen der Ch. M. S. hören werden.

[2]) Die Wahl des Bischofs erfolgt durch den Erzbischof. Die Regierung hat das Bestätigungsrecht. Beide „Missionsgesellschaften rekommandieren gewöhnlich einen der Geistlichen."

[3]) Dabei ist das Leben auf Mauritius kostspieliger als z. B. in Indien. — Die Äußerung bei Tucker, p. 179, vom zu erwartenden disendowment, ist bemerkenswert.

Sowohl die Heiden-Mission wie die Thätigkeit an den Europäern (besonders Hafen-Mission in Port Louis) gewann durch den Bischof (Ryan), zumal gerade damals auf der Insel selbst reiche Gaben von Privatleuten aufgebracht wurden und die Regierung des Ländchens es an ihrer Mitwirkung nicht fehlen ließ, neue Energie. Ryan, der auch an der Mission auf Madagaskar, sobald letzteres wieder für Missionare geöffnet war, sich durch Sendung von solchen beteiligte, waltete seines hohen Amts 14 Jahre hindurch, von denen das letzte das schwerste gewesen zu sein scheint. 1867 nämlich brach, nachdem schon mehrfach teils durch heftige Orkane, teils durch Epidemien die Bevölkerung schwer heimgesucht worden war, ein so bösartiges Fieber aus, daß letztere, die gleichzeitig eine Hungersnot zu ertragen hatte, buchstäblich decimiert wurde: 35 000 Menschen raffte es im Lauf eines Halbjahrs dahin, ehe man es nur nachlassen sah; in Port Louis betrugen die Toten sogar den fünften Teil aller Einwohner. Und eines eigentlichen Erlöschens dieser Seuche konnte man sich bis in die jüngste Vergangenheit nicht erfreuen, noch 1881 wird über das oft tödliche Auftreten derselben geklagt. 1868 kam ein außergewöhnlich verheerender Orkan,[1]) und gleichzeitig eine lange und für viele verhängnisvolle Stockung des Handels, deren Nachwirkungen ebenfalls bis an die Gegenwart heranreichen. — 1868 resignierte Ryan, sein Nachfolger Bischof Hatchard, bis dahin Geistlicher in England, erlag nach wenigen Monaten dem ungewohnten Klima; auch der folgende Bischof, Huxtable, den man nun aus der Mitte der auf Mauritius thätig gewesenen Missionare entnahm, starb nach ganz kurzer Amtsführung, und es folgte eine mehrjährige Vakanz. Erst 1873 trat der jetzige Bischof, Royston, sein Amt an. Zu seinem Sprengel gehört längst auch ein verhältnismäßig bedeutender Zweig der

Church Mission.

(Schluß folgt.)

Er hofft von der Entziehung der bisher staatlicherseits der Kolonialkirche gewährten Mittel ein Aufflammen um so größerer Energie in letzterer. Außer der S. P. G. und dem Schatz des britischen Reiches hatten noch die S. f. promot. chr. Knowledge und die chr. faith Soc. zu dem endowment beigesteuert.

[1]) Derselbe zerstörte u. a. eine eben gebaute Kirche der Ch. M., die sofort erneuert wurde.

Eine Erwiderung in Sachen des „Allg. evangel.-prot. Missions-Vereins".

Geehrtester Herr!

Im Oktoberheft Ihrer w. Zeitschrift widmen Sie dem neu gegründeten „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Verein" sowie der Broschüre von Hrn. Pfr. Buß: „Die Mission einst und jetzt" eine eingehende Beurteilung, in welcher Sie viel Wahres und Beherzigenswertes sagen. Sie sprechen unverhohlen Ihre Zweifel darüber aus, ob dieser Verein auch fähig sein werde, Frucht zu schaffen, und ob es ihm mit der friedlichen Absicht Ernst sei. Ihre Offenheit wird auch eine freimütige Entgegnung und Beruhigung gern anhören.

1) Schon von dem Zweck des Vereins reden Sie so, als ob Sie ihn von vornherein als einen verfehlten, weil erfolglosen betrachteten: „daß man den ganz speciellen Beruf zu haben glaubt, im Gegensatz (?) gegen die bisherigen Missionen sich an die höhern Klassen der Kulturvölker zu wenden und wesentlich durch eine literarische Methode eigener Art sie dem Christentum zuzuführen," das müssen Sie „als eine fixe Idee bezeichnen". Sie ziehen folgenden Schluß: Christus selber und der Apostel Paulus hatten trotz der besten Methode unter den „Gebildeten" nur wenig Erfolg, ebenso die neuern Sendboten: Duff, Wilson u. s. w.; die Schuld liegt offenbar an den Gebildeten selbst — also ist's ein Zeichen von Eitelkeit, wenn jemand auf diesem unempfänglichen Boden arbeiten will und etwas auszurichten hofft. — Aber weil es schwer hält, die Gebildeten zu gewinnen, soll man sie ganz aufgeben? Sind sie nicht auch der Liebe wert wie die sittlich Gesunkenen, die man trotz ihrem Widerwillen gegen die göttliche Wahrheit doch stets von neuem anredet? Was hat Paulus an den Juden erlebt? Dennoch hat er sich unermüdlich an sie gewendet.

2) Sie können sich aber namentlich nicht mit den angedeuteten Mitteln befreunden und nehmen Anstoß daran, daß man mit einer literarischen Methode eigener Art einen Zugang zu den denkenden Klassen sich öffnen will. Sie finden, das sei „eine Schmeichelei für die Gebildeten, denen eine weitherzigere Auffassung des Christentums zugedacht ist." — Es mag solche geben, welche die Gebildeten „hätscheln" und um ihre Gunst buhlen; es giebt aber auch Geistliche, denen es wohl ist unter den „Geringen", und die mit herzlicher Liebe sich zu den Niedrigen halten, ohne sich um die Ehre und Freundschaft der Einflußreichen zu kümmern, die aber aufrichtigen Schmerz darüber empfinden, daß so mancher wohldenkende und einsichtsvolle Mann kein tieferes Glaubensleben, vielleicht gar keinen Gott hat. Sie trösten sich nicht damit, daß eben die Gebildeten von jeher sich stolz und verächtlich gegen die religiöse Wahrheit verschlossen hätten, sondern sie suchen die Schuld auch bei sich selber und klagen sich an: „wenn die Weltklugen dem Evangelium den Rücken kehren und dich nicht hören mögen, so kommt das auch daher, daß du dir zu wenig Mühe gegeben hast, in ihre Denkweise einzugehen und so zu ihnen zu reden, wie es für sie am überzeugendsten ist." — Gott hat zwar für Gelehrte und Ungelehrte nur Ein Heil, aber Thatsache ist, daß jeder Mensch seine eigentümlichen Schwierigkeiten hat, die ihm den Weg zur Erkenntnis versperren, und die Liebe fordert, daß man dem Mitpilger den Stein wegräumt, der gerade vor seinen Füßen liegt. Die Gebildeten haben an ihrer Bildung, an ihren Kenntnissen, an ihrem Verstand selbst ganz eigenartige Hindernisse des Glaubens, welche für

den Ungebildeten nicht vorhanden sind. Ist es denn nicht Pflicht, diese von Gott abführenden Anschauungen und Begriffe des Vernunftmenschen ebenso einläßlich zu behandeln und so gründlich anzugreifen, wie die Begriffe des Genußmenschen? Unwillkürlich sucht man jeden auf eigene Art des Zuspruchs zu fassen; so wird man es auch thun müssen mit denen, die sich weise dünken; man wird alle Engherzigkeit müssen fahren lassen und zunächst von dem ausgehen, was ihnen wahr, groß und heilig ist, man wird das Wahre darin anerkennen, auch wenn es bloß naturalistisch gedacht ist. — Sie bestreiten es aber, daß es einer besondern Methode bedürfe und berufen sich auf Paulus, „der hier gegen Buß steht“ (p. 475). Was sagt aber der Apostel Paulus? „Ich bin allen alles geworden; den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche,“ d. h. den Gebildeten ein Gebildeter. Gewiß hat er in gelehrten Kreisen anders gepredigt als unter Handwerkern. Die Rede in Athen ist ein bleibendes Muster von Kunst und Weisheit, welche an die „Götter“ anknüpft, um die Geister zu „Gott“ zu leiten. Und die Briefe an die Korinther, Galater und Römer enthalten viele Abschnitte, welche das schärfste Denken der heutigen Bibelforscher in Anspruch nehmen. Sollten das die Knechte und Mägde in Kleinasien und Rom besser verstanden haben als ein de Wette oder Tholuck? Hat Paulus geglaubt, die „Unmündigen“ werden das alles begreifen oder hat er nicht solche tiefsinnigen Worte doch eigens für die Denkenden geschrieben? — Wie manche haben in ähnlicher Weise die Verstandesgründe der Ungläubigen zu widerlegen gesucht! Schleiermacher ringt mit den gebildeten Religionsverächtern, ebenso Hundeshagen in seinem „Weg zu Christo“. Offenbar waren es „fixe Ideen“, die sie zu solchen Werken bewogen, aber Ideen, leuchtend wie Fixsterne.

3) Übrigens geben Sie selbst zu, daß diese apologetische Methode nötig sei, und erinnern an Missionare, welche sich auch an die höhern Klassen wandten. Nun erklären Sie aber: es sei — Eitelkeit, zu glauben, man habe auch wie jene diesen speciellen Beruf, und man werde mehr leisten, als jene. Wir denken nicht daran, daß die früheren Männer nun übertroffen werden sollen, sondern nur daran, in ihre Fußtapfen zu treten. Selbstverständlich wird jeder, der dies Werk fortsetzt, nach eigenen Gedanken verfahren, und darin erblicken Sie eine versteckte Eitelkeit auf die eigene Weisheit und Kunst. Gegen die Eitelkeit muß jeder auf der Hut sein, der thatkräftig auftritt; und ob sie als Triebfeder den einen oder andern bewegt, weiß nur der Herzenskündiger, aber bloß daraus, daß einer energisch etwas Neues unternimmt und glaubt, er werde gerade mit seiner Art des Wirkens etwas ausrichten, schon daraus den Schluß ziehen, es geschehe aus Eitelkeit — das ist ungerecht. Mit diesem Grundsatz könnte man die hingebendsten Männer der Eitelkeit beschuldigen; denn alle waren fest überzeugt, daß sie mit ihrer eigentümlichen Gabe, Kunst und Weisheit etwas Wertvolles zustande bringen. Ein Pfarrer, der aus Furcht vor der Eitelkeit denken würde: meine Art, die Bibel zu verstehen und auszulegen, taugt nicht viel und hat keine Wirkung, der müßte Studium und Amt, er müßte gleichsam sein eigenes Herz und seinen Geist aufgeben. Man kann nur sein persönliches Eigentum einsetzen. Was giebt uns Freudigkeit zum Wirken? Doch die erhebende Überzeugung, daß auch unsre Arbeit, so mangelhaft sie sein mag, nicht vergeblich ist, sondern eben mit ihrer ganz besondern Weise Segen stifte. Der Glaube an die eigene Untüchtigkeit ist der Tod alles Thatenmutes. Demut und siegesfrohe Zuversicht müssen als Schwestern Hand in Hand gehen. — Dasselbe gilt Ihren Warnungen gegenüber, daß man sich nicht allzu großen Hoffnungen hingeben soll. Nüchternheit ist gut, aber kein Werk kann mit Eifer begonnen werden, wenn man nicht in Begeisterung auf Erfolg hofft.

4) Ferner stoßen Sie sich daran, daß der neue Verein vorerst keine Missionare, sondern nur Schriften aussenden „wolle". Das macht einen komischen Eindruck auf Sie, weil Sie in diesem „Wollen" eine Absicht statt grammatische Form sehen. Sobald sich ein geeigneter Mann findet, so wird er gehen, vorher „kann" man keinen senden. Unterdessen aber möchte man doch etwas thun; und da ist bloß eine literarische Thätigkeit möglich. Man möchte sich vorerst mit der Frage befassen: wie sieht es in Geist und Leben der gebildeten Heiden aus? und wie muß man es anfangen, um ihre falschen Vorstellungen zu bekämpfen? Schriften wie „Buddha" von Oldenberg und „Islam" von Hauri können einem gelehrten Brahminen ein Wegweiser sein und auch dem Missionar das Arbeitsfeld beleuchten. Was Sie über den Missionsplan Gottes sagen, ist groß gedacht, tröstend und ermutigend; deshalb darf aber doch niemand gedankenlos einen Turm zu bauen anfangen, er muß doch selber einen Plan machen, muß den Boden prüfen und Bausteine sammeln und zurechthauen.

5) Es wird Ihnen schwer zu glauben, daß es dem neuen Verein Ernst sei mit der Versicherung der Friedensliebe. Schreiber dies bezeugt Ihnen, daß er seinen Beitritt nur unter der ausdrücklichen Bedingung erklärt hat, daß in keinerlei Weise die bestehende Mission angegriffen werde. Der gleiche Sinn wurde von allen kund gethan. Es brauchte doch eine seltsame Natur dazu, bis man einem Verein sich anschlösse, aus bloßer Lust, das Werk eines Jahrhunderts, die Leistungen aufopfernder Männer zu verkleinern! Wer möchte sich solch ein Ziel stecken? Warum können Sie uns nicht die redliche Absicht zutrauen, Heiden zu gewinnen auf dem Wege, der gerade uns in die Augen fällt, ohne irgend jemand stören zu wollen? Oder sollte es denn unmöglich sein, in dem großen Weinberg neben einander zu arbeiten und sich zu ergänzen? Wir möchten uns als selbständiger Zweig an das gesamte Missionswerk anschließen als Glieder, welche vorzugsweise die Pflege des genannten Gebietes sich zur Aufgabe machen, weil sie allerdings dafür eine Vorliebe haben. Wir meinten, jeder Missionsgesellschaft könnte es nur erwünscht sein, wenn außer ihrem Kreis sich noch andre bereit finden, für die Verbreitung christlichen Glaubens thätig zu sein.

6) Aber wird auch der Verein wirklich den christlichen Glauben hinaustragen? Das ist's, woran Sie am meisten zweifeln. Sie bekamen den Eindruck, als ob es sich hier um ein Auftreten handle, womit die liberale Partei einen Posten mehr gewinne, um erfolgreicher zu streiten. Wir treten aber nicht zusammen als Partei, halten auch keineswegs dafür, daß die sog. Liberalen, unter denen man religiös Gleichgiltige versteht, zu der Missionsaufgabe geschickt seien; im Gegenteil sind wir überzeugt, daß nur ein lebendiger, inniger Herzensglaube imstande ist, liebreich in ein Heidenherz einzudringen und es zu Gott hinzuziehen. Wie wenig Herr Pfr. Buß mit seinem Vortrag: „Die Mission einst und jetzt" den Schein erweckte, als wolle er nur die Freisinnigen zu diesem Werk anregen, geht daraus hervor, daß in seiner nächsten Nähe auch solche beitraten, die der positiven Richtung angehören und mit Entschiedenheit gegen allen theologischen Phrasennebel kämpfen. Daß dem Aufruf bis jetzt allerdings meist nur Teilnehmer aus der „Mitte" gefolgt sind, mag seinen Grund zum Teil in Vorurteilen und Mißverständnissen haben, zum Teil aber auch darin, daß manche Positive es für vergeblich halten, unter den Gebildeten zu wirken. Von Ausschluß der Bibelgläubigen ist also keine Rede; je mehr derselben teilnehmen, desto lieber. Es ist auch keiner im Verein, der nicht bekennt, daß er „bibelgläubig" sei, daß er das Bibelwort erfahren habe als eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

7) Sie können sich aber nicht denken, wie man ohne bestimmte Formulierung eines Bekenntnisses den Heiden das „Christentum“ bringen kann. — So begreifen Sie auch nicht, wie man an einem fremden Ort eine Gastpredigt halten kann, ohne sein genau definiertes Glaubensbekenntnis vorauszuschicken? — Mit Recht verlangen Sie: „nüchterne Männer müssen vor allen Dingen wissen, was sie den Heiden verkündigen wollen.“ — Die gegebene Antwort hierauf lautet: Wir wollen „die christliche Wahrheit in ihrer ursprünglichen Einfachheit“ verkünden. In dieser Antwort finden Sie keinen Sinn und bitten, daß wir „mit runden, klaren Worten, ohne jeden Phrasennebel, ganz deutlich, so daß niemand in Zweifel sein kann, wie es gemeint ist, sagen möchten: ‚Wie das Christentum aussieht, das wir den Heiden bringen wollen.‘“ Darauf erwidern wir: „Das Christentum, das wir den Heiden mitteilen möchten, sieht gerade so aus, wie es auch die deutschen Heidenvölker empfingen und wie es für jedermanns Aug und Herz offen vorliegt zwischen dem ersten Kapitel des Matthäus und dem letzten Kapitel der Offenbarung.“ Deutlicher kann man sich kaum erklären. Näher denken wir uns die Sache so: Ein Missionar wird nicht zuerst aus der Augsburgischen oder Helvetischen Konfession, oder aus einem Katechismus einen erschöpfenden Lehrsatz formulieren und ihn als erste Gabe den Heiden darbieten; er wird ihnen auch nicht gleich das Apostolikum einprägen, das schon nicht mehr die evangelische Einfachheit an sich trägt, sondern er wird im Gespräch mit einem Heiden darauf merken, wo er von diesem etwas dem Christentum Verwandtes höre, er wird ihm etwa von den Griechen erzählen, die auch große Bildung und tiefdenkende Weise hatten und doch bewogen wurden, dem Apostel Paulus zu glauben, als er ihnen sagte: es ist nur Ein Gott, der alle Menschen dazu erschaffen, damit sie Ihn suchen, ahnen, finden und empfinden möchten. Der Missionar wird ein andermal das Testament selbst hervornehmen und die ganze betreffende Geschichte lesen. Später wird er dem Manne von Jesu reden, wieder nicht in dogmatischen Formeln, sondern an der Hand des Testaments; er wird z. B. das Wort: ‚Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen‘ ganz in dem Zusammenhang erklären, wie es im Buche steht. Er wird darauf achten, was der Heide von sich aus über Sünde, Buße, Himmelreich denkt, wird auf seine Äußerungen eingehen und so nach und nach das ganze Testament mit ihm lesen, indem er Wort für Wort behandelt, wie man es in Bibelstunden oder in der Unterweisung thut. Ist einmal der Heide mit dem Testament vertraut und sucht selber darin das Leben, so hat er nach unsrer Ansicht wirklich „das Evangelium Christi“ vor sich. Hier findet er „die christliche Wahrheit in ihrer ursprünglichen Einfachheit“ ohne jegliche Zuthat schulmäßiger Erklärung. Hier steht er Christum vor sich und hört ihn zu sich reden, wie es ursprünglicher und einfacher nicht gedacht werden kann. Er steht unmittelbar vor Jesus selber, wie jeder von uns auch. Unsre eigene Kunst bestände demnach nur darin, den Heiden zur Bibel hinzuführen und ihm so viel Vertrauen zu ihr einzuflößen, daß er selber heilsbegierig aus diesem Quell schöpfte. Da hätten wir doch mit allen Missionaren ein gemeinschaftliches Werk; denn keiner hat ein anderes Evangelium als das Neue Testament.

8) Sie hegen aber die Besorgnis, der neue Verein möchte die Wahrheit dieses Evangeliums so verflüchtigen, daß dem Heiden nur ein Nebel für seine soliden Götter geboten würde. Sie folgern so: Die welche kein gemeinschaftliches Bekenntnis finden, haben nichts Gewisses, das sie bekennen könnten. Das ist irrig. Selbst zwei intimen Freunden wird es schwer, einen Glaubenssatz zu bilden, in welchem jeder den richtigen

Ausdruck seiner Überzeugung erkennt. Sie arbeiten auch gar nicht an solchem Dogma, sie kämpfen in Liebe über die ernsthaftesten Fragen und wirken friedlich neben einander: Jeder predigt das Christentum, das in seinem Herzen lebt; jeder weiß, daß das Christentum des andern ein lauteres und fruchtbares ist. Ohne Zweifel würden sich die meisten Vereinsglieder damit einverstanden erklären, wenn Einer die Heiden lehrte: „Es ist Ein Gott und Vater aller; er ist die Liebe; er sieht das Thun und Denken seiner Kinder; er erhört Gebete; er ist gerecht und heilig. Er hat alle Menschen erschaffen zu seinem Bilde; die Sünde hat die Menschheit verderbt und elend gemacht. Gottes Liebe sucht aber die Verlornen und hat den Erlöser gesendet, auf daß durch ihn die Sünder errettet und selig würden." Man wollte aber absichtlich kein Bekenntnis aufstellen, damit nicht zeitraubende Diskussionen entstünden, aber auch deshalb, damit keiner durch einen notwendig mangelhaften Satz sich abhalten lasse, mitzuhelfen. Das ist auch der Sinn des Namens: „Allgemeiner evangelischer protestantischer Missionsverein". Nicht Anmaßung hat ihn erfunden, sondern der Wunsch: es möchte jeder, der ebenfalls diesen Zweig der Missionsarbeit gerne noch mehr gepflegt sähe, nach seinen Kräften etwas kurz Förderung dieses Zweckes beitragen — völlig abgesehen von seiner theologischen Richtung. Ähnliche Gedanken an ein parteiloses Interesse liegen gewiß auch dem Titel Ihrer „Allgemeinen Missions-Zeitschrift" zu Grunde, und noch niemand hat denselben als Unbescheidenheit ausgelegt. Sie wollen sich nicht an diese oder jene Gesellschaft wenden, sondern an die Freunde der allgemeinen Missionssache, gleichviel, wo sie eingereiht sind. Sie können sich denken, daß Sie in den verschiedensten Gesellschaften Leser haben und auch solche, die gar nichts für die Mission thun, aber doch über ihr Wirken sich gerne belehren lassen. Ihre Schrift wird thatsächlich im Hause des Orthodoxesten wie in der Hand des Reformers sich befinden, und das ist's, was Sie wünschen. Dürfen wir nicht denselben Wunsch hegen?

Ob das begonnene Werk Bestand haben und Frucht schaffen wird, weiß kein Mensch. Wir denken sehr bescheiden von der eigenen Kraft und auch von den literarischen Arbeiten, die als Vorbereitung dienen sollen. Sie werden unbedeutend scheinen neben den Scharen der Missionare, die selbstvergessen, mit Todesverachtung ihr Leben mitten in die Gefahren und Kämpfe der Heidenländer gestellt und es zum guten Teil haben verzehren lassen. Unsre Hochachtung vor ihnen soll auch hier wieder ausgesprochen werden. Sie sollen uns stets daran erinnern, daß bloß gelehrte Abhandlungen nicht vermögen, die gottentfremdete Vernunft der Heiden und Christen zum Glauben zu führen, sondern daß dazu ganz andere Mächte, Herzens- und Gebetsmächte vonnöten sind. Darum wünschen wir auch ein redliches Zusammenwirken, so daß jeder mit seiner Gabe sich ans Werk stellt; und wenn es uns gelingen sollte, auch nur einige Steine zu legen, über welche das Evangelium und der christliche Geist zu der heidnischen Bildung schreiten könnte, so sind wir Ihrer Mitfreude gewiß.

Luchsingen, den 29. November 1883.

J. Schmidt, Pfr.

Nachschrift der Redaktion.

Auf Wunsch des geehrten Einsenders habe ich die vorstehende Zuschrift in extenso zum Abdruck gebracht; die Entscheidung, ob resp. wie weit die vorgebrachten Beschwerdepunkte begründet sind, getrost dem Leser anheimstellend. Obgleich ich überzeugt bin, daß

schon der Zusammenhang meiner Ausführungen (1883 S. 467 ff. und 473 ff.) die gegnerischen Erklärungen teils als Mißverständnisse teils als ungerechte Vorwürfe darthut, will ich doch auf die einzelnen Punkte in Kürze folgendes erwidern:

ad 1) Da ich selbstverständlich nirgends gesagt habe, daß man „die Gebildeten ganz aufgeben soll" sondern nur gegen eine für sie speciell berechnete Methode resp. auf sie speciell zugeschnittene Mission meine Bedenken geäußert, so ist dieser erste Klagepunkt völlig unsubstanziiert. Ebenso unzutreffend ist der mir von dem Einsender untergelegte Schluß: weil Christus ꝛc. — „also ist's ein Zeichen der Eitelkeit" ꝛc. Die „Arbeit auf diesem Boden" zu bemängeln kommt mir ja nicht in den Sinn, nur die Prätension: für die Gebildeten besondere Gaben und besondere Methoden zu haben, die Christus und seine Apostel nicht hatten, habe ich als nicht frei von einer gewissen Eitelkeit bezeichnet. In seinem Buche: „Die christliche Mission" S. 319 fühlt Buß selbst, daß uns die von ihm gemachte Unterscheidung zwischen einer aristokratischen und einer Proletariermission „unangenehm berühren" muß. Wenn ich in diesem Zusammenhange von einem „Gegensatz" gegen die bisherige Missionsthätigkeit gesprochen, so dachte ich nicht an feindliche Bekämpfung, sondern an die principiell verschiedene Methode, welche nicht nach dem bisherigen Gange der Missionsgeschichte von unten nach oben, sondern von oben nach unten die Völker christianisieren will.

ad 2) Hier liegt abermals ein Mißverständnis vor. Gewiß haben „die Gebildeten" ihre eigentümlichen Schwierigkeiten, ins Reich Gottes zu kommen und erfordert es die Seelsorgerliebe und Seelsorgerweisheit, denselben auch besondere Beachtung zu schenken. Wir geben gern zu, daß wir in unsrer Schwachheit das noch nicht genügend gethan, aber ganz versäumt haben wir es auch nicht. Meine Befürchtung geht nur dahin: daß die neue Methode etwa „das Ärgernis des Kreuzes" wegnehme, um die Gebildeten zu gewinnen. Daran dachte ich, wenn ich schrieb, daß hier Paulus contra Buß steht cf. 1 Kor. 1, 17 ff. 2, 1 ff. ꝛc. Den Paulus in Athen darf man aber nicht in Gegensatz stellen zu dem Paulus in Korinth. Schleiermacher in allen Ehren — aber ob er als Missionar in Indien viel ausgerichtet haben würde, darüber darf man wohl bescheidene Zweifel hegen. Auch fürchte ich, daß die neue M.-G. ihre Not haben wird, Männer wie Schleiermacher, deren „Ideen leuchten wie Fixsterne", zu finden um sie als Missionare auszusenden.

ad 3) Bei meinem Vorwurfe der versteckten — ich will aber gern zugeben, unbewußten — Eitelkeit muß ich trotzdem und alledem bleiben. Ich kann mir nicht helfen, aber es berührt mich jedesmal unangenehm, wenn ein Prediger des Evangeliums von sich behauptet, er sei besonders begabt für die „Gebildeten". Es macht doch immer den Eindruck, als ob das ganz etwas apartes sein sollte. Weder unser Herr Jesus Christus noch sein Knecht Paulus hat je diese specielle Gabe für sich in Anspruch genommen.

ad 4) Ebenso ist mein „komischer Eindruck" von einer bloßen „Schriften-Mission" unerschütterlich, aus Gründen, die umständlich zu entwickeln hier nicht Raum ist. Nur eins: Ich behaupte kühnlich, daß eine wirksame Missionsschrift nur ein jahrelang in dem betreffenden Heidenvolke lebender Missionar schreiben kann.

ad 5) Meine Bedenken bezüglich der gegebenen Friedensversicherungen sind durchaus nicht gegen die Aufrichtigkeit der Personen gerichtet, welche sie geben, sondern sie beruhen in meiner nüchternen Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse. Es soll mich sehr freuen, wenn ich unrecht habe — die Folgezeit wird ja bald darüber Gewißheit bringen.

ad 6) Es wäre mir doch lieb, diejenigen „Positiven" kennen zu lernen, welche dem neuen Vereine darum fern bleiben, weil sie „es für vergeblich halten, unter den Gebildeten zu wirken." Vorläufig scheint mir diese Annahme auf einer Selbsttäuschung zu beruhen. Daß die „Liberalen" in dem neuen Vereine als Partei zusammen treten wollen, habe ich nicht behauptet, sondern nur daß thatsächlich bis jetzt liberale Elemente ihn bilden. Bildet der Bibelglaube wirklich das Fundament des Vereins, so ist uns das selbstverständlich eine große Freude. Aber dann hätte man doch auch nicht Männer wie z. B. Dr. Schwalb unterzeichnen lassen sollen.

ad 7) Wenn ich von Bekenntnis rede, so denke ich in diesem Zusammenhange nicht an die Augsburgische oder Helvetische Konfession. Wir haben bekanntlich mehr als eine M.-G., welche es ablehnt, sich ausschließlich auf eins dieser kirchlichen Bekenntnisse zu stellen und doch werde ich von keiner dieser Gesellschaften sagen: ihr fehle das positive Bekenntnis. Ich denke vielmehr an eine ganz bestimmte Stellung zu den Thatsachen der Heilsoffenbarung und den fundamentalen Heilslehren. Also: „Was dünket euch um Christus, wes Sohn ist er?" Ist Christus leiblich von den Toten auferstanden? Ist sein Blut wahrhaftig (und zwar in dem biblischen Sinne) die einzige Versöhnung für unsre Sünden? ꝛc. Auf diese Fragen verlange ich eine runde klare Antwort, „die weder Hörner noch Zähne hat." Auch wir denken uns den Missionar nicht „zuerst ... einen erschöpfenden Lehrsatz formulieren ...", aber wir wollen, daß er die Geschichte der göttlichen Heilsoffenbarung als thatsächliche wirkliche Geschichte den Heiden verkündigt. Ob auch der Missionar des neuen Vereins diese Aufgabe hat — darüber bitten wir um eine ganz bestimmte Erklärung. Es ist ja sehr schön, und wir wollen es ohne Hintergedanken glauben, daß der geehrte Einsender versichert, der Missionar des neuen Vereins werde den Heiden das Christentum bringen, wie es „offen vorliege zwischen dem ersten Kapitel des Matthäus und dem letzten Kapitel der Offenbarung;" aber wir bitten, daß diese Bestimmung dann auch statutarisch festgestellt werde; unter den Unterzeichnern des Aufrufs sind jedenfalls solche Vertreter der modernen Weltanschauung, von denen es offenbar und am Tage ist, daß sie ein solches Christentum nicht vertreten.

ad 8) Was die Parallelisierung der Bezeichnung: „Allg. evang. protest. Missions-Verein" mit der „Allg. Missions-Zeitschrift" betrifft, so ist sie völlig unzutreffend; denn es ist doch ganz ein ander Ding, ein literarisches Organ über die gesamte Missionsthätigkeit und einen praktisch handelnden Verein zu begründen, welcher sich die Aufgabe stellt, die gesamte evangelische Christenheit zu umfassen. Wie die thatsächlichen Verhältnisse liegen, ist das letztere eine unerreichbare Aufgabe und darum der gewählte Name ein unzutreffender.

Auf die wohlthuenden Schlußbemerkungen erwidern wir, daß es uns wirklich eine große Freude sein soll, wenn es dem neuen Vereine gelingen sollte, zur Aufrichtung des herrlichen Reiches unsres Herrn Jesu Christi unter den Heiden reelle Bausteine beizutragen. Vielleicht segnet Gott ein wenig dazu auch unsre Kritik.

D. Warneck.

Literatur-Bericht.

1) „Samuel Gobat, evangelischer Bischof in Jerusalem. Sein Leben und Wirken, meist nach seinen eignen Aufzeichnungen.“ Mit Gobats und seiner Frau Bildern in Stahlstich und 8 Landschaften in Holzschnitt (Basel, Spittler, 1884. 2 Teile in 1 Band, 6 Mk.). Während der erste Teil dieser ebenso interessanten wie erbaulichen Biographie, welcher Gobats Jugendgeschichte und seinen Aufenthalt in Abessinien behandelt, den Kennern der Missionsliteratur wenig neues bietet, bringt der zweite Teil, der die lange Zeit seines gesegneten bischöflichen Wirkens im heiligen Lande umfaßt, eine große Fülle bisher wenig bekannten Detailmaterials. Wir gedenken in einem besondern Artikel auf die jerusalemische Zeit dieses Patriarchen zurückzukommen, was wir um so mehr für Pflicht halten, als in dem — kürzlich durch Janssen für „klassisch“ erklärten — dreibändigen Werke Marshalls: „die christlichen Missionen“, die ultramontane Schmähung sich erdreistet hat, Gobat als „einem Herrn“ zu bezeichnen, „der ohne Glauben die anglikanische Religion zu Jerusalem repräsentiert“ (II, S. 375). Unterdes empfehlen wir das inhaltsreiche Buch, welches einen bedeutenden Platz in unsrer biographischen Missionsliteratur behaupten wird, unsern Lesern als eine genußreiche Lektüre.

2) **Wilson** und **Felkin**: „Uganda und der ägyptische Sudan“ (2 Bände, mit vielen Holzschnitten; deutsche Übersetzung; Stuttgart, Cotta, 1883). 7 Mk. Die Namen beider Verfasser sind den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt. Beide standen als Missionare im Dienste der Church Miss. Soc. und gehörten zu den Begründern der ermantischen Mission im Reiche Mtesas. Das vorliegende Buch enthält aber nicht eine eigentliche Geschichte dieser interessanten Mission, sondern hat einen wesentlich ethnologischen und geographischen Inhalt. Es erzählt die Reise der ersten Missionskarawane von Sansibar nach dem Ukerewe, schildert Land und Leute von Uganda und giebt dann die Beschreibung der in Begleitung dreier Gesandten Mtesas gemachten Rückreise beider Autoren durch den ägyptischen Sudan. In England hat das lehrreiche Buch eine sehr freundliche Aufnahme gefunden und wir zweifeln nicht, daß es auch in der recht guten deutschen Übersetzung einen zahlreichen und dankbaren Leserkreis finden wird. Für jeden, der sich über die Mission in Uganda specieller unterrichten will, sind diese beiden Bändchen unentbehrlich.

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Das bedeutungsvollste Missionsproblem, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

II. Die römisch-katholische Mission.[1])

In China erlangten die Portugiesen in den Jahren 1556 und 1557 den Besitz von Macao. Freilich nicht als Eigentum, sondern gegen einen jährlichen Tribut. Die Portugiesen hatten das chinesische Meer von Seeräubern befreit und durften nun, als Anerkennung dafür, von Macao aus Handel mit China treiben. Die gute Gelegenheit wurde auch sofort von der römischen Kirche benutzt, den christlichen Glauben ins chinesische Reich zu bringen. Jesuiten, Augustiner, Franziskaner und Dominikaner machten von Macao aus Versuche ins Land einzudringen, doch mit geringem Erfolg. Erst im Jahre 1581 gelang es Roger und 1582 Ricci sich im Innern des chinesischen Reiches festzusetzen. Beide Missionare erlangten sogar hohe Beamtenstellen am kaiserlichen Hofe zu Peking. Sie brachten interessante Geschenke für den Kaiser und die Mandarine (Uhr, Prisma u. dgl.), verfertigten Landkarten, gaben mathematische Werke heraus, Ricci stellte europäische Kunstwerke auf, eine kleine und größere Stundenuhr, Modelle europäischer Paläste, schön gemalte Bilder ꝛc. Ein Franzose sagt von Ricci in einem zu Paris erschienenen Werke (Anecdotes sur l'état de la Religion, dans la Chine, Tom. VI in 8. Paris 1733—1735): „Die Kaiser fanden an ihm einen beugsamen, gefälligen Mann, die Heiden einen verträglichen Glaubensprediger, der sich in ihre abgöttischen Gebräuche zu schicken wußte, die Mandarinen einen feinen Staatsmann, und der Teufel einen getreuen Arbeiter, welcher unter den Ungläubigen sein Reich befestigte, anstatt es zu zerstören" (I, 21). So urteilt innerhalb der römischen Kirche ein Priester über den andern. Ich selber kann nicht so hart über Ricci urteilen; ich erkenne in ihm einen Missionar, der mit vollster Hingebung in lebenslanger Selbstverleugnung alles that, was in seinen Kräften stand, den christlichen Glauben in China zu verbreiten. Seine Fehler wurden

[1]) Ich folge in der gegebenen Darlegung hauptsächlich einem Werke jesuitischen Ursprungs: „Geschichte der Streitigkeiten über die chinesischen Gebräuche" in drei Bänden, ohne Angabe des Verfassers. Augsburg, bei Nikolaus Doll 1791. Alle Citate ohne Titelangabe beziehen sich auf dieses Werk.

erzeugt von den jeſuitiſchen Grundſätzen, die ſein Gewiſſen beherrſchten. Er ſelber hatte vielleicht keine Ahnung davon, daß er irrte. Die römiſche Kirche hat überdies von alters her die heidniſchen Volksgebräuche mit größter Schonung behandelt. Der Verhaltungsbefehl der Propaganda in Rom für die apoſtoliſchen Vikarien (in China ꝛc.) ſcheint auch dafür zu ſprechen, es heißt darin: „Hütet euch, dieſe Völker auf irgend eine Weiſe anzuhalten, ihre Ceremonien, Gebräuche und Sitten zu ändern, es müßten dieſelben nur offenbar wider Religion und Tugend ſtreiten. Denn läßt ſich wohl was ungereimteres denken, als Frankreich, Spanien, Welſchland, oder ſonſt ein Land Europas nach China verſetzen zu wollen? Nicht *unſere Sitten*, ſondern *den Glauben* müſſen wir in dieſem Reiche pflanzen, welcher auf keines Volkes Gebräuche und Gewohnheiten, ſofern ſie nicht böſe ſind, ſieht, oder ſie verletzt, ſondern vielmehr zu erhalten ſucht. Und da nun einmal die Menſchen ſo beſchaffen ſind, daß ſie ihre Nation und alle das Ihrige mehr, als was fremde iſt, ſchätzen und lieben; ſo giebt es keinen mächtigeren Anlaß zur Abneigung und zum Haſſe, als die Abänderung der vaterländiſchen Gewohnheiten, vornehmlich wenn ſie ſich durch ihr Altertum empfehlen. Bewundert und lobet, was Lob verdient; was aber des Beifalls unwürdig iſt, das muß man zwar nach Art der feinen Heuchler nicht preiſen; doch fordert die Klugheit, von dergleichen Dingen entweder kein Urteil zu fällen, oder doch dieſelben nicht ſo obenhin, und ohne überwiegende Gründe zu verdammen. Sollten aber dieſe Gebräuche wirklich böſe ſein, ſo mißbilliget man ſie anfänglich durch ſchickliche Winke, und ein bedeutungsvolles Stillſchweigen, wartet indeſſen eine fügliche Gelegenheit ab, und ſind die Gemüter vorbereitet, ſuchet man ſie Schritt für Schritt aufzuheben“ (I, 28). Dieſe Grundſätze ſind auch für evangeliſche Miſſionare immerhin beachtenswert, natürlich wenn ihre Anwendung in evangeliſchem Geiſte geſchieht. Ricci ließ ſich jedoch über die Bedeutung mancher der wichtigſten Gebräuche von den Chineſen täuſchen, ſah auch wohl unüberwindliche Schwierigkeiten, wenigſtens für ſeine Praxis. Er ſchreibt über die Ahnenverehrung (I, 23): „Dadurch legen die Nachkommen ihre Hochachtung zu Tage, da ſie nämlich den verſtorbenen Voreltern gehorchen, als ob dieſe noch am Leben wären. Doch glauben ſie nicht, daß die Toten die vorgeſetzten Speiſen eſſen, oder ihrer bedürfen, ſondern ſie ſagen, ſie erwieſen ihnen dieſen Dienſt, weil ſie ſich außer ſtand fänden, ihre Liebe auf eine andere Weiſe zu zeigen. Ja viele behaupten, dieſe Gebräuche ſeien mehr der Lebenden als der Verſtorbenen halber eingeführt worden, damit die Kinder und andere blödſinnige Leute ſchließen könnten, wie genau man den lebenden Eltern gehorchen müßte, wenn ſie ſähen, mit

welcher Hochachtung und Ehrfurcht auch die angesehensten und klügsten Männer sogar den Verstorbenen begegneten. Weil sie denn keine Gottheit an ihnen erkennen, von ihnen nichts begehren und nichts hoffen, so scheint keine abgöttische Verehrung, ja wohl gar nicht einmal ein Aberglaube mit unterzulaufen." — Daß Ricci den krassen Aberglauben nicht kannte,[1]) der mit der Ahnenanbetung verbunden ist, läßt sich daraus erklären, daß er selber stets mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war und die Volksgebräuche nur durch die Brille der Gelehrten resp. Philosophen betrachtete. Ich werde geeigneten Orts den Gegenstand im Zusammenhang mit der Religion der Chinesen ausführlich behandeln. Ricci holte den Rat römischer Theologen ein und hörte die Meinung seiner Kollegen, mit welchen er viele Unterredungen über den Gegenstand hatte. Mit ihnen gemeinsam beschloß er: Die in China gesetzlichen Ceremonien, welche gegen Confutius und die Verstorbenen beobachtet werden, zu gestatten und den Namen Tien-tschu, Herr des Himmels, für den wahren Gott zu gebrauchen. Doch dürfe man dafür auch Tien, Himmel, oder Schang-ti, der höchste Herrscher, wenn es Umstände und Zeiten erheischten, nach dem Beispiele der heiligen Schrift gebrauchen. Dieses wurde 1600 und 1603 zum Statut für die Jesuiten, aber auch die andern römischen Missionare schlossen sich dem an.

Erst im Jahre 1630 kamen der Prediger-Mönch Bapt. Morales, ein Dominikaner, und der Franziskaner Anton, von der heiligen Maria, von Manilla nach China. Diese ließen sich in der Provinz Fukien nieder und bekamen bald Zweifel über die herrschende Missionspraxis. Sie führten die strenge Praxis ein. Die Jesuiten beschwerten sich dagegen in Rom. Morales ließ nun seine Bedenken in Manilla drucken. Der Unterprovinzial der Jesuiten, Franz Furtado antwortete darauf im Jahre 1640. Ich teile die Hauptpunkte nach Furtado mit (I, 36 ff.).

I. „Wollen sie (die Gegner der Jesuiten) aus dem positiven Rechte eine Obliegenheit einführen, das Fastengebot zu beobachten, an Sonn- und Feiertagen Messe zu hören, und aufs wenigste an einigen Tagen im Jahre nicht zu arbeiten." „Die Gründe, warum wir (die Jesuiten) zur Zeit noch nicht auf diese Gebote verpflichten, sind: 1) Weil es alle Visitatoren nach der Übung anderer Missionen also verordnet haben. 2) Obschon viele Neubekehrte diese Gebote wirklich beobachten, würden doch die meisten

[1]) Mir ist doch zweifelhaft, ob die Annahme einer völligen Unkenntnis statthaft ist. Sollte der kluge Ricci bloß getäuscht worden sein — oder nicht vielmehr den qu. Gebräuchen durch künstliche Interpretation eine ziemlich harmlose Bedeutung gegeben haben? D. H.

ſie im Anfange ſicherlich übertreten. 3) Was das Faſten anbelangt, ſo iſt die Nahrung der Chineſen ohnehin ſehr karg. Die Beobachtung der (katholiſchen) Feſttage halte ich durchgehends für unmöglich, nicht nur jetzt im Anfang, ſondern auch dann, wenn ganz China chriſtlich geworden ſein ſollte. Der tägliche Gewinn der Armen iſt ſo gering, daß ſagen, ſie ſollen nicht arbeiten, ebenſo viel heißt, als, ſie ſollen nicht eſſen. Eben dieſer Grund ſtreitet auch wider das Gebot Meſſe zu hören, ſie verlieren den ganzen oder doch den größeren Teil des Tagelohnes."

II. „Verbieten ſie den Chriſten die Ceremonien, welche bei den Leichenbegängniſſen der Verſtorbenen üblich ſind."

„Es pflegen die Chineſen den Sarg, darin der Leichnam verſchloſſen iſt, in einem Saale, ſamt dem Bilde des Verſtorbenen, mitten unter brennenden Fackeln auszuſtellen. In dieſem Saale kommen alle Verwandte und Freunde zuſammen: jeder bringt zwei Kerzen und einige Wohlgerüche mit ſich, legt ſie auf einen zubereiteten Tiſch nieder, und ſchlägt, nach der Sitte des Landes, viermal mit der Stirn gegen die Erde, und dann geht er wiederum ſeiner Wege. . . . Die Einführung dieſes Gebrauchs hat, nach ihren Büchern, eine doppelte Abſicht: zum erſten ſein Beileid über den Verſtorbenen zu bezeigen, zum zweiten die lebenden Kinder und Freunde zu tröſten. Daher wir dieſes Gepränge nicht allein den Chriſten erlauben, ſondern es wohl ſelber mitmachen, weil es bloß eine politiſche Höflichkeits-ceremonie iſt, die man ohne Beleidigung nicht unterlaſſen darf. . . . Der Einwurf: die Seele des Verſtorbenen brennt dort in der Hölle, warum ſoll man ſeinen Leib hier noch ehren? verdienet keine Rückſicht. Dürfen denn bei uns in Europa die katholiſchen Unterthanen dem Leibe eines verſtorbenen Fürſten, ob er ſchon ein Ketzer geweſen iſt (ſeine Seele alſo unfehlbar dort in der Hölle brennt. F.), nichts von politiſcher Ehre beweiſen? Aber Kerzen anzünden und Wohlgerüche brennen, ſind Zeichen einer göttlichen Verehrung; man darf keinen andern Gebrauch davon machen, und vermittelſt ihrer den Menſchen eine politiſche Ehre beweiſen. — Dies ſagt man ohne Grund: denn dieſe Dinge ſind allein verboten, wenn man dadurch Geſchöpfen jene Verehrung zuwendet, die dem Schöpfer allein gebührt."

III. „Pflegen die heidniſchen Chineſen, ſo lange der Sarg noch im Hauſe iſt, ja wohl auch nach dem Begräbnis, vor die Bahre, oder auch auf das Grab allerlei Speiſen und Früchte hinzuſetzen, als wären die Verſtorbenen noch am Leben."

„Durch dieſes Mittel hat man die Abſicht, das Andenken gegen Eltern, Verwandte und Freunde bei den Lebenden zu erhalten. Obgleich

aber bei diesem Gebrauche kein Aberglaube mit unterläuft, so haben doch die Unsern denselben nie gut geheißen (warum denn nicht? F.), sondern unter den Christen bloß geduldet, weil sich nicht hoffen läßt, daß diese Gewohnheit so geschwind werde können aufgehoben werden." „Der Irrtum etlicher, welche die Verstorbenen bitten, ihnen ein glückliches Leben zu bescheren, ist kein Grund einen Gebrauch zu brandmarken, der nach seiner ersten Einsetzung eben nicht zu verdammen ist. Ich heiße ihn deswegen nicht gut; aber mich dünkt, man möge ihn dulden, weil man für jetzt von den Christen nichts weiter erhalten kann, welche andererseits aufrichtig, und mit gutem Gewissen zu Werke gehen." Eine Anmerkung dazu lautet: „Man hebt ja doch auch die Verehrung der Heiligen um deswillen nicht auf, weil einige Flachköpfe aus dem Pöbel glauben, in den Bildern wohne eine höhere Kraft." So kann man denn auch den Götzendienst durch den Heiligendienst rechtfertigen, jedenfalls ist der Unterschied nicht groß, wenn überhaupt ein principieller zugegeben werden kann.

IV. „Lebte in China vor etwa zweitausend Jahren ein gewisser Mann, den sie Kungtß (Confutius) nennen. Dieser hatte sich durch seinen Verstand, durch seine Klugheit und sittliche Tugenden vor andern ausgezeichnet, weswegen ihn die Chinesen für einen Heiligen halten, ja ihn auch mit diesem Namen beehren. Er war in den chinesischen Buchstaben und ihrer Zusammensetzung ungemein erfahren, und um der Ursache willen hält ihn das ganze Reich für seinen Lehrmeister, wie unter uns Aristoteles für den Lehrmeister in der Weltweisheit gehalten wird. Aus diesem Grunde haben die Kaiser gewisse Gebräuche festgesetzt, wodurch ihm jene Ehre bewiesen werden soll, die der Titel eines Lehrers des Reichs erfordert, und es geschieht in ihren Büchern aus keinem anderen Beweggrunde dieser ausgezeichneten Verehrung Meldung. Aber weil unter diesen Ceremonien etwas vom Aberglauben verborgen zu sein scheint, so gestatten wir den Christen weiter nichts, als solche Verbeugungen des Leibes, wodurch man hier zu Lande auch gegen Lebende seine Ehrfurcht zu Tage legt, wie auch die Gabe der Kerzen und der Wohlgerüche, und dies alles in der einigen Absicht, dem Lehrer der Nation als Schüler ihre Dankbarkeit zu bezeugen, ohne daß sie etwas von ihm begehrten. Und also denken nicht allein die Christen, sondern sogar die Heiden über diese Ehre, welche das Volk nicht nur den Verstorbenen, sondern auch den lebenden Mandarinen beweiset, ob es gleich gar wohl weiß, viele aus ihnen seien lasterhafte Leute und offenbare Räuber." Ich teile hier das Ceremoniell, das im Tempel des Confucius stattfindet, nach II, 146 ff. und 233 ff. mit.

Tags vorher wird ein Schwein, eine Ziege (auch ein Stier) und die

übrigen Tiere geschlachtet. Der Ceremonienmeister ist zugegen und besieht, was der Fleischer (?) schlachtet. Diese Ceremonie heißt: die Tiere untersuchen. Am Tage der Feier ruft der erste Ceremonienmeister mit lauter Stimme: „Die Musikanten kommen herbei, und jeder verfüge sich an seinen Platz! Jeder zum Dienst beordnete Mandarin besorge sein Amt!" Jeder der Mandarinen, welche die Gaben austeilen, und die Vorsteher, so selbe begleiten müssen, gehen an die ihnen angewiesene Stelle. Der zweite Ceremonienmeister und die Mandarine, welche die Gaben (Opfer) darbringen müssen, verfügen sich zum Waschbecken, stecken ihre elfenbeinernen Täfelchen in den Gürtel, waschen die Hände, nehmen die Täfelchen wieder zur Hand und gehen unter Anführung des zweiten Ceremonienmeisters an den Ort, wo man die Verbeugungen macht. Der Ceremonienmeister verläßt sie da und stellt sich an seinen Platz. Der erste Ceremonienmeister ruft mit lauter Stimme: „Man gehe der Geistertafel (dem Sitz des Geistes, Repräsentanten des Verehrten. F.) entgegen! Die Musik lasse sich hören!" Und gleich darauf: „Still mit der Musik!" Der zweite Ceremonienmeister ruft: „Man verbeuge sich viermal!" Dann ruft der erste Ceremonienmeister: „Man verrichte die Ceremonien, oder man zeige die Gaben (Opfer) vor! man bringe sie dar! Die Musik lasse sich hören!" Die Mandarinen nehmen den Seidenstoff und den silbernen Becher zur Hand, und verfügen sich vor die Tafeln eines jeden Schülers des Confutius.

Der zweite Ceremonienmeister führt zugleich die bestimmten Mandarinen vor die Tafel des Confucius. Da angekommen sagt er: „Man stecke die elfenbeinernen Täfelchen (Abzeichen der Würde) in den Gürtel! dann: „Man bringe den Seidenstoff dar!" Nachdem diese Gabe entrichtet ist, treten andere Mandarine mit dem silbernen Becher auf. Der Ceremonienmeister sagt: „Man bringe den Becher dar! man lange die elfenbeinernen Täfelchen wieder aus dem Gürtel hervor!" Hierauf verfügt sich der Meister an den Ort der Lobrede und die Musik schweigt. Dort ruft der Meister: „Der die Lobrede halten muß, biege das Knie!" und sogleich zieht der Mandarin, welcher diesen Auftrag hat, die Lobrede aus seiner Tasche hervor und kniet zur Linken der Vorsteher, welche die Opfer darbringen müssen, nieder. Nach abgehaltener Lobrede sagt der Meister: „Der Lobredner verbeuge sich!" und dann: „Er erhebe sich, er bleibe aufrecht stehen!"

Der erste Ceremonienmeister ruft mit lauter Stimme: „Man vollende die letzten Ceremonien der Gabenentrichtung (Opfer), und die Musik lasse sich hören!" Ist die Musik zu Ende, sagt eben dieser Meister: „Trinket den beglückten Wein, und jeder empfange seinen Anteil vom Fleische!"

Sogleich begiebt sich der zweite Ceremonienmeister mit den Mandarinen an den Ort, wo der glückliche (konsekrierte) Wein getrunken wird, und ruft: „Kniet und steckt die elfenbeinernen Täfelchen in euren Gürtel!“ Wenn sich hierauf die Diener mit den Bechern nahen, sagt der Ceremonienmeister: „Trinket den glücklichen Wein!“ Kommen die andern Diener mit dem Fleische, so ruft er: „Jeder nehme seinen Anteil vom Fleische!“ und gleich darauf: „Langet die elfenbeinernen Täfelchen hervor! verbeuget euch! richtet euch auf! stehet gerade!“ Sind sie wieder an ihren Platz gekommen, sagt er ihnen: „Verbeuget euch zweimal!“ Dann ruft der erste Ceremonienmeister mit lauter Stimme: „Man sammle die Überbleibsel der Speisen! die Musik lasse sich hören!“ Die Diener gehen zu den Tischen (Altären) und sammeln die Überreste. Jetzt schweigt die Musik und der erste Ceremonienmeister ruft: „Begleitet den Sitz (Repräsentanten) des Geistes nach seinem Orte hin! Musik lasse sich hören!“ Der zweite Ceremonienmeister ruft: „Verbeugt euch viermal!“ Der erste Ceremonienmeister fällt ein: „Der welcher die Lobrede gesprochen, und die Opfer besorgt hat, nehme den Seidenstoff und seine Diener die Speisen, und jeder verfüge sich zur Stätte der Grube!“ (Diese Sachen zu begraben.) „Sehet nach der Grube hin! die Musik lasse sich hören!“ Der Ceremonienmeister und die Mandarine gehen dahin, wo sie die Grube sehen können; sobald die Musik schweigt, sagt der zweite Ceremonienmeister: „Die Feier ist zu Ende!“[1])

Diese anschauliche Beschreibung der ganzen Feier ist offenbar entnommen aus den Statuten der Mingdynastie (regierte bis 1644). P. Brancati hat Text und lateinische Übersetzung herausgegeben (De Sinensium ritibus, Paris 1700). Auch jetzt noch ist die Feier im wesentlichen dieselbe. Ich füge nur ergänzend bei, daß bis zum Beginn des Festtags drei Festtage, strenge genommen 10, vorgeschrieben sind. Die Opfertiere, ein Stier, mehrere Schweine und Schafe werden geschlachtet, aber nicht zerstückt, auch nicht abgehäutet, sondern nur die Haare abgeschabt bis auf den Schwanz. Die Tiere werden also ganz, und zwar in knieender Stellung, auf die Altäre gebracht. Sämtliche Civil- und Militär-Behörden sind verpflichtet, an der Feier teil zu nehmen. In Peking fungiert der Kaiser selber an der Spitze der Opfernden, in den Provinzen überall der höchste Mandarin. Die Seidenstoffe, darunter feiner Atlas, werden nicht mehr vergraben, sondern verbrannt. Man berechnet, daß jährlich 27 000 Stück Seide, jedes 10 Fuß lang, in den Tempeln des Reichs dem Con-

[1]) Nun denken wir uns, daß man den ersten Christen die Beteiligung an einer solchen Feier zugemutet hätte! D. H.

futius zu Ehren verwüstet werden. Mit der Musik war von alters her mimischer Tanz verbunden. Nicht nur die bedeutendsten Schüler des Confutius, sondern auch seine Eltern und Großeltern haben ihre Plätze und Opfer im Tempel. Die Kosten für eine Feier betragen circa 500 Mk., also jährlich circa 2 Millionen Mark für ganz China, die Tempel und deren Instandhaltung nicht gerechnet. Für die Jesuiten war die Entscheidung dieser Frage so schwer, weil sie eine beträchtliche Anzahl Mandarinen und viele Graduierte unter ihren Konvertiten hatten, die mit der Verehrung des Confutius eben auch ihre Würde aufgeben mußten. Daß also daran ihr Werk Schiffbruch leiden werde, war unschwer vorauszusehen. Alle jene hohen Herren zogen Confutius vor, ihrer socialen und politischen Stellung zu lieb, und fielen vom Christentum ab, so daß eigentlich nur arme Leute als Christen übrig blieben. Es fehlte eben noch der Unterbau. Doch nun weiter mit Furtados Darlegung.

V. „Fällt es den Franziskaner- und Prediger-Mönchen auf, daß wir das Bildnis des Gekreuzigten (Kruzifix) nicht öffentlich in unsern Kirchen aufstellen, woraus sie, wie es scheint, den Schluß ziehen, wir predigen Christum den Gekreuzigten mit Paulus nicht."

„Es ist wahr, wir halten Bilder unsers Herrn Jesu Christi am Kreuze verborgen, und stellen sie nicht öffentlich aus, aber sein Geheimnis verhehlen wir denen nicht, welche es zu hören würdig sind ... nicht vor den Heiden, damit wir das Heilige nicht den Hunden vorwerfen. Denn wie werden jene das Geheimnis des Leidens Christi, so allein der Glaube lehret, fassen, welche das nicht einmal begreifen, was ihnen von Gott die natürliche Vernunft offenbaret?"

VI. „Pflegen diese Religiösen die Personen des andern Geschlechts auf der Brust zu salben, und in ihren Kirchen zu versammeln. Wir thun keins von beiden. ... Deswegen versäumt man aber den Unterricht dieses Geschlechtes nicht; denn sie haben in ihren Wohnungen eine Art von Hauskapellen, wo sie beichten und der Messe beiwohnen." S. 53 ist dieser Abschnitt erweitert: „Es will unsern Gegnern nicht behagen, daß die Väter der Gesellschaft Jesu bei der Taufe der Personen des andern Geschlechts mit dem Speichel ihre Ohren nicht benetzen, ihnen kein Salz in den Mund legen, und die Brust und das Haupt nicht salben. Ich (Furtado) antworte: Die Väter der Gesellschaft Jesu haben vom Papste die Vergünstigung erhalten, daß sie bei diesem Sakramente unter den Ungläubigen jene Ceremonien weglassen dürfen, deren Weglassung sie aus guten Gründen schicklich dünken würde, welche gewiß in gegenwärtigem Falle vorkommen. Denn es würde bei den Heiden wider alle Wohlanständigkeit

und Ehrbarkeit laufen, so ein Priester die Brust eines Weibes entblößen, und ihre Hände oder den Mund berühren wollte. Wenn irgendwo, so ist es gewiß in China nötig, daß die Diener des Evangeliums mit dem andern Geschlechte äußerst behutsam umgehen. . . . Gewiß ist unter den europäischen Christen die böse Nachrede nicht so sehr zu befürchten, und doch befiehlt das Ritual, man soll bei dem andern Geschlechte die Salbung der Nieren unterlassen."

VII. „Sagt man, erlauben die Priester der Gesellschaft den Christen ihr Geld, ohne daß sie sich wegen eines entgehenden Gewinnstens oder entspringenden Schadens ausweisen, auf Zinsen auszulegen, unter der Bedingung, daß sie für ein solches Darlehen keine höheren Interessen als durch die Gesetze des Reiches erlaubt ist, nämlich dreißig fürs hundert fordern. Ich (Furtado) antworte, die Voraussetzung ist falsch. Denn alles wird ihnen bei Gelegenheit, so es die Notdurft erheischt, umständlich erkläret. Will jemand mehr als billig nehmen, so wird er nicht losgesprochen" (in der Beichte).

VIII. „Die Väter der Gesellschaft erlauben ihren Christen gewisse Geldbeiträge, welche die Heiden von ihnen fordern, um davon die Ausgaben bei den Festen ihrer Götzen zu bestreiten, weil im Verweigerungsfalle ein Auflauf der letzteren wider die ersteren zu befürchten wäre."

„Man antwortet ihnen, sie würden über diese Beiträge nicht so gewaltig lärmen, wenn sie bedächten, daß man den Juden ein Lamm verkaufen darf, obschon der Verkäufer weiß, es werde selbiges zu irgend einer abgewürdigten gesetzlichen Ceremonie gebraucht werden, weil der Verkauf an sich selbst eine gleichgiltige Handlung ist (also auch von Opium!), welche bloß durch die böse Absicht des Juden verdorben wird. So auch, obschon derjenige sündigt, welcher Geld auf Wucher leiht, so sündiget doch bekannter Maßen der nicht, welcher das Geld begehrt und in Empfang nimmt. Eine solche Handlung nicht sogleich als unerlaubt zu verdammen, darf man sich ja nur der Antwort erinnern, die der Prophet Elisa dem Naeman gab. . . . Die Handlung des Königs, der Naemans Herr war, zielte auf die Verehrung eines Abgottes, die Handlung Naemans aber war weiter nichts, als ein seinem Herrn geleisteter Dienst, der sich auf ihn zu stützen pflegte. Auf gleiche Weise muß man auch in unserm Falle unterscheiden: Die Handlung dessen ist böse, welcher das Geld, seinem Abgott ein Opfer zu entrichten, oder ein Fest zu veranstalten, begehrt, aber darum ist die Handlung des andern nicht sofort zu verdammen, welcher Geld giebt: denn von diesem läßt sich ein gleichgiltiger Gebrauch machen,[1])

[1]) Sophistische Unterscheidungen dieser Art sind überhaupt charakteristisch für die jesuitische Ethik. D. H.

und die unmittelbare Absicht davon zielt auf die Vermeidung des Auflaufes, und die Erhaltung des Hauses. Die Christen gehen hierin noch aus einem zweifachen Umstande sicher: denn erstlich wird nicht der ganze Beitrag auf die Feierlichkeit zu Ehre des Abgotts, sondern zum Teil auch auf Trinkgelage und Mahlzeiten verwendet, welche die Ungläubigen ohne Rücksicht auf den Abgott anstellen. Zweitens verwahren sich die Christen, wenn sie ihren Beitrag erlegen und erklären, sie steuern allein zum Gastgebote, nicht aber zum Götzenopfer bei. Überdies entschuldigen sich viele Gläubige damit, daß sie sagen, sie seien Christen, und ihr Gewissen erlaube ihnen dergleichen Beiträge nicht. Diese Entschuldigung wird zuweilen genehmigt, und wird sie abgelehnt, so haben einige Muts genug, die Forderungen der Heiden von sich zu weisen. So betrug sich eine christliche Heldin in der Provinz Shensi, welche lieber ihr Haus plündern ließ, als daß sie zur gottlosen Feierlichkeit das geforderte Geld hergegeben hätte."

Ich übergehe die andern Punkte, die für uns minder wichtig sind, um nicht zu ausführlich zu werden.

Ostern 1642 hatte Furtado eine Konferenz seiner Ordensbrüder in Hangtschau, wo sich dieselben auf eine Urkunde verpflichteten, welche später auch der Dominikaner F. Navaretta in Kanton unterschrieb. In dem Aktenstücke heißt es: „Wir alle haben die Pflicht, den Täuflingen klar und deutlich all' das zu erklären, was offenbar Aberglaube und Mißbrauch ist; als 1) den Götzen Gelübde thun oder Gebete zu ihnen schicken; 2) vor den Särgen losen; 3) die Hilfe der Abgestorbenen für sich, für seine Kinder oder Enkel anflehen, oder glauben, die Verstorbenen können uns helfen; 4) glauben, die Seelen wohnen in den Täfelchen, welche mit ihrem Namen bezeichnet sind; 5) ihnen Speisen vorsetzen, in dem Wahne, sie werden selbige genießen, oder sich an den Wohlgerüchen laben; 6) vergoldetes Papier und derlei Tand verbrennen, in der Absicht, denen, so von der Welt abgeschieden sind, dadurch zu nützen. Sonstige Ceremonien bei Leichenbegräbnissen sollten geduldet sein, doch als von großem Nutzen künftig die Gewohnheit einzuführen, daß man beim Hintritt der Eltern oder Befreundeten ein andächtiges Bild oder ein Kreuz oder den heiligsten Namen Jesus über jenem Tische aufstellet,[1]) wo die Wohlgerüche brennen, und vor dem sich die Chinesen zum Zeichen ihrer Ehrfurcht auf die Erde zu werfen pflegen." Morales reiste um diese Zeit nach Rom. Dort stellte er die Gaben, welche dem Confutius und den Ahnen bei deren

[1]) Abermals eine Zweideutigkeit, welche die ersten Christen entschieden als Verleugnung bezeichnet haben würden. D. H.

feierlicher Verehrung dargebracht werden, als wahre Opfer dar, welche in wahren Tempeln und auf eigentlichen Altären entrichtet würden. Daraufhin entschied die Kongregation zur Fortpflanzung des Glaubens und Papst Innocenz X., daß diese Gebräuche des Aberglaubens verdächtig wären und deshalb unzulässig. Alle Missionare erhielten Befehl sich dieser Entscheidung zu fügen, bis der heilige Stuhl anders zu verordnen für gut finden würde.

Die Jesuiten hielten es für erlaubt, an den besser unterrichteten Papst zu appellieren und schickten P. Martini nach Rom. Dieser kam dort 1654 nach dreijähriger Reise an. Er besuchte die Kardinäle persönlich und bat um neue Untersuchung der Angelegenheit, hatte dazu auch einen dicken Band Schriften aus China mitgebracht. Der Papst Alexander VII. übertrug dem obersten Ketzergerichte die Untersuchung. Der Entscheid erfolgte im Jahre 1655 durchaus günstig für die Auffassung und Praxis der Jesuiten.

Die andere Partei fügte sich aber ebensowenig dieser Entscheidung von Rom wie früher die Jesuiten der päpstlichen. P. Hyacinth Serry schrieb, nicht gegen den Ketzergerichtshof, aber gegen Martini und beschuldigte denselben der Entstellung und falschen Darlegung der Streitfragen.

Im Jahre 1665 wurden die Missionare nach Kanton verbannt, wo sie sechs Jahre bleiben mußten, nur wenige durften in Peking weilen und einige hielten sich verborgen im Innern des Landes bei Christen auf. In Kanton traten der Dominikaner Navaretta und der Franziskaner P. Anton gegen die Gebräuche auf, die Jesuiten Intorcetta, Le Favre und Brancati dagegen verteidigten sie: letzteren erteilte auch der Dominikaner Sarpetri öffentlich seine Zustimmung. Dadurch wurde auch Navaretta bewogen, sich 1669 für die jesuitische Auffassung zu erklären. Aber nach seiner Ankunft in Spanien und Besuch in Rom, wo inzwischen ein Umschwung eingetreten war, gab er 1673 ein Buch heraus mit starken Ausfällen gegen die Jesuiten und entschiedener Verwerfung der Gebräuche. In China war es besonders der Pater Anton, welcher den Kampf gegen die Jesuiten fortsetzte. Dieser brachte auch die „Hutfrage" ins Feld. Ich teile das hierauf bezügliche nach Pater Sarpetris Darlegung mit.

„Was die große Hutangelegenheit betrifft, so fordert Pater Anton, wir sollen allen Neubekehrten befehlen, in der Kirche nicht anders als mit unbedecktem Haupte zu erscheinen, ja wir Priester selbst sollen wider die Erlaubnis des Papstes, und gegen alle die Gründe, welche den heiligsten Vater zu dieser Vergünstigung bewogen haben, stets mit entblößtem Haupte Messe halten. Der wunderliche Mann! Denn erstens, heißt die Neubekehrten in der Kirche zur Entblößung des Hauptes anhalten, ebenso viel,

als ihnen befehlen, Gott in ſeinem Hauſe keine Ehre zu bezeigen, weil es bei allen Chineſen nach der allgemeinen Sitte des Landes unhöflicher erſcheint mit bloßem als mit bedecktem Haupte zu erſcheinen. ... Gilt es denn nicht gleich viel, ob man das Haupt entblößt, oder bedeckt, wenn man durch das eine wie durch das andere ſeine Ehrfurcht zu Tage legt? Was aber den Prieſter anbelangt, ſo geziemt ſichs in der Wahrheit nicht, daß er allein das Haupt entblößt, während ſich alle Laien bedecken. Überdies pflegen die Tartaren, welche gegenwärtig in China herrſchen, ihr Haupt bis auf eine Haarkrone, ſo ſie nach Art der afrikaniſchen Mohren ſtehen laſſen (?), zu ſcheren; es ſcheint daher weder ſchicklich noch anſtändig zu ſein, daß unſere Prieſter mit ähnlich zugeſtutzten Haaren unter dem heiligſten Opfer beim Altare ſtehen ſollten."

Eine der ſonderbarſten Verordnungen, die ſehr charakteriſtiſch fürs Papſttum iſt, erließ Papſt Clemens IX. im Jahre 1669. Er erklärte die entgegengeſetzten Entſcheide des Papſtes Innocenz X. ſowohl, welche P. Morales erwirkt, als die des Papſtes Alexander VII., die P. Martini erlangt hatte, beide für rechtskräftig, je nachdem die Thatſachen und Umſtände verſchieden ſeien vorgetragen worden. Das Dekret von 1645 gegen die Jeſuiten müſſe, ſo wie es lautet, beobachtet werden, ſei durch das von 1656 nicht eingeſchränkt worden, und das von 1656, für die jeſuitiſche Praxis, müſſe ebenſowohl beobachtet werden. — So konnte jeder thun, was ihn gut deuchte.

Den Jeſuiten in Peking, Ferdinand Verbieſt an der Spitze, war es inzwiſchen gelungen, den Kaiſer und die oberſte Reichsbehörde für ſich zu gewinnen. Den Miſſionaren wurde erlaubt zu ihren Kirchen zurückzukehren, aber zugleich allen Chineſen verboten den chriſtlichen Glauben anzunehmen. Die betreffende Stelle im Urteilsſpruch des chineſiſchen Gerichtshofes lautet: „Nun aber haben wir deutlich erkannt, daß dieſe Religion keine verderblichen Lehren enthalte, noch zur Empörung verleite, oder öffentliche Verwirrungen veranlaſſe. Es iſt daher billig, daß denen, welche ſich zur chriſtlichen Religion bekennen, künftig wieder erlaubt ſein ſoll, ſie mit der vorigen Freiheit zu üben. Doch ſollen die zahlreichen Verſammlungen, die Verbreitung des Buches von der Fortpflanzung dieſer Religion, und die meſſingenen Ablaßpfennige verboten ſein." Der Kaiſer verſchärfte aber das Urteil und verbot aufs ſtrengſte den Bau von Kirchen und den Übertritt zum Chriſtentum.

Im Jahre 1692 war der Kaiſer jedoch wieder ſo viel freundlicher geſtimmt, daß er das Verbot aufhob und jedermann erlaubte ſich zur chriſtlichen Religion zu bekennen und die Kirchen zu beſuchen. Die Ver-

dienste der Jesuiten um Astronomie, Geschützgießerei und Abschluß des Friedens mit Rußland wurden dabei ebenfalls anerkannt. Schon im nächsten Jahre erließ nun aber Karl Maigrot, Priester und apostolischer Vikar in Fukien (später Bischof von Conon), eine neue Verordnung gegen die Gebräuche mit dem Befehl an alle Missionare seines Sprengels, dieselbe genau zu erfüllen, bis der apostolische Stuhl ein anderes verfügen werde. Maigrots Hauptpunkte sind:

I. „Verordnen wir, daß man sich, um Gott zu bezeichnen, hergebrachter Weise, mit Ausschluß der europäischen Namen, welche sich durch chinesische Schriftzeichen nicht anders als auf eine barbarische Weise ausdrücken lassen, des bekannten Tien-tschu, Herr des Himmels, bediene. Die andern zwei chinesischen Worte, Tien, oder der Himmel und Shang-ti, der höchste Herrscher, sollen gänzlich abgewürdigt sein; noch weniger soll sich jemand zu behaupten erkühnen, was die Chinesen durch die erwähnten Worte Tien und Shang-ti verstehen, sei eben der Gott, welchen die Christen anbeten."

II. „Verbieten wir ernstlich, daß nirgend in der Kirche eine Tafel mit den zwei Buchstaben, King-tien (verehre den Himmel), ausgehängt werde, und wo sie immer ausgehängt, befehlen wir, sie innerhalb zweier Monate samt andern ähnlichen Versen und Tafeln wegzuräumen, worinnen die Namen Tien und Shang-ti dem wahren Gott angedichtet werden, weil meines Bedünkens teils alle, teils vornehmlich jene Tafeln, welche die Schriftzeichen king-tien enthalten, von Abgötterei nicht freigesprochen werden können."

III. „Erklären wir, daß die Papst Alexander dem VII. vorgelegten Fragen in vielen Stücken mit der Wahrheit nicht übereinstimmen, daher sich die Missionare auf die Antworten, welche der apostolische Stuhl gut und weislich, aber nach Maßgabe der in den Fragen ausgedrückten Umstände erteilet hatte, nicht verlassen können, um die unter den Chinesen übliche Verehrung des Confutius und ihrer Voreltern gestatten zu dürfen."

IV. „Die Missionare sollen ihren Christen auf keinerlei Weise und aus keinem Vorwande erlauben, die Opfer und Gabenentrichtungen, welche man alle Jahre dem Confutius und den Voreltern darzubringen pflegt, als Vorsteher zu besorgen, oder dabei zu dienen, oder auch bloß zu erscheinen. Denn wir erklären, daß bei diesem Gepränge Aberglauben mit unterläuft."

V. „Die Missionare, welche auf ihren Stationen, in Privathäusern den Gebrauch der Tafeln zu Ehren der Verstorbenen abzustellen gesucht haben, verdienen unsern Beifall, und wir ermahnen sie dringend, auf dem

einmal angefangenen Pfade fortzuschreiten. Wo aber wegen erheblicher Schwierigkeiten dieser Gebrauch nicht sogleich abgebracht werden kann, soll doch die Sache dahin eingeleitet werden, daß man mit Beseitigung der Schriftzeichen für „Geist" bloß den Namen des Verstorbenen auf die Tafel setze oder höchstens das Wort „Platz" beifüge."

VI. „Da wir bemerkt haben, daß einige Sätze schriftlich oder mündlich verbreitet werden, welche die Unbehutsamen irre führen, und den Weg zum Aberglauben bahnen könnten, z. B. daß die Weltweisheit, zu der sich die Chinesen bekennen, in echtem Verstande genommen, nichts wider das christliche Gesetz enthalte; daß die alten Weisen durch das Wort „Tai-kie" (das Absolute) Gott, den ersten Ursprung aller Dinge, verstanden haben; daß die Verehrung, welche Confutius den Geistern erwies, mehr bürgerlich als religiös gewesen sei; daß die Schrift, welche die Chinesen I-king (Buch der Wandlungen) nennen, die beste physische und sittliche Lehre enthalte, — so wollen wir diese und ähnliche Sätze in unserm ganzen Vikariatsprengel mündlich oder schriftlich zu verbreiten, alles Ernstes verboten haben."

VII. „Die Missionare sollen darauf sehen, daß nicht diejenigen, welche aus den Christen chinesische Bücher in den Schulen vorlesen, ihren Zuhörern den Atheismus oder sonst allerlei abergläubisches Zeug beibringen, davon Schriften dieser Art wimmeln, sondern selbige vermahnen, daß sie die vorkommenden Irrtümer widerlegen und daraus Anlaß nehmen sollen, ihren Schülern, was die christliche Religion von Gott, von Erschaffung und Regierung der Welt vorträgt, beizubringen. Auf gleiche Weise sollen die Missionare die gelehrten Christen öfters ermahnen, in ihren Schriften nichts von den Grundsätzen der chinesischen Schule einfließen zu lassen, was sich mit dem christlichen Gesetze nicht verträgt."

„Es giebt zwar noch andre Fragen, die wir aber für dieses Mal nicht berühren wollen. Denn sind einmal die erwähnten Hauptpunkte, davon die andern großenteils abhangen, geschlichtet, so wird auch das übrige ohne Schwierigkeit geschlichtet und in Übung gebracht werden können."

Damit war die Axt an die Wurzel der wieder blühend gewordenen jesuitischen Mission in China gelegt. Die Jesuiten wandten sich zunächst in einer Bittschrift an den Kaiser Kang-hi, legten kurz ihre Auffassung der Verehrung des Confutius und der Voreltern, der Opfer, der Bedeutung der Ausdrücke, Tien und Shang-ti dar und baten um Belehrung. Der Kaiser erklärte: „Alles, was in dieser Schrift enthalten ist, entspricht der Wahrheit vollkommen, und bedarf keiner Abänderung und Verbesserung" (II, 40).

Damit war freilich nicht mehr gesagt, als daß die Jesuiten die philosophische Auffassung der Chinesen richtig erfaßt hatten, nicht daß damit der Glaube der Chinesen erschöpft oder auch nur richtig dargestellt wäre. Eine christliche Umgestaltung der chinesischen Sitten war von den Jesuiten eigentlich nie versucht worden. Ihre ganze Arbeit war wesentlich eine Reform des Chinesentums. Darum hatten sie den anfänglich immerhin glänzenden Erfolg, besonders in der vornehmen Welt Chinas. Nicht einmal die Vielweiberei wagten sie anzutasten. Wäre es den Jesuiten vergönnt gewesen in ihrer Art ungestört weiter zu machen, so würden wir jetzt in China die raffinierteste Weltmacht haben. Der Confutianismus, von seinen schlimmsten Auswüchsen gereinigt, wäre nach wie vor Staatsreligion und das Christentum in hinreichend modifizierter Form wäre geduldet neben Buddhismus und Taoismus. Im Rate Gottes war es anders beschlossen, wofür die Christenheit dankbar sein darf. Über Kaiser Kang-hi wird an einer andern Stelle (II, 110) gesagt, „daß der Kaiser, obgleich er Gott in seiner Art erkennt und verehrt, doch den wahren Anbetern, die ihn im Geiste und in der Wahrheit verehren, nicht beigezählt werden kann, sondern er ist unter jene zu rechnen, welche, wie der Apostel Röm. 1, 21 schreibt, ob sie schon Gott erkennen, ihn doch nicht als Gott ehren."

Der Streit wurde nochmals in Rom verhandelt und gegen die Jesuiten endgiltig entschieden. Karl Maigrots sieben Punkte wurden, mit Ausnahme des III., ausführlich begründet und sanktioniert. Der Entscheid erfolgte 1704 unter Vorsitz des Papstes Clemens XI. Das ganze Aktenstück wird a. a. O. Bd. II, 152—228 mitgeteilt und ist von Interesse in seinen vielen Details, kann aber seiner Ausführlichkeit wegen hier nicht aufgenommen werden. Mit der Ausführung dieses Entscheids wurde der Patriarch von Antiochien, Karl Thomas von Tournon beauftragt und als päpstlicher Gesandter nach China geschickt. Er landete daselbst 1704 und hielt sich zunächst in Kanton auf. Dahin sandten ihm die Jesuiten von Peking ein langes Schreiben, worin sie besonders die Gefahr betonten, in welche das Werk der Mission durch rigoristisches Vorgehen geraten müsse. Sie wagen deshalb einige Ratschläge: „Unseres Bedünkens müssen Sie sich, hochgeborener, hochwürdigster Herr, auf alle mögliche Weise nach folgenden Punkten erkundigen. 1) Wie das Reich zur Annahme des Evangeliums gestimmt ist; 2) welche Hindernisse dessen Verkündigung, auch nach der kaiserlichen Vergünstigung, selbiges frei zu predigen, noch im Wege stehen; 3) auf was sich die der christlichen Religion von dem Kaiser zugestandene Freiheit gründe; 4) aus welchem Stande

einmal angefangenen Pfade fortzuſchreiten. Wo aber wegen erheblicher Schwierigkeiten dieſer Gebrauch nicht ſogleich abgebracht werden kann, ſoll doch die Sache dahin eingeleitet werden, daß man mit Beſeitigung der Schriftzeichen für „Geiſt“ bloß den Namen des Verſtorbenen auf die Tafel ſetze oder höchſtens das Wort „Platz“ beifüge.“

VI. „Da wir bemerkt haben, daß einige Sätze ſchriftlich oder mündlich verbreitet werden, welche die Unbehutſamen irre führen, und den Weg zum Aberglauben bahnen könnten, z. B. daß die Weltweisheit, zu der ſich die Chineſen bekennen, in echtem Verſtande genommen, nichts wider das chriſtliche Geſetz enthalte; daß die alten Weiſen durch das Wort „Tai-kie“ (das Abſolute) Gott, den erſten Urſprung aller Dinge, verſtanden haben; daß die Verehrung, welche Confutius den Geiſtern erwies, mehr bürgerlich als religiös geweſen ſei; daß die Schrift, welche die Chineſen I-king (Buch der Wandlungen) nennen, die beſte phyſiſche und ſittliche Lehre enthalte, — ſo wollen wir dieſe und ähnliche Sätze in unſerm ganzen Vikariatſprengel mündlich oder ſchriftlich zu verbreiten, alles Ernſtes verboten haben.“

VII. „Die Miſſionare ſollen darauf ſehen, daß nicht diejenigen, welche aus den Chriſten chineſiſche Bücher in den Schulen vorleſen, ihren Zuhörern den Atheismus oder ſonſt allerlei abergläubiſches Zeug beibringen, davon Schriften dieſer Art wimmeln, ſondern ſelbige vermahnen, daß ſie die vorkommenden Irrtümer widerlegen und daraus Anlaß nehmen ſollen, ihren Schülern, was die chriſtliche Religion von Gott, von Erſchaffung und Regierung der Welt vorträgt, beizubringen. Auf gleiche Weiſe ſollen die Miſſionare die gelehrten Chriſten öfters ermahnen, in ihren Schriften nichts von den Grundſätzen der chineſiſchen Schule einfließen zu laſſen, was ſich mit dem chriſtlichen Geſetze nicht verträgt.“

„Es giebt zwar noch andre Fragen, die wir aber für dieſes Mal nicht berühren wollen. Denn ſind einmal die erwähnten Hauptpunkte, davon die andern großenteils abhangen, geſchlichtet, ſo wird auch das übrige ohne Schwierigkeit geſchlichtet und in Übung gebracht werden können.“

Damit war die Axt an die Wurzel der wieder blühend gewordenen jeſuitiſchen Miſſion in China gelegt. Die Jeſuiten wandten ſich zunächſt in einer Bittſchrift an den Kaiſer Kang-hi, legten kurz ihre Auffaſſung der Verehrung des Confutius und der Voreltern, der Opfer, der Bedeutung der Ausdrücke, Tien und Shang-ti dar und baten um Belehrung. Der Kaiſer erklärte: „Alles, was in dieſer Schrift enthalten iſt, entſpricht der Wahrheit vollkommen, und bedarf keiner Abänderung und Verbeſſerung“ (II, 40).

Damit war freilich nicht mehr gesagt, als daß die Jesuiten die philosophische Auffassung der Chinesen richtig erfaßt hatten, nicht daß damit der Glaube der Chinesen erschöpft oder auch nur richtig dargestellt wäre. Eine christliche Umgestaltung der chinesischen Sitten war von den Jesuiten eigentlich nie versucht worden. Ihre ganze Arbeit war wesentlich eine Reform des Chinesentums. Darum hatten sie den anfänglich immerhin glänzenden Erfolg, besonders in der vornehmen Welt Chinas. Nicht einmal die Vielweiberei wagten sie anzutasten. Wäre es den Jesuiten vergönnt gewesen in ihrer Art ungestört weiter zu machen, so würden wir jetzt in China die raffinierteste Weltmacht haben. Der Confutianismus, von seinen schlimmsten Auswüchsen gereinigt, wäre nach wie vor Staatsreligion und das Christentum in hinreichend modifizierter Form wäre gebildet neben Buddhismus und Taoismus. Im Rate Gottes war es anders beschlossen, wofür die Christenheit dankbar sein darf. Über Kaiser Kang-hi wird an einer andern Stelle (II, 110) gesagt, „daß der Kaiser, obgleich er Gott in seiner Art erkennt und verehrt, doch den wahren Anbetern, die ihn im Geiste und in der Wahrheit verehren, nicht beigezählt werden kann, sondern er ist unter jene zu rechnen, welche, wie der Apostel Röm. 1, 21 schreibt, ob sie schon Gott erkennen, ihn doch nicht als Gott ehren."

Der Streit wurde nochmals in Rom verhandelt und gegen die Jesuiten endgiltig entschieden. Karl Maigrots sieben Punkte wurden, mit Ausnahme des III., ausführlich begründet und sanktioniert. Der Entscheid erfolgte 1704 unter Vorsitz des Papstes Clemens XI. Das ganze Aktenstück wird a. a. O. Bd. II, 152—228 mitgeteilt und ist von Interesse in seinen vielen Details, kann aber seiner Ausführlichkeit wegen hier nicht aufgenommen werden. Mit der Ausführung dieses Entscheids wurde der Patriarch von Antiochien, Karl Thomas von Tournon beauftragt und als päpstlicher Gesandter nach China geschickt. Er landete daselbst 1704 und hielt sich zunächst in Kanton auf. Dahin sandten ihm die Jesuiten von Peking ein langes Schreiben, worin sie besonders die Gefahr betonten, in welche das Werk der Mission durch rigoristisches Vorgehen geraten müsse. Sie wagen deshalb einige Ratschläge: „Unseres Bedünkens müssen Sie sich, hochgeborener, hochwürdigster Herr, auf alle mögliche Weise nach folgenden Punkten erkundigen. 1) Wie das Reich zur Annahme des Evangeliums gestimmt ist; 2) welche Hindernisse dessen Verkündigung, auch nach der kaiserlichen Vergünstigung, selbiges frei zu predigen, noch im Wege stehen; 3) auf was sich die der christlichen Religion von dem Kaiser zugestandene Freiheit gründe; 4) aus welchem Stande

diejenigen ſind, welche unter dieſem Monarchen das göttliche Geſetz annehmen; 5) welche Gefahr zu befürchten iſt, ſo fern Dinge verordnet oder verlautbaret werden ſollten, welche gegen die Geſetze und Sitten des Reiches verſtoßen; 6) endlich, welches wohl bei dieſen Umſtänden die verträglichſten Mittel ſind, das aufrecht zu erhalten, was mit ſo vieler Mühe und Arbeit zuſtande gebracht worden iſt."

Über ihre eigentliche Stellung am kaiſerlichen Hofe in Peking machen die Jeſuiten in dieſem Schreiben ebenfalls kein Hehl. „Der Kaiſer behandelt uns als Ausländer und Ehrengäſte, und als Gäſten ſteht denen, ſo dieſes Vorrecht klüglich zu benutzen wiſſen, der Zutritt bei allen Statthaltern und Gelehrten offen. . . . Aber das Vorrecht der Gaſtfreiheit iſt nicht die einzige Urſache jener Schätzung, welche wir bei den Chineſen genießen; ſondern weil ſie bei unſern Vorfahren Wiſſenſchaften antrafen, von denen bei ihren alten Weiſen nicht die mindeſte Spur zu finden war. Das erleichterte ihnen den Zutritt zum Kaiſer und den Fürſten und Großen des Reiches, welchen Vorteil auch wir genießen. Die Geſchäfte aber, ſo ſie mit uns abhandeln, beſchränken ſich beinahe ganz auf die Wiſſenſchaften, Künſte und mechaniſche Arbeiten. Miſchen wir etwas von der Religion mit unter, hören ſie uns zuweilen nicht ungern zu, zuweilen lenken ſie das Geſpräch durch verſchiedene Fragen anderswohin, daraus ſich ſchließen läßt, daß ſich dieſe Ehre nicht auf Wohlgewogenheit, ſondern auf Eigennutz gründet; weil wir nämlich durch unſere Arbeiten ihren Hang nach Seltenheiten, und ihren angeborenen Vorwitz befriedigen. Doch da die Erhaltung und der Fortgang unſerer Miſſion davon abhängt, müſſen wir gleichwohl allen alles werden, um wo nicht alle, doch wenigſtens einige Chriſto zu gewinnen. Denn wir haben die traurige Erfahrung, daß, ſofern wir von dieſer Art abweichen ſollten, man uns ſamt den übrigen Glaubenspredigern nach Europa zurückſchicken würde, ohne ſich viel um die Vorrechte eines Ehrengaſtes zu bekümmern. Überdem iſt wohl zu bemerken, daß die Achtung, in der wir bei einer Mehrzahl Fürſten und Statthaltern ſtehen, bloß unſere Perſonen wegen der Dienſte, ſo wir leiſten, nicht aber unſere Religion betrifft, welche, wie wir zuverläſſig wiſſen, nicht wenige haſſen, und gegen die, wenn ſie bei einer Gerichtsſtelle angeklagt werden ſollte, vornehmlich wo es um einen Verſtoß gegen die alten Geſetze zu thun wäre, ſich alle Statthalter erklären würden" (II, 271 ff.). Ich füge hier noch bei (aus „Geſchichte der katholiſchen Miſſionen im Kaiſerreiche China" 2 Bände. Wien, 1845. I, 167 ff.) einen Paſſus aus einem Brief des P. Fonteney an einen Oberen ſeines Ordens: „So erhalten wir, ich verſichere Sie, die Empfehlungen, die man

von uns verlangt, nicht ohne große Mühe und nicht ohne große Unkosten, zumal wenn wir genötigt sind, deshalb an die ersten Minister, an die Präsidenten der Gerichtshöfe und an die angesehensten Herren des Hofes uns zu wenden. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur mit dem Ceremoniell dieses Landes bekannt sein; denn nicht nur muß man lange Zeit den günstigen Augenblick abpassen und sehr behutsam sein, um nicht lästig zu werden, sondern man darf auch niemals vor einer hohen Person erscheinen, um eine Gnade zu erbitten, ohne ihr ein Geschenk mitzubringen. Dies ist hier eine allgemeine Sitte, von welcher Fremde, wie wir, sich nicht freisprechen dürfen. Überdies haben wir auch keine Gemeinschaft mit den Großen des Reichs. Denn, wenn wir uns nach Hofe begeben, werden wir in ein Gemach verschlossen, das zwar an die Wohnzimmer des Kaisers grenzt, was als eine besondere Ehre und als ein Beweis eines großen Vertrauens betrachtet wird; doch ist dieses Gemach sehr weit von dem Saale entfernt, wo die Großen des Reiches sich versammeln. Wir können nur mit einigen Verschnittenen oder mit Kammerherren sprechen. In diesem Gemache aber bringen wir den ganzen Tag zu; wir verlassen dasselbe meist erst in später Nacht, müde und von der Arbeit erschöpft. Gewiß würde es uns sehr schwer fallen, ein so mühsames und dem Geiste der Missionare so wenig entsprechendes Leben zu führen, wenn nicht Gottes größere Ehre uns dazu verpflichtete. Aber der leichte Zutritt, den wir dadurch zu dem Kaiser haben, und welcher unserer heiligen Religion großes Ansehen giebt und dahin wirkt, daß die Mandarinen die Missionare ehren und beschützen, entschädigt uns für alle unsre Mühsale." —

Man ersieht hieraus, daß sich die Jesuiten-Väter in keiner beneidenswerten Lage befanden und daß die verächtliche Behandlung des Christentums nicht erst neueren Ursprungs ist, durch Opium und Kriege herbeigeführt. Von Sünde und Unrecht vertragen die Chinesen einen hohen Grad, weisen aber jeden Anspruch auf höhere Bildung als die altchinesische als unverschämte Anmaßung zurück. — Kaiser Kang-hi funktionierte auch schon ungebeten als Summus Episcopus der christlichen Kirche in China. Er ließ die Väter in Peking bedeuten, fährt das Schreiben an Tournon fort (II, 278): „Er müsse vernehmen daß die Missionare zerstreut und ohne Ordnung in China herumschweifen, und aller Orten Kapellen errichten, dabei ein jeder nach seinem Eigendünkel verfahre, mit der unvermeidlichen Gefahr, Verwirrung anzurichten. Er befehle deshalb alles Ernstes, daß man die Zahl der Kirchen vermindere, und die vielen kleinen Gemeinden in größere und wenigere einteile, und an die höchste Behörde ein genaues Verzeichnis einschicke." Dann S. 282: „Es ist auch un-

zweifelhaft, daß es der Kaiſer ungern ſieht, wenn einer aus den Tartaren die chriſtliche Religion annimmt; ja er ließ ſeit einem Jahre, in Rückſicht ihrer Weiber, Unterſuchungen darüber anſtellen. . . . Deshalb ſagte wohl auch ein Höfling kürzlich dem P. Parrenin: „Es iſt ſehr lobenswürdig, daß ihr den Männern predigt, aber unſern Weibern zu predigen, ſolltet ihr euch Weiber aus Europa kommen laſſen.“

Der Kaiſer Kang-hi empfing den päpſtlichen Geſandten mit allen Ehren, ſagte ihm aber vor dem ganzen Hofe: „Bedeute dem Papſte in meinem Namen: ſchon an die zweitauſend Jahre befolgen wir die Lehre des Confutius; ſeit beiläufig zweihundert Jahren, daß Ricci hieher gekommen iſt, und ſeit den vierzig Jahren meiner Regierung haben ſich die Europäer ſtets unſträflich betragen. Sollten deine Europäer künftig das geringſte wider dieſe Lehre haben, ſo werdet ihr ſchwerlich alle in China verbleiben dürfen.“ Später ließ der Kaiſer noch hinzufügen: „Sollte ich, Kaiſer Kang-hi, dir meine alten Pantoffel ſchenken und du verwahrteſt ſie ehrerbietig an einem anſtändigen Orte: begehrteſt du deswegen Reichtum oder eine Mandarinſtelle von ihnen, ob du dich ſchon bei dem Gedanken, daß ſie von mir kommen, der Ehrfurcht nicht erwehren könnteſt?“ Die Anwendung dieſes Gleichniſſes überließ man dem Geſandten. Auch über das richtige Wort zur Bezeichnung Gottes erhielt der Geſandte vom Kaiſer durch einen abgeſandten Mandarin Beſcheid: „Wiſſe, daß der Kaiſer ſagt: Tien-tschu, deſſen ihr euch bedienet, leidet ſo viele Schwierigkeiten, als unſer Tien.“ Sr. Erlaucht antwortete: Wir erklären unſer Tien-tschu ganz gut; „und wir, verſetzte der Mandarin, unſer Tien nicht übel; überdem hat unſer Tien eine weitere Bedeutung. Tien-tschu bedeutet bei euch den Herrn des Himmels, und Tien bei uns den Herrn des Himmels und der Erde, aller lebenden und lebloſen Dinge.“ In einem Verhöre, das der Kaiſer ſpäter mit Maigrot, dem Biſchof von Conon, anſtellte, ſagte der Kaiſer: „Ricci und ſeine Genoſſen ſind vor zweihundert Jahren zu uns gekommen, wo China noch gar nichts von der Menſchwerdung, nichts von dem Tien-tschu wußte, welcher in unſerm Lande nicht Menſch geworden iſt (!!!). Warum durfte man Gott vor der Ankunft des Ricci Tien nennen? Und wie kommt es, daß dieſer Ausdruck nun mit einem Male anſtößig wird?“ M.: Weil der Himmel nicht der Herr des Himmels iſt. Der Kaiſer verſetzte in ernſthafterem Tone: „Habe ich dies nicht ſchon geſagt, Tien bezeichne den Herrn des Himmels?“ Da hielt der Monarch eine Zeitlang inne; dann fuhr er fort: „Wir ehren den Confucius, als unſern Lehrmeiſter, aus Dankbarkeit für ſeinen Unterricht. Wir bitten vor den Tafeln der Verſtorbenen weder um Ehrenſtellen noch

um Wohlfahrt. Sieh', dies sind deine drei Bedenklichkeiten. Mißfallen euch diese unsere Gebräuche, so richtet euch zum Abzuge. Die Chinesen, welche euer ewiges Gezänke, und alle Mißhelligkeiten gar wohl bemerken, werden eure Religion verabscheuen. Ich selbst betrachte euch als Leute, welche zu ihrem Verderben hieher gekommen sind."

Als dann Tournon, der päpstliche Nuntius, 1707 von Nanking aus seine Verordnung gegen die Opfer der Chinesen, die dem Himmel, der Erde, der Sonne, dem Mond, den Planeten, Geistern, Stiftern der Städte ꝛc. sowie dem Confukius, den Voreltern geweiht waren, auch gegen die Bezeichnung Gottes durch Shang-ti und Tien erlassen hatte, antwortete der Kaiser mit Verbot der christlichen Predigt außer unter Verpflichtung der Prediger, sich lebenslänglich in China aufzuhalten und der Weise Riccis zu folgen. Maigrot und zwei seiner Genossen wurden des Landes verwiesen. Dem päpstlichen Nuntius wurde von einem christlich-römischen Kollegen ein schlimmeres Los zu teil; vom Bischof von Macao gefangen gesetzt, starb er im Kerker im dritten Jahre seiner Gefangenschaft. Obschon die Jesuiten nochmals eine ausführliche Petition nach Rom schickten, bestätigte doch Papst Clemens XI. im Jahre 1710 die frühere Verurteilung der jesuitischen Praxis und sprach den Bann aus über jeden, der noch über die Streitpunkte etwas schreibe, oder zuwider handle, ebenso über Drucker und Verleger solcher Schriften. Ein späterer Zusatz desselben Papstes schnitt auch jede[1]) „gesuchte Beschönigung" und „jeden Vorwand dagegen zu handeln" ab. Der Jesuiten-General Tamburin an der Spitze der Väter der Gesellschaft gelobte nun feierlich Gehorsam, so daß „der Papst weinte vor Trost" und öffentlich bekannte: Er sehe wohl ein, welch ein Unterschied in Rücksicht des willfährigen Gehorsams zwischen den Jesuiten und ihren Gegnern wäre.

Im Jahre 1720 befahl Kaiser Kang-hi, daß alle Briefe von Rom vor deren Abgabe ihm erst vorgelegt werden müßten, sonst würden die Betreffenden als Unruhestifter behandelt. Papst Clemens XI. sandte jedoch einen andern Gesandten, Mezzabarba, der im Herbst 1720 zu Macao landete und 1721 einige Verhandlungen mit Kang-hi hatte. Der Kaiser sagte ihm unter anderem: „Wie kann doch der Papst über die Beschaffenheit der chinesischen Gebräuche, so er nie gesehen hat, ein Urteil fällen. Würde man es mir nicht mit allem Rechte verübeln, wenn ich über die europäischen Gewohnheiten, die mir gänzlich unbekannt sind, Machtsprüche

[1]) Ich kann nicht begreifen, wie angesichts dieser Thatsache die heutigen Verteidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit die Handlungsweise der alten jesuitischen Missionare doch immer wieder in Schutz nehmen können. D. H.

erlassen wollte?" Der Legat antwortete treffend: Der Papst unterstehe sich auch nicht über die chinesischen Gebräuche zu urteilen, sondern beschränke sich darauf für die Christen zu regulieren, welche Gebräuche sie befolgen könnten, ohne ihr Christentum zu beschädigen (Mailla XI, 341).

Auf seiner Rückreise erließ Mezzabarba von Macao aus, 4. Nov. 1721, einen Hirtenbrief, worin er Ahnentafeln, Verehrung des Confutius, Totenopfer an den Särgen und in der Ahnenhalle, obschon mit Vorbehalt, erlaubte. Kang-hi starb im folgenden Jahre und sein Nachfolger auf dem Throne Yung-tsching begann sofort mit Christenverfolgung. An 300 Kirchen wurden niedergerissen oder sonst verwendet, die Missionare wurden nach Macao verbannt, nur etliche durften auf Verwendung der Jesuiten — Astronomen in Peking bleiben.

Der Papst schickte zwei Karmeliter als Gesandte nach China, die 1725 in Kanton ankamen und nach Peking vor den Kaiser gelassen wurden, der sie gut aufnahm, ohne sich in seiner Politik irre machen zu lassen. Der Kaiser sagte den Legaten unter anderem: „Ich weiß zwar wohl, wie sehr es euch am Herzen liegt, alle Chinesen, so es möglich wäre, für eure Religion zu gewinnen. Aber ist es euch damit ein wahrer Ernst, so fanget mit euren Bekehrungen beim Hofe und bei den volkreichsten Städten des Reichs, wie Peking und Kanton sind, an. Seid ihr einmal in diesem Unternehmen glücklich, so könnet ihr aller weitern Bemühungen überhoben sein. Denn die Einwohner von Peking und Kanton werden für sich allein ohne eure Hilfe hinreichen, die so gepriesene Religion in allen Provinzen fortzupflanzen. Überdem, wenn die Religion unserer Gelehrten von der eurigen bloß in dem einen und andern Stücke unterschieden ist, warum verlangt ihr denn, daß wir die unsere verlassen, und die eurige annehmen sollen? Ist sie hingegen gänzlich unterschieden, so hoffet ja nicht, daß wir eine Religion, welche das ehrwürdige Ansehen einiger tausend Jahre für sich hat, gegen die eurige austauschen werden; wir müßten denn anschaulich überzeugt sein, daß dieselbe der Wahrheit näher käme" (III, 277).

Da die Verfolgung immer weiter ging, befahl der Bischof von Peking im Jahre 1733 die Bekanntmachung des Mezzabarbaschen Hirtenbriefes und dessen Befolgung, um dadurch dem gänzlichen Ruin der Mission vorzubeugen. Aber Papst Clemens XII. hob 1735 den Hirtenbrief Mezzabarbas und die Verordnung des Bischofs von Peking auf.

Kien-lung, der 1736 den Thron bestieg, verhielt sich wie sein Vorfahre. Er verbot den Chinesen den Übertritt zum Christentum und sagte den Jesuiten, die in seinem Dienste blieben: „Ich habe eure Religion nicht

verdammt, ob ich ſie ſchon, vornehmlich den Soldaten, anzunehmen verboten habe. Euch Europäern bleibt ja ihre Übung gänzlich unverwehrt." Er verbot von dieſer Sache künftig eine Erwähnung zu machen.

Der Papſt Benedict XIV. erließ im Jahre 1742 die Bulle: Ex quo singulari, worin er die chineſiſchen Gebräuche feierlich verdammte, auch den Miſſionaren eine neue Eidesformel vorſchrieb. Damit war der lange Streit endlich endgiltig abgethan, aber auch die blühende Miſſion in China bereits zerſtört. Der frühere Einfluß der Europäer war längſt dahin. Vom Widerſtand gegen die Einführung des Chriſtentums gingen die chineſiſchen Behörden zur Verfolgung über, erſt der einheimiſchen Chriſten, aber bald legten ſie auch die Hände an die europäiſchen Hirten. Im Jahre 1747 floß das Märtyrerblut des Biſchofs Petrus Sans in Fukien, er gehörte dem Predigerorden an, und wurde enthauptet. Bald darauf wurden vier ſpaniſche Dominikaner durch Erdroſſelung hingerichtet. 1748 wurden auch zwei jeſuitiſche Patres, ein Portugieſe und ein Italiener, erdroſſelt, dann noch ein Franziskaner aus Schleſien in der Provinz Kiang-ſi. Etliche chineſiſche Chriſten wurden zu Tode gefoltert, andere des Landes verwieſen, die meiſten aber mit Stockſchlägen aus ihren Gefängniſſen entlaſſen. Eine große Anzahl fiel in dieſer Verfolgungszeit ganz vom Glauben ab. (Man vergl. Hucs Werke.)

Zum Schluß mögen hier noch einige Bemerkungen über die hohe Bedeutung dieſes mehr als 100jährigen Streits über die Sitten und Gebräuche in der chineſiſchen Miſſion der römiſchen Kirche ihren Platz finden. Vielleicht findet ſich dann auch eine kundige Hand, welche die gegebenen Andeutungen weiter ausführt als es mir nach Zeit und Umſtänden möglich wäre.

Wir ſehen I., daß die vielgerühmte Einheit der römiſchen Kirche im eigentlich praktiſchen Leben und Wirken der Angehörigen dieſer Kirche eine Illuſion iſt. Die verſchiedenen Orden ſtanden hier gegen einander in ſo bitterer Feindſchaft, wie je irgend welche getrennte proteſtantiſche Kirchen ſie wohl kaum übertroffen haben.

II. Die römiſche Kirche zeigt ſich als fertig in ihrer Entwicklung, alſo als ſtagnierend, vielleicht ſogar abgelebt, nicht mehr fähig Völkermiſſion zu treiben. Die Jeſuiten verfolgten doch bei allen großen Fehlern, die ſie machten, wenigſtens einen richtigen Grundgedanken, nämlich Glauben zu pflanzen, und nicht kirchliche Gebräuche. Sie wollten darum die Volksſitten in die Kirche aufnehmen, nur das Widerchriſtliche abthun, wobei ſie freilich vieles als neutral gelten ließen, was thatſächlich widerchriſtlich war. Ihre Methode kann man — die groben Mißgriffe

abgerechnet — die historische nennen, da das unter den Völkern geschichtlich Gewordene respektiert und soweit als möglich kirchlich sanktioniert wird. Leider wurde dieser Punkt im langen Streit nicht hinreichend klar gestellt, ja eigentlich in unserm Sinne kaum berührt. Die beiden Parteien kurz zu charakterisieren, kann man sagen, die Jesuiten stellten sich durchgehends auf den Standpunkt der Chinesen, nahmen christliche Sitten ꝛc. auf ins Chinesentum[1]) und reinigten dabei zugleich die alten chinesischen Sitten. Die Gegner dagegen blieben auf ihrem römisch-kirchlichen Standpunkt stehen und suchten die Chinesen zu sich hinüber zu ziehen, das „zum Teufel verdammte Chinesentum" suchten sie zu verdrängen. Dieses ist der Standpunkt der Einzelbekehrung, welcher nicht der älteren katholischen Mission entspricht, sondern der evangelischen Mission in ihrer allgemeinen Praxis. Die römische Kirche ist also ebensosehr eine Partikularkirche geworden wie jede ihrer Rivalen.

Das Haupt-Missionsproblem beruht nun darin, ob eine Kirche ihre bestehende Eigentümlichkeit in Sitten und Gebräuchen als unabänderliche Norm aufrecht erhält und aus den Völkern nur einzelne Splitter sich assimiliert, oder ob die Kirche, welche Mission treibt, je nach Umständen mit eintritt in einen neuen Prozeß der Selbstgestaltung des christlichen Glaubenslebens unter andern Völkern.

III. Der Streit der römisch-katholischen Missionare wurde schließlich durch Machtspruch niedergeschlagen, ist trotz der langen Dauer nicht principiell erledigt worden. Es kann den Gegner nicht überzeugen, wenn die Behauptung aufgestellt wird: in dem, was du thust, läuft Aberglaube mit unter, deshalb fort damit! Es gilt zu beweisen, daß der betreffende Brauch Aberglaube ist und warum. Das ist in diesem langen Streit kaum versucht worden, obgleich die betreffenden Gebräuche eingehend untersucht und beschrieben worden sind. Warum dürfen Opfer nur Gott dargebracht werden? Warum ist die landläufige Verehrung des Confutius sündlich? Warum fordern wir Sonntagsfeier und verwerfen Feier von Neu- und Vollmond? u. s. w. — alles das ist überzeugend für die Chinesen darzulegen. Aber die römische Kirche kann auf eine principielle Erörterung über Gebräuche nicht eingehen, ohne viele der eigenen Gebräuche, die auf derselben Basis mit den heidnischen beruhen, als nichtig, wie sie sind, aufzudecken.

Manche evangelische Mission leidet jedoch an denselben Gebrechen. Man sollte doch so viel Sinn haben einzusehen, daß wenn der Missionar

[1]) Resp. chinesische Sitten ins Christentum. T. H.

seine Sitten und Gebräuche nicht zu erklären und noch weniger zu rechtfertigen vermag, die Heiden für ihre Sitten und Gebräuche dasselbe Recht geltend machen können, ja auf ihrer Seite noch das Recht der Nationalität und, in China und Indien, das des Altertums haben. Anstatt durch Machtsprüche abzustoßen und durch schroffes Aburteilen zu verbittern, haben wir in Geduld- und Sanftmut das Falsche an den chinesischen Sitten vor den Augen des Verständnisses aufzudecken und die echten christlichen Sitten und Gebräuche in faßlicher Darstellung *als wahr und heilsam zu beweisen*. Das ist eine hohe Aufgabe der evangelischen Mission, zu deren Lösung ich in meinem neuesten chinesischen Werk: „Das Christentum von der praktischen Seite" nach bestem Vermögen meinen Beitrag geliefert habe. Ich erwähne das hier um hervorzuheben, und zwar böswilligen Verdächtigungen gegenüber, daß solche literarische Beschäftigung nicht sprachwissenschaftliche Liebhaberei ist, sondern eminent wichtige Missionsarbeit für die unmittelbare Praxis. Doch das wird sich bald auf dem chinesischen Missionsfelde von selber zeigen.

Der Götzendienst bei den europäisch gebildeten Hindus.

Von P. Wurm.

Der in Frankfurt gegründete „Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein" will sein Augenmerk „vorzugsweise auf die von der bisherigen Mission noch fast unerreichten und der religiösen Weltanschauung derselben vielleicht dauernd unzugänglichen *gebildeten* Stände Indiens, Japans, Chinas ꝛc. richten und damit der bisherigen Mission ergänzend an die Seite treten." — Wir freuen uns dieses Programms, wenn die Ausführung demselben entspricht, denn es ist keine Frage, daß noch viel Land einzunehmen ist für das evangelische Christentum, und daß die bisherige Mission ihre Erfolge in den alten Kulturländern vorzugsweise unter den niederen Ständen aufzuweisen hatte. Die Existenz dieser neuen Missionsgesellschaft dürfen wir wohl als einen Sieg ansehen, den die bisherige Mission in der Heimat über ihre Gegner erfochten hat. Denn bisher wurde der Aufforderung zur Teilnahme an der Mission in den weitesten Kreisen entgegen gehalten: „Die Heiden sind glücklich in ihrer Religion: lassen wir ihnen dieselbe!" Diese landläufige Behauptung können nun die Unterzeichner des Aufrufs zur Gründung des neuen Missionsvereins nicht mehr aufstellen; sie müssen bekennen und es in den weitesten

Kreisen als ihre Ansicht proklamieren, daß selbst die gebildetsten Heiden das Christentum bedürfen um wahrhaft glücklich zu sein.

Aber daß auch die bisherige Mission die gebildeten Stände Indiens nicht aus dem Auge gelassen hat, dafür zeugen namentlich die höheren Schulen und sonstigen Arbeiten der beiden schottischen Kirchen in den Hauptstädten von Indien. In Kalkutta gab es im Spätjahr 1882 eine öffentliche Diskussion in Zeitungsartikeln zwischen einem Missionar der schottischen Staatskirche, W. Hastie, der wohl bewandert ist in indischer und europäischer Literatur, auch des Deutschen mächtig, und europäisch gebildeten Hindus, die noch immer an götzendienerischen Ceremonien teilnehmen. Dieselbe liegt uns vor in der Schrift:

Hindu Idolatry and English Enlightenment. Six letters addressed to educated Hindus containing a practical discussion of Hinduism. By W. Hastie, B. D., Principal of the General Assemblys Institution. Calcutta, 1882.

Die Veranlassung zu der Polemik war die Schraddha, d. h. die Leichenfeier für die 99jährige Witwe eines reichen indischen Radscha Kali Krischna Bahadur im September 1882. Die Schraddha wird am 31. Tag nach dem Tode gefeiert und vertritt in der indischen Religion ungefähr die Seelenmessen des Katholizismus. Die Verwandten und Freunde stellen sich ein, Brahmanen und Pandits kommen von nah und fern, Bettler aller Art fliegen daher wie Geier zum Aas. Das Fest dauert etliche Tage und erfordert bei Vornehmen zuweilen einen Aufwand von 1 Mill. Mark und darüber. Die verstorbene Maharani Dowagir war eine fromme Hindufrau gewesen. Sie hatte am Ufer des Ganges nach den Vorschriften der Schastras ihr Leben ausgehaucht. Die gelehrtesten und angesehensten Hindus waren bei ihren Schraddha zugegen. Auf einem der größten Plätze der Hauptstadt, welcher zu diesem Zweck geschmackvoll dekoriert war und von Gold, Edelsteinen, Seide u. s. f. strahlte, wurde die Feier veranstaltet. Unter den Gästen bemerkte man gegen 4000 Adhyapaks, d. h. Professoren an den größeren Schulen in Bengalen, Behar und Orissa; 3500 Frauen wurden am vierten Tag bewirtet, 10—12000 Bettler besuchten das Fest. Der Schutzgott der Familie Gopinatschi (Krischna) wurde auf einem silbernen Thron aufgestellt um das Fest zu heiligen, und alle die bekränzten Gäste verneigten sich vor ihm.

Als Miss. Hastie die Beschreibung dieser Feier in der in englischer Sprache erscheinenden Zeitung Statesman las, mit den Namen so mancher europäisch gebildeten Hindus, von denen er wohl wußte, daß sie

nicht mehr an die Hindu-Götter glauben, die dennoch dem Krischnabild ihre Verehrung dargebracht hatte, da ergrimmte er im Geist, wie der Apostel Paulus in Athen, und schrieb an den Redakteur der Zeitung: „Ihr Bericht über dieses sorgfältig angeordnete und glänzende religiöse Schauspiel hat unwiderstehlicher als jemals ein Problem in mir wach gerufen, von welchem ich täglich beunruhigt bin, und für welches ich gerne eine praktische Lösung sehen möchte. Es ist das Verhältnis unserer englischen Erziehung und Bildung zum traditionellen Götzendienst, und insbesondere die Frage nach der persönlichen moralischen Verantwortlichkeit der gebildeten und aufgeklärten Häupter der Hindugesellschaft für die fortgesetzte Unterstützung und Vollziehung dieses Dienstes. Wenn wir es nicht aus Erfahrung wüßten, so könnte es uns unmöglich scheinen, daß diese gebildeten, vollendeten Gentlemen, — einige von ihnen Mitglieder der Universität Kalkutta und Mitglieder gelehrter europäischer Gesellschaften, — inmitten der großen Schar am letzten Sonntag sich befanden, deren Hauptzweck die Verehrung dessen war, was sie doch nur als ein albernes Bild betrachten, vergoldet und geschmückt um die Augen des Volks anzuziehen, aber — wie Old Marley — so tot wie ein Thürpflock, und glücklicherweise viel weniger gefährlich, als der lebende Gott nach seiner Geschichte gewesen wäre für die Tugend der 3500 Frauen, welche am Bankett des vierten Tags teilnahmen. Es scheint mir die Zeit gekommen zu sein zu einer ernsten Herausforderung der angesehenen Leiter der Hindugesellschaft in Bezug auf dieses offenbare Übel."

Haftie eröffnete nun diese Polemik in derselben Zeitung mit fünf weiteren Artikeln: 1. Die vorausgesetzte Notwendigkeit des Götzendienstes; 2. Die behauptete Harmlosigkeit desselben; 3. Die philosophischen Principien des Brahmanismus; 4. Die socialen Veränderungen in Indien im letzten Jahrhundert; 5. Ein Schlußwort und ein Aufruf.

Er setzt voraus, daß er es mit Hindus zu thun habe, welche infolge ihrer europäischen Bildung nicht mehr wirkliche Götzendiener seien. Aber sie halten die Götzenbilder für notwendig, weil das ungebildete Volk nicht anders seine Religion ausüben könne. Er citiert dabei das Wort eines angesehenen Mannes, eines Verwandten der verstorbenen Fürstin: „Wie ihr Europäer euren Kindern Puppen gebet, so geben wir Hindus diese Götterbilder unsern Kindern, unsern ungebildeten Weibern und dem gemeinen Volk, welches ohne dieselben nicht leben kann, aber wir selbst verehren sie nicht wirklich." Haftie giebt nun zu, daß in religiösen Dingen in gewissen Fällen eine Akkommodation zulässig und geboten sei, bestreitet aber die Richtigkeit dieser Vergleichung. Eine Puppe

sei ein geeigneter Gegenstand für ein Kind, so lang es noch spricht und denkt wie ein Kind; aber das könne man nicht von den Götterbildern der Hindus sagen. Kein zartfühlender Mensch könne einen Schiwatempel betreten ohne Schauder. Die schreckliche, blutige Kali mit ihrer heraushängenden Zunge, ihrer Halskette von Totenschädeln und ihrem Gürtel von Riesenhänden könne nur Schrecken und Entsetzen erregen. Der elefantenköpfige, großbäuchige Ganescha möge das Lächeln der Kinder erwecken, aber nicht ihre Liebe, und der Krischna-Kult mit seiner lustigen Musik und seinen trippelnden Bewegungen sei nur eine Apotheose der Sinnlichkeit und des diesseitigen Lebens. Das Gegenteil von kindlicher Unschuld finde sich im populären Hindugottesdienst, während wir niemals unsrer Puppen uns schämen müssen, sondern sie in späteren Jahren noch als Reliquien unsrer unschuldigsten Zeit und unsrer ungetrübtesten Freude schätzen. Doch man sage, für die praktische Gottesverehrung der Ungebildeten sei der Bilderdienst notwendig, das Wesen der Gottheit sei so abstrakt, daß man eine sichtbare Darstellung brauche. Dagegen macht Haftie geltend, daß das Christentum unter den ungebildeten Bergstämmen, den Kolhs, Karenen u. dgl. den größten Eingang gefunden habe. Auch die 50 Millionen Mohammedaner in Indien beweisen, daß für das niedere Volk in diesem Lande der Bilderdienst keineswegs nötig sei. Er zeigt dann weiter, wie sehr der Bilderdienst der auch in der Hindu-Philosophie angenommenen Idee der Gottheit widerspreche, und schließt diesen Artikel mit der Predigt des Apostels Paulus in Athen, welche ebenso gut in Kalkutta am Tag der Schraddha hätte gehalten werden können.

Im zweiten Artikel weist er nach, daß der Mangel an Erkenntnis des wahren Gottes unmöglich harmlos sein könne. Gott nicht erkennen heiße: seine Pflicht nicht erkennen, und ohne Pflicht werde das Leben entleert von allem vernünftigen Gegenstand oder Gesetz. Die Kaste könne wohl mechanisch eine gewisse moralische Ordnung aufrecht erhalten, aber mit dem Wachstum der Intelligenz werden solche Schranken abgeworfen, und das Individuum komme zu völliger Zügellosigkeit, wenn es nicht durch das innewohnende Gottesbewußtsein ein Gesetz in sich selbst habe. Polytheistischer Bilderdienst sei nur ein anderer Name für abergläubischen Atheismus, weil er nicht nach dem wirklichen Wesen und Charakter des einen wahren Gottes strebe. Nach Baco ist ein unmoralischer Aberglaube schlimmer als ein reiner Atheismus, denn es wäre besser, keinen Begriff von Gott zu haben, als einen, der seiner unwürdig ist. „Der Hindu-Götterdienst hat die Millionen allerlei Ungerechtigkeit gelehrt

durch das Beispiel ihrer Götter, aber hat ihnen nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache gegeben, das sittliche Verantwortlichkeit bezeichnete. Jedes Hinduhaus ist noch befleckt mit Götzenbildern. Die Kinder saugen den scheußlichen Geist der Dämonen mit der Muttermilch ein und können nicht sprechen lernen, ohne daß sie die schmutzigsten Wörter lernen. Vernünftige Menschen tragen das Zeichen von tierischen Göttern ohne Scham auf der Stirne und haben die menschliche Sittsamkeit verloren. Der Hindu allein schändet noch den edeln arischen Stamm durch einen syrischen Götzendienst, der ihn mit Lust entflammt unter allen grünen Bäumen." Hastie bespricht nun die Entstehung und den Fortschritt des Heidentums nach Röm. 1, 19—32.

Im dritten Artikel zeigt der Missionar, wie auch die vielgepriesene Vedantaphilosophie, welche nur das Brahma als wirklich existierend annimmt und die Welt für bloßen Schein erklärt, in moralischer Beziehung nicht besser wirke als die Volksreligion. Sie giebt keine genügende Erklärung von der wirklichen Welt und ihrer Ordnung und keinen Impuls zum praktischen Handeln, zum physischen und intellektuellen Fortschritt, aber ebensowenig einen moralischen Halt. Der Brahmane kann allen Befleckungen des Fleisches sich hingeben: sein Gottesbewußtsein wird dadurch nicht beschmutzt. Der Götzendienst des Volks wird durch die Philosophie nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr entschuldigt. Der Brahmanismus läßt seine Anhänger schließlich in der Verzweiflung, ohne Hoffnung, ohne Gott in der Welt. Seine Konsequenz ist der dogmatische Nihilismus des Buddha.

Der vierte Artikel bespricht die großen Veränderungen in Indien unter der englischen Herrschaft und vergleicht den jetzigen Zustand des Hinduismus mit dem Verfall des alten römischen Heidentums. Es wird die Notwendigkeit einer socialen Reform in Indien nachgewiesen, die nicht durch eine religionslose Bildung, sondern nur durch das positive Christentum kommen kann. Zum Schluß wird den Hindus gezeigt, wie der Bilderdienst in Indien gar nicht arischen Ursprungs ist, wie er in den Vedaliedern noch nicht existiert, und wie die Schraddha ebensowenig die vedische Autorität für sich hat als die Satti, die Witwenverbrennung. Die Hindus sollen also ihres arischen Ursprungs gedenken, indem sie diesem eingedrungenen Unwesen ernstlich entgegentreten. Auch der finanzielle Gesichtspunkt wird nicht übergangen. Hastie sagt, mit dem Geld, welches in den drei Tagen dem unheiligsten Tempel von Kalkutta zugeflossen sei, wollte er in einem Jahr das Licht der menschlichen Erkenntnis und das Leben der göttlichen Liebe in die Häuser von

einer Million Hindus senden. Zuletzt apelliert er an das Verständnis der Weltgeschichte. Götzendienst ist durchaus unvereinbar mit einer sittlichen Weltordnung. Heutzutage steht kein götzendienerisches Volk an politischer Bedeutung oben an. Selbst der Rückfall des Katholizismus in Bilderdienst, ein Überrest des heidnischen Roms, dieser Götzendienst in christlicher Form, spricht dafür; denn die katholischen Völker sind demselben Verfall ausgesetzt, sie liegen unter demselben Fluch wie die heidnischen.

Diese Artikel riefen nun im Statesman eine Polemik hervor, welche von mehreren Eingebornen geführt wurde. Einer namens Hari Tscharan Mukerdschi erwidert Hastie auf den Satz: „Die Karenen und Kolhs haben bewiesen, daß auch das niedere Volk in Indien für eine geistigere Auffassung des Göttlichen reif wäre," es gehe in Indien ähnlich wie einst bei der Christianisierung von Europo: die uncivilisierten Nationen seien zur Annahme des Christentums schneller bereit gewesen als die gebildeten Griechen und Römer, weil der Mensch ohne Civilisation weniger imstande sei, die Richtigkeit und den wirklichen Wert eines Dings zu beurteilen. Durch die äußere Erscheinung vorweg für das Ding eingenommen und durch die direkten Vorteile desselben geblendet sei er nicht imstande oder nicht willens die Zukunft zu erwägen. Dadurch wie durch seine natürliche Einfalt sei er in die günstige Lage gesetzt, Änderungen in seiner gesellschaftlichen Stellung sich zu erlauben in der Voraussetzung, sie werden ihm Vorteil bringen, während der civilisierte Mensch nicht so rasch vorgehen könne; er suche nach der Wahrheit, und wenn die Hindus finden, daß dieselbe im Christentum enthalten sei, so werden sie dasselbe auch eines Tags annehmen. Der Bilderdienst habe einen so festen Boden im indischen Volksglauben, daß er nicht so leicht entfernt werden könne. Die Mehrzahl könne nicht für sich selbst denken, sondern stehe unter dem Einfluß der Häupter des Volks. So haben in alten Zeiten die Häupter von gewissen Stämmen oder einige intelligente Männer unter ihnen die Bilder und Attribute des Schöpfers in eigentümlicher Weise aufgefaßt und ihre Begriffe dem niederen Volk mitgeteilt. Dieses habe eine materielle Gestalt daraus gemacht und sie verehrt. Zuletzt artete das so aus, daß das Volk die ganze Idee der Gottheit auf diese Bilder konzentrierte, welche als Familiengötter auf die Nachkommen sich vererbten. Es sei eine schöne Idee, den Hindugeist mit etwas Bleibenderem und Unabhängigerem zu erfüllen als diese Bilder, aber es sei nicht leicht, ihn der Anziehungskraft derselben zu entziehen. Auch finde die Majorität der intelligenten Hindus keinen Grund, die Lehren und Grundsätze der Schastras zu vernachlässigen und die der Bibel anzunehmen, in welcher sie verschie-

denes Unwahrscheinliche finden. Indien sei offen für alle Diener der Wahrheit, und wenn sie dem suchenden Geist wirkliche Hilfe leisten können, so werden sie zu ihrer eigenen Befriedigung und zum Wohl des Landes die Finsternis von demselben vertrieben sehen; im andern Fall werde ihr Werk sehr langsam gehen, schneller nur wo direkter socialer Vorteil überwiegt über das Wahrheitsinteresse.

Die letzten Sätze bestreitet nun Hastie aufs entschiedenste. Das Haupthindernis für die Christianisierung von Indien sei seine eigentümliche Halbcivilisation und besonders die Barbarei der Kaste; Hari Babu wisse wohl, daß er vom ganzen Geschlecht der Mukerdschi ohne Gnade ausgestoßen würde, sobald er wirklich das Christentum annähme. Der Sieg werde kommen, aber diese Generation mit ihrer hochmütigen Aufklärung widerstehe ihm Schritt für Schritt.

Ein Brahmane sucht in einem weiteren Artikel derselben Zeitung den Götzendienst ebenfalls zu rechtfertigen. Er wolle nicht von der katholischen Transsubstantiation und vom Heiligendienst reden, da Hastie zu den Protestanten gehöre. Aber auch die Protestanten suchen doch Gott zu definieren, sie suchen dem Unerkennbaren eine Gestalt zu geben, obgleich diese Definition der Vernunft nicht genüge. Der Götzendiener wisse ebenso, daß seine Theorie unhaltbar sei, doch gebe er durch den Glauben dem Unerkennbaren eine Gestalt, da er keine Erfahrung habe von einem Geist, der ohne Materie existiere. Er mache sein Bild, nur mit dem Unterschied, daß er es berührbar und begrenzt mache, der Protestant das seinige unberührbar und unbegrenzt. Der Begriff des Gottmenschen sei in beiden Systemen wesentlich derselbe. Was die Wirkungen des Christentums betreffe, so habe es sicherlich die wilden Nordländer civilisiert, aber ob es dieselben demütig gemacht habe? — Niemand sei so stolz wie die Europäer. Ob es dieselben dahin gebracht haben, daß sie ihren linken Backen darbieten, wenn der rechte geschlagen worden ist? — Christliche Liebe sei das Thema der Missionare und der Christen. Sie habe die Ureinwohner der neuen Welt ausgerottet und unabhängige Völker unterjocht. Sie habe die Völker degradiert, zu welchen sie kam. Tod und Zerstörung sei in ihrem Gefolge; sie habe eine Neigung zur Intoleranz. Doch der Schreiber dieser Zeilen glaube nicht, daß das die richtigen Folgen des Christentums oder der christlichen Liebe seien. Er glaube, daß ein wahrer Christ ein ebenso guter Mensch sei und ebenso viel Aussicht auf Erlösung habe wie ein wahrer Hindu. Aber die Götzendiener seien nie so intolerant gewesen um jeden Ungläubigen in die Hölle der Protestanten zu

werfen, welche schlimmer sei als die der Katholiken, deren Fegfeuer doch eine Hoffnung übrig lasse.

Dagegen sagt Hastie, es sei ein sehr häufiges Mißverständnis, wenn man meine, der Begriff des Gottmenschen sei im Hinduismus wesentlich derselbe wie im Christentum. Der Behauptung, das Christentum habe Amerika entvölkert, könnte man mit mehr Recht entgegenstellen, der Hinduismus sei die Ursache der Cholera. Der Satz, ein wahrer Christ habe ebenso viel Aussicht auf Erlösung wie ein wahrer Hindu, widerspreche allen Grundsätzen des echten Brahmanismus.

Ein anderer heidnischer Leser der Zeitung entgegnet, Hastie sollte bei seinem Kampf gegen den Bilderdienst vor der eigenen Thüre kehren. Unter den intelligentesten Christen gebe es viele, welche das Dogma von der Empfängnis durch den heiligen Geist aufgegeben, oder welche nicht mehr glauben, daß Gott in sechs Tagen die Welt erschaffen, oder daß die Verwirrung der Sprachen in der Weise geschehen sei, wie die Bibel sie erzähle. Mit demselben Recht wie die europäisch gebildeten Hindus könnte Hastie den gegenwärtigen Vicekönig von Indien, Marquis Ripon (einen Katholiken) und andere intelligente Männer wie Kardinal Newman als Götzendiener angreifen, denn sie haben ihre Bilder und Reliquien, und wenn sie selbst nicht an dieselben glauben, so gehören sie doch zu einer Sekte, deren hervorragendstes Merkmal der Bilderdienst sei. Was die Kolhs und andere ungebildete Volksstämme betreffe, so seien dieselben in den Zeiten der Hungersnot von den Missionaren getauft worden. Der kürzeste Weg zum Herzen, sage das Sprichwort, gehe durch den Mund. Nach Beendigung der Hungersnot seien Brahmanen unter diese Bergvölker gegangen um sie zum Hinduismus zu bekehren. Sie haben ihnen sichtbare und berührbare Götter gegeben statt des Gottmenschen, welcher vor 1900 Jahren gestorben sei, und mit großem Erfolg. In allen Ländern und zu allen Zeiten, selbst auf der höchsten Stufe der Civilisation, habe das Volk ein Bild zu seiner Verehrung verlangt. Dafür zeuge die Statue der Vernunft und der Freiheitsbaum vor einem Jahrhundert in Frankreich.

Ein anderer Hindu macht gegen Hastie geltend, Verschiedenheit sei das Naturgesetz, darum müsse so viele Verschiedenheit in der Religion sein wie im menschlichen Charakter. Dr. Johnson sage, es können nicht zwei gesunde Menschen dieselbe Religion haben. So sei die Verschiedenheit der Religionen nach Gottes Willen. Wenn nun einer einen korrekteren Begriff von der Gottheit habe, aber ein anderer habe keine geringere Ehrfurcht vor derselben, so könne doch Gott den aufrichtigen Glauben und

das herzliche Gebet dessen, der den weniger richtigen Gottesbegriff habe, ebenso gut erhören. Den Baum erkenne man an den Früchten. Sittlicher Lebenswandel, wahre, herzliche Gottesfurcht finde sich bei den Hindus mindestens ebenso gut wie bei den Europäern.

Eine längere Polemik entspann sich mit einem Hindu, der sich Ramtschandra unterschrieb. Derselbe gab Hastie den Rat, er sollte zuerst die Sanskritschriften mit Hilfe der eingeborenen Gelehrten, welche an dieselben glauben, nicht von europäischen studieren. Darauf antwortet der Missionar, es sei von allen kompetenten Kritikern anerkannt, daß die Sanskritsprache und Sanskritliteratur gegenwärtig in Europa und Amerika viel besser verstanden werde als in Indien. Ramtschandra aber beharrt darauf, die englische oder deutsche Sprache könne keine Ausdrücke haben um Ideen zu bezeichnen, welche niemals in ein teutonisches Gehirn gekommen seien. Jedes Studium, das einen wirklichen Einfluß auf das Leben ausüben soll, müsse getrieben werden mit Liebe und Ehrfurcht vor dem Gegenstand. Niemand bestreite die Gelehrsamkeit der Europäer, aber die Fundamentallehren der Hindu-Religion und ihre Einzelheiten könne kein europäischer Gelehrter verstehen und lehren. Ramtschandra bleibt fest auf dem Satz, daß intellektuelle Überlegenheit einen Menschen nicht dispensieren könne von den wesentlichen Bedingungen, unter welchen allein die Erkenntnis erworben werden kann; sie könne den Blinden nicht sehend, den Tauben nicht hörend machen. Intellektuelle Überlegenheit könne einen verzweifelten Biß in die Schale thun, aber sie könne von sich aus nicht auf den Kern kommen. Bei religiösen Lehren komme noch dazu, daß einer glauben müsse um sie zu verstehen. Er beruft sich ferner auf die Menge von traditioneller, nicht geschriebener Erkenntnis in Indien, die den Europäern unbekannt sei, ebenso die Tantra-Literatur.[1]) Der Hinduismus sei

1. eine Glaubenslehre und enthalte
   a) Dogmen, formuliert, dargestellt und illustriert in einer großen philosophischen Literatur,
   b) Legenden, hauptsächlich in den Purânas;
2. ein Gottesdienst,
3. ein Moralkodex, mehr oder weniger auf dogmatischer Basis ruhend.

Ramtschandra erklärt nun das System des Kapila, die Sankhya-Philosophie, mit der Unterscheidung zwischen Puruscha und Prakriti, Seele und Materie, für das größte aller philosophischen Systeme in

[1]) Die Tantras gehören zur späteren schiwaitischen Literatur und haben namentlich den Kâli-Dienst befördert.

der Welt und für die Grundlage der ganzen Hindu-Religion. Die moderne Wissenschaft habe erst den Europäern gezeigt, was die Hindus schon lange gewußt haben, daß die Erscheinungen der Natur einfach die Manifestationen der Kraft seien. Darum verehren die Hindus die Natur als Kraft (Sakti). Als zerstörende Energie ist sie die scheußliche Kali, als bauende die glänzende Durga. Die große Dualität von Natur und Seele beherrsche die ganze Hindu-Religion. Selbst die Legende von Krischna und Radha wird in dieser Weise gedeutet: Krischna die Seele, Radha die Natur. Ihre Verbindung ist illegitim. Gleichwohl verehrt der Hindu diese unerlaubte Verbindung, denn er sieht ein, daß in dieser Verbindung von Seele und Natur die Quelle aller Schönheit, Wahrheit und Liebe zu finden ist. Und diese großartige Legende, die Grundlage der Hindu-Religion, Liebe für alles was existiert, behandeln die europäischen Kritiker als die krasseste und anstößigste Geschichte von einem Verbrechen. Da könne man die intellektuelle Überlegenheit der Europäer sehen.

Was den Gottesdienst betreffe, so finde sich dabei allerdings viel Mummerei, aber der Bilderdienst sei nur ein untergeordneter Teil des Gottesdienstes, kein wesentlicher. Ein orthodoxer Brahmane sei gebunden den Wischnu und Schiwa zu verehren, aber nicht ihre Bilder. Es könne einer nie in den Tempel gegangen und dabei doch ein orthodoxer Hindu sein. Die Verfertigung von Bildern sei doch ein Bedürfnis des menschlichen Geistes; auch in der Poesie habe man Bilder. Die Existenz von Götterbildern sei ebenso zu rechtfertigen wie die Existenz der Tragödie Hamlet oder des Prometheus, die religiöse Verehrung der Götterbilder ebenso zulässig wie die intellektuelle des Hamlet. Der Verehrer halte nicht das Bild für Gott; es sei dasselbe nur das sichtbare Medium, durch welches der Mensch seine Huldigung dem Unsichtbaren, Unzugänglichen darbringe. Die Götterbilder haben an sich keine Heiligkeit; sie werden täglich auf dem Markt verkauft, sie seien verfertigt von unreinen Meistern; sie bekommen Heiligkeit nur dadurch, daß ich eine Übereinkunft mit meinem Herzen mache, sie zu behandeln als Gottesbilder zu meiner Bildung und Zucht. Wie andere Kontrakte, so könne auch dieser gelöst werden nach des Verehrers Gutdünken. Die indischen Götterbilder seien häßlich, sage man. Ja, das sei wahr, das sei aber nur eine Frage der Kunst. Indien habe keine Bildhauer hervorgebracht, und die wenigen guten Bilder aus alter Zeit seien von den Mohammedanern zerstört worden. Reiche Hindus sollten ihre Krischnas und Radhas in Europa machen lassen.

Die Ethik der Hindus umfasse zugleich die Politik und sei minde-

stens ebenso schön wie die christliche. Namentlich die indische Socialpolitik sei das einzige System, welches die moralische Macht an die Stelle der physischen gesetzt[1]) und den Krieg und die Militärmacht abgeschafft habe. Diese Hierarchie der Erkenntnis existiere schon mehr als 1000 Jahre. Man müsse aber unterscheiden zwischen wesentlichen und nicht wesentlichen Bestandteilen des Hinduismus. Die Socialpolitik sei nicht wesentlich, so auch die Kaste. Hastie werde ihm darauf antworten, er beraube den Hinduismus seiner Gebräuche, seines Bilderdienstes, seiner Kaste; was er denn übrig lasse? — Er lasse den Kern ohne die Schale.

Darauf erwidert Hastie, er sei völlig enttäuscht durch diese Vertheidigung der Hindureligion, da Ramtschandra die Volksreligion als die Schale wegwerfe. Wenn der moderne Hinduismus nichts Besseres für sich anführen könne, so haben es die Missionare nicht mit der Kraft eines lebendigen und intelligenten Glaubens, sondern nur mit den Vorurteilen und Verderbnissen eines kindischen und sinnlichen Volkes zu thun. Er antwortet noch speciell auf folgende Behauptungen Ramtschandras:

1. Niemand könne ein religiöses System verstehen außer dem, in dessen Sprache die religiöse Literatur geschrieben sei. Ramtschandra vergißt, daß die europäischen Gelehrten das Sanskrit nicht durch Übersetzungen studieren, sondern an der Quelle und die Sprache viel methodischer lernen als die Eingeborenen. Nach Rams Grundsätzen könnte man die Sanskritideen selbst nicht in das Bengali übersetzen, denn das sei schon eine andere Sprache. Die Engländer geben zu, daß Shakespeare im 19. Jahrhundert von den Deutschen besser verstanden werde als von ihnen selbst, umgekehrt habe Carlyle den Goethe besser verstanden als ein Deutscher.

2. Niemand könne eine Religion verstehen, ohne daß er daran glaube. Hier gesteht Hastie zu, daß derselbe Grundsatz in der Theologie des Mittelalters aufgestellt worden sei in dem Anselmschen credo ut intelligam, während die Gegenpartei das intelligo ut credam festgehalten. Er selbst aber halte beide Theorien für unrichtig. Ramtschandra habe die am wenigsten haltbare aufgestellt, denn dieselbe sei als das Princip alles religiösen Obskurantismus anerkannt. Es sei richtig, daß der Anhänger einer Religion sein eigenes System im allgemeinen besser verstehe als ein anderer, aber derjenige, dessen Religion und dessen Denken eine höhere Stufe erreicht hat, verstehe doch die niedrigeren Religionen noch besser und sei kompetenter für ihre Beurteilung. Der Mann

[1]) Dadurch daß die Brahmanenkaste über den Königen steht.

verstehe das Kind besser als das Kind sich selbst. Hastie will nicht so weit gehen wie Renan, der sagt, wenn man eine Religion verstehen wolle, so müsse der Glaube an eine Religion überhaupt ein überwundener Standpunkt sein, sondern er ist der Ansicht, daß ein mit Erkenntnis verbundener Glaube an die absolute Religion, das Christentum, sich zu den andern Religionen verhalte ungefähr wie die Anthropologie zur Paläontologie; er will auch zugeben, daß einige christliche Studierende der vergleichenden Religionswissenschaft den Hinduismus und ähnliche heidnische Religionen besser verstehen als ihr eigenes Christentum, wie ein Naturalist ein besserer Geologe als Anthropologe sein könne, weil die niederen Formen leichter zu verstehen und zu erklären sind.

3. Die Behauptung Ramtschandras, daß die Vedas nicht die gegenwärtige Religion von Indien repräsentieren, sondern tot seien, bezeichnet Hastie als eine große Ketzerei für einen Hindu, der doch die Vedas als seine höchste Autorität anerkennen müsse. So werden für Ramtschandra die unsittlichen Tantras das inspirierte Buch.

4. Dazu bringe er noch die Tradition, welche man wohl übergehen könne, weil alles, was etwa Wert haben könnte, gewiß in der umfangreichen Sanskritliteratur enthalten sei. Kein orthodoxer Hindu schreibe derselben einen Wert zu.

5. Daß die atheistische Sankhya-Philosophie das Fundament des Hinduismus sei, sei eine ganz merkwürdige Entdeckung. Dieselbe degradiere den volkstümlichen Polytheismus noch weit mehr als Hasties Vorwurf, er sei ein abergläubischer Atheismus, denn dadurch werde der Atheismus zu einer bewußten Verehrung der stummen Kraft. Und doch sei Ramtschandras Fehler hier nur ein historischer, denn die Konsequenz des Hinduismus sei allerdings dieser Atheismus.

6. Dieses tiefste philosophische System soll kein Europäer verstehen können, und doch sei es in der That erst von den Europäern und von dem gelehrten Hinduchristen Dr. Banerdschi verstanden worden. Was die neueren indischen Pandits darüber sagen, sei aus diesen Werken geschöpft.

7. Ramtschandra behauptet, alle europäischen Erklärungen der Sankhya seien falsch, Hastie weist nach, daß er etwas ganz anderes hineinlegt, als was in den betreffenden Schriften steht.

8. In Bezug auf das Bild mit dem Kern und der Schale entgegnet Hastie, die Schale sei leer nach dem, was Ramtschandra weggenommen.

Der genannte Dr. Banerdschi tritt nun auch in der Zeitung auf zur Unterstützung von Hastie. Er verwirft die Tantra-Literatur und

skizziert die Entwicklung der Hindureligion von den Veda-Liedern bis auf die neuere Zeit, um das Unhistorische von Ramtschandras Behauptungen nachzuweisen.

Schließlich erklärt Ramtschandra, der sich nun mit seinem wirklichen Namen Bankim Tschander Tschatterdschi unterschreibt, daß Banerdschi ihn mißverstanden habe. Er sei kein Anhänger des Tantra-Systems; er wünsche, daß dasselbe untergehe, aber nicht unstudiert. Das Studium der tiefsten Verirrungen der Menschheit sei ebenso wertvoll wie das der Wahrheit selbst.

Damit schließt Hasties Schrift. Wir bekommen hier einen Einblick in die Arbeit eines Missionars, der es mit solchen Kreisen zu thun hat. Manche Leser werden überrascht sein durch das große Maß von europäischer Wissenschaft, welches die heidnischen Gegner Hasties sich bereits angeeignet haben. Sie kämpfen schon stark mit europäischen Waffen. Darum ist die Stellung des Missionars keine leichte. Ein Deutscher hätte vielleicht den Kampf weniger von oben herab geführt, er wäre gründlicher eingegangen auf manche Vorwürfe der Hindus. Auch hat der Schreiber dieser Zeilen den Eindruck, daß Hastie doch gar zu sehr auf dialektischem Gebiet sich bewege und zu wenig auf das ethische eingehe, zu wenig an das Zeugnis des Gewissens appelliere. Wirkliche Frucht wäre doch wohl nur von dieser Seite zu erwarten. Doch jeder hat seine Gabe.

Wenn nun Vertreter der liberalen Theologie nach Kalkutta kommen sollen, werden dieselben imstande sein, diese Leute zum Übertritt zum Christentum zu bewegen? und wird es keine Differenz geben zwischen ihnen und den bisherigen Missionaren? — Wir wollen nicht zum voraus urteilen; wir wollen das beste hoffen. Es kann sein, daß ein Vertreter des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins im Heidenland erkennt, daß auch seine Methode nicht imstande ist unter den Gebildeten großen Anhang zu finden. Was wird er dann thun? — Er wird entweder selbst zum Brahma-Samadsch übertreten, oder unverrichteter Dinge heimkehren, oder von der Polemik sich nähren, oder über die bisherigen Missionare milder urteilen, weil er erkannt hat, daß man zur Bekehrung der Heiden nicht eine bessere Methode oder ein freieres theologisches System braucht, sondern Gotteskraft.

Aus dem Leben eines indiſchen Poliziſten.[1])

Im Jahre 1860 trat ich in den Polizeidienſt ein als Polizeimann dritten Grades; noch in demſelben Jahr wurde ich zum zweiten Grad befördert und lernte den Dienſt und das Exercitium ſo gut, daß ich andere darin unterrichten konnte. Von Tanjore wurde ich als Exerciermeiſter nach M. verſetzt. Hier diente ich unter dem Polizei-Inſpektor Mr. S. (einem Engländer), der mich mit der größten Freundlichkeit behandelte. Durch Gottes Gnade gelang es mir, fünf Chriſten (einheimiſche) in den Polizeidienſt zu bringen durch den Einfluß, den ich bei dieſem guten, freundlichen Herrn hatte. (Damit will S. anzeigen, daß es meiſtens ſchwer hält, einheimiſche Chriſten in den engliſchen Polizeidienſt zu bringen; nicht bloß heidniſche, einheimiſche Beamte, oft auch chriſtliche, engliſche erſchweren oder verhindern deren Eintritt aus wohlbekannten Gründen.) Nach und nach, da wo ich erſt als einzelner Chriſt geſtanden hatte, ſammelte ſich ein Häuflein von dreizehn andern. Wir wohnten alle zuſammen in einem Hauſe, hielten Familienandacht, beides morgens

[1]) Vor einiger Zeit hatte ich einen meiner frühern Tamilchriſten S... pillay, der lange Jahre im Polizeidienſte der engliſchen Regierung in Madras geſtanden hatte, gebeten, mir aus ſeinem früheren Leben allerlei, was europäiſche Leſer intereſſieren würde, ſchriftlich mitzuteilen. Er erfüllte meine Bitte und ließ mir durch ſonſt jemanden die folgenden Epiſoden aus ſeinem Polizeidienſte in engliſcher Sprache niederſchreiben; ich gebe ſie in deutſcher Überſetzung möglichſt genau nach dem Wortlaute; etliche Erklärungen habe ich in Klammern beigefügt. Was derſelbe uns erzählt, hat an und für ſich nicht viel Bedeutung; es ſind meiſtens Kriminalſachen, wie ſie in der ganzen Welt, unter allen Völkern vorkommen; aber die Erzählungen intereſſieren uns, weil ſie aus dem Kopfe und der Feder eines Hindu kommen, deshalb ſuchte ich ſie auch möglichſt getreu wieder zu geben, ohne viel Rückſicht auf deutſchen Stil zu nehmen; zugleich geben ſie uns ein Stück Kulturleben aus Oſtindien. Dieſen S... pillay, wie ſeine ſtille, gottesfürchtige Frau, ſchätzte ich ſehr, und bedauerte es, daß er in ſeinem Dienſte ſo viel Ungemach zu erleiden hatte; ein Chriſtenmenſch, der ſeinem himmliſchen Berufe gemäß leben will, wird bald ſeinen heidniſchen Vorgeſetzten, ja auch ſeinen chriſtlichen Vorgeſetzten, wenn dieſe Weltmenſchen ſind, zum Stein des Anſtoßes. Unſer S... pillay iſt der vielen Intriguen ſatt geworden, und ließ ſich vor etwa 6 Jahren gerne penſionieren; als Penſionär hatte er ſpäter unſerm Landprediger in Schiali treu zur Seite geſtanden und mit Rat und That geholfen in der Verwaltung der vielen Landgemeinden daſelbſt; mit ſeiner Kenntnis der Geſetze und des Gerichtsverfahrens konnte er gute Dienſte leiſten. Daß er bei ſeinen Erzählungen ſeine Verdienſte etwas hervorleuchten läßt, iſt als eine menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, da er von ſeinen Vorgeſetzten oft verkannt worden iſt und nur langſam avancieren konnte. Wäre er jetzt in meiner Nähe, dann würde ich aus ihm vieles, was die Leſer mehr intereſſieren würde, herausfragen und mitteilen. Zunächſt müſſen wir uns mit dem Gegebenen begnügen.

A. Mayr, Miſſionar.

und abends, und feierten auch die Sonntage in dem Hauſe, das uns, die kleine Gemeinde, dort vereinte. Das war ein Dorn im Auge für den Taſſildar W. W. R., der nun nach Gelegenheit ſuchte, unſere Einheit zu zerſtören. (Solch ein Taſſildar im engliſchen Regierungsdienſte iſt ein Revenue- oder Verwaltungsbeamter, auch mit einiger Gerichtsbarkeit bekleidet, über einen kleinern Landesdiſtrikt; jener W. W. R. war ein hoher, heidniſcher Brahmine.) Er war ein Freund des Mr. D., des Polizei-Inſpektors (wieder eines Engländers). Als dieſer genannte Herr einmal nach M. auf Beſuch gekommen war, flüſterte ihm der Taſſildar ins Ohr, daß wir, Tanjore Chriſten, keine geſchickten Detektive wären, obgleich wir ſonſt tüchtig in unſerm Dienſte und gute Leute wären, und machte ihm den Vorſchlag, zu ſolchem Detektivdienſt Leute aus dem Orte M. ſelbſt zu nehmen; dieſe ſeien die beſten hierzu. Demgemäß wurden wir bald nach verſchiedenen Seiten hin zerſtreut, und das kleine Neſt, in welchem wir Chriſten weilten, ward verlaſſen. Ich ſelbſt wurde nach P. verſetzt; es war mir ein liebliches Los gefallen, an einen Ort zu kommen, wo der Vorſteher der Polizeiſtation, ſowie der Polizei-Inſpektor, beide einheimiſche Chriſten waren. Nach und nach gewann ich auch deren Gunſt und Freundſchaft, und auch hier brachte ich wieder eine kleine Anzahl von fünf Chriſten zuſammen; ſo entſtand wieder eine kleine Gemeinde. Und als unſer guter Stations-Vorſtand auf die benachbarte Station nach A. verſetzt worden war, gebrauchte er ſeinen Einfluß, uns andere allzuſammen nach ſich zu ziehen. Dort gewann ich das größte Vertrauen meines Vorgeſetzten durch meinen ehrbaren und ordentlichen Lebenswandel; derſelbe hatte mir die Aufſicht über die übrigen Konſtablen übertragen.

In dieſer Zeit fand hier ein tragiſcher Fall ſtatt, wobei ich Gelegenheit hatte, mein polizeiliches Geſchick zu zeigen. Die Einwohner von A. beſtehen zum Teil aus Bekehrten zum Islam. Man kennt ſie unter dem Namen „Maricajanen“. Dieſe Mohammedaner an der Küſte treiben Fiſcherei und handeln mit Salzfiſchen; ich war mit ihnen, oder doch mit einem Teil von ihnen wohl bekannt. Ein ſolcher Maricajan war geſtorben und hatte zwei Witwen und einen ſtarken kräftigen jungen Mann, den Sohn der erſten, hinterlaſſen. Die zweite Witwe war eine ſchöne, junge Dame; der junge Mann verliebte ſich in die letztere unrechtmäßiger Weiſe, und geſtand ihr ſeine Liebe; dieſe war entſetzt über ſolch blutſchändendes Geſtändnis und behandelte den jungen Mann mit Schimpf. Darüber geriet dieſer in Wut und beſchloß, ſie an einem hellen Morgen zu ermorden; er band ſie an einen Pfoſten und ſchlug ſie unbarmherzig,

nachdem er ihr die Kleider vom Leibe gerissen hatte; diese Mißhandlung begann mit Tagesgrauen und dauerte bis 7 Uhr morgens. Die junge Frau gewährte einen überaus traurigen Anblick, und niemand wagte es, ihr beizustehen; denn der mohammedanische Bösewicht hielt ein scharfes Messer in der Hand und drohte jeden nieder zu stoßen, der zwischen ihn und seine Beute kommen würde. Eine große Menge Männer und Frauen sammelte sich vor dessen Thüre und schauten mit teuflischer Gleichgültigkeit das schreckliche Schauspiel an. Er war fertig mit seinem Schlagen; die Frau war unter seinen gewuchtigen Schlägen bereits in Ohnmacht gefallen; die Spitzen der Rute waren in den ganzen Körper der armen Frau eingedrungen und abgebrochen in der Haut stecken geblieben, als ob Nägel in ihr weiches Fleisch eingeschlagen worden wären. Gerade in diesem Moment wurde mir berichtet, daß der junge Mann die hilflose Frau mit seinem Dolche zu verabschieden gedächte. Ich rannte mit atemloser Eile an den betreffenden Ort. Der junge Mann war mir wohl bekannt. Ich rief ihm zu, „Kaka (so werden nämlich die Mohammedaner dieser Klasse angeredet) was giebt es? Hat dir dieses unglückliche Weib Unrecht gethan? Ich werde dich vertreten und die Sache zum Abschluß bringen. Nur das eine, traue mir und übergieb mir deinen Dolch." Diese Worte brachten den jungen Mann ganz außer Fassung und er gab die gefährliche Waffe in meine Hände. Gleich darauf ward er festgenommen und mit gefesselten Händen nach Combaconum, wo eben die Schwurgerichte abgehalten wurden, abgeführt. Die junge Frau ward vom grausamen Tod errettet, und der junge Verbrecher mit schwerem Gefängnis auf 6 Jahre gestraft. Der Richter Mr. B. berichtete an meinen Vorgesetzten meine Verdienste und nannte mich einen mutigen, geschickten Polizeimann, mit vieler Anerkennung.

Bald darnach hatte ich einen ähnlichen Fall. In jenen Tagen waren die Dörfer mit Dorf-Polizei-Inspektoren versehen; das heutige Municipal-System war damals noch unbekannt. Das Dorf T. bei Aneikadu (unsrer Missions-Station) war unter einem guten, alten, heidnischen Inspektor, namens A...pillay; dieser war damals in seinem 60. Lebensjahre. Er hatte eine junge Frau von großer Schönheit, aber mit bösem Leumund, als seine zweite Frau geheiratet. Zwei junge und reiche Mirasdars (Landbesitzer), namens A...pillay und V...pillay verliebten sich in jenes junge Weib des Dorf-Inspektors. Aber die Amtsgewalt des Inspektors stand ihren ungesetzlichen Besuchen bei jenem Weibe hinderlich im Wege; deshalb beschlossen sie, den alten Mann aus dem Wege zu schaffen. Eines schönen Abends überredeten sie ihn, mit ihnen ins Freie zu gehen, und

als es dunkel zu werden anfing, zog der eine dieser Bösewichte, A...pillay, seinen Schreibstift (einen eisernen Stift oder Griffel, mit welchem wir auf Palmenblätter schreiben) aus seinem Kleide und stieß damit den alten Mann öfters ins Gesicht und in die Augen. Dieser fiel in Ohnmacht, und die beiden Wichte ließen ihn liegen, da sie ihn für tot hielten. Gegen Mitternacht fiel ein starker Regenschauer und belebte den Verwundeten. Sein Gesicht, die Augen und Nase waren entsetzlich verstümmelt; so kroch er mit der ihm gebliebenen Kraft weiter, bis er die Hütte eines Waleijen (die Waleijer sind Feldarbeiter der Mirasdars) erreichte. Die Bewohner derselben zündeten ein Licht an und erkannten bald den Dorf-Inspektor von T. in dem Verwundeten. Er wurde in das Hospital von M. gebracht, und ich selber zum Detektiven bestimmt. Der Verbrecher war verschwunden; lange suchte ich nach ihm, endlich konnte ich ihn im Dorfe B. bei Ramnad festnehmen. Derselbe hatte sich gänzlich vermummt. Denke dir, statt eines stolzen, übermütigen Mirasdars, — einen einheimischen Sannijasi (d. i. Einsiedler und Büßer) mit seinem Kudumi (d. i. einen Haarzöpfchen auf der Krone des Hauptes), den Bart abrasiert und mit einem safrangefärbten Unterkleide um die Hüften —, und du hast den vermummten Bösewicht. Ich überlieferte ihn an das Schwurgericht in Combaconum. Zur Zeit der Gerichtsverhandlung war der alte Mann geheilt; aber er hatte seine Nase und eines seiner Augen verloren, und sein Gesicht war gespensterhaft anzusehen. Der Verbrecher wurde zur Strafe auf 10 Jahre transportiert (wahrscheinlich nach der Verbrecher-Kolonie auf den Andaman-Inseln). Der Richter Mr. B. berichtete wieder günstig über mich an meine Vorgesetzten und empfahl mich zur Beförderung.

Um diese Zeit hatte ich das Unglück, ganz unter heidnischen Vorgesetzten zu stehen. Diese waren mir oft hinderlich im Besuch des Gottesdienstes, zu welchem ich regelmäßig nach A. ging. Endlich kam doch meine Beförderung, leider aber war sie nur von kurzer Dauer. Infolge der Empfehlung des Richters Mr. B. wurde ich Stationsmeister (oder Rottenmeister) zu A. Ch.; es war im Jahre 1863. Hier hatte ich die Freude, in großer Not menschliche Leben zu retten. A. Ch. ist eine kleine Stadt auf einem dreieckigen Stück Land, auf zwei Seiten von Armen eines wilden Flusses eingeschlossen; auf der dritten ist es begrenzt durch das Meer. Zuweilen schwellen die Regengüsse in der heißen Zeit den Fluß und seine Arme ungemein auf. Starke Sommerregengüsse hatten den Fluß und den nahen Teich, der 25 Weli (Acker) Land einnimmt, geschwellt. Es war finster, als ich und ein gewisser B. Servy gegen 8 Uhr

hinausgingen, um die Überschwemmung zu überschauen. Schrecken ergriff uns; denn wir wußten, daß unter diesen Umständen die Stadt vor Tagesanbruch nichts als eine große Wasserfläche sein würde. Die kein Arges ahnenden Bewohner hatten sich ruhig auf ihr Lager begeben. Wir beide rannten nun die Straßen auf und ab, machten Lärm und kriegten all die Bewohner in die weiten Mauern des königlichen Tschoultry (Land- und Rasthaus eines früheren Hindufürsten). Vor Tagesanbruch war die Stadt weggewaschen, und das einzige Gebäude, welches der Flut widerstanden und die Leute geborgen hatte, war die kleine Anhöhe über den Wassern; nirgends war Hilfe zu erschauen; etliche von den besten Schwimmern unter uns wurden abgeschickt, Boote vom Strande her zu holen; so konnten die Leute weiter hinaus in Sicherheit gebracht werden. Am fünften Tage fielen die Wasser; von allen Gebäuden blieb außer jenem Tschoultry nicht eine Mauer stehen; kein Menschenleben war verloren gegangen; aber das Vieh war ins Meer getrieben worden, wie auch Thüren, Balken und Hausgerät aller Art. Die Einwohner, welche Eigentum im Werte von einer Lakh Rupies (= 100000 Rup. = 200000 Mark) verloren hatten, sah man nun am Strande des Meeres um die Überreste versammelt, eine schreckliche Scene in der That! Die Regierung forderte meinen Bericht ein, und hat seitdem auf sorgfältige Nachforschungen hin den Ort gegen ähnliche Gefahren mit großen Kosten durch Sicherheitsbauten geschützt.

Meine Dienstzeit in A. Ch. war, wie schon oben bemerkt, nur von kurzer Dauer. Der Polizei-Inspektor meiner Station, namens A...pillay, hörte auf Ohrenbläser und nahm Bestechung von einem jungen Menschen, der mich zu verdrängen suchte. Demgemäß rekommandierte er mich zu einer weiteren Periode untergeordneten Dienstes. Ich ward nach P. zurückberufen. Leute jedoch, die mit eigenen Augen meine Dienstfähigkeit und meinen Diensteifer gesehen hatten, wie der Taffildar (Revenuebeamte), der Vorstand des Salz-Departements (der Handel mit Salz, aus dem indischen Meer gewonnen, ist Monopol der dortigen Regierung) u. a. öffneten dem A...pillay die Augen, die Ungerechtigkeit, die er mir angethan, zu erkennen, worauf hin er mich wieder als Stationsmeister zu Tr. anstellte. Während meines Dienstes an diesem Orte erkrankte A...pillay am Schlagfluß und nahm einen sechsmonatlichen Urlaub. Sein Nachfolger G...pillay, der zu vikarieren hatte, wollte nun sich in dieser Stelle festsetzen und den A...pillay verdrängen. In dieser Absicht suchte er mich zu überreden, gegen A...pillay zu klagen wegen des Unrechtes, das er mir früher angethan hate. Dagegen wehrte ich mich ent-

schieden. Darauf hin schickte dieser junge hochaufstrebende Inspektor falsche Berichte über mich an den Polizei-Superintendenten, und ich ward auf sechs Monate suspendiert. Ich appellierte an den General-Inspektor der Polizei; dieser hob die Suspension auf und befahl Auszahlung des ganzen Gehaltes für die Zeit, in der ich außer Dienst war, und versetzte mich nach der Pl...Station. Ehe ich aber Einzelheiten aus meinem Leben auf dieser neuen Station berichte, will ich noch einen kuriosen Fall von der frühern Station Tr. erzählen. Diese kleine Stadt ist voll von einheimischen Christen der römisch-katholischen Kirche; sie sind große Landbesitzer und Ökonomen. Ihre zahlreichen Dorfkapellen mit Strohdächern wurden von den Einwohnern bei Nacht als Viehställe und bei Tag als Bethäuser benutzt. Damit war ich sehr unzufrieden und hinderte diese Praxis und entheiligende Sitte mit Gewalt. Die Leute verklagten mich darob bei ihrem Goa-Priester (unter dem Erzbischof von Goa stehend) namens Xavier. Dieser Mann aber war mit meinem Vorgehen sehr zufrieden und kam heraus, mich zu sehen. Er erwartete in mir einen Katholiken zu finden, war aber verwirrt und enttäuscht, als er erfuhr, daß ich ein Lutheraner sei. Dennoch, nach einer langen Unterredung mit mir, schied er mit den Worten: „mag des Herrn Name kund gemacht werden durch irgend welche."

Noch ein anderes Ereignis aus A...m habe ich zu erwähnen vergessen. Dort war ein Mahratten-Brahmine (diese Klasse von Brahminen stammt aus dem nördlichen Mahrattenland) namens D. R. als Polizei-Inspektor. Ein gewisser N...Naik verlor Eigentum im Wert von 400 Rupies (1 Rup. = 2 Mk.). Sein Verdacht fiel auf einen A...Naik. Gegen diesen rief er die Polizei auf. Der teuflische Brahminen-Inspektor ließ nun den in Verdacht stehenden A...Naik an einen Pfeiler binden mit dem Kopf nach unten, zündete Feuer an und befahl mir, denselben zu schlagen. Ich verweigerte zu thun, wogegen sich die menschliche Natur sträubt. Der erbitterte Inspektor jagte mich fort mit Drohungen und Schmähungen und beauftragte andre rohe Polizisten, es zu thun. Nach harten Schlägen kam aus dem Mund des mißhandelten Naik doch kein erwünschtes Geständnis. Der unmenschliche, tierische Brahmine mißhandelte nun die zwei Kinder desselben (10 und 8 Jahre alt) mit ähnlicher Grausamkeit, bis sie vor unsagbaren Schrecken Kot durch den Mund spieen. Diese hilflosen Kinder konnten nichts bekennen, was dem Inspektor angenehm gewesen wäre. Seine Bemühungen waren vergebens, er ließ nach mit seiner grausamen Behandlung. Der unglückliche Vater verklagte den Inspektor; durch mein und der Kinder Zeugnis war er bald des Ver-

brechens überwiesen. Die einzige Strafe, welche ihn traf, bestand in seiner Entlassung aus dem Staatsdienste für immer. Ich sah diesen elenden Menschen wieder vor einigen Monaten, sein Brot als geringer Kopist sich verdienend. (Schluß folgt.)

Das Werk der evangelischen Mission auf Mauritius.

Von Pastor G. Hohenthal.

(Schluß.)

Die Ch. M. Society trat infolge eines Besuches, den 1854 einer ihrer Missionare zur Herstellung seiner Gesundheit auf Mauritius machte, 1856 in die Arbeit daselbst ein, indem sie ihr Augenmerk von vorn herein auf die indische Bevölkerung richtete, an der sie seitdem solche Arbeiter von ihren verschiedenen indischen Gebieten arbeiten läßt, welche das indische Klima nicht mehr ertragen können. So sandte sie, nachdem 1856 Rev. Hobbs die Mission an den tamulischen Kulis begonnen, 1857 unsern Landsmann Anforge[1]) aus Nordindien nach Mauritius, der sich nun den Bengali, Hindhi und Hindostani Einwanderern widmete, während sein indischer Hilfsprediger auch noch in Orissa predigte. Repräsentiert und in gewissem Grade regiert ist die so gegründete kleine indische Kirche durch das Ch. M. S. Native Ch. Council, welches unabhängig neben der 1876 als Erneuerung einer eingegangenen Ch. Association begründeten Diocesan Ch. Soc. steht. Letztere, obwohl nicht eigentlich[2]) eine offiziell-kirchliche Körperschaft, scheint doch wesentlich vom Bischof geleitet zu werden, während das Council seine Weisungen von der Gesellschaft aus Europa empfängt. — Die Zahl der adherents der Ch. M. S., die 1858 auf 100 angegeben wird, betrug 1881 1500. Von diesen hatten 250 Beiträge gezahlt, in der ansehnlichen Höhe von 2400 M.; 367 waren Kommunikanten, die Zahl der Taufen 1881 betrug 173 (wie viel davon Kindertaufen?). Ohne Zweifel wurde diese Gemeindebildung durch Zuzug von manchen oder sogar zahlreichen[3]) schon als Christen aus Indien

---

[1]) Von Goßner nach Indien gesandt und dort, da Goßner ihm gar keine Subsistenzmittel senden konnte, zum Übertritt in den Dienst der Ch. M. S. genötigt. Jetzt lebt er in Liegnitz. Möchten die Ereignisse und Erfahrungen aus seinem Leben, mit deren Niederschreiben er beschäftigt ist, bald in die Öffentlichkeit treten, und reichere Mitteilungen über Mauritius bringen, als vorliegendes Referat das kann.

[2]) Rep. S. 80: „combining both official representation and voluntary membership. Etwas unklar, und vielleicht nicht nur für den Leser?

[3]) Auch von den Christen der doch viel weniger umfangreichen Leipziger Mission leben, wie Herr Direktor Dr. Hardeland freundlichst mir mitteilt, nicht wenige auf

eintreffenden Kulis erleichtert. Ob schon vor 1856 ein Stamm von solchen vorhanden war, ist nicht ersichtlich. Ebensowenig, in welcher Anzahl unter den Bekehrten dieser oder der Propagation Mission sich ehemalige indische Mohammedaner befinden.[1]) (Gesamtzahl aller Mohammedaner dürfte jetzt 36 000 sein.) Dagegen ist es die Ch. Mission, welche vor einigen Jahren sich auch der hier, wie an allen Handelsplätzen des Indischen Oceans, vorhandenen Chinesen annahm, über deren Zahl die Angaben zwischen 3500 und 5000 schwanken. Ein in New-York bekehrter Chinese, der auf der Durchreise nach Neuseeland Mauritius betrat, bot sich dem Bischof Royston als Lehrer für seine besonders in Port Louis zahlreichen Landsleute an und scheint bei manchen derselben Gehör zu finden. (Näheres über ihn im Calwer M. Bl. 1883, S. 42.)

Beide anglikanischen Gesellschaften scheinen auf Mauritius in recht freundlichen Beziehungen zu einander zu stehen. Nicht nur sprechen sie in ihren Missionsblättern mit großer Anerkennung von einander, sondern lassen auch, obwohl ihre Arbeit eine gesonderte, nur durch die gemeinsame Unterordnung unter den „Stuhl" von Mauritius verbundene ist und gewiß auch den aus andern Missionen bekannten bei beiden verschiednen Principien folgt, in jenen (S. P. G. im Field, Ch. M. S. im Intelligencer) ein und denselben Autor das Wort ergreifen. — Ganz besondre Aufmerksamkeit widmen beide Gesellschaften dem

Schulwesen,

welches hier, wo eine neue kleine Nationalität in der Bildung begriffen ist, natürlich noch viel wichtiger ist, als überall anderswo in der Mission. Die Zahl der schulfähigen Kinder wird im ganzen auf 70 000 angenommen, von denen doch etwa 25 000 (höchstens) irgend welche Schule besuchen. Viel ungünstiger aber steht es mit den Kindern des zahlreichsten und wichtigsten Bestandteils der Bevölkerung, mit den Kindern indischer Herkunft. Als Zahl der schulfähigen unter ihnen wird 47 250 angegeben, von denen nur 4500 irgend welchen Unterricht empfangen; es steht also

---

Mauritius. Doch hat Leipzig, durch die immer wachsenden Aufgaben in Indien in Anspruch genommen, eine Mission auf M. nicht angefangen, und so gehen auch seine Bekehrten dort in die anglikanischen Tamulen-Gemeinden auf. Dies ist, bei der Kleinheit des Missionsgebietes, gewiß auch besser, als wenn ihnen zu Liebe eine lutherische Kirchengemeinschaft dort gebildet würde. — Goßnersche oder Hermannsburger Bekehrte sind Am. Anforge unter den Einwanderern nicht vorgekommen. Den Leipziger Missionsschriften erteilt er im allgemeinen ein gutes Zeugnis, hat auch bei ihnen über Kastengeist nicht zu klagen, „da jeder, der Indien verläßt, die Kaste verliert."

[1]) Anforge hat auch an Mohammedanern missioniert. Besondere Missions-Arbeiter für letztere giebt es auf Mauritius nicht.

dem, der zuerst einen wirklich entsprechenden Aufwand daran wenden kann, noch fast das ganze Gebiet der Schule zu nahezu unbestrittener Okkupation offen.

Die vorhandenen Volksschulen zerfallen hinsichtlich ihrer Gründung resp. Unterhaltung in 3 Gruppen: reine Regierungs-Schulen; solche, die, von der Mission begründet und geleitet, doch von der Regierung unterstützt werden; und endlich reine Missionsschulen. Die Zahl der Regierungsschulen wird auf 39 angegeben; aided schools giebt es im ganzen 52, von denen mehr als zweidrittel, nämlich 36, sich in den Händen der römischen Kirche befinden, während 14 anglikanisch, 2 presbyterianisch sind. Die 2 wichtigen von der Ch. M. S. hervorgerufenen Waisenhäuser, deren eins völlig von der Regierung übernommen ist (Intell. 1883, S. 78), werden in diesen Zahlen nicht mit enthalten sein. Die Schulen des Government empfangen von Mathews das Lob einer Tüchtigkeit, welche die aided schools zu heilsamem Wetteifer anregen mußte. Religions-Unterricht ist natürlich, wie in Indien, von ihrem Lehrplan ausgeschlossen, doch wird zu privater Erteilung desselben „every facility“ gewährt. Aber, so wird uns gesagt, es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß diese beiden ersteren Arten von Schulen lediglich den Kindern der „Kreolen“ zu gute kommen, also des wohlhabenderen und nicht mehr völlig ungebildeten Teils der Bevölkerung. Weshalb gerade nur diesen, ist nicht erläutert; jedenfalls wegen der Sprache, die, sie sei welche sie wolle, nicht dem Bedürfnis der Kuli-Kinder angepaßt sein kann, wenn die Schulen überhaupt für die Kreolen-Kinder benutzbar sein sollen.[1]) Unter Kreolen müssen in diesem Fall nicht nur die eingebornen Weißen, sondern auch die meist der katholischen Kirche angehörigen, also immerhin nicht absolut uncivilisierten Abkömmlinge der als Sklaven eingeführten Afrikaner verstanden werden, da erstere allein unmöglich über 20 000 schulfähige Kinder (die bei Abzug der 4500 indischen Schüler von der Gesamtzahl 25 000 noch bleiben) haben können. Für diesen Bruchteil der Bevölkerung ist also wohl hinreichend gesorgt, und es handelt sich für sie nicht sowohl um Gründung weiterer Schulen, als um Bewahrung

[1]) Über die Unterrichtssprache der Government und der aided Schulen finde ich keine Angabe. Sehr wahrscheinlich ist sie in allen französisch, obwohl besonders die Anglikaner, bei dem specifisch englisch-nationalen Charakter ihrer Kirchenform, auf Einführung der englischen Sprache hohen Wert legen müssen. Doch sind sogar die Namen auch ihrer Missionare, unter denen neben „Kreolen“ ein früherer Pastor der französischen „Eglise libre“ sich befindet, meist französisch. Aber schon die französische (oder englische) Sprache muß ja den Kindern der Kulis jene Schulen verschließen.

der vorhandenen vor den Okkupationsplänen der römischen Kirche, denen freilich wenigstens ein starker Schein von Berechtigung insofern zur Seite stehn dürfte, als unzweifelhaft der größere Teil wenigstens der die Regierungsschulen besuchenden Kinder katholisch sein muß. An Versuchen, sich einer unbestrittenen Herrschaft über das Schulwesen der Insel zu bemeistern, hat es denn die katholische Geistlichkeit auch nicht fehlen lassen. Ihr Anspruch,[1]) die Majorität in den education boards (wohl nicht Schulvorstände, sondern etwa Distrikts-Schul-Kollegien?) zu bekommen, ist nicht durchgedrungen; dagegen haben sie (wann?) die Anstellung eines katholischen Schulen-Inspektors erreicht, dem bisher nur die katholischen Schulen und wohl auch die Governments schools unterstellt sind, dem sie nun aber auch die Inspektion der evangelischen Schulen zu verschaffen suchen. Nach Intell. p. 79 ist sogar anzunehmen, daß der Katholizismus dieses Beamten nicht eine dem Staat gleichgültige, zufällige Eigenschaft desselben ist, sondern als conditio sine qua non seiner Amtsführung anerkannt wird, indem die offizielle Approbation katholisch-kirchlicher Organe für denselben beantragt und erlangt worden ist. Weiter wird nun darauf hingearbeitet, diesen staatlichen Schulen-Inspektor von staatlicher (Departmental) Aufsicht unabhängig zu machen; ein Ziel, dessen Inangriffnahme in der That von großem Selbstgefühl der katholischen Kirche auf Mauritius zeugen würde. Hoffen wir, daß die staatliche Behörde ihren eignen Vorteil nicht so weit aus den Augen verliert, in dieser Weise die künftige Generation der Kreolen einer England feindlichen Geistesmacht zu unbedingter Heeresfolge auszuliefern!

Doch sind die Kreolen jetzt nicht mehr die einzigen, für deren Unterricht der Staat sorgen will. Das Budget der Kolonie (pro 1883?) wirft zum erstenmal 100 000 M. aus, um damit 100 Schulen für indische Kinder zu gründen, und Mathews nimmt an, daß damit für den fünften Teil der letzteren gesorgt werden kann. Englisch soll ein Lehrgegenstand sein, also nicht die Unterrichtssprache; ganz darauf verzichten läßt sich in Mauritius wohl nicht, obschon dies an und für sich das beste wäre. Unterrichtssprache scheint teils Hindhi, teils Tamil, aber kein drittes indisches Idiom, zu sein. Es handelt sich nun darum, daß diese neuen staatlichen Schulen nicht, wenigstens nicht zum unverhältnismäßig größeren Teil, unter römischen Einfluß geraten; in ihnen allen oder auch

[1]) „claim of her organs", Field p. 110. An welche Adresse dieser Anspruch gerichtet worden ist, und wann, sagt Mathews leider nicht. Nach Intell. p. 79 vielleicht nur Resolution einer Versammlung, die ihren piis desideriis Worte giebt, ohne bestimmte Anträge zu stellen.

nur den meisten eine Stellung zu gewinnen, dazu werden der anglikanischen Kirche, welche jetzt auf M. selbst nur 9 bis 10 Ch. M. S. Schulen besitzt, wohl die Lehrkräfte fehlen, die auch aus den Lehrer- und Prediger-Seminaren Ostindiens nicht in der nötigen Anzahl ihr zu Gebote stehen werden. Selbst aber eine nennenswerte Anzahl von Missionsschulen neben jenen Regierungs-Schulen zu begründen, dazu fehlen die Geldmittel, besonders da 1867 zur Zeit der Epidemie die S. P. G. ihren Aufwand für Schulen dauernd eingeschränkt hat, um sich dafür mehr den Erwachsenen widmen zu können. Die dankenswert ausführlichen Artikel über Mauritius, aus denen ich vorliegende Mitteilungen schöpfe, haben eben den Zweck, die S. P. G. wie die Ch. M. S. und ihre Freunde zu größeren Gaben für das anglikanisch-indische Volksschulwesen auf Mauritius zu bewegen.

Auch für die Bildung der höheren Stände geschieht manches. Es existiert ein Royal College, das wesentlich unter evangelischem Einfluß zu stehn scheint, da über Konkurrenz entsprechender katholischer Anstalten, von denen also eine Mehrheit vorhanden ist, geklagt wird. Ohne Zweifel ist es identisch mit dem in Meyers Konversations-Lexikon erwähnten „sehr guten Gymnasium zu Port Louis." Immerhin scheinen auf diesem beschränkteren Gebiet die Kräfte und Leistungen des Anglikanismus schon eher den Erfordernissen zu entsprechen, als auf dem so viel umfangreicheren des Volksschulwesens. Hervorgehoben wird besonders (Field p. 111), daß begabte Jünglinge (diese gewiß auch aus der niedersten Volksklasse) für den Dienst der Kirche herangebildet werden, die sich ja auch schon einiger (4 deacons, 2 priests empfingen die Ordination, Intell. p. 77) native Geistlichen erfreut. Ferner: daß die besten Mädchenschulen (eben wohl für die Töchter der sog. besseren Stände bestimmt, da die simple Indian schools wohl für beide Geschlechter offen stehen) „in den freundlichsten Beziehungen" zu der anglikanischen Mission stehen.

Wenden wir uns schließlich noch zu den kleineren, Mauritius benachbarten und kirchlich mit ihm verbundenen Inseln, so begegnen wir auch auf ihnen einer erfreulichen Missionsthätigkeit. Besonders auf den der britischen Krone gehörenden Seychellen, deren Wichtigkeit als Landungsplatz der durch die Kriegsschiffe befreiten Sklaven freilich neuerdings hinter die der an der Küste des Kontinents diesem Zweck dienenden Punkte zurückgetreten sein möchte. Aber auch auf Rodrigues ist ein Anfang gemacht, und Bourbon (Réunion), obwohl unter französischer Herrschaft stehend, „invites the evangelist", für dessen Arbeit Mauritius, wegen der un-

mittelbaren Nähe, als Basis noch wertvoller sein müßte, als für die auf den viel entlegeneren Seychellen.

Auf diesen, deren Bevölkerung wohl ganz aus befreiten Negern besteht, werden uns genannt: eine Mission der S. P. G. zu Praslin, die seit 1877 durch einen aus Mauritius gebürtigen jungen Geistlichen mit einem Kostenaufwand von 1600 M. betrieben wird und von der auf 1000 Seelen geschätzten Bevölkerung (nicht der ganzen Gruppe, für die 14 000 Einwohner angegeben werden,[1]) sondern der Einzel-Insel) bereits dreiviertel mit der Kirche verbunden hat. Diese kleine Mission besitzt schon 7 Schulen, die wohl nicht alle auf Praslin, sondern auch auf anderen der 12 Inselchen zu suchen sind. Ferner seitens der Ch. M. S. eine „Mr. Warrys institution" zu Mahé, hinsichtlich deren auf frühere, mir nicht zugängliche Berichte verwiesen wird. Ebendaselbst ist auch ein Regierungskaplan. Doch auch die katholische Kirche macht Anstrengungen, und zwar bedeutend größere, um sich die Seychellen nicht entgehen zu lassen; seit 1873 ist die Zahl ihrer Priester dort von 4 auf 12 (savoyische Kapuziner) gestiegen, an deren Spitze ein besonderer Bischof steht; und mehrere von jenen empfangen ihren Unterhalt von der Regierung. Auf Rodrigues, mit 1450 schon meist katholischen Einwohnern, arbeiten 2 katholische Priester, denen die Anglikaner bisher nur einen Katechisten haben gegenüber stellen können.

Ist nun der Gesamt-Eindruck vorstehender Mitteilungen ein überwiegend erfreulicher, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die ernsten Mahnungen, der römischen Mission nicht einen noch größeren Vorsprung zu lassen, als sie ihn schon hat, sehr an ihrer Stelle sind. Mit um so lebhafterem Dank ist es zu begrüßen, daß, wie eine Nachschrift zu Mathews letztem Artikel im Miss. Field besagt, die anglikanische Mission der Schulfrage in dem von diesem eifrigen Fürsprecher der indischen Volksschulen ausgeführten Sinn näher zu treten schon im Begriff ist.

Den meisten deutschen Lesern jener Artikel, mit ihrem überzeugenden Nachweis, daß weit größere Mittel flüssig gemacht werden sollten und weit erheblichere Erfolge geerntet werden könnten, wird die Wahrnehmung überraschend sein, daß selbst so große und mit so reichen Geldmitteln arbeitende Gesellschaften, wie die S. P. G. und die Ch. M. S., auf einem Gebiet, welches bei seinem geringen Umfang anscheinend leicht aus-

[1]) Die Zahl 2200 im Report p. 58 scheint also nur diejenigen Einwohner der Seychellen-Gruppe anzugeben, die für die Mission regelmäßig erreichbar sind; sie verteilen sich auf 12 der im ganzen einige 30 zählenden Seychellen.

kömmlich zu besetzen sein sollte, und welches bei dem englisch-nationalen Charakter ihres Kirchentums von ihnen mit Recht als ihnen vornehmlich zustehend betrachtet wird, sich von Rom in dieser Weise überflügeln lassen, vielleicht überflügeln lassen müssen. Wie das bei einer Gesamt-Einnahme von mehr als 7 Millionen M. (Ch. M. S. und S. P. G. zusammen) möglich ist, während die Jahreseinnahme der ganzen römischen Mission mit vielleicht 5 Millionen weit hinter ihnen zurück bleibt, das ist, trotz aller zugestandenen Begünstigung durch die Mauritius Regierung und durch die eingeborene französische Bevölkerung, doch schwer erklärlich. Unter diesen Umständen dürfte jedenfalls das Verfolgen des von Mathews empfohlenen Weges, Gründung von möglichst viel indischen Missionsschulen mit allen nur flüssig zu machenden Mitteln, den Vorzug vor der von Tucker (Under His Banner p. 183) dringend empfohlenen Erhöhung des Bischofsstuhls zum Metropolitanat (Erzbistum?) verdienen. Vielleicht ließe es sich sogar rechtfertigen, wenn, behufs Konzentration aller auch in ihrer Gesamtheit noch mäßigen Kräfte der evangelischen Mission, die Außenposten auf den Seychellen und auf Rodrigues, zumal wenigstens auf letzterer Insel der Kampf mehr und mehr gegen den Katholizismus statt gegen das von letzterem fast schon verdrängte Heidentum sich wenden muß und die Bevölkerungen dort und hier nicht der für die Zukunft so wichtigen indischen Einwanderung angehören, wenigstens nicht weiter verstärkt oder auch der Pflege der von der Mission unabhängigen Geistlichkeit der Europäer, wo diese vertreten ist, überlassen würden.

Berichtigung.

1) Wir haben nachträglich ein Versehen zu berichtigen. Der Verfasser des Prachtwerks „Indien in Wort und Bild" ist nicht (wie S. 552 Anm. 2 des vor. Jahrgangs angenommen wurde) der verstorbene berühmte Forschungsreisende Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski, sondern dessen Bruder, Emil Schlagintweit, Dr. Ph. u. Dr. J. U., Kgl. bayrischer Bezirksamtmann in Zweibrücken, der sich unter den Lebenden befindet.

2) S. 34 Z. 8 von oben muß es statt 1883 — 1833 heißen

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Das bedeutungsvollste Missionsproblem, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

III. Innerhalb der evangelischen Mission in China.[1])

Der Anfang der evangelischen Mission in China und auch ihr Fortgang tragen einen wesentlich verschiedenen Charakter von der ersten Periode der römisch-katholischen Mission. Bis jetzt hat noch kein evangelischer Missionar am kaiserlichen Hofe zu Peking Verwendung gefunden, weder als Hofmandarin noch als Hofnarr. Nur durch Vermittlung des ausländischen Oberzöllners sind einige Missionare ihrem Berufe entfremdet und als Übersetzer wissenschaftlicher Werke, welche keinen christlichen Anklang enthalten dürfen, angestellt worden. Auch als Professor an der, Universität benannten, Anstalt in Peking hat ein oder der andere Missionar einen Platz gefunden. Aber es ist gute Vorsorge getroffen, daß keinerlei christlicher Einfluß aufs chinesische Reich von den in chinesischen Diensten stehenden Christen ausgeht. Die Leute werden gut bezahlt und ihr Dienst gehört der Welt. Aufklärung und damit Befreiung von manchen Formen des Aberglaubens wird allerdings auf diesem Wege bewirkt, aber nicht religiöse und auch nicht sittliche Erneuerung des Volkes. Die Missionsärzte haben ebenfalls noch keinen Einfluß außerhalb ihrer Hospitäler. Künstler und Kanonengießer, Mathematiker von Bedeutung, Mechaniker ꝛc. hat die evangelische Mission nicht in ihrem Dienste. Wenn aber auch dergleichen Leute vorhanden wären, so würden sie jetzt der Ausbreitung des Evangeliums wenig helfen können. Die Zeiten sind andere. Die Chinesen haben so viel von den Katholiken und ihrem hundertjährigen Zank gelernt, daß es sich bei Ausbreitung des Christentums um nichts Geringeres handelt

---

[1]) Dieser Abschnitt ist als Zeitschriftartikel allerdings etwas lang geraten. Wenn ich ihn dennoch unverkürzt abdrucke, so geschieht es, weil er nicht nur ein sehr wesentliches Stück praktischer Missionstheologie auf Grund reicher Erfahrung mit großer Sachkenntnis behandelt, sondern auch in viele Zustände des schwierigen chinesischen Missionsfeldes sehr lehrreiche Blicke thun läßt. Bei der Fülle der entwickelten Gedanken läuft freilich manche Anschauung mit unter, die seitens der Redaktion nicht vertreten werden kann. D. H.

als um die Exiſtenz des Chineſentums. Der chineſiſche Hof und die Gebildeten des Reiches konnten die Verdammung der chineſiſchen Gebräuche von ſeiten des Papſtes gegenüber der Erklärung des chineſiſchen Kaiſers unmöglich anders auffaſſen als unverſchämte Anmaßung der Ausländer. Die ausgeſprochene Abneigung der höheren Kreiſe der Chineſen gegen das Chriſtentum iſt ſchon daraus erklärlich, ebenſo die allgemein herrſchende Anſicht: „Der Chriſt hört auf, Chineſe zu ſein.“ Das iſt, wie ſchon geſagt, ein natürliches Reſultat des Streites der römiſchen Sendboten und mehr noch der den Chineſen gegenüber ganz verfehlten Motivierung der Verwerfung, reſp. Verdammung der chineſiſchen Gebräuche. Das Chriſtentum wurde damit dem Chineſentum als ſchroffer Gegenſatz gegenüberſtellt, für welchen keine Vermittlung möglich iſt, ſondern nur Vernichtung des einen durch den anderen dieſer beiden Faktoren. Eine weitere Konſequenz wäre geweſen die Unterwerfung des chineſiſchen Kaiſers unter die Machtſprüche des Papſtes. Es blieb alſo dem chineſiſchen Nationalſtolz kein anderer Ausweg offen, als Ausrottung des Chriſtentums innerhalb der Grenzen des Reiches. Da durch die päpſtliche Entſcheidung auch das Rechtsgefühl der Chineſen verletzt worden war, ſo wurde die chriſtliche Religion ſelber ein Gegenſtand der Verachtung.

Es iſt daher grundfalſch zu behaupten, wie es von Freunden der römiſchen Miſſion geſchieht, daß die evangeliſche Miſſion die Früchte der katholiſchen genieße. Früchte haben wir allerdings zu genießen, nur leider keine ſüßen. Die römiſche Miſſion hat der evangeliſchen die Arbeit ſehr erſchwert durch die Vorurteile und die entſchiedene Abneigung gegen das Chriſtentum, welche ſie erzeugt hat. Die erſten evangeliſchen Miſſionare gingen deshalb zu weit nach der anderen Seite. Man ignorierte die römiſche Miſſion und machte einen ganz neuen Anfang. Das war ein verhängnisvoller Schritt. Das Chriſtliche, ſo weit wir es mit den Katholiken gemein haben, hätte wohl vor den Chineſen anerkannt werden können, ohne deshalb die evangeliſche Kirche mit der Kirche Roms zu identifizieren. Weiter hätten die evangeliſchen Miſſionare manches lernen können aus der 250jährigen Erfahrung der römiſchen Kollegen. Daß das bis auf den heutigen Tag nicht geſchehen iſt, ja daß unter 100 evangeliſchen Miſſionaren kaum einer eine genauere Kenntnis der römiſchen Miſſion in China hat, iſt wieder eine Nachläſſigkeit der heimatlichen Miſſionsleitung. Dort ſollte verarbeitet werden, was für jedes Miſſionsgebiet von Wichtigkeit iſt, die Erfahrungen der früheren Arbeiter aller chriſtlichen Denominationen ſollten geſammelt und geſichtet ſein und mit Bemerkungen,

der Eigentümlichkeit der Gesellschaft entsprechend, versehen, den jungen Missionaren als Instruktion mitgegeben werden.

Als Thatsache bleibt also, daß China, trotz aller Vortrefflichkeit der Leistungen römischer Missionare im einzelnen, bei Ankunft der ersten evangelischen Missionare fürs Christentum verschlossener war als 300 Jahre vorher.

Die Kriege der Engländer und Franzosen haben seither wohl eine bedeutende Veränderung geschaffen, die Herzen der Chinesen aber dem Evangelium nicht öffnen können. Die römische Kirche hat auch durch die Verträge der Westmächte sich viele Vorteile zu verschaffen gewußt. Die Priester mischen sich seitdem in die Civil- und Kriminalhändel, nicht nur ihrer Konvertiten, sondern auch solcher Leute, welche dieserhalb versprechen, Konvertiten zu werden. Dadurch ist seitdem die Verachtung der Fremden in gewissen Kreisen in Verbitterung übergegangen. Die eigentliche Missionspraxis der Katholiken ist sonst, wohl im Angedenken der früheren Christenverfolgungen, eine sehr still zurückgezogene. Die Priester wirken gar nicht unter dem Volk, sondern verkehren nur mit ihren Christen und unter Umständen mit den Behörden. Die evangelischen Missionare dagegen wirken öffentlich durch Predigt in Lokalen, welche für jedermann offen stehen, oder auch auf Straßen, Märkten und anderen freien Plätzen, sowie durch massenhafte Schriftenverbreitung, durch Hospitäler und andere Anstalten aufs geringe Volk. Die Christen gehören, mit wenig Ausnahmen, den untersten Schichten an. Das ist der regelrechte Anfang. Denn sittliche und religiöse Erneuerung läßt sich nicht von oben dekretieren, sondern muß von den Wurzeln des Volkslebens ausgehen. Der dermalige Charakter der evangelischen Mission im Unterschied von der römisch-katholischen im 17. Jahrhundert ist dadurch bedingt. Den Unterschied im kirchlichen Charakter und der damit zusammenhängenden Missionsmethode will ich hier nicht erörtern. Das Ziel meines Strebens ist nicht eine ausländische Partikularkirche in China einzuführen, sondern die Fundamente zu legen zu einer chinesischen Nationalkirche auf Grund einer biblisch gläubigen Union. Die beiden reformatorischen Principien, heilige Schrift und Rechtfertigung aus dem Glauben bilden die Grundpfeiler der gesamten evangelischen Kirche. Von diesem Glauben und Glaubensleben hat aber schon Luther die Kultusformen und das Kirchenregiment, teilweise auch die Theologie, unterschieden. Im Glauben weiß ich mich eins mit Luther und den anderen Reformatoren, sowie mit allen Kindern Gottes alter und neuer Zeit. Was jedoch besondere Formulierung theologischer Sätze anbetrifft,

sowie specifische Ausgestaltung von Kultusformen, Einführung eines angemessenen Kirchenregiments und Besonderheit christlicher Sitte, so halte ich dafür, daß die teutonische Art für China ebenso wenig und vielleicht noch weniger paßt, als die romanische. Derselbe evangelische Glaube muß für die andersgearteten chinesischen Verhältnisse neu verarbeitet werden. Darin besteht die höchste Aufgabe der Missionsarbeit. Jedenfalls vertritt der Apostel Paulus diesen Standpunkt. Die imponierende Größe dieses Mannes als Apostel der Heiden besteht eben darin, daß er den Heiden den christlichen Glauben nicht in jüdischer Form brachte, sondern sofort als ein weiser Baumeister den Neubau vornahm. Der Grund ist Christus, also das persönliche Verhältnis zu ihm im Glauben ist das Wesentliche, der Grundriß. Das Gebäude aber soll überall aus solidem neuem Material, der Örtlichkeit entsprechend, aufgeführt werden, nicht aus alten morschen Trümmern kirchlicher Satzung, noch weniger aus Heu und Stoppeln moderner Meinung, wissenschaftlichen Ansichten ꝛc., nur weil diese leicht zu haben sind. Paulus, obschon selbst ein Jude, ließ den Juden ihre schönen liturgischen Kultusformen, überhaupt den ganzen Tempeldienst, der ihm nur Vorbild auf Christum war. Selbst die jüdische Sitte, mit bedecktem Haupte zu beten, schaffte Paulus in der neuen Kirche ab. Wie Paulus aber von den judaisierenden falschen Brüdern Verleumdung und Verfolgung zu erleiden hatte, so geht es auch jetzt noch von dieser Seite denen, welche im Sinne und Geist eines Paulus ihr Werk treiben. Es ist das nicht zu verwundern; traurig ist es jedoch, daß man jetzt nach 1800 Jahren, und in der evangelischen Kirche, noch so wenig Verständnis über diesen Punkt findet.

Die Aufgabe der evangelischen Mission in China besteht also darin, nicht europäische Formen der Theologie, des Kultus, Kirchenregiments oder der christlichen Sitte zu verbreiten, sondern den Glauben an den Heiland der Sünder zu verkündigen, das neue Leben durch Christum mit Gott zu pflanzen. Die Ausgestaltung dieses neuen Lebens in neuen chinesischen Formen ist Sache der chinesischen christlichen Gemeinde. Der Missionar muß sich jedoch dessen bewußt werden, um in den schwierigen Verhältnissen sichere Schritte zu thun. Ein ausländischer Missionar kann allerdings nicht das letzte Wort in den betreffenden Fragen für die Chinesen reden. Aber es ist doch ein anderes Ding, ein fertiges kirchliches System dem chinesisch heidnischen System unvermittelt gegenüberzustellen oder den Chinesen in eindringlicher Weise zu zeigen, was an ihrer heidnischen Art schlecht ist und warum es schlecht ist; noch tieferen Eindruck aber macht es, wenn man weiter nachweist, daß die Chinesen,

und zwar in nationaler Eigentümlichkeit, auch Anteil haben am Evangelium, wie früher die Völker des Morgenlandes, des Abendlandes und Afrikas, und wie jetzt die Völker der Westländer. Dieses im einzelnen dargelegt in möglichst vollendeter chinesisch-sprachlicher Form ist **eine Apologie des Christentums für die Chinesen.** Damit spreche ich den Grundgedanken meines neuesten chinesischen Werkes aus, das in mehr als siebenzig Kapiteln nun seinem Abschluß nahe ist. Es wird kaum eine Frage des praktischen Lebens geben, welche in dem Werke nicht ihre principielle Erörterung fände. In den hier folgenden Abschnitten kann ich jedoch nicht den Ausführungen meines chinesischen Werkes folgen, sondern gebe nur so kurz als möglich die geistigen Resultate meiner langjährigen praktischen Missionsarbeit. Diese Resultate sind allerdings in dem genannten Werke ebenfalls verarbeitet, aber im Zusammenhang mit dem gesamten christlichen Kulturleben.

Besserer Übersicht wegen habe ich die einzelnen Abschnitte gruppiert und gebe hier das Schema für die folgenden Abschnitte:

I. Heidnische Sprache und Literatur: 1) Das Studium der Sprache im engeren und weiteren Sinne. 2) Die Termquestion. 3) Die heidnischen Klassiker in Missionsschulen. 4) Lehrmethode. 5) Chinesische Schrift oder Lautschrift.

II. Kultus: 6) Anbetung des Confutius. 7) Christen in heidnischen Diensten. 8) Christliche Herrschaft und heidnische Untergebene. 9) Beiträge zu Götzenfesten. 10) Sonntagsfeier und Feste. 11) Gottesdienstordnung. 12) Altar und Zubehör. 13) Gemeindeordnung.

III. Aberglaube: 14) Omina und Portenta. 15) Wahrsagen und Tagewählen. 16) Geomantie. 17) Träume. 18) Geisterverkehr. 19) Besessenheit.

IV. Familienleben. 20) Ehe und Ehescheidung. 21) Trauung. 22) Ehe mit Heiden. 23) Polygamie. 24) Ledigbleiben der Witwen. 25) Stellung der Schwiegertochter. 26) Schminke und Schmuck der Frauen. 27) Behandlung der Kinder. 28) Binden der Füße. 29) Ahnendienst. 30) Gräberdienst.

V. Socialleben: 31) Sklaverei. 32) Betrügerei. 33) Höflichkeitsformen. 34) Geschenke. 35) Trennung der Geschlechter. 36) Genußmittel. 37) Lange Fingernägel. 38) Götzenindustrie. 39) Chinesische Ärzte und Arzneimittel. 40) Chinesische Kunst.

VI. Obrigkeit: 41) Die Klanverbindungen. 42) Die Gesetze Chinas. 43) Gebräuche in den Gerichtshöfen. 44) Die Mandarine.[1])

I. Sprache und Literatur.

1) Das Studium der Sprache im engeren und weiteren Sinne.

Seine Sprache ist das eigenste, was der Mensch besitzt. Durch die Sprache steht aber noch mehr der einzelne im Zusammenhang mit seinem Stamm und Volk, nicht nur mit der letzten Generation, sondern, wenngleich ihm selber unbewußt, mit allen Generationen bis hinauf ins höchste Altertum. Die ganze Geschichte seines Geschlechts ist abgebildet in der Sprache. Was je Eigentum des Volks geworden, was irgendwie Einfluß gewonnen hat auf seinen Geist, wenn auch die Thatsache längst vergessen ist, die Spuren sind in der Sprache zurückgeblieben. Die Sprache eines Volks in ihrer Totalität repräsentiert den Geistesgehalt des Volks von seinem Ursprung an bis auf den heutigen Tag. Der einzelne vermag jedoch nie den ganzen Sprachschatz in sich aufzunehmen, sondern nur ein größeres oder geringeres Bruchstück je nach dem Grade seiner Bildung. Um also die Sprache eines Volkes kennen zu lernen in möglichst weitem Umfang, darf man sich nicht auf einen Sprachlehrer, auch nicht auf einen engeren Kreis von Bekannten aus derselben Lebenssphäre beschränken, sondern muß deren Sprachschatz aus andern Quellen ergänzen. Besonders wichtig ist es, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu Rate zu ziehen. Wo eine Literatur besteht, wie es in China in bedeutendem Umfange der Fall ist, da wird passend gewählte Lektüre das Sprachstudium wesentlich erleichtern. Daß die chinesische Sprache schon durch ihre Einsilbigkeit einen ganz eigentümlichen Charakter zeigt, ist allgemein bekannt. Die Sprache verfügt nur über Wurzelwörter, ohne Flexion und andere Umbildung und Ableitung. Jedes Wort hat jedoch eine große Anzahl abgeleiteter Bedeutungen, während die ursprüngliche Bedeutung meist vergessen ist. Die Sprache der evangelischen Missionare gehört dagegen dem am reichsten entwickelten arischen (teutonischen) Sprachstamm an. Damit haben wir zwei Gegensätze des geistigen Lebens, wie sie sonst nie in der Schärfe einander gegenüber stehen. Diese Gegensätze beschränken sich auch nicht etwa nur auf die sprachliche Form des Ausdrucks, die chinesi-

[1]) Schließlich sei noch bemerkt, daß ich im Folgenden selten das „Für und Wider" in den verschiedenen Streitfragen besonders markiert habe. Es würde dadurch die Darstellung viel umfangreicher und trockener geworden sein. Der aufmerksame Leser wird sich aus jedem Abschnitte die Gegensätze leicht entnehmen können.

schen Begriffe und deren Verbindung im Denken sind ebenfalls verschieden von den europäischen, ja vielfach entgegengesetzt. Das ist ebenfalls bekannt. Weniger beachtet wird, daß unser europäisches Geistesleben und damit unsere Sprache schon seit Jahrhunderten in einer christlichen Entwicklung steht, ja daß wir die Haupterrungenschaft des semitischen Sprachgebiets mit in unserer Sprache verarbeitet haben durch Aneignung des Alten Testaments. Die Chinesen blieben wesentlich auf ihr Gebiet beschränkt. Die Mongolen und Mantschuren, obschon Jahrhunderte lang Herrscher über China und Vertreter eines anderen Sprachgebiets, haben sprachlich keinen Einfluß auf China gehabt, weil sie geistig von keiner Bedeutung für China waren. Aber der Buddhismus, ein Religionssystem, das von Indien her eindrang, hat den chinesischen Geist einigermaßen innerlich bewegt. Belege dafür sind die vielen Sprachdenkmäler dieser Religion in chinesischer Schrift. Der chinesische Buddhismus liefert damit auch einen Beweis für die enge Beziehung zwischen Religion und Sprache. Chinesen studierten Sanskrit (pali), um die heil. Schriften der buddhistischen Religion ins Chinesische zu übersetzen, und sie thaten es mit Erfolg. Viele Fremdwörter wurden jedoch beibehalten und erschweren das Studium dieser Literatur ungemein. Einzelne indische Ausdrücke sind jedoch Gemeingut der chinesischen Sprache geworden, z. B. P°osat (Bodisatvat) für Götze, Yiam Wong, König Jama, Herrscher der Unterwelt ꝛc. Die Einwirkung des Buddhismus auf die chinesische Sprache verdiente genauer untersucht zu werden, schon deshalb, weil der ausgeprägte chinesische Typus mit dem indisch-arischen sich hier durchdrang, eine kräftige Geistesanregung in China erzeugte und eine eigenartige Literatur schuf. Schon deshalb sollte der chinesische Buddhismus der natürliche Anknüpfungspunkt für die christlichen Operationen sein. Es ist auch Thatsache, daß unsere kirchliche Sprache (in China) viele Ausdrücke gebraucht, welche aus dem Buddhismus stammen. Die ganze Haltung der Mission, der römischen wie der evangelischen, war aber von Anfang an eine ausschließlich feindselige gegen den Buddhismus. Als Religionssystem müssen wir vom evangelischen Standpunkte aus den Buddhismus verurteilen, damit stimme ich völlig überein; es handelt sich nur darum wie es geschieht. Jedenfalls birgt der Buddhismus viele dem Christentum verwandte Ideen und hat es verstanden, dieselben in chinesischer Sprache in verständlicher Weise wiederzugeben. Wenn also der Buddhismus in China in Beziehung auf den sprachlichen Ausdruck seiner religiösen Ideen von Missionaren untersucht wird, so ist das keine müssige Arbeit, sondern mag für die Predigt des Evangeliums in eminenter Weise prak-

tische Verwertung finden. Es ist jedoch bis jetzt kaum ein Anfang nach der Seite gemacht. Die Confutianischen Klassiker, von welchen Kap. 3 mehr die Rede sein wird, haben allerdings zunächst die höchste Bedeutung für den Missionar, da dieselben in allen chinesischen Schulen auswendig gelernt werden. Die buddhistischen heil. Schriften sind nicht in der Ausdehnung unter dem Volke bekannt. Aber eine andere Literatur populärer Art ist darauf gegründet. Das sind heidnische Traktate, welche in verschiedenen Formen von den Chinesen verfaßt und verbreitet werden. Aus diesen Traktaten, den populär religiösen und moralischen Volksschriften, lernt man die Religion und Sitte des modern chinesischen Lebens kennen. Furcht und Hoffnung, Tugend und Laster, und was überhaupt das menschliche Herz bewegt, werden da mit aller Weitläufigkeit ins einzelste dargelegt. Götzenanbetung und anderer Aberglaube wird im allgemeinen ethisiert. Da diese Art populärer Literatur das noch vorhandene Gewissen der Chinesen bloßlegt, so ist es für den Missionar, der eben die Gewissen packen will, höchst wichtig, sich mit solchen Büchern eingehender bekannt zu machen. Man begegnet überdies vielen oft gebrauchten Redensarten, Sprüchwörtern, überhaupt populären Ausdrucksweisen in den Schriften dieser Art.

Die Lehren und Gebräuche des Taoismus haben ebenfalls Verbreitung und Einfluß unter dem Volke. Ein Beweis dafür sind die vielen Klöster, ferner die Priester außerhalb der Klöster, welche von Privatleuten vielfach benutzt werden, besonders als Exorcisten. Über die Theosophie des Taoismus ist schon viel gefabelt worden, während die wirklich bedeutungsvolle Grundlehre des Taoismus bisher unbeachtet blieb. Diese Lehre bezieht sich darauf, daß eine selige Unsterblichkeit erreicht werden kann, ohne den Tod zu schmecken als Durchgangspunkt. Die Religionssysteme der Chinesen gedenke ich jedoch gelegentlich ausführlich zu behandeln. Hier handelt es sich um den sprachlichen Ausdruck, welchen die verschiedenen religiösen und moralischen Ideen in chinesischer Sprache gefunden haben und um deren angemessene Verwendung in der Predigt des Evangeliums, in Übersetzung und Erklärung der heil. Schrift, Abfassung von christlichen Traktaten und dergl. Wenn also mit Recht von manchen Seiten mit Nachdruck gefordert wird, der Missionar habe die Volkssprache sich gründlich anzueignen, dagegen keinen Beruf zu gelehrten Sprachstudien, so stimme ich dem, recht verstanden, völlig bei. Unter Volkssprache verstehe ich jedoch die Sprache des ganzen Volkes, nicht eines kleinen Bruchteils; ferner gehören dazu alle Quellen, aus welchen die gesprochene Sprache sich nährt und fortgehend erneuert. Zu

diesen Sprachquellen gehören in China die heil. Schriften der drei genannten Religionen, die gesamte populäre Literatur, Sprüchwörter, amtliche Erlasse, Geschichtsurkunden, sowie einflußreiche und weitverbreitete Werke aller Art. Wesentlich bleibt allerdings, daß der Missionar stets seinen Zweck im Auge behält. Wer wissenschaftliche Anlage und Vorbildung hat, wird sich auch hie und da auf eine wissenschaftliche Frage einlassen können, ohne sich darin zu verlieren. Die Sprache und ihre Erforschung ist der Mission nicht Selbstzweck, wie der Philologie, sondern *Mittel* zum Zweck. *Der Zweck bleibt kraftvolle und möglichst überzeugende Verkündigung des Evangeliums.*

Was von der Sprache gesagt ist, gilt ebenso vom Studium der Literatur, der Religionen, Mythologie, Geschichte, Geographie, Archäologie, Naturwissenschaften und dergl. Alles ist euer, gilt auch da, ihr aber seid Christi. So weit dergleichen Beschäftigungen in den Dienst der Mission gestellt werden können, ist auch der Missionar, welcher sich damit abgiebt, gerechtfertigt. Paulus war der größte Apostel, der aber trotzdem das Weben von Zelttuch fortsetzte, ohne sich dadurch in seiner apostolischen Wirksamkeit im geringsten stören zu lassen. Eine affektierte ausschließliche Geistlichkeit führt leicht zu phrasenhafter Hohlheit und Charakterschwäche. Aber die Gefahren einer zersplitternden Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit sind ebenfalls groß und werden selten ganz vermieden. Spielerei, fade Gesellschaften und dergl. sind jedoch schlimmere Feinde treuer Missionsarbeit als *ernstes Studium*. Sollten sich aber einfache Christen nur an dem gelehrt klingenden Ausdruck „Studium" stoßen, nun so mögen sie das deutsche Wort „Lernen" gebrauchen. Es soll ja auch nicht etwa gesagt sein, daß jeder Missionar ein „gelehrtes Haus" sein müßte, oder über alles, was in die Sphäre seines Berufs schlägt, sollte Rechenschaft geben können. Jeder nach seinen Gaben und seiner besondern Aufgabe. Wer gerne weiterlernt, der wird Gelegenheit dazu finden und sich allmählich vervollkommnen, selbst bei geringer Begabung. Wer das aber nicht thut, sondern stehen bleibt in dem, was er hat, der verliert allmählich, was er meint zu haben. So ist's auf allen Gebieten. *Weiterstudium* ist einer der wichtigsten pädagogischen Grundsätze. Aber auch darin würden sachverständige Leitung und einsichtsvolle Ratschläge viele Irrwege verhüten können. Wir haben in China mit Eifer und Verstand Sprache zu studieren, bis unser Missionszweck vollständig erreicht ist. Das ist aber erst dann geschehen, wenn *alle evangelischen Begriffe ihren adäquatesten Ausdruck in chinesischer Schrift und Sprache gefunden haben* und weiter, wenn unsere Gemeindeglieder dahin gelangt

ſind, nicht nur dieſe evangeliſch-chineſiſche Sprache zu verſtehen und zu reden, ſondern auch ſelber evangeliſch zu denken.

2) Die Termqueſtion.

Hier muß notgedrungen der engliſche Ausdruck beibehalten werden, da die deutſche Sprache kein entſprechendes Wort dafür hat. Wir können den Ausdruck überſetzen: „Die Frage über Ausdrücke oder Wörter" nämlich zur Bezeichnung Gottes und Geiſt. Darüber herrſcht nun ſchon ſeit 40 Jahren ſehr unerquicklicher Streit unter den evangeliſchen Miſſionaren. Die Leiter der verſchiedenen Miſſions-Geſellſchaften haben bis jetzt leider nichts gethan, den Streit zu heben, alſo die zu Grunde liegende Frage befriedigend zu löſen.

Wie ſchon oben hervorgehoben worden iſt, haben die erſten evangeliſchen Miſſionare den großen Fehler gemacht, die römiſch-katholiſche Miſſion einfach zu ignorieren. Man that das hauptſächlich, um den kaiſerlichen Geſetzen, welche damals gegen die römiſche Form des Chriſtentums in China in Kraft waren und Miſſionsthätigkeit faktiſch unmöglich machten, aus dem Wege zu gehen. Damit mißachtete man nicht nur die Erfahrungen der römiſchen Sendboten, ſondern erweckte auch den Schein, daß die evangeliſche Miſſion eine andere Religion bringe, wir einen anderen Gott verehrten als die römiſche Kirche. Man acceptierte alſo nicht die bei den römiſchen Chriſten ſanktionierten Ausdrücke für Gott und Geiſt, ſondern ſuchte und fand andere. Man ging, wie die Jeſuiten 250 Jahre früher, von den Confutianiſchen Klaſſikern aus. Da ergiebt ſich jedem unbefangenen Leſer der Ausdruck Schang-ti für Gott und Schin für Geiſt und Geiſter.[1]) Die taoiſtiſchen heiligen Schriften ſtimmen darin mit den confutianiſchen. Die buddhiſtiſche Literatur kommt hiebei nicht in betracht, da dieſelbe keinen Gott anerkennt.

In den vierziger Jahren traten etliche amerikaniſche Miſſionare gegen den Gebrauch von Schang-ti auf, ob durchs Studium der älteren römiſchen Dominikaner angeregt, iſt mir nicht bekannt. Jedenfalls brachte man ſo ziemlich dieſelben Gründe gegen Schang-ti und dieſelben für Schin zur Bezeichnung Gottes vor. Gegen Schang-ti macht man beſonders geltend, daß jetzt mehrere Götzen ſo genannt werden. Wie nichtsſagend dieſer Grund iſt, hätten ſich dieſe Eiferer leicht ſelber begreiflich machen können, da doch noch vielmehr Götzen Schin heißen. Man überſah dabei, daß etliche Götzen nur den höchſten Ehrentitel Schang-ti haben,

[1]) Vgl. darüber meine Werke über Mentius und Confutius, wo die Lehren der vier Bücher ziemlich allſeitig behandelt ſind.

und daneben noch einen näher bezeichnenden Namen. Bei dem Schang-ti der Klassiker ist das nicht der Fall, da wird nichts Menschliches von ihm ausgesagt, sondern in allen Stellen erscheint er als hochheiliger Herr des Alls, der das Gute belohnt und die Sünde bestraft.

Für Schin wird besonders die Allgemeinheit der Verehrung geltend gemacht. Was von den gewöhnlichen Chinesen angebetet wird — heißt Schin. Diese Götzen heißen aber Schin, weil sie als Untergottheiten betrachtet und verehrt werden. Man denkt sich den Himmel ebenso organisiert wie den chinesischen Staat. Jede Funktion hat ihren besonderen Beamten, das sind die Schin, darüber stehen die Vicekönige, die Ti und über allen der oberste Gott oder Schang-ti. Schang-ti ist nach den landläufigen Erklärungen identisch mit tien, Himmel. Der Unterschied zwischen den beiden Ausdrücken wird jedoch von den Schin-Advokaten übersehen. Himmel bezeichnet die Macht, auch Providenz, während Schang-ti die himmlische Macht als Persönlichkeit bezeichnet, besonders als den heiligen und gerechten, allwissenden und allweisen Lenker der Dinge, insonderheit der Geschicke der Menschen. Alle Schin sind seine dienstbaren Geister. Nach den Darstellungen in der populären Literatur erscheinen die Schin zu bestimmten Zeiten des Jahres vor dem Thron des Schang-ti und statten Bericht ab. Sie dürfen auch nur nach Befehl ihres Oberherrn den Menschen nützen oder schaden. Man sagt ferner gegen Schang-ti, daß das Volk keine persönliche Beziehung zu ihm kenne, wohl aber zu den Schin. Dagegen spricht, daß man jetzt sogar Götzen anbetet als Schang-ti's, es muß also doch eine Beziehung gekannt und anerkannt sein. Ferner wird bei Eheschließung nicht ein Schin angebetet, sondern Himmel und Erde, die Erde als Genossin des Himmels, der Himmel aber als höchste Macht und Lebensspender. Damit fällt auch der andere Einwand, daß nur der Kaiser den Himmel anbeten dürfe. Es ist falsch, wenn man „anbeten" sagt, denn den Himmel darf der geringste Bettler nach Herzenslust verehren und anbeten, das chinesische Gesetz verbietet nur Opfer an Himmel und Erde, außer durch den Kaiser. — Diese Thatsachen waren früher teilweise unbekannt, und jetzt scheint eine unbefangene Diskussion der Frage fast ein Ding der Unmöglichkeit.

Mit dem Ausdruck für „Gott" ist besonders der für „Geist" ein Streitpunkt. Die Schang-ti-Missionare gebrauchen Schin, womit die andere Partei „Gott" bezeichnet. Die Katholiken gebrauchen ebenfalls Schin für Geist, obgleich für Gott Tien-tschu, Herr des Himmels. Die Katholiken nennen daher ihre Priester Schin-fu, geistlicher Vater.

ſind, nicht nur dieſe evangeliſch-chineſiſche Sprache reden, ſondern auch ſelber evangeliſch zu den

2) Die Termqueſtion.

Hier muß notgedrungen der engliſche Ausdru da die deutſche Sprache kein entſprechendes Wort da den Ausdruck überſetzen: „Die Frage über Ausdrücke zur Bezeichnung Gottes und Geiſt. Darüber h 40 Jahren ſehr unerquicklicher Streit unter den evan Die Leiter der verſchiedenen Miſſions-Geſellſchaften nichts gethan, den Streit zu heben, alſo die zu G befriedigend zu löſen.

Wie ſchon oben hervorgehoben worden iſt, ha geliſchen Miſſionare den großen Fehler gemacht, Miſſion einfach zu ignorieren. Man that das hauptſä lichen Geſetzen, welche damals gegen die römiſche Fo in China in Kraft waren und Miſſionsthätigkeit faktiſc aus dem Wege zu gehen. Damit mißachtete man fahrungen der römiſchen Sendboten, ſondern erweck daß die evangeliſche Miſſion eine andere Religio anderen Gott verehrten als die römiſche Kirch alſo nicht die bei den römiſchen Chriſten ſanktionierten und Geiſt, ſondern ſuchte und fand andere. Man gi 250 Jahre früher, von den Confutianiſchen Klaſſikern ſich jedem unbefangenen Leſer der Ausdruck Schang Schin für Geiſt und Geiſter.[1]) Die taoiſtiſchen heiligen darin mit den confutianiſchen. Die buddhiſtiſche Lite nicht in betracht, da dieſelbe keinen Gott anerkennt.

In den vierziger Jahren traten etliche amerikaniſ den Gebrauch von Schang-ti auf, ob durchs Studium ſchen Dominikaner angeregt, iſt mir nicht bekannt. man ſo ziemlich dieſelben Gründe gegen Schang-ti und zur Bezeichnung Gottes vor. Gegen Schang-ti ma geltend, daß jetzt mehrere Götzen ſo geno dieſer Grund iſt, hätten ſich dieſe können, da doch noch vielmehr daß etliche Götzen nur den

[1]) Vgl. darüber meine Werke vier Bücher ziemlich allſeitig behan

dem Wort Schang-ti für
wenn die Chineſen ſpäter
icke wählen werden. Das
.uchen, halte ich entſchieden
en können um der Einheit
druck für nicht ſo gut halte
ınd klaſſiſch und bezeichnet
ß in einer natürlichen Reli-
geben ſein kann als in der
ß man Worte darüber ver-
t es Stufen. Wer jeden
r neuteſtamentliche Gott iſt
teſtantiſche vom katholiſchen.
zu vertiefen gehört mit zu
it werden die tiefſten Theo-
inkten **Begriffe** von Gott

gewonnen, wenn wir ihren
ernen Wuſt, der ſich darum
heit im Altertum hinweiſen.
läßt ſich der Chineſe alle
fallen, ſondern erkennt ſie
ſer Forſchung zugänglich iſt.
er größeren nationalen
d gegen alle falſchen
gen iſt und bleibt es, wenn
en Ausdruck wenigſtens halb
hu iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Bei den evangelischen Schin-Missionaren soll derselbe Ausdruck, Schin-fu, *Gott den Vater*, die erste Person der Trinität bezeichnen. Diese eine Thatsache schon zeigt, wie hoffnungslos traurig, ja jammervoll der Stand dieser vierzigjährigen Streitfrage in der evangelischen Mission ist.

Es ist weiter eine unbestreitbare Thatsache, daß der Menschengeist Schin heißt und in einer Anzahl von populären Ausdrücken häufig in diesem Sinne gebraucht wird. Dieses schon beweist, daß die Erklärung von *Schin als Geist und Geister* richtig ist. Die Schin-Anbeter gebrauchen für Geist das Wort „ling" was „intelligent" bedeutet.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Annahme des Ausdrucks *Schin* für „Gott" eine *oberflächliche Beobachtung* (die vulgären Götzen heißen Schin) und Mangel an tieferer Einsicht zu Grunde liegt. Die Missionsfreunde der Heimat könnten aus dieser einen langjährigen Streitfrage, welche viel Zeit, Kraft und große Summen Geldes der eigentlichen Missionsarbeit schon entzogen hat und jährlich noch entzieht, schon lernen, daß *Eifer allein* es nicht thut, auch der beste Wille nicht; *Einsicht* in die wahre Lage der Dinge und *gründliche Sachkenntnis*, theoretisch und praktisch, sind in der chinesischen Mission wesentliche Erfordernisse. Die Stimmen sollten darum auch mehr gewogen als gezählt werden, denn der Unverstand verfügt leider gewöhnlich über die Majorität. Das richtige Wägen setzt aber auch gesunden *evangelischen Sinn*, *vollständige Sachkenntnis und geübtes Urteil* voraus.

In neuester Zeit haben nun eine Anzahl Missionare, besonders im Norden Chinas, die römisch-katholischen Ausdrücke adoptiert, also Tien-tschu, Himmelsherr, für Gott und Schin für Geist. Dagegen werden jedoch von anderen Missionaren mancherlei Bedenken laut gemacht, die wesentlich schon im Streit der Katholiken vom chinesischen Kaiser vorgebracht worden sind. Ein weiterer mißlicher Punkt ist noch, daß bereits in allen Verträgen und sonstigen Staatspapieren die römische Kirche als Tien-tschu kiau und die protestantische als Jesu kiau fixiert ist.

Wir haben also nun drei Lager in der evangelischen Mission, getrennt nicht wegen religiöser Gebräuche oder wegen theologischer Begriffe, sondern *durch drei verschiedene Namen für denselben Gott*. Es ist fast unglaublich, aber die Thatsachen reden nicht nur, sondern sind schreiend. Sogar die sonst in den Gegensätzen der verschiedenen Kirchen erhaltene Einheit in Beziehung *aufs Wort Gottes* und *die erbauliche Literatur*, Traktate und Gesangbücher ist in China zerrissen. Jedes der drei Lager hat seine *besondere Bibel* ꝛc. Es ist das überaus bedauernswert. Doch was helfen da Klagen!

Ich selber stehe mit voller Überzeugung zu dem Wort Schang-ti für Gott und Schin für Geist, glaube auch, daß wenn die Chinesen später selbständig entscheiden, sie keine andern Ausdrücke wählen werden. Das Wort Schin zur Bezeichnung Gottes zu gebrauchen, halte ich entschieden für verwerflich. Tien-tschu würde ich annehmen können um der Einheit mit den Katholiken willen, obgleich ich den Ausdruck für nicht so gut halte als Schang-ti. Schang-ti ist echt chinesisch und klassisch und bezeichnet ganz ohne Zweifel das höchste Wesen. Daß in einer natürlichen Religion der Begriff Gottes nicht in der Fülle gegeben sein kann als in der Offenbarung, ist zu selbstverständlich, als daß man Worte darüber verlieren sollte. Auch in der Offenbarung giebt es Stufen. Wer jeden Unterschied pressen will, müßte auch sagen, der neutestamentliche Gott ist verschieden vom alttestamentlichen und der protestantische vom katholischen. Das Mangelhafte zu ergänzen und das Gute zu vertiefen gehört mit zu unserm Missionsberuf. In der seligen Ewigkeit werden die tiefsten Theologen noch viel Gelegenheit finden, ihre beschränkten Begriffe von Gott zu erweitern und zu vertiefen.

Den Chinesen gegenüber ist unendlich viel gewonnen, wenn wir ihren ältesten Gottesbegriff anerkennen und vom modernen Wust, der sich darum gelagert hat, befreien, indem wir auf die Reinheit im Altertum hinweisen. Auf der Basis des gemeinsamen Urbegriffs läßt sich der Chinese alle weiteren christlichen Ergänzungen nicht nur gefallen, sondern erkennt sie freudig an, wenn er nämlich überhaupt religiöser Forschung zugänglich ist. Damit ist auch die Möglichkeit gegeben einer größeren nationalen Erhebung für den wahren Gott und gegen alle falschen Götter und deren Götzendienst. Mißlich dagegen ist und bleibt es, wenn wir sogar zur Bezeichnung Gottes einen eigenen Ausdruck wenigstens halb fabrizieren, was das Bedenkliche an Tien-tschu ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erstarkung der Transvaal-Republik im Kampfe gegen die Eingeborenen.

Von D. Wangemann.

1. Die Buren in Transvaal und England.

Weil die geforderten Opfer nicht durch die zu erwartenden Vorteile aufgewogen wurden, zog England 1881 seine Hand von der Oberherrschaft über Transvaal zurück, suchte jedoch dieselbe wenigstens soweit im Spiel zu behalten, daß es die kommerziellen Interessen des Landes beherrschte. Zu diesem Ende behielt es sich die Suzeränität, und damit insonderheit das Recht, in Verträgen mit dem Auslande, z. B. mit den Portugiesen in betreff einer von der Delagoa-Bai nach Pretoria zu erbauenden Eisenbahn, eine entscheidende Stimme durch einen im Lande stationierten britischen Residenten abgeben zu können, ferner eine Grenzregulierung an der Ostgrenze, vornehmlich zu dem Zweck, um den Handelsweg zwischen der durch Westgriqualand erweiterten Kapkolonie und dem elfenbein- und straußfederreichen Matebelenreiche im Innern zu sichern, ferner die Einsicht in die Behandlung der farbigen Unterthanen des Transvaalstaates (deren man sich vorkommenden Falles zur Ausübung eines Druckes auf die Regierung bedienen konnte) und endlich die Auszahlung einer Geldsumme vor, welche die finanziellen Kräfte des neuen Transvaalstaats weitaus überstieg. Dadurch behielt England den ganzen neugestifteten Transvaalstaat, dem in dem geschlossenen Friedensvertrage ausdrücklich der Name „Transvaal republik" verweigert und dafür der allgemeinere „Transvaalstaat" beigelegt wurde, rechtlich in völliger Abhängigkeit und konnte die Gelegenheit ruhig abwarten, wo es die aus dieser Situation mit Leichtigkeit zu ziehenden Vorteile wirklich ziehen wollte.

Es hatte nicht berechnet, daß die holländischen Buren mit dem, grade politisch minder durchgebildeten Leuten oft in hohem Grade zu Gebote stehenden, überwiegenden gesunden Menschenverstand Englands schwache Seite (und damit seine Ausgaben und Einnahmen wohl berechnende Politik) erkennend, ihrerseits auch rücksichtslos handeln konnten, was letztere seit 1881 nun zur Genüge gethan haben. Gestützt auf die durch alle Teile von Südafrika mit jedem Monat erstarkende antibritische Afrikaander-Partei ging man in Transvaal ziemlich unbekümmert um die geschlossenen Verträge und abgegebenen Versprechungen vor. Die im August 1882 fällige Summe von 100 000 Pfd. St. wurde einfach nicht bezahlt, eben-

sowenig als die stipulierten 120000 Pfd. St. Entschädigungsgelder für die durch den Krieg 1880—1881 Beschädigten, die England einstweilen vorgeschossen hatte und die Transvaal laut des Vertrages zurückerstatten sollte; kaum daß man die Zinsen für die von England übernommene Staatsschuld entrichtete. Um den neuen Namen „Transvaalstaat" machte man sich keine Sorgen, sondern kehrte im gewöhnlichen Leben einfach zu der Bezeichnung „Transvaalrepublik" zurück.

An der Ostgrenze begannen die aus der Botmäßigkeit des Transvaalstaates durch die Konvention von 1881 entlassenen Kapitäne der Kaffern- und Korannastämme sofort ihre gegenseitigen Raub- und Plünderungszüge und suchten, um über den gehaßten Gegner das Übergewicht zu erlangen, die Hülfe der Weißen nach, die auch bereitwillig Freiwillige stellten. Die Häuptlinge Mankoroane und Mantsioa suchten dieselbe bei den Engländern, die Häuptlinge Moshete und Moshëu (von den Engländern Massau genannt) bei den Transvaalburen. Die Burenregierung verbot zunächst ihren Unterthanen, solche Freiwilligen-Dienste zu leisten und respektierte die durch die Konvention gezogene neue Grenzlinie, — aber sie war ihren eigenen Unterthanen gegenüber zu schwach, die Freibeuterzüge nahmen ihren Fortgang und die gesetzlich festgestellte Grenze wurde vielfach ignoriert. Die englisch gesinnten Häuptlinge beschwerten sich bei dem englischen Residenten, dieser schickte auch eine englische Kommission, die aber, ebenso wie der Resident, nur über schöne und große Worte verfügte, so daß endlich die gefährdeten Häuptlinge mit der Transvaalrepublik einen Frieden schlossen, welcher, im Widerspruch mit der Konvention, einen großen Teil des durch die Konvention abgeschnittenen Landgebiets wieder unter die Obergewalt der Transvaalrepublik brachte. Der englische Resident hatte auch hiergegen wiederum viele hohe und große Protestworte, auch die Oppositionspartei im britischen Parlament erhob laut ihre Stimme; der nötige Nachdruck in der That jedoch blieb aus. Die Afrikaanden wissen nur allzugut, daß England durch die Kostspieligkeit seiner bisherigen Kriegsunternehmungen gewitzigt, nicht leicht einen neuen Krieg unternehmen wird. Jetzt aber haben die seit dem Abschluß des Friedens eingetretenen und von den Bestimmungen desselben abweichenden thatsächlichen Veränderungen bereits eine solche neue Grenzlinie geschaffen, daß der Präsident der Transvaalrepublik Paul Krüger soeben eine Reise nach England vorbereitet, um wo möglich auch formell eine neue Rechtsgrundlage zu erwerben und die lästige Suzeränität Englands zu beseitigen.

Wichtiger aber als die erwähnten Vorfälle sind für die innere Erstarkung des jungen Transvaalstaates die Kämpfe, die derselbe im Innern

und an der Nord-Ostgrenze geführt hat und die durch die so eben[1]) telegraphisch gemeldete Besiegung des Häuptlings Mapoch einen wichtigen Abschluß gefunden hat. Die bisher veröffentlichten Berichte über diese Kämpfe sind wie die neuesten Burenberichte höchst unzuverlässig; die gewaltigen Dynamit- und Artillerie-Aktionen sind ebenso wie die große Zahl der auf beiden Seiten Gefallenen auf ein sehr bescheidenes Maß zurückzuführen. Wir wollen das, was von zuverlässigen Berichten vorhanden ist, zusammenstellen und knüpfen unsere Übersicht an drei Häuptlingsnamen: Mampuru, Mapoch und Maghato.

2. Die Buren und Mampuru.

Mampuru, Bruder des von ihm gemordeten Sekukuni, war der größte und vornehmste Sohn des mächtigen Bapedihäuptlings Sekwati, dem letzterer zum Zeugnis, daß er ihn zum Nachfolger ersehen habe, vor seinem Tode auch die nationale Sefoka (Straußenfeder-Banner) übergeben hatte. Sein tapferer Bruder Sekukuni aber wußte gleich nach Sekwatis Abscheiden sein bereits im Volke gewonnenes Übergewicht mit solcher Energie zur Geltung zu bringen, daß Mampuru den vom Bruder ihm angebotenen Kampf um die Herrschaft nicht aufzunehmen wagte, sondern sich unterwarf, worauf Sekukuni ihm großmütig die Hälfte der Rinder seines Vaters überließ und ihn seine „Gattin" nannte. Mampuru fügte sich, entwich aber bald zu dem mächtigen Unterhäuptling in Magakal, der ebenfalls den Namen Mampuru führte. Später versuchte er es, sich (1867) in der Missionsstation Botschabelo eine Stellung zu verschaffen, erlangte indes nichts, als daß der größte Teil seiner Leute ihn verließ und zum Christentum sich wandte, während er, des Ausübens von Zaubereisünden überführt und dieserhalb aus Botschabelo ausgewiesen, zunächst bei den dem Könige Sekukuni feindlich gesinnten Swazikaffern, dann bei dem ebenfalls mit Sekukuni auf gespanntem Fuß stehenden Matebelenhäuptling Mapoch, dann wieder bei den Swazikaffern Aufnahme suchte und fand und von da aus seinen Bruder und das Bapedivolk mit einem kriegerischen Überfall beständig bedrohte.

Nachdem der von den Buren bekämpfte, von den Engländern besiegte König Sekukuni infolge der Konvention von 1881 in sein Land zurückgekehrt war, mochten die Buren — weil man auf die Treue eines Farbigen nie sicher rechnen kann — es für wünschenswert erachten, dem Sekukuni einen Nebenbuhler an die Seite zu setzen und gestatteten Mam-

[1]) Dieser Aufsatz ist bereits im Herbste v. J. geschrieben.

puru auf dem Platz des früheren Häuptlings Maleo, unweit der früheren Berliner Missionsstation Gerlachshoop, sich niederzulassen, woselbst denn auch bald die botschabeloer Missionare teils persönlich teils durch Nationalhelfer ihn aufsuchten. Er fürchtete einerseits Botschabelo, weil er an dasselbe bereits einmal eine Anzahl seiner Anhänger verloren hatte, andrerseits wagte er die Verbindung mit den Christen nicht aufzugeben, weil er sehr wohl wußte, daß der Drang nach dem Christentum bereits eine Macht in dem Basutovolk geworden war, der man Rechnung tragen müsse. Es wurde also Gerlachshoop eine Zeit lang wieder durch einen Nationalhelfer von Botschabelo aus versorgt.

Inzwischen konnte Mampuru bei der derzeitigen Schwäche Sekukunis der Versuchung nicht widerstehen, räuberische Einfälle in dessen Gebiet zu versuchen, und Sekukuni, dem nichts übrig blieb, als sich völlig in die Hand der Buren zu werfen, suchte bei diesen Schutz. Diese entsandten daher im Mai 1882 eine Kommission zu Mampuru, um teils die Abgaben einzuziehen, teils ihn zur loyalen Haltung gegen Sekukuni zu bestimmen. Bei dieser Gelegenheit ergab es sich, daß Mampuru bereits eine Zahl von Basutohäuptlingen auf seine Seite gebracht hatte, Pokoane, Motjatje, Lehoëlere und Maritshane (bei der Berl. Missionsstation Lobethal) und Tseke (bei der Berl. Missionsstation Arkona), und daß er mit deren Hülfe nicht bloß seinen Bruder Sekukuni, unter dessen Volk er ebenfalls von früher her noch einen großen Anhang besaß, zu entthronen, sondern alsdann auch als Wiederhersteller des alten Bapedireichs sich an die Spitze eines allgemeinen Aufstandes gegen die Buren-Regierung zu stellen beabsichtigte. Abel Erasmus, der Buren-Kommissar für die Eingeborenen dieses Distrikts, warnte daher Sekukuni vor den Meuchelmördern seines Bruders. Der im Mai 1882 an ihn entsandten Buren-Kommission entzog sich Mampuru durch die Flucht, begann seine Stadt aus der Ebene in die Berge zu verlegen, verweigerte auch die Abgaben an die Buren zu zahlen und bekundete sich also als direkter Feind der Buren. Diese überfielen ihn, zerstörten seine Stadt, nahmen ihm sein Vieh weg; sein Volk zerstreute sich, an hundert Personen von ihnen zogen abermals nach Botschabelo, teils um abzuwarten, teils um in den Taufunterricht zu treten. Mampuru selbst begab sich in seine alte Heimat, das Bapediland, und sammelte dort seine Anhänger zum offenen Kriege wider seinen noch immer schwachen Bruder Sekukuni, der nun in wirklicher Gefahr war. Viele seiner Anhänger flüchteten in die Berge und das ganze Bapedi hatte die Ängste und Nöte des Bürgerkriegs zu bestehen. Mampuru aber begab sich zunächst zu seinen Freunden, den

Häuptlingen Tseke, Pokoane und Maritshane, um sie zu gemeinsamer Aktion gegen Sekukuni und die Buren zu entflammen. Tseke schwankte zuerst, Pokoane wurde wankelmütig, Maritshane aber nahm Mampuru auf in seine Felsenstadt. Die Gefahr war nicht unerheblich. Der Missionar Winter machte den Regierungs-Kommissar Abel Erasmus auf dieselbe aufmerksam und wußte ihn zu rechtzeitigem, energischem Einschreiten zu vermögen. Zum Behuf einer gütlichen Vermittlung begleitete er selbst das schnell zusammengezogene Kommando persönlich zu Maritshane, wo dasselbe, bestehend aus etwa 20 Buren und 3—4000 Kaffern (meist sekukunische) am 1. Juni anlangte. Als gütliche Verhandlung den trotzigen Maritshane nicht zur Auslieferuug des gesuchten Mampuru vermochte, wurde dessen Berg umstellt, worauf, nachdem einige Schüsse gewechselt waren, Mampuru nach etlichen Tagen zu entrinnen wußte. Maritshane wurde als Gebundener nach Pretoria gesandt, sein Vieh als Beute verteilt.

Hierauf ließ Sekukuni dem Häuptling Tseke (Magal) sagen, er möchte Kugeln gießen, denn nächstens würde er mit ihm kämpfen. Der Häuptling ließ ihm trotzig zurücksagen, Kugeln brauche er nicht zu gießen, er habe deren noch genug von seinem Vater her, er möchte nur kommen und noch einmal wie früher vom Piring (dem Felsberge bei Arkona) sich blutige Köpfe holen. Insgeheim aber erschrak er und ließ, während sein Volk gerne gegen die Buren gekämpft hätte, den Vorstellungen des Missionar Kadach Gehör gebend, das Bündnis mit Mampuru, der sich persönlich zu ihm begeben hatte, fahren und hielt sich neutral, ja stellte später Hülfstruppen und Kriegskontributionen für die Buren.

Mampuru begab sich indes zu den Häuptlingen Pokoane und Lehoëlere und erhielt von ihnen eine Anzahl Meuchelmörder, die er mit seinen Leuten verstärkt, etwa 80 an der Zahl, anfangs August entsandte, um Sekukuni zu ermorden. Sie wußten eine Nacht abzupassen, in welcher Sekukunis Leute zum großen Teil zu den Buren gegangen waren, um Police-Dienste zu leisten; in der Nacht vom 13. zum 14. August gelang der Mordstreich, Sekukuni fiel nebst Frauen und Kindern und den vorhandenen Leuten unter den Waffen der Meuchelmörder.

Jetzt konnte Mampuru im Bapedivolk seine Anhänger zu offenem Kampfe sammeln und der Bürgerkrieg begann in furchtbarer Weise mit Mord und Brand, also daß man Frauen und Kinder des Gegners schonungslos niedermetzelte. Kchollokoe (Kolluke) und Nkopodi, Brüder und Erben von Sekukuni, sammelten dessen ganzen Anhang, und es kam am 16. Sept. zu einer Entscheidungsschlacht, aus welcher Mampuru als

völliger Sieger hervorging. Von jetzt ab galt Mampuru unter den sämtlichen Basuto als der große Löwe, der dazu bestimmt sei, das mächtige Bapedireich wieder aufzurichten und dann in Gemeinschaft mit dem Matebelen-Häuptling Mapoch der Burenherrschaft in Transvaal ein Ende zu setzen. Er knüpfte also mit Mapoch seine alten Verbindungen an, war vielfach auf dessen Kraal, und die gemeinsamen Rüstungen beider Häuptlinge zeigten den Buren, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo ein entscheidender Schlag unvermeidlich war, wenn sie nicht sämtliche Kaffernhäuptlinge im Nordosten miteinander zum Befreiungskampfe sich erheben sehen wollten. In der That war die Lage kritisch, Masebe, der Matebelenhäuptling auf Mankopanes Felskopf, Moloto, der Kapitän derer von Moletse, und im Norden Maghato, Shewasse und andere Batsoetla-Kapitäne warteten nur auf eine Niederlage der Buren, um ihrerseits auch den Schild zu erheben. Aller Augen waren auf Mapoch gerichtet, den trotzigen Matebelen, vor dessen uneinnehmbarem Felskopf schon einmal die Buren als überwunden hatten umkehren müssen.

3. Die Buren und Mapoch.

Etwa eine Tagereise (6—7 deutsche Meilen) von Botschabelo entfernt, auf dem Wege nach Leydenburg, sitzt auf einem durch Natur und Kunst zu einer unüberwindlichen Festung umgeschaffenen Felsberge der Matebelenhäuptling Mapoch. So wird nämlich auch der jetzige Häuptling, der eigentlich Nyabele heißt, genannt, trotzdem er bereits der dritte Nachfolger jenes gefürchteten Gründers dieses immer stärker werdenden kleinen Matebelenstaates ist. Nicht so sehr die Menge seines Volkes (es mag kaum mehr als 10—12 000 Seelen zählen), als die durch Schanzmauern verstärkten Höhlen und zerklüfteten Felsmassen seines Felsensitzes machen, neben der achtunggebietenden Tapferkeit dieser Raubgesellen, den Mapoch zu einem allgemein gefürchteten Gegner, gegen welchen selbst Sekukuni, sein an Zahl zehnfach überlegener Feind, nichts Ernstliches zu unternehmen wagte. Im Jahr 1864 hatten die Buren gegen ihn einen Krieg begonnen und durch Einschließung ihn zu dem Punkt gebracht, daß kaum noch drei Tage nötig gewesen wären, um die vor Hunger und Durst fast zu Skeletten zusammengetrockneten Leute zur Übergabe zu zwingen. Indes bemächtigte sich des Buren-Kommandos das Verlangen, in die Heimat zurückzukehren, und ist dies erst bei ihnen erwacht, dann giebt es kein Halten. Die Buren zogen ab und Mapoch ging als Sieger aus dem Kampfe hervor, also daß er die nahebei auf einzelnen zerstreuten Gehöften wohnenden Buren nötigte, om vreede te reulen (Frieden zu erkaufen

durch bestimmte Abgaben). Von jetzt ab hielten sich Mapochs Matebelen für unüberwindlich, und Mapoch nebst Sekukuni waren in den Augen der Transvaal-Basuto und Matebelenstämme das, was in den südlichen Kaffernstämmen Chrili und Sandile vor 1877 waren; an diese Namen knüpften alle Farbigen im Leydenburger Distrikt die Hoffnung auf Unabhängigkeit von den Buren. Die Feindschaft und Eifersucht beider Häuptlinge (Sekukuni war ein Masuto und Mapoch ein Matebele) verhinderte aber lange Zeit eine gemeinsame Aktion.

Nach Sekukunis Niederwerfung blieb Mapoch trotz des zwischen Matebelen und Basuto herrschenden Nationalhasses der Hoffnungsstern sämtlicher Farbigen in Transvaal, ja der intensivere gemeinsame Haß gegen die Buren brachte sogar eine enge Allianz zwischen Mampuru, dem mächtigsten Fürsten der Basuto, und Mapoch, dem gefürchtetsten Fürsten der Matebelen, zu stande.

Dieses Bündnis hätte für die Buren verhängnisvoll werden können, wenn nicht einerseits die Basuto durch Parteikämpfe zersplittert worden wären, und anderseits dem Mapoch ein kleiner aber mächtiger Feind in der Berliner Missionsstation Botschabelo in unmittelbarster Nähe gegenüber gestanden hätte.

Die Feindschaft der Mapochschen mit Botschabelo datierte vom Jahre 1864. Da die aus Sekukunis Lande nach Botschabelo geflüchteten Bapedi mit den Resten des 1864 durch die Swazi zersprengten Bakopa-Stammes des Häuptlings Maleo sich verbanden, beanspruchte Mapoch über letztere das Recht der Oberherrschaft. Die Bakopa des Maleo von Gerlachshoop nämlich hatten gegen die Feindseligkeiten des damals noch mächtigen König Sekukuni Schutz bei Mapoch gesucht (Maleo nannte ihn wiederholt seinen „Vater," seinen „Gott"), und dieser sah jene daher nach Maleos Ermordung als seine Unterthanen an. Er befahl ihnen, zu ihm in sein festes Felsennest zu ziehen und drohte, als sie anstatt dessen im Januar 1865 unter Anführung des Ramopudu, eines getauften Sohnes von Maleo, nach Botschabelo zogen, ihnen mit schweren Strafen. Als die Bakopa von Botschabelo aus ihre Kornernten von Gerlachshoop aberntеten, ließ er ihnen sagen: „Du Ramopudu! Was erntest du denn? Wenn du Bauern mietest, das Korn zu holen, so bringst du den Tod hin! Meine Kinder sind Gnu, Zebra und wilde Böcke, die sollen es essen." Als aber nun die Botschabeloschen nicht bloß die Ernte holten, sondern die Tributforderungen Mapochs zurückwiesen, eröffnete dieser direkt Feindseligkeiten. Im März 1866 raubte er während des Gottesdienstes sämtliche Schafherden der Botschabeloschen, die ihm indes wieder

abgejagt wurden, im August desselben Jahres ließ er drei Personen von Botschabelo auf dem Wege nach Gerlachshoop meuchlings ermorden, am Pfingstsonnabend 1871 mordeten 6 Mapochsche Krieger eine ganze kleine Außenstation von Botschabelo am Keeromfluß aus, und längere Zeit mußten die Botschabeloschen mit den Waffen in die Kirche gehen, um für den Fall eines Überfalls während des Gottesdienstes gleich kampfgerüstet zu sein. Im Kriege der Buren gegen die Engländer waren die Mapochschen 1881 nahe daran, die ganze Station Botschabelo auszubrennen und auszumorden, so daß also zwischen Botschabelo und Mapoch eine Art Kriegszustand war, der durch die verschiedenen seitens der Botschabeloer Missionare gemachten Besuche bei Mapoch und ihre Versuche, auch bei ihm eine Missionsarbeit zu eröffnen, nicht gemildert wurde. Im Gegenteil, da die Weigerung des Häuptlings, unter seinem Volk Gottes Wort verkündigen zu lassen, nur die Wirkung hatte, daß eine jährlich wachsende Zahl von Heilsuchenden aus seinem Volk nach Botschabelo verzog, um dort sich taufen zu lassen, so war die Spannung nur um so schärfer geworden und bei der Botschabeloer Basutobevölkerung daher ein Krieg gegen Mapoch eine durchaus erwünschte und populäre Sache. Die Botschabeloer Christen aber waren, obschon ihre Gesamtzahl kaum 1600 und die Zahl ihrer Krieger kaum 400 betrug, doch wegen ihrer Energie und Tapferkeit weit und breit gefürchtet und geschätzt. Deshalb war es natürlich, daß, als nun Mapoch (Nyabele) 1882 die Abgabe an die Buren zu zahlen verweigerte, im Gegenteil ein immer engeres Bündnis mit Mampuru einging, und die Buren deshalb zu energischeren Maßregeln gegen sie schreiten mußten, letztere die Stadt Middelburg und das kaum eine Meile davon gelegene Botschabelo zum Ausgangspunkt ihrer Operationen machten.

So erschienen denn Ende Oktober 1882 der Obergeneral von Transvaal Joubert, der Präsident Paul Krüger und der englische Resident Mr. Hudson in Middelburg und hielten Rat mit den Missionaren von Botschabelo, zunächst um sich zu vergewissern, ob sie — angesichts der feindseligen Haltung, die eine Anzahl von Buren gegen Merensky und Botschabelo im Jahre 1881 beobachtet hatten — jetzt wohl auf eine treue und energische Mitwirkung derselben rechnen könnten. Zunächst begab sich Joubert und Hudson zu Mapoch zu gütlicher Verhandlung, deren Gegenstand vornehmlich die Auslieferung des von Mapoch beherbergten und beschützten Mampuru war. Mapoch wies die Gesandten höhnend ab, er sagte: „Ja, Mampuru ist bei mir, aber wollt ihr ihn haben, so holt ihn heraus aus meinen Schanzmauern;“ den englischen Residenten, Mr.

Hudson, verhöhnte er insonderheit, was dieser Engländer dort zu suchen habe, da doch das englische Volk von den seiner Zeit von ihm besiegten holländischen Buren überwunden wäre.

Während dieser Zeit hielt der Präsident Paul Krüger in Botschabelo eine eingehende Umschau, er besuchte die Kirche, die Schule, das Nationalhelfer-Institut, die Druckerei, die Industrie-Unternehmungen und war über das alles auf das Höchste überrascht und erstaunt. Seine zuerst sehr reservierte Haltung machte einer immer freundlicher werdenden Platz, bis zu dem Punkte hin, daß er die Missionare mit „broeders" anredete. Die festlichen Gewehrsalven, mit denen er empfangen war, die Blumensträuße und schönen Gesänge, mit denen ihn die Schulkinder begrüßten, machten einen sichtlichen Eindruck auf ihn und überzeugten ihn, daß auf Botschabelo Leute erzogen werden, die der Obrigkeit unterthan sind und auf die man sich stützen kann. Völlig zufriedengestellt wurde er, als nun nach Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Mapoch die Botschabeloer sofort ein Kontingent von 150 tapferen Kriegern und an 40 Leute zur Aushilfe beim Transport ꝛc. ꝛc. und außerdem Ochsen und Proviant zum Kriege stellten.

Die von den Buren Mapoch gegenüber zu leistende Aufgabe war keine geringe. Der Felsberg von Mapoch ist der Ausläufer eines langen Bergrückens, kahles Felsgeröll, dessen Zugang durch Ricinus, Kaktus und Schlingpflanzen unzugänglich gemacht worden ist, die Hütten seiner Leute werden von mächtigen Felsblöcken geschützt, teilweise bedeckt, und sind daher von unten nicht sichtbar; die Felsblöcke sind durch mächtige Schanzmauern miteinander verbunden, und daher die Festung für solche Kriegsmittel, wie die Buren und Eingeborenen aufzubringen imstande sind, durchaus unbezwinglich, zumal da fließendes Wasser auf dem Berge ist und da mächtige Felshöhlen selbst gegen Artilleriefeuer sichere Schlupfwinkel darbieten. Die einzige Möglichkeit des Siegens war also Abschneidung aller Proviantzufuhr und Aushungerung. Aber auch letztere Aufgabe war schwierig, da Mapoch bereits seit längerer Zeit für die Chance des Krieges mächtige Vorräte von Proviant sowohl als von Munition aufgehäuft hatte.

Nachdem am 29. Oktober 1882 die Buren den Krieg eröffnet hatten, verliefen die ersten Ereignisse durchaus günstig für die Eingeborenen; dieselben machten zunächst kräftige Vorstöße in Sekukunis Land, um Vieh zu erbeuten. Wiederholt kamen Mapochsche mit Mampuruschen vereint bis in die nächste Nähe der Berliner Missionsstation Khalatlolu und bezeichneten ihre Spuren mit soviel Grausamkeit, Mord und Brand,

daß die Bewohner des Landes in die Berge flüchten mußten und selbst der Missionar Posselt III. für einige Wochen auf der nahegelegenen Station Arkona Schutz suchen mußte. Am 7. November kam es bei Mokoane zu einem Zusammenstoß des durch 1500 Mann eingeborener Hilfstruppen verstärkten Burenkommandos mit den verbündeten Mapochschen und Mampuruschen. Bereits waren 5000 Stück Vieh der Mapochschen genommen, als letztere durch einen gelegten Hinterhalt die Buren nebst den Basuto im Rücken angriffen, so daß die letzteren in wilde Flucht sich auflösten und über 100 Tote auf dem Platze ließen, unter denen auch der Häuptling Mamobole und ein Buer. Es ist nämlich die Weise der Buren, in den eigentlichen Kampf ihre farbigen Hilfstruppen voraufzuschicken und diese nur aus sicherer Ferne zu dirigieren, sodaß die persönlichen Verluste der Weißen zumeist unbedeutend sind. Ihre Versuche, mit Artillerie und Dynamit den Felsberg selbst zu nehmen, erwiesen sich als ohnmächtig, ja sie dienten dazu, die angeborene Furcht, die die Eingeborenen vor solchen mächtigen Explosionen haben, erheblich zu vermindern, weil sie sich überzeugen konnten, wie gering der angerichtete Schaden in Wirklichkeit ist. Eine wichtige Unternehmung aber gelang den Botschabeloern, welche den kleinen Häuptling Motyatye völlig besiegten, sein Volk töteten oder zersprengten und sein Vieh erbeuteten. Dieselben bewiesen sich auch in den sonstigen Operationen gegen Mapoch so kaltblütig, umsichtig und tapfer, daß sie von den Buren selbst in den öffentlichen Blättern hoch gepriesen wurden. Eine Folge war, daß sie auch seitens der Buren nicht unbillig behandelt wurden und auch ihrerseits mit dem Benehmen der Buren innerlich ausgesöhnt wurden.

Letzteren blieb schließlich nichts übrig, als den Felsberg des Mapoch von allen Seiten durch befestigte Lager (zuletzt 13 an der Zahl) so eng einzuschließen, daß die Ausfälle der Belagerten zum Behuf der Proviantierung unmöglich gemacht wurden. Ein solcher gegen Sekukunis Volk unternommene Ausfall hatte für die Belagerten einen so ungünstigen Verlauf, daß eine 300 Mann starke Abteilung Mapochscher, welche sengend und plündernd weit vorgedrungen waren und mit reicher Beute beladen zurückkehren wollten, von den verbündeten Brüdern Kolluke und Mapodi verfolgt, fast gänzlich aufgerieben wurde.

Nun dachte Mapoch, dessen Leute bereits arg durch den Hunger geplagt wurden, an Friedensunterhandlungen, mit denen er am 31. März v. J. begann. Dieselben wurden indes von den Buren zurückgewiesen; gern hätte er jetzt Abgaben bezahlt und Kriegsentschädigung, und die Oberhoheit der Buren anerkannt, allein dieselben wollten nun mit diesem

lästigen Widersacher einmal völlige Abrechnung halten und namentlich den moralischen Eindruck nicht verlieren, den die gänzliche Auflösung der Mapochschen Häuptlingsschaft auf die übrigen farbigen Stämme des Landes machen mußte. Sie haben also mit großer Energie die Einschließung fortgesetzt bis zu dem soeben telegraphisch gemeldeten Ergebnis, daß Mapoch mit seinem ganzen Volk auf Gnade oder Ungnade sich ergeben hat. Sein Schicksal wird wahrscheinlich das sein, daß die Buren das Volk in kleine Abteilungen zersplittert unter die Weißen verteilen werden, denen sie Arbeit zu leisten lernen müssen. Nach den neuesten Nachrichten haben die Buren den Mampuru aufgehängt.

Somit sind die beiden Hauptgegner der Buren niedergelegt; das mächtige Bapedireich des Sekukuni zersplittert dadurch, daß einesteils eine Anzahl mächtiger Unterhäuptlinge bereits früher selbständig gemacht worden sind, und daß jetzt die beiden Brüder Kolluke und Nkopodi, nachdem der gemeinsame Feind Mampuru besiegt ist, den Bürgerkrieg miteinander begonnen haben; Mapoch ist ebenfalls niedergelegt. Fürs erste wird es kein farbiger Häuptling wieder wagen, die Waffen gegen die Buren zu ergreifen, und das Land wird die für die innere Entwicklung so notwendige Ruhe haben, denn die bereits begonnene Erhebung der Häuptlinge im Distrikt Zoutpansberg, von der wir im nächsten Artikel berichten werden, wird weniger Mittel zu ihrer Niederwerfung erfordern.

4. Die Buren und Maghato.

Während die Buren im Centrum der Transvaalrepublik den Kampf gegen Mapoch mit großen Anstrengungen und zweifelhaftem Erfolge führten, lösten sich die Bande der Autorität an den äußersten Grenzen im Norden und im Osten. Im Distrikt Leydenburg (Osten) wurde der Transvaalkommissarius der Republik, Herr Trichard, von den Mapulana, als er die Abgabe einfordern wollte, mit Knobkiris (kurzen Stöcken mit schwerer Kugel, eine Art Totschläger,) zurückgewiesen. Ähnlich erging es dem Kommissar bei Morabastad, und auch Hr. Albasini, der Regierungsbevollmächtigte im Norden, mußte seitens der Batsoëtla statt der gewünschten Abgabe sich mit widerwilligen, zum Teil drohenden Reden abfinden lassen. Die eingeborenen Häuptlinge z. B. Maloto (Maletsi) und Matlale eröffneten, unbekümmert um die Regierung, ihre blutigen Fehden, die Häuptlinge Thewaffe und Pafuri lösten sich von den den englischen Kommissarien gegenüber eingegangenen Versprechungen auf eigene Hand und ließen nicht undeutlich merken, daß sie geneigt und bereit seien, das Joch der Weißen bei der vorhandenen günstigen Gelegenheit nun abzuschütteln. Allen voranf

ging der mächtigste der Batsoëtla-Häuptlinge Maghato, welcher bereits in früheren Jahren offenen Kampf gegen die Buren versucht hatte.

Am 31. August 1882 kam der Kafferkommissarius für diese nördlichen Gegenden in Zoutpansberg, Mr. Antonio Albasini, mit seinem Klerk und 50 Mann Knobneuzen (einem Stamm der Kahlkaffern) nach der Berliner Missionsstation Tshakoma, um von dem Häuptling Matzebandela, Unterhäuptling von Maghato, die Taxe einzufordern. Die Getauften und Katechumenen bezahlten willig, auch der Häuptling war bereit zu zahlen, bat aber, für jetzt ihn dazu nicht anzuhalten, weil er sonst die Feindschaft der übrigen Häuptlinge auf sich laden würde. Auf die Nachricht, daß zwei große Kommandos von Maghato und Shewasse bereits gegen ihn aufgebrochen seien, mußte Mr. Albasini sich zurückziehen; in der That war die Aufregung so groß, daß der Regierungskommissar, wäre er weiter vorgegangen, schwerlich sein Leben gerettet hätte.

Ende Januar 1883 nun begannen einzelne kleine Kommandos von Maghato in das Land von Loamondo einzudringen, Vieh zu rauben, Leute zu morden und Kraale zu verbrennen. Es galt dem von den Buren eingesetzten Häuptling Pope. Am 9. Februar kam Maghato selbst an der Spitze eines großen Heerhaufens, um die Stadt Popes zu überfallen. Da dieser Häuptling sich zu schwach zur Gegenwehr fühlte, auch von der holländischen Regierung den nötigen Schutz nicht erlangen konnte, bat er um Frieden, gab Geld, bezahlte Vieh, lieferte seine eigene Schwester dem Maghato aus und erhielt dafür den Frieden, doch also, daß sein Land in zwei Teile geteilt würde, und er, den Bestimmungen der Regierung zuwider, die größere Hälfte an seinen Bruder und Nebenbuhler Raledima abtreten mußte. Außerdem forderte er von den Häuptlingen Tshevulane, Matsie und andern, die bereits an die Regierung ihre Abgaben gezahlt hatten, diese noch einmal als Tribut für sich. Dieser erste Erfolg machte, daß alle Nachbarstämme ihn als einen großen König ausriefen, der das große Reich seines Vaters Ramapulana wieder herstellen werde; dazu gehörte nicht bloß das bereits von den Buren okkupierte Gebiet Botokoa, sondern die Spelonken, Mamaïla bis zu Motyatye, ja das Land von Moletse und Mpafudi. Als nun Mitte Februar Maghato seine Kommandos auch nach der Richtung der Spelonken auszusenden begonnen, sammelte Albasini seine Knobneuzen und suchte Hilfe beim Kommandanten Borster und dem Kommissarius in Rhenosterpoort Dahl nach, welche auch sofort ein Kommando von Buren dem Albasini zu Hilfe sandten. Maghato, über dieses energische Auftreten erschreckt, rief Raledima zurück, und als das durch 2400 Knobneuzen verstärkte Buren-

kommando den Häuptling Tseöma, einen Verbündeten von Maghato, angriff und ihm 50 Mann tötete, wagte Maghato, trotzdem daß er mit seinem ganzen Heer zur Hand war, nicht, seinem Schützling zu Hilfe zu kommen. Die Buren, 40 Mann stark, verschanzten ihre Wagenburg mit hohen Mauern und waren bereit, Maghoto jetzt zu züchtigen, falls die Regierung ihnen 300 Weiße zu Hilfe senden würde; sie wiesen also die von Maghato angebotenen Friedensverhandlungen zurück, es sei denn, daß er 3500 Pfd. St. bar und 350 Stück Vieh bezahlte, der Häuptling Shewasse sollte 1000 Pfd. St. bezahlen, zwar nicht als Strafe, sondern als vorausbezahlte zweijährige Hüttentaxe. Aus Pretoria, wohin übertriebene Nachrichten von dem Aufstande aller Kaffernstämme in Zoutpansberg gedrungen waren, kam die Weisung: Friede mit Maghato zu schließen um jeden Preis! Der Regierung waren durch den Kampf mit Mapoch die Hände gebunden, so daß sie Hilfe jetzt zu schicken außer stande war. Albasini war deshalb ganz froh, als sich Maghato zur Zahlung von 300 Pfd. St. verstand. Häuptlinge aber, die nicht mehr Charakter zeigen als Maghato, werden, wenn erst der Süden des Landes von selbständigen Kaffernkapitänen gesäubert ist, später kaum noch einen Widerstand wagen und würden, wenn sie es thäten, leicht niedergeworfen werden, so daß für die Entwickelung der Transvaalrepublik die Frage der Eingeborenen, seitdem Mapoch wirklich überwunden ist, keine Frage von großer Bedeutung mehr ist.

5. Die Buren und die Mission.

Die neuesten Kämpfe in Transvaal sind für die Stellung, die die Regierung zur Mission einnimmt, von nicht unbedeutendem Gewicht gewesen. Es ist unleugbar, daß die Missionare in diesem Kriege die wesentlichsten Dienste geleistet haben und es ist daher solchen gegenüber, die da meinen, die Mission sei für das äußerliche Wohlsein der Länder und Staaten, in denen sie arbeitet, nicht besonders in Betracht zu ziehen, nötig, die Verdienste der Mission an einem vorliegenden Falle auch nach dieser Seite hin einmal zu beleuchten. Zunächst sind schon die unmittelbaren Geldleistungen der Getauften nicht unbedeutend. Während die im rohen Heidentum lebenden Farbigen fast ausnahmslos die Zahlung der Abgaben verweigert haben, hat sich keiner von den etwa 6000 Getauften der Berliner Mission in Transvaal geweigert, die Abgaben zu zahlen. Auch die Missionare, sowie die 25 Missionsstationen sind zum Teil mit recht bedeutenden Kriegskontributionen belastet worden, die unweigerlich gezahlt worden sind. Wichtiger, als diese direkten Beiträge, hat sich der Einfluß

gezeigt, den die Missionare auf die ganzen Volksstämme ausüben, von denen eine nicht unbeträchtliche Zahl lediglich durch die Einwirkung des Missionars die Häuptlinge nicht bloß die Taxe bezahlt, sondern auch Kontributionen und Hilfstruppen gestellt haben, unter ihnen auch solche Häuptlinge, die ohne diesen Einfluß des Missionars vielleicht ihrem Volke nicht hätten widerstehen können, das die Erhebung der Waffen gegen die Regierung verlangte. Von bedeutendem Gewicht ist ferner der moralische Einfluß gewesen, den die im Kriege bewiesene Tapferkeit und Mannszucht der getauften Farbigen auf die übrigen Hilfstruppen ausgeübt, ja auch die Kriegserfolge, die sie erzielt haben. Ebenso wichtig waren diese Dienste, die die Missionare als Dolmetscher und Mittelspersonen zu den Verhandlungen mit den feindlichen sowohl als mit den befreundeten Häuptlingen leisten durften. Denn der Missionar, der ihre Sprache spricht und ihnen viel Wohlthaten erwiesen hat, ist als solcher eine Vertrauensperson, und jeder Farbige weiß, daß er nur das beste der Farbigen wünscht und Freund auch des farbigen Mannes ist.

Alle diese Verdienste sind zum Teil mit den wärmsten öffentlichen Kundgebungen in den öffentlichen Blättern der Transvaalrepublik sowohl, als in offiziellen Dankschreiben anerkannt worden, und ist das auf diesem loyalen Wege erzielte Wohlwollen der Regierung für die Sache des Reiches Gottes ja nicht zu unterschätzen. Freilich ist andrerseits auch nicht allzuviel Wert darauf zu legen. Denn Merensky und Nauhaus z. B. haben vielfach, ja selbst mit Gefahr ihres Lebens in solchen Kriegszeiten ähnliche und noch größere Dienste geleistet und sind mit noch schmeichelhafteren Worten dieserhalb öffentlich belobt worden und das Ende war: „der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“ — und die Lästerungen der Feinde des Christentums gegen die Mission sind darum nicht geringer geworden. Aber die Wohlwollenderen unter den Buren haben jetzt Thatsachen aufzuweisen, die sie gelegentlich zu Gunsten der Missionare geltend machen können und wirklich geltend machen, so daß das Verhältnis der Buremregierung zu den Missionaren durchgehend als ein freundliches sich gestaltet hat.

Aus dem Leben eines indiſchen Poliziſten.

(Schluß.)

Da kommt mir ein andrer Fall von Entdeckung, bei welchem ich beteiligt war, ins Gedächtnis zurück; ich war damals in P. ſtationiert. Ein gewiſſer A. K. ſtahl einem reichen Kaffeepflanzer in Ceylon 20000 Rupies und kam heimlich zurück nach K. nahe bei C. Er war in dieſem großen Dorf faſt mit allen Familien verwandt. Jener Pflanzer in Ceylon brachte ſeine Klage vor dem Diſtrikts-Magiſtrat zu Tanjore; dieſer erließ einen Haftbefehl, und ich ſollte denſelben ausführen. Das war eine ſehr gefährliche Sache für mich; denn jene erbitterten, wilden Verwandten waren Leute, die irgend etwas wagen würden, um ihren Mann zu retten. Ich ging mit dem Haftbefehl und fand den Mann bei der Arbeit auf ſeinem Printſchal-Felde (Pr. gleich ein birnenförmiges Gemüſe). Ich ſprach freundlich mit ihm und überredete ihn, mit mir zwei (engl.) Meilen weit zu gehen. Mit angenehmen Geſprächen unterhielt ich ihn auf dem Wege, und als ich reichlich weit vom Orte der Gefahr entfernt war, nahm ich ihn feſt mit Handſchellen und brachte ihn zur nächſten Polizeiſtation. Auf dem Wege bot er mir 200 Rupies Beſtechung an, daß ich ihn losließe. Ich konnte aber nicht darauf hören. Der Menſch erhielt ſeine Strafe, und das geſtohlene Geld ward ſeinem Eigentümer zurückgeſtellt.

Ich übergehe Einzelheiten aus P., da ſie meiſt ohne beſondere Bedeutung ſind.

Von P. wurde ich nach A...n geſchickt, wo ich von 1864 bis 1870 weilte. Hier war ich zu beſonderer Wachſamkeit veranlaßt durch die vielen Raubanfälle in dieſer Gegend. Etliches will ich hier erzählen. Es lebte dort ein ſehr reicher Mirasdar, Namens Th. M. im Dorfe Kil... bei der Eiſenbahnſtation Kal...; mehrere Dörfer waren ſein eigen und eine große Anzahl von Feldarbeitern und Bauern, ſchier eine kleine Armee, ſtanden unter ihm. Er führte ein üppiges Leben und hielt ſich mehrere Konkubinen. Eine derſelben, Kamalam (Lotus) genannt, war ſein Liebling. Bei einer beſondern Gelegenheit beſuchte ein Kallan (ſo heißt eine beſondere Kaſte), auch ein Mirasdar von Anſehen aus dem Dorfe M. bei Combaconum, einen Verwandten an jenem Orte, wo die obengenannte Kamalam lebte. Der junge Kallan verliebte ſich in ſie, und auch ſie ſchenkte ihm ihr Herz. Th. M. hörte von dieſem neuen Liebhaber und ſchickte ſogleich einen ſeiner geringſten Diener ab, um den jungen Rivalen

zu schimpfen. Der Beschimpfte kehrte in sein Dorf zurück, sammelte eine Anzahl mutiger Leute um sich und verübte im Hause des obengenannten Th. M. einen Raub im Werte von mehr als 5000 Rupies. Die Sache wurde mir hinterbracht, und ich nahm den jungen Kallan M. S. mit 17 seiner Gesellen fest; der untere Gerichtshof fand sie schuldig und verwies sie an das Schwurgericht; hier aber wurden die Räuber freigesprochen sei es durch die Ungeschicklichkeit, sei es durch die Unredlichkeit des Staatsanwaltes.

Auf der Heerstraße zwischen Tanjore und Neyapatam liegt das Dorf M. in der Nähe von A. Daselbst wohnt ein reicher Mann, Namens K. V.; dieser besaß gegen 10000 Rupies bares Geld, und das hatte er in folgender, kurioser Weise gesichert. Die Hälfte davon hatte er in einen irdenen Topf gelegt und diesen in einer der innern Mauern des Hauses eingegraben; die andre Hälfte hatte er in der inuern Höhlung von zwei großen Bambusstangen, die das Dach des Hauses trugen, versteckt. Nur etliche Familienglieder wußten um das Geheimnis. Aber im Laufe der Zeit verheirateten sich seine Söhne und die neuen Schwiegertöchter hörten auch von dem Geheimnis des Familienschatzes. So wurde die Sache öffentlich. Räuber warteten nun auf gute Gelegenheit, dem so sorgfältig verborgenen Schatze nahe zu kommen. Ein verwegener Bursche, Namens S. vom Dorfe K. auf der Heerstraße zwischen Combaconum und Nidamangalam beschloß, selbst sein Leben für so viel Geld zu wagen. Es war im Jahre 1866, wo im Lande großer Mangel herrschte. Der junge Räuber sammelte 34 Gesellen um sich, und die kleine Bande machte sich in einer dunklen Neumond-Nacht auf zu solchem Abenteuer. Sie drangen in das betreffende Haus ein, als alles ringsum in toter Stille lag, holten den eingemauerten Schatz, schnitten die Bambusstangen, in denen das andre Geld war, auf, und machten sich davon. Der geplünderte Mann kam zu mir in atemloser Eile und erzählte mir alles, was sich zugetragen. Ein Stationsvorstand fürchtet nichts mehr als die Verfolgung von Räubern. Furcht und Zittern, wie sie einen nur am Sterbebette eines teuern Verwandten packen, befiel ihn sogleich. Mir ging es ähnlich. Ich rief die mir untergebenen Konstablen zu Hilfe und machte mich auf den Weg zu dem Ort, wo der Raub stattgefunden hatte. Der geplünderte Mann konnte mir keine nähern Angaben machen, auch keine Personen nennen, auf welche er etwa Verdacht hätte. Ich war in großer Verlegenheit. Ich setzte mich nieder, zu beten und meinen himmlischen Vater um Rat zu fragen, wie ich immer zu thun pflege in großen wie in kleinen Angelegenheiten. Dieses Mal war mein Gebet un-

gewöhnlich brünstig und in meinem Herzen, das schon sinken wollte, stieg neue Hoffnung auf. Ich machte mich so nach meinen Gedanken auf den Weg, zunächst nach einem nahen Flüßchen U.; in der heißen Zeit ging das Wasser darinnen nur bis an die Knöchel. Ich watete hinein in Nachdenken versunken, mit meinen unruhigen Füßen in dem klaren Strom plätschernd; dieser kleine Fluß war nur wenige Schritte entfernt von dem Ort, wo der Raub stattgefunden hatte. Gerade als ich die Mitte des Flusses erreicht hatte, schaute ich zum erstenmal wieder in die Höhe, und mein Blick begegnete sich mit dem eines stattlichen kräftigen Mannes, dessen eiserne Sehnen Riesenstärke bekundeten, und ängstlich und zitternd und zugleich scharf schauende Augen verrieten eine frische Ursache von Unruhe. Ich blieb plötzlich stehen und schaute ihn mit vollem Blick ins Gesicht, und es war solch ein Blick, davon sein schuldiges Herz wie Wachs zusammenschmolz. Ich beobachtete, wie seine eisernen Sehnen sich bewegten und leicht zitterten; mein Verdacht wurde stärker, und ich nahm den Mann mit all meiner Kraft fest. Er machte gar keine Anstrengung, sich loszumachen, im Gegenteil er zitterte von Kopf bis zum Fuß wie ein Baum, im Sturm erschüttert. Mein Verdacht ward bestätigt, und ich hieß zwei meiner Begleiter, ihn festzunehmen. Endlich kam das Geständnis. Er rief, daß er mir alles bekennen würde, wenn ich ihm nur versprechen wollte, ihn als Kronzeugen anzunehmen. Die indischen (engl.) Gesetze beschützen einen Räuber, der aufrichtig alles entdeckt und Hilfe leistet, seine Kameraden zu fassen, und nennt solchen einen Kronzeugen (Angeber). Die Vollmacht, solch einen als Kronzeugen anzunehmen, liegt beim Distrikts-Magistrat von Tanjore oder bei dessen untergeordnetem Magistrat zu Neyapatam. (Beide Magistrate haben zugleich richterliche Gewalt und sind Engländer.)

Ich sagte ihm, daß ich all meinen Einfluß aufwenden würde, ihm solches Privilegium zukommen zu lassen, vorausgesetzt, daß er die Wahrheit und nichts als die Wahrheit aussage. Er gab das Versprechen und bestätigte es mit einem heiligen Eide bei dem Wasser, wo er stand, und verlangte von mir ein ähnliches Zeichen des Vertrauens. Ich sagte ihm, daß es einem Christen verboten sei, beim Wasser oder bei sonstigen leblosen Gegenständen zu schwören, daß er nur bei dem lebendigen Gott schwören dürfe, und daß diese Gelegenheit so unbedeutend sei, daß solch ein Schwur gar nicht nötig sei. Aber der Mann gab nicht nach und erwiderte, daß er seine Lippen versiegeln würde, wenn ich nicht in seine Hände laufendes Wasser vom Flusse gießen würde als ein Zeichen einer ehrlichen Verhandlung. Es thut mir herzlich leid, daß ich so gethan habe,

aber es ist einmal geschehen. Eine Art Manie hatte mich gefaßt. Ich fühlte, daß, wenn der Mann sein Geheimnis für sich behielte, die einzige Quelle, in diesem dunklen Fall von Räuberei Aufklärung zu kriegen, verstopft sein würde. Die erste Frage, die ich an jenen Menschen stellte, war „bist du einer von den Räubern in diesem Fall?" Ich wartete auf seine Antwort mit atemloser Spannung und fühlte mich ungemein erleichtert, als er mit Ja antwortete. Darauf hin fragte ich ihn, ob er mir aufrichtig helfen würde, seine Kameraden ausfindig zu machen und das gestohlene Eigentum zu gewinnen. Er versprach, mir dabei mit allem Fleiß zu helfen. So behielt ich ihn auf der Polizeistation, und schickte die Polizisten aus nach den andern Verbrechern; 18 von ihnen wurden festgenommen, der Rest aber verschwand und ward bis auf den heutigen Tag nicht gefunden. Der riesenhafte Bösewicht, den ich in diesem Falle so wunderbar aufgefunden, und dem ich im Namen des Gesetzes Sicherheit zugesagt hatte, hieß S. Der Unter-Magistrat nahm ihn auf meine Empfehlung hin als Kronzeugen an. Die Räuber wurden an das Schwurgericht verwiesen und hier zu 14 Jahre schwerer Gefängnisstrafe verurteilt. Nur ein kleiner Teil des gestohlenen Eigentums wurde zurückerstattet, da der größere Teil desselben in den Händen der entflohenen Bösewichter war.

An der Heerstraße zwischen Triwalur und Kadawasel liegt ein Dorf P.; hier lebte ein Mudeliar (eine Art höherer Kaste) Namens V. M. Dieser war lange Zeit Dorf-Karnam (Revenue Rechnungsführer) und hatte sich ein großes Vermögen erworben; zugleich war er auch ein begüterter Mirasdar. Räuber, die immer dem Geld nachspüren, erfuhren, daß jener Mann viel bares Geld und kostbare Juwelen besitze. Solch ein Räuber gleichen Namens V., brachte eines schönen Tages eine gute fette Buffalow-Kuh vor des Mudeliars Haus zum Verkauf und gab sie zu unglaublich billigem Preis hin. Des Mudeliars Frau, überglücklich über den guten Kauf, sprach recht freundlich mit dem Mann und bat ihn zum Essen zu bleiben. Zur Mahlzeit fütterte sie ihn überreichlich mit Schmalz, reicher fetter dicker Milch und andern Leckerbissen. Die Zeit, in welcher der Mann in diesem Hause weilte, ließ er nicht unbenutzt für seine schwarzen Anschläge. Er beobachtete jeden Punkt und jede schwache Stelle des Hauses, wodurch er hernach seinen bösen Plan ausführen konnte. Dagegen vermied er es sehr sorgfältig, seinen freundlichen Gastwirten irgend etwas von seinen Angelegenheiten mitzuteilen. Betel zum Kauen ward gereicht und der Schlingel ging hinweg mit teuflischem Genügen. Etliche Tage hernach, um Mitternacht glaubte des Mudeliars Frau im

Hofraum ihres Hauses ein Geräusch zu hören, als ob jemand über die Mauer gesprungen sei. Sie blieb aber ruhig und wartete auf bestimmtere Zeichen. Das nächste, was sie merkte, waren heftige Schläge, und die Thüren des Hauses waren aufgerissen. Eine kleine Truppe von Räubern kam herein und schlossen hinter sich wieder die Thüren zu und zündeten im innern Hofraum ein kleines Feuer an. Sie machten Fackeln zurecht und zündeten sie an. Des Mudeliars Frau vermutete unterdessen, wer der Anführer der Bande sein möchte. Siehe da, sie sah denselben Menschen, den sie vor einiger Zeit so reichlich gefüttert hatte, an der Spitze der Räuberbande. Sie schrie ihn an: „O elender Wicht, bist du es, der ein Weib, das ihn vor kurzem so freundlich gefüttert hat, berauben will!“ Ehe sie sich aussprechen konnte, wurde sie in roher Weise Stillschweigen gelehrt durch ein paar tüchtige Ohrfeigen. Das Weib war nicht so thöricht, noch einmal den Mund aufzuthun. Unterdessen erwachte der Mudeliar. Er machte einen noch größeren Lärm. Die Räuber lehrten auch ihn Schweigen in ihrer Weise. Aber an diesem hatten sie einen widerspenstigen Schüler, so gebrauchten sie andre Strafmittel; sie spalteten den Vorderkopf des reichen Thoren, und das strömende Blut überzeugte den hilflosen Mann bald, daß Schweigen und unbedingter Gehorsam der einzige sichere Weg sei, sein und seiner Familie Leben zu retten. Die Räuber erpreßten aus des reichen Mudeliars unwilligem Mund den Versteck all seines baren Geldes und seiner Juwelen, und so schleppten sie eine Beute von 12000 Rupies fort. Noch vor Tagesanbruch bekam ich Nachricht von diesem neuen Raubfall und beunruhigte mich nicht wenig. Ich überlegte mir die ganze Sache und machte mir einen Plan, wie ich in der Sache vorgehen würde. Ich wählte mir einige meiner besten Leute aus und hieß sie mir folgen in solchen Entfernungen, daß wir uns noch untereinander verständigen konnten. Ich selbst gab mich aus als einen Mirasdar, der Kühe und Buffalows für seine Farm brauchte, und sorgfältig beobachtete ich jeden, der mir solche zum Verkauf anbot. So besuchte ich Dorf um Dorf und immer ward ich mit Absicht uneinig über den Preis mit den Verkäufern. Ich konnte unter ihnen allen keinen untersetzten, starken Mann mit heller Gesichtsfarbe und dichten Schnurrbart finden; als solchen hatte mir des Mudeliars Frau den Haupträuber beschrieben. Weiteres konnte sie nicht über ihn aussagen. Zuletzt kam ich an ein Dorf Namens T. bei Combaconum. Die Leute daselbst sagten mir, daß ein gewisser B., der Buffalowkühe zu verkaufen habe, draußen auf dem Felde mit seinem Vieh wäre, und daß ich ihn dort treffen könnte. Ich machte genaue Nachforschungen, und auch diese Leute sprachen

von des betreffenden Menschen untersetzter, starker Gestalt und dichten Schnurrbart. Ich ging hinaus, ihn zu suchen und hatte nicht lange zu suchen. Denn er kam eben nach Hause zurück mit seinem Vieh. Ich konnte ihn leicht identificieren nach der Beschreibung, die ich von ihm hatte, und nahm ihn fest. Ich gab meinen Polizisten, die mit mir gekommen waren, schnell ein Zeichen und diese fesselten ihn und führten ihn auf die Polizeistation. Da weilte er eine ganze Woche, ohne seinen Raub einzugestehen. Aber die milde Behandlung, die er hier erfahren, machte ihn vertrauter mit mir, und zugleich merkte er meine Entschlossenheit, ihn verurteilt zu sehen. So bot er mir an, die Wahrheit zu gestehen, falls ich ihm verspräche für ihn zu sprechen, daß er als Kronzeuge angenommen würde. Ich versprach es nach seinem Wunsche, und er entdeckte mir all seine Mitschuldigen. Unter andern war auch ein gewisser A. Kr...pillay, ein reicher Mirasdar dabei, dieser lebte etwa 100 Meilen von der Heimat jenes V. entfernt. Das brachte mich außer Fassung und in große Bedenken, ob sich solch ein reicher und angesehener Mann, wie jener A. Kr. je unter das Kommando eines unbekannten Räubers stellen würde. Mit diesem Zweifel ging ich nach N., wo sich A. K. aufhielt, und ließ ihn mit Anstand 5 Meilen weit nach V. bringen. Hernach ließ ich den Räuber V. an denselben Ort hinbringen. Und nachdem ich den A. Kr. mitten in einen Haufen von mehr als 500 Leuten ganz frei gestellt hatte, hieß ich den V. herbringen, daß er seinen Diebskameraden herausfinden und identificieren sollte. V. prüfte ein Gesicht nach dem andern und griff endlich nach A. Kr., worauf dieser sogleich gefesselt wurde, weil nun kein Zweifel über seine Person mehr sein konnte. Noch andere 16 wurden arretiert und alle vom Schwurgericht zu 7 Jahre schwerer Gefängnisstrafe verurteilt.

Ich wünsche nicht jedes Ding, das sich ereignete während meines Aufenthaltes in A., zu erzählen. Ich habe nur solche Dinge erzählt, die mir mehr oder weniger interessant und in ihrer Weise schwierig erschienen. Ich übergehe den Zeitraum zwischen 1869 und 1872. Ganze Bände könnte ich vollschreiben aus dieser wie aus der frühern Zeit. Aber der freundliche Übersetzer findet es schwer, die Bogen vollzuschreiben so schnell als ich die Ereignisse in der Tamilsprache erzähle. Und so gehe ich über zu meiner Dienstzeit in P., wo ich von 1873 bis 1875 stationiert war. Hier machte ich zwei Funde in einer sehr kuriosen Weise. Im Dorfe M. war ein Mirasdar Namens M...pillay. Seine Felder wurden mit neidischen Augen von seinem Nachbar K...pillay betrachtet. Dieser letztere

fälschte in kluger Weise ein Dokument, wonach jener M. ihm selbst all seinen Landbesitz übertragen hätte. Im Civilprozeß war ihm sein böser Anschlag schier gelungen. Aber sein Gegner, der unschuldige M. war klug genug, die Fälschung des Dokuments zu beweisen. Der Missethäter entfloh, da ein Haftbefehl gegen ihn erlassen ward. Er floh auf französisches Gebiet nach Karikal, wo der englische Haftbefehl keine Giltigkeit hat. Sein Versteck war unbekannt. So war er seiner Strafe fast 10 Jahre lang entgangen. Als ich nun nach P. versetzt worden war, wurde jener alte Haftbefehl in meine Hand übergeben. Irgendwie wollte ich nun diesen Bösewicht fassen. Öfters ging ich in sein Haus (ob er etwa heimgekehrt wäre aus dem französischen Gebiete) und durchsuchte es, immer vergeblich. Hernach stellte ich einen Spion an für 10 Rupies und bezahlte ihn aus eigner Tasche. Dieser kam eines Morgens an dem Hindufest Ajuda pusei (ein jährliches Fest, an welchem die Handwerker ihre Werkzeuge (ajudam) weihen (pusei) lassen) zu mir mit der Nachricht, daß jener Bösewicht in seinem Hause weile, und daß andre Leute zur Bewachung des Hauses ausgestellt seien; ich dürfte keinen Augenblick verlieren, sonst wäre die gute Gelegenheit, ihn zu fangen, verloren, und derselbe wieder entflohen. Ich war eben beim Frühstück; das ließ ich liegen und eilte nach jenem Orte. Es war ein angenehmer Morgen mit brillantem Sonnenschein. Ich war etwa 1½ Meilen noch davon entfernt; es war etwa 9 Uhr und die Hitze wurde drückend. Da bemerkte ich vor mir einen jungen Menschen, der auf dem Kopf einen Korb trug; so bald er mich gewahrte, versteckte er sich hinter einen Baum im Dickicht. Ich witterte böses und wandte mich an ihn; er war im Besitz eines Kästchens voll von Juwelen im Werte von 700 Rupies. Ich ließ ihn fesseln und vor mir hergehen und examinierte ihn im Gehen, weil ich keine Zeit verlieren wollte. Der Mensch gestand, die Juwelen seinem Schwiegervater gestohlen zu haben an demselben Morgen, gerade als jener zum Ackern aufs Feld gegangen war. Er hatte ein junges Weib, fast noch ein Kind; ihre Juwelen hatte er gestohlen, um sie seiner Geliebten, einem Tanzmädchen in P. zu schenken. Merkwürdigerweise fand ich, daß der alte Schwiegervater ein Haus bewohnte gerade jenem Hause gegenüber, in welchem ich jenen andern Bösewicht zu fangen ausgegangen war. Der alte Mann war eben zurückgekommen und fand sein Juwelenkästchen gestohlen. Er war darüber schier außer sich gekommen und hatte einen großen Lärm geschlagen, als ich das Haus erreichte, wo ich dann die nähern Umstände erfuhr. Ich schickte nach dem alten Mann und sagte

ihm, daß ſein Eigentum gerettet, und daß ſein eigner Schwiegerſohn der Dieb geweſen ſei. Das Geſetz mußte natürlich befolgt werden. Ich konnte den Dieb nicht freigeben, wie ich ihn am hellen Tage gegriffen hatte. Sonſt wäre ich ſelber ſtrafbar geweſen. Ich fürchtete die Folgen, und überlieferte den jungen Dieb an das Schwurgericht, wo er zu drei Jahre ſchwerer Gefängnisſtrafe verurteilt ward. Nun aber zurück zu dem Dokumentenfälſcher. Als ich ſein Haus erreicht hatte, durchſuchte ich in demſelben jeden Winkel. Nirgends war er zu ſehen. Ich dachte beinahe ſchon, daß mich mein Spion hintergangen habe; dieſer aber verſicherte mir aufs feierlichſte, daß jener Menſch im Hauſe ſein müſſe. So nahm ich meine Zuflucht zu einem kurioſen Unternehmen. In einem obern Stock des Hauſes war eine Menge von getrockneten Kuhdüngerkuchen aufgehäuft (der Kot der Kühe wird mit Stroh und andern Abfällen gemiſcht und geknetet und in runde Flaten geformt, an die Mauern geklebt oder auf dem Boden ausgebreitet, um in der heißen Sonne zu trocknen; dieſe Flaten oder Kuchen dienen als Feuerungsmaterial und werden in den Häuſern der Hindus aufgeſpeichert). Ich ſtieg hinauf und durchſuchte den Haufen, aber ich konnte niemanden entdecken. War der betreffende Menſch noch im Hauſe, ſo konnte er nirgends ſein als in jenem Haufen. Er war aber nicht ſichtbar. Und der Haufen war viel zu groß, als daß er hätte umgewühlt werden können. War der Menſch da drinnen, ſo mußte er ganz in der Mitte ſtecken. Und ſo war es auch. Ich fand ihn folgendermaßen: Ich nahm ein paar Pfund rote Pfefferſchoten und ließ ſie gerade unter jenem Haufen von Kuhdüngerflaten verbrennen und zugleich alle Öffnungen im Hauſe verſchließen. Dieſer ſcharfe Geruch muß jeden noch ſo ſehr geſchloſſenen Mund öffnen und die ſtärkſten Lungen reizen. Der Miſſethäter kam nun herunter heftig nieſend und huſtend, faſt erſtickt unter der ſchweren Laſt über ihm. Ich nahm ihn feſt, legte ihm die Handfeſſel an und brachte ihn an das Schwurgericht. Er war ein bekannter Fälſcher und wurde auf 13 Jahre transportiert (nach der Verbrecher-Kolonie auf den Andaman-Inſeln in der Nähe der Birma-Küſte).

Eine römische Flugschrift aus Indien zur Feier des Lutherjubiläums.[1])

A. Centenarium Luthers.

1. Luther war ein Katholik.

Luther beginnt das Studium und lebt von der Wohlthätigkeit einer katholischen Frau. — Unter einem Priester vom Karmeliterorden studiert er Grammatik, die Rechte, Poesie u. s. w.

Er bezog die Erfurter Universität und bringt in der Bibliothek des Augustiner-Klosters seine Zeit mit Bibellesen lieblich zu.

Er tritt ins Augustiner-Kloster ein und wird Mönch.

Im Kloster besiegt er des Teufels Anfechtungen durch Fasten, Beten und asketische Übungen.

Im 24. Lebensjahre nimmt er feierlich das Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams auf sich.

Im gleichen Jahre erhält er die Priesterweihe auf das freiwillige, öffentlich feierliche Gelöbnis hin, in allem seinen Lehrmeistern und andern Vorgesetzten gehorsam sein und im katholischen Glauben leben und sterben zu wollen.

Bis zu seinem 35. Jahre hält er sein Gelübde.

2. Luthers Geburtstagsfeier.

Luther wurde in Eisleben im Jahre 1483 am 10. Nov. von römisch-katholischen Eltern geboren. (Hier das Bild von Luther.)

Im Jahre 1523 am ersten Ostertag erbrach Luthers Herzensfreund Leonhard Jakob die Thüre des Nonnenklosters und entführte die Nonne Katharina Bora. Im Juni 1525 heiratete Luther diese Nonne Katharina Bora. Kaum einen Monat später gebar sie ein Kind.

Das ist dieser Mann! Und so hat Luther die katholische Lehre und Religion wieder zur „ursprünglichen Reinheit" gebracht! (Vgl. Audins Geschichte von Luther.)

---

[1]) Die nachstehende Flugschrift wurde am 10. Nov. v. J. zu Mangalur seitens der römischen Missionare verbreitet. Es liegt mir durch die Güte des Redakteurs des Ev. Miss.-Mag. das kanaresische Original vor. Die hier mitgeteilte durch Missionar Walz angefertigte Übersetzung ist wörtlich. Besonders belustigend sind die Citate. Ohne diese thun es unsere ultramontanen Gegner nun einmal nicht. Aber die armen Kanaresen — wenn ihnen Janssen zumutet, daß sie die Citate „verifizieren" sollen! Sie würden dann selbst ins britische Museum vergeblich reisen, wohin Janssen Ebrard schickt, falls er der ultramontanen Citierkunst nicht blindlings trauen sollte. Doch Scherz beiseite, man sieht aus diesem Schriftstück, was an Entstellungen und Verläumdungen über den Reformator, die Reformation und die reformatorische Lehre unsre römischen Gegner ihren unwissenden Anhängern zumal außerhalb Deutschlands und gar Europas zu bieten wagen, wo sie nicht zu fürchten brauchen, daß man sie kontrolliert. Und wie mein Gewährsmann schreibt, enthält noch viel schlimmeres als diese Flugschrift die permissu superiorum gedruckte Patitara Tscharitra d. h. Weg der (Ab-) Gefallenen, welche schon vor längere Zeit zu Bangalur gedruckt und in den kath. Schulen als drittes Lesebuch gebraucht wird.

3. Luther wurde Reformator der christlichen Kirche.

Aus Neid fängt Luther an, gegen die Predigt eines Dominikanermönchs, als eine ganz falsche, aufzutreten.

Als nachgewiesen wird, daß, was jener Dominikanermönch predige, katholische Lehre sei, tritt er gegen diese Lehre auf.

Seine Obern verweisen ihm das, aber er beruft sich auf die Universitäten von Deutschland und Paris.

Nachdem alle Universitäten sich dahin geäußert hatten, daß er im Irrtum sei, stellt er die Sache der Entscheidung des Papstes anheim und verspricht schriftlich, wie Jesu Christi Entscheid selber wolle er dessen Entscheid annehmen.

Vom Papste getadelt und zurückgewiesen, verschmäht er es, nachzugeben. Er wird vom Papste exkommuniziert.

Des Papstes Schreiben verbrennt er öffentlich, nennt ihn Antichrist und redet seinen Freunden zu, ihre Hände im Blute des Papstes und der Kardinäle zu baden.

Als der König von England Luther einen Verweis erteilte wegen des bösen Exempels, das er der Welt gebe, antwortete er ihm: „Du bist ein Esel, ein Simpel, ein Narr, würdig, von jedem Kinde beschimpft zu werden."

B. Luthers Lehre und Verehrung ist ganz wider den gesunden Menschenverstand und die Lehre der Bibel.

1. Luthers Lehre.

„Nur Sünden gegen den Glauben, sonst aber keine einzige, können uns die Himmelsthüre verschließen." (Luthers Babylon, II. Buch, Seite 234.)

„Werde du ein Sünder und sündige getrost! Wenn wir nur Jesum Christ erkennen, weiter ist uns nichts nötig. Wenn wir auch an einem Tage tausendmal Mord begingen, tausendmal die Ehe brächen, scheidet uns doch die Sünde nicht von Jesu." (Luthers Brief an seinen Schüler Melanchthon vom 21. August 1521.)

„Der Glaube ist eine köstliche Gottesgabe. Wenn einer auch Hurerei und Ehebruch triebe, wenn er's nur im Glauben thut, so ist's keine Sünde." (Luthers erstes Buch, S. 523.)

„Fromme, welche den Himmel zu erlangen Gutes thun, kommen ewiglich nicht darein. Es hat größeren Nutzen, sich gegen die guten Werke zu stärken und zu stellen, als gegen die Sünde." (Luther Wit. 6. Buch S. 160.)

„Kommen dir arge Gedanken: werde Herr darüber! Mein Freund, wenn der Teufel arge Gedanken in dir erweckt, so trinke und berausche dich recht, laß es dir recht wohl sein, thu wie närrisch und sündige dem Teufel zu Trotz!"

„Mache es wie ich! Lieb wäre es mir, wenn ich noch eine neue Sünde entdecken könnte, um dem Teufel wissen zu lassen, daß ich gegen alles, was Sünde ist und heißt, meinen Spott und Spaß treibe und daß ich mir wegen Gewissensvorwürfen keine Bedenken mache. Wenn der Teufel kommt uns zu quälen, sei Gottes Gebot ferne." (Das will wohl sagen: sollen wir nur nicht an Gottes Gebot denken.) (Luthers Brief an Jerome Weller vom 6. Nov. Seite 208.)

2. Lehre der englisch-protestantischen Bibel.

Hier folgen die Bibelstellen: 1 Kor. 6, 9. 10; 15, 34; 2 Petr. 1, 5—10 (in dieser Stelle folgt auf die Worte: „reichet dar in eurem Glauben die Tugend" die

Parentheſe, ſo genügt alſo der Glaube nicht allein,' und auf die Worte: „wer aber ſolches nicht hat" die Parentheſe: ‚wenn er auch Glauben hätte,' „der iſt blind" u. ſ. w.) Jak. 2. 14—17 und zu Matth. 25, 34—37 iſt bemerkt: ‚Gott macht hier bekannt, daß beim jüngſten Gericht die guten Werke der Gläubigen ein Grund davon ſeien, daß ſie das ewige Leben erhalten.' Zu der Stelle 1 Petr. 5, 8 iſt bemerkt: Gott ſagt: „Seid nüchtern," Luther aber ſagt: „Sauf recht!" und bei Matth. 19, 16. 17 ſteht die Bemerkung: aber Jeſus antwortete nicht wie Luther: „wirf Gottes Gebote weg!" ſondern: „halte die Gebote."

Die lutheriſchen Proteſtanten brüſten ſich damit, daß ſie nicht unter Menſchenlehre und Satzungen ſtünden. Sie haben ganz recht. Denn weil Luthers Lehre dem Menſchen-Unverſtand[1]) zuwider iſt, kann man ſie nicht Menſchenlehre heißen, ſondern muß ſie Teufelslehre nennen. Sicher iſt, daß Luther viel mit dem Teufel verkehrte. Von dieſem lernte er, wie er den katholiſchen Glauben angreifen könnte und ſollte. (Vergl. was Audin berichtet über eine von Luther ſelbſt erzählte Teufelserſcheinung.)

3. Wie Luther die proteſtantiſche Kirche gründete.

Wenn Luther den Leuten predigte, ſo predigte er den Leuten: Niemand komme es zu, ihnen irgend ein Gebot zu geben. Jeder ſei ein Prieſter; Faſten, Askeſe und Bußübungen ſeien unſrer Seligkeit hinderlich und vergeblich; in dieſem Leben könne man nicht nach den Geboten Gottes wandeln. Solchen, welche feierlich das Gelübde der Keuſchheit abgelegt, heißt er, ſich verheiraten, den Fürſten ſpricht er zu zum Raube der Kirchengüter und dem Landgrafen Philipp von Heſſen geſtattet er zu gleicher Zeit zwei Frauen.

Es iſt nicht ſehr verwunderlich, daß Luther bei ſolcher Lehre, welche nicht nur gute Werke, ſondern alles erlaubte, viel Anhänger bekam. Aber wirklich wundern muß man ſich über die Verblendung und Dummheit der luth. Proteſtanten, denn ſie nennen die Katholiken Götzendiener, weil dieſe Bilder der hl. Jungfrau, der Mutter ihres Heilandes Chriſti, haben und ihren Geburtstag alljährlich als Feſttag feierlich begehen, während ſie ſich nicht ſchämen, Luthers Geburtstag als großes Feſt zu feiern und ſein Bild zu verbreiten, wie obiges Bild zeigt, welches von ihrer Buchhandlung verkauft wird.

Was Gott in Act. 9, 15. 16. in bezug auf den Apoſtel Sct. Paulus geſagt hat, wenden die Proteſtanten nun (vgl das Gemeindeblatt vom Oktober[2]) auf Luther, dieſen fleiſchlichen, wollüſtigen Apoſtaten, an, der einen ſchlechten Lebenswandel führte, ſeine Gelübde brach, Heiligtümer entweihte, Gott läſterte und ſagte, Gott habe in ſeiner Schöpfung viele Fehler gemacht, der eine Nonne zum Weibe nahm, nachdem er ſie zu ſeinem ſchlechten Lebenswandel verführt hatte, und ſich nicht ſchämte, in ſeinen Geſprächen zu ſagen, er ſei ſeinem Weibe ein größerer Wohlthäter, als Gott, und anſtatt von der Liebe zu Gott entzündet zu ſein, brenne er vom Feuer geſchlechtlicher Liebe. Iſt das auch recht?

---

[1]) Hier hatte der Verfaſſer oder Setzer offenbar ein eigenes Geſchick: er wollte ſicher nicht „Agnana, Unverſtand," ſondern „Gnana, Verſtand" ſetzen; aber während er ſagen wollte, Luthers Lehre ſei dem Menſchenverſtande zuwider, mußte er nun ſagen, ſie ſei dem Menſchen-Unverſtande zuwider.

[2]) Es iſt das evang. kanareſiſche Blatt Sabhapatra gemeint.

Geographiſche Rundſchau.[1])

Von G. Kurze.

Aſien. Am 20. Oktober 1883 iſt eine Expedition von England über Kairo und Sues nach dem Golf von Akabah abgereiſt, die im Auftrage des Palestine Exploration Fund das Wadi-el-Arabah und das Becken des toten Meeres nebſt dem Jordanthale bis zum See von Galiläa bereiſen ſoll. Sie beſteht aus Profeſſor Hull, Direktor der geologiſchen Aufnahmen in Irland, deſſen Sohn Dr. E. G. Hull als Arzt und geologiſchem Aſſiſtenten, dem Botaniker H. Hart und Mr. R. Lawrence, die beide auf ihre Koſten mitgehen; in Ägypten ſollte ſich noch Kapitän Kitchener anſchließen, der ſchon früher bei den Arbeiten des Palestine Exploration Fund beteiligt war. Die Dauer der Reiſe iſt auf 3—4 Monate veranſchlagt. —

Oberſt Przewalski hat im Auguſt vorigen Jahres ſeine dritte große Reiſe nach Inneraſien angetreten und ſich zunächſt nach der ruſſiſch-chineſiſchen Grenzſtadt Kiachta begeben, von wo aus er am 2. November weitergereiſt iſt. Er beabſichtigte, diesmal das ganze nördliche und teilweiſe auch das öſtliche Tibet von den Quellen des Hoangho bis zum Pamir zu durchſtreifen und womöglich einen Abſtecher nach dem Oberlauf des Brahmaputra zu machen. Auch gedenkt er den Lob-Nor wieder zu beſuchen, diesmal aber von der Tſaidam-Seite aus. Da er nach ſeinen früheren Erfahrungen es für unmöglich hält, das tibetaniſche Hochplateau mit Kamelen zu bereiſen, ſo will er längs des nördlichen Abhanges des Kuenlün mehrere Lebensmittelbepots anlegen und von dieſen Punkten aus in fliegenden Märſchen in das Innere Tibets eindringen. Der Reiſende wird von ſeinen früheren Aſſiſtenten Eklon und Roborowski ſowie von einem jungen Offizier Koslow begleitet; in Kiachta ſollten ſich Przewalskis alter Dolmetſch, ein Eingeborner von Kuldſcha, Namens Abdul-Baſſid-Juſſupow und 16 Soldaten als Eskorte anſchließen. Die Expedition, welche mit wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten und Waffen gut ausgerüſtet iſt, dürfte ungefähr 2 Jahre in Anſpruch nehmen.

Der ruſſiſche Reiſende Potanin iſt mit Bereſowski und Skaſſi am 27. Auguſt vorigen Jahres von Petersburg abgereiſt, um auf dem Seewege China zu erreichen und dann 3 Jahre auf ethnographiſche, naturhiſtoriſche und topographiſche Forſchungen in der Provinz Kanſu zu verwenden. —

Dr. Regel hat den Winter 1882—83 in Schugnan und Darwas zugebracht und beabſichtigte im Sommer vorigen Jahres den Pamir bis an die Grenzen von Kaſchgar zu bereiſen. Ebenfalls im vorigen Sommer hat der ruſſiſche Hauptmann Putjata mit dem Bergingenieur Iwanow und dem Topograph Banderski das Pamir-Plateau bereiſt, den Alitſchur-Pamir erreicht und ſich dann über den Murghab nach Karategin gewendet. Die Berggruppe Tagarma wurde näher unterſucht, das wichtigſte Ergebnis ſcheint aber die Verbindung der engliſchen mit den ruſſiſchen Aufnahmen zu ſein.

Ende vorigen Jahres iſt von Indien aus eine Expedition unter dem Kommando des Sir R. G. Sandeman nach dem Südweſten Beludſchiſtans aufgebrochen,

---

[1]) Wir gedenken fortan dieſe geogr. Rundſchauen fortzuſetzen, in der Hoffnung, unſern Leſern damit einen willkommenen Dienſt zu leiſten. D. H.

zunächſt mit dem politiſchen Zwecke, langandauernde Streitigkeiten zwiſchen dem Khan von Kelat und dem Sirdar-Azad, Khan von Kharan, beizulegen; da aber dem Leiter der Expedition zwei Ingenieuroffiziere, die Lieutenants M. G. Talbot und Wahab, beigegeben ſind, ſo ſollen auch gleich die nötigen Aufnahmen und Rekognoscierungen vorgenommen werden, um die geographiſche Kenntnis jenes wenig beſuchten Landes zu fördern. —

Zugleich beabſichtigte die indiſche Regierung eine Vermeſſungsexpedition nach dem Takht-i-Suliman zu ſenden, einem aus der Sulimankette 60 Meilen weſtlich von der indiſchen Grenzſtadt Dera Ismail Khan ſchroff aufſteigenden Berggipfel. Der Gipfel ſelbſt beſteht aus einem ſchmalen von Norden nach Süden 5 (engl.) Meilen ſich erſtreckenden Plateau mit zwei über 11 000 Fuß hohen Felsnadeln und bietet eine weitausgedehnte Fernſicht, beſonders nach Südweſten, wo ſich die wichtigſten Übergänge von Indien nach Afghaniſtan befinden. Die auf den Karten nur undeutlich markierte Berglandſchaft iſt teilweiſe ſchon früher von eingebornen Vermeſſungsbeamten ziemlich genau aufgenommen worden und ihre Skizzen könnten zu einem befriedigenden Ganzen vereinigt werden, wenn einige wenige trigonometriſche Punkte beſtimmt würden. Major Holdich, dem die Leitung der Expedition anvertraut werden ſoll, iſt nun der Meinung, daß unter günſtigen Witterungsverhältniſſen in einem einzigen Tage vom Takht-i-Suliman aus ungefähr 50 000 Quadratmeilen (engl.) des unmittelbar an die britiſch-indiſche Grenze ſtoßenden unabhängigen Gebietes mappiert werden könnten. Da der Schiraniſtamm der indiſchen Regierung ſeine Unterwerfung angeboten hat, ſo iſt die gegenwärtige Zeit für jene Unternehmung ganz beſonders geeignet. —

Das vorige Jahr hat auch einige bedeutende Bergfahrten im Himalaya zu verzeichnen. Ein Herr W. W. Graham, welcher mit den beiden ſchweizer Führern Emil Boß und Ulrich Kaufmann den Himalaya bereiſte, hat einen Berggipfel bei Reini Tal erklommen, welchen er Monal genannt und deſſen Höhe er zu 22 326 Fuß beſtimmt hat. Er erreichte auch beinahe die Spitze des Dunagiri, nördlich vom Nanda Devi; als er bis zur Höhe von 22 500 Fuß hinaufgeklettert war, brach aber plötzlich ein wütender Schneeſturm herein und hinderte ihn, die noch übrigen 684 Fuß bis zum Gipfel zurückzulegen. Den Nanda Devi ſelbſt fand er unzugänglich; ſeine Kulis ließen ihn im Stich und er mußte mit ſeinen Führern und mit ziemlich ſchwerem Gepäck über äußerſt ſchwieriges Terrain den Rückweg antreten. Ein bemerkenswertes Faktum bei dieſen Bergtouren iſt, daß Graham nie von den Einwirkungen der verdünnten Luft zu leiden hatte; übrigens bleibt ihm der Ruhm, im Himalaya die von früheren Reiſenden erreichten Höhepunkte noch überſchritten zu haben. —

Beſonderes Aufſehen erregte die im vorigen Jahre von W. W. Mc-Nair — einem beim topographiſchen Departement der indiſchen Nordweſtprovinzen beſchäftigten Beamten — nach Kafiriſtan unternommene Reiſe. Dieſes am Südabhange des Hindukſchgebirges gelegene Bergland, deſſen Bewohner mit den umwohnenden mohammedaniſchen Stämmen im ſteten Kampfe liegen und ſich ſelbſt als „Vettern der Feringis" bezeichnen, war bis dahin noch nie von einem Europäer betreten worden. Das Wenige, was wir über jenes in verſchiedener Beziehung merkwürdige Land erfuhren, verdanken wir afghaniſchen, von den in Peſchaur ſtationierten engliſchen Miſſionaren bekehrten Chriſten, die ſich, wie noch im Jahre 1882 der Munſchi Syad Schah, einer guten Aufnahme bei den Kafiren zu erfreuen hatten. Mc-Nair hatte über ein Jahr lang

einem Inder, der wie Viele seines Gleichen von der Kolonialregierung später auf Reisen in die den Engländern verschlossenen Gegenden gesandt werden sollte, Unterricht in topographischen Aufnahmen gegeben und war dadurch mit ihm befreundet worden. Als nun der Sajad — mit diesem Pseudonym bezeichnet McNair seinen indischen Freund — von seinem Plane redete, sich zwei eingebornen Händlern, die Kafiristan regelmäßig besuchten, anzuschließen und das Land zu erforschen, beschloß Mc-Nair unter der Maske eines Hakim oder Tabib — eines eingebornen Arztes — die gefährliche Reise mitzumachen. Jene beiden Händler gehörten dem afghanischen Stamm der Miaghan oder Kala Khel an, denen aus abergläubischen Rücksichten von den Kafiren, welche die übrigen afghanischen Mohammedaner als ihre Todfeinde befehden, die Erlaubnis erteilt worden ist, ungefährdet in Kafiristan Handel treiben zu dürfen. Hossein Schah und Sahib Gul — so hießen die beiden Händler, letzterer war ein Christ — waren nach mancherlei Bedenken endlich damit einverstanden, Sajad und Mc-Nair zu den Kafiren mitzunehmen, und im Morgengrauen des 10. April 1888 ritt Mc-Nair in der Verkleidung eines indischen Arztes Mir Mahomed aus den Thoren der anglo-indischen Grenzstation Nauschara hinaus. Die Reisekarawane, welche am 13. April in Ganderi, dem letzten Grenzdorfe zusammenkam, bestand im Ganzen aus 40 Mann, einschließlich der Maultiertreiber, welche 15 Packtiere zu besorgen hatten. Außer dem Medizinkasten und allerlei zu Geschenken bestimmten Luxusartikeln hatte McNair unter seinem Gepäck auch einen prismatischen und magnetischen Kompaß, einen Koch- und Aneroidthermometer, sowie einen kleinen Meßtisch einzuschmuggeln gewußt. Damit letzterer nicht zum Verräter werden konnte, hatte Mc-Nair demselben die Form eines großen Rezeptbuches, wie es indische Ärzte gebrauchen, gegeben. Die Instrumente trug entweder Sajad oder Mc-Nair in der dort landesüblichen Guda, d. i. eine Tasche aus ungegerbtem Ziegen- oder Schafleder. Über den 3575 Fuß hohen mit Buschholz und verkrüppelten Eichen bewachsenen Malakand-Paß ging der Marsch zunächst in das fruchtbare, aber wegen der vielen Bewässerungsgräben fieberreiche Swat-Thal. Den Swat-Fluß, welcher 50 Fuß breit und 3—4 Fuß tief war, übersetzten die Reisenden bei dem großen Dorfe Chadara auf Jalas (aufgeblasene Häute) und kamen dann über den 7310 Fuß hohen Laram-Kotal zu der Ortschaft Killa-Nabat in dem Panjkhora-Thal. Auf dem letztgenannten Passe wurde Mc-Nair von vier Eingeborenen bei seinen Meßtischarbeiten überrascht; zum Glück schöpften die Eingeborenen keinen Verdacht, da McNair seine Platte schnell zusammenklappte und mit dem Sajad eifrig Wurzeln aus dem Boden grub. Nach Überschreitung des Panjkhora-Flusses langte die Karawane in Schahzadgai an, wo gerade Rahmatullah Khan, der Oberhäuptling von Dir und Herr über ungefähr 600 000 Unterthanen, einen Darbar (Ratsversammlung) abhielt. Da derselbe früher Hossein Schah gegenüber den Wunsch ausgesprochen hatte, daß er einmal einen indischen Doktor mitbringen möge, so war er natürlich erfreut, nun in Mir Mahomed einen solchen zur Verfügung zu haben. In den 7 Tagen seines Aufenthaltes in Schahzadgai glückte es Mc-Nair, Rahmatullah Khan von den Folgen einer Erkältung wiederherzustellen; damit hatte er sich aber eine Unmasse Kranker auf den Hals gezogen, die alle in kurzer Zeit von den schwersten Leiden geheilt sein wollten. Bei dieser Gelegenheit bekam er auch von einem Eingeborenen ein in archäologischer Beziehung sehr interessantes Hausvar, nämlich ein antikes Siegel ägyptischen Ursprungs, welches in ein Kupfergefäß eingeschlossen in der Nähe des Panjkhora-Flusses ausgegraben worden war. Am 24

April ging endlich die Reise nach Kumbar weiter, wo sich leider inzwischen das Gerücht verbreitet hatte, daß Hossein Schah in Gesellschaft zweier verkleideter Europäer reise. Der Urheber dieses Gerüchtes war ein gewisser Rahat Schah Miah, ein Eingeborener im geheimen Dienste der indischen Regierung, welche ihm für geleistete gute Dienste einen Landbesitz im Bezirke von Nauschara angewiesen hatte. Derselbe war ein geschworner Feind der beiden Miahs, welche Mc-Nair mit sich genommen hatten, und in seinem blinden Hasse hatte er nach Asmar Tschitral, Swat und Bischaur Briefe gesandt, in welchen er angab, es wären Kafirspione bei der Miahkarawane, und zur Vernichtung derselben aufforderte. Zum Glück wandte Rahmatullah Khan die schlimmsten Folgen ab, indem er bezeugte, daß Mc-Nair ein von ihm eingeladener indischer Arzt sei, aber im Verborgenen verbreitete sich das Gerücht doch weiter, und durch das wachgewordene Mißtrauen gestaltete sich die Lage Mc-Nairs' und des Sajad wesentlich schwieriger.

In zwei Tagemärschen wurde von Kumbar — 4420 Fuß hoch — aus Dir, die Residenz des Khan, erreicht, welche in einer Höhe von 5650 Fuß liegt und ein mit Steinen erbautes, aber bereits etwas verfallenes Fort aufzuweisen hat. Unterwegs kreuzte man die Barawal-Kette auf einem guten Reitwege in einer Paßhöhe von 8340 Fuß. Die Bevölkerung des Forts und der umgebenden Thalstrecke beträgt reichlich 6000 Seelen. Da der Lowarai- (Lohari) Paß noch verschneit und für die Packtiere unpassirbar war, so beschloß man Lastträger zu engagieren und wählte dazu Baltis, welche von Daroscha und Tschitral gekommen waren und nun dahin zurückkehren wollten. Inzwischen waren 4 Tage mit den Vorbereitungen zur Weiterreise vergangen und erst am 5. Tage erfolgte der Aufbruch nach Mirga und Aschreth. Obwohl die Entfernung zwischen letzteren Orten nur 10 (engl.) Meilen beträgt, so kostete es doch ebensoviele Stunden, ehe Aschreth erreicht war.

Von Mirga bis zum 10450 Fuß hohen Lowarai-Passe ging der Weg über Schneefelder, welche hier und da mit Steinhaufen bedeckt waren, unter denen die Leichen der von den Kafiren ermordeten mohammedanischen Reisenden ruhen. Jeder Wanderer, der vorüberzieht, wirft nach Pathan- (Afganen) Sitte einen Stein auf den Haufen; trotzdem waren noch manche Leichen in den verschiedensten Stadien der Verwesung sichtbar. Das einzige Dorf zwischen der Paßhöhe und dem Kunarfluß ist Aschreth, dessen Bewohner sowohl Tribut nach Dir, als auch nach Tschitral entrichten, und zwar in Form einer Eskorte, die sie den über den Paß Reisenden zu stellen haben. Da aber die Dorfleute erst kürzlich zum Islam bekehrte Kafiren sind und mit den Kafirräubern unter einer Decke stecken, so geben sie gewöhnlich ihren guten Freunden Notiz davon, wenn sie Fremde über den Lowarai-Paß geleiten. Der Paß (Kotal) bildet übrigens die Nordgrenze des Dir-Territoriums.

Die Strecke zwischen Aschreth und Tschitral (5151 Fuß hoch) wurde in drei Tagereisen zurückgelegt. Zu später Abendstunde rückten die Reisenden in Tschitral ein, dessen Herrscher — er führt abwechselnd die drei Titel Badschah, Mehter Sahib und Amanul-Mulk — wegen Kränklichkeit die Fremden erst am nächsten Morgen empfing und deren beträchtliche Geschenke entgegennahm. Er berührte auch die Gerüchte betreffs eines verkleideten Europäers, erklärte sich für einen Freund der Engländer und stellte Mc-Nair die Bereisung seines Gebietes frei. Daß die Worte des Fürsten nicht ernst gemeint waren, sollte Mc-Nair sogleich erfahren, als er seinen Entschluß aussprach, in

das unabhängige Kafiristan zu reisen. Unter dem Vorwande, daß die dahin führenden Gebirgspässe verschneit wären, suchte der Badschah die Weiterreise zu vereiteln, und erst nach längeren Verhandlungen kam man dahin überein, daß Mc-Nair mit seiner Reise ins unabhängige Kafiristan warten solle, bis einige Kafirhäuptlinge Tschitral besuchen würden. Um inzwischen die Wartezeit möglichst auszunutzen, machte Mc-Nair am 13. Mai über Schalsi und Andarthe einen Abstecher nach dem Dura-Paß.

Das Fort von Andarthe beherrscht den Eingang zum Arkari-Thal, an dessen Ende die 3 Pässe Aggam, Khartiza und Nuksan über das Hindukuschgebirge nach Badakschan führen; ein wenig unterhalb des obengenannten Thales liegt das Ozur-Thal, welches seinen Ursprung an den Abhängen des 25 426 Fuß hohen Tirach Mir-Berges nimmt. Der Gebirgsgrat des Hindukusch hat eine durchschnittliche Höhe von 16 000 Fuß und der Tirach Mir erhebt sich auf einer südwärts gerichteten Abzweigung der Hauptkette. Der Durapaß, welcher über den Hindukusch nach Sabak und Ischkaschim führt, ist wenig über 14 000 Fuß hoch und sein Anstieg ist für die Packtiere ziemlich bequem aber wegen der unruhigen Bevölkerung von Munjan und der Kafiren des Bogostathales ziehen es die Händler vor, zum Übergange den schwierigen Nuksan-Paß zu wählen. Keiner von den Pässen ist länger als drei Monate im Jahre passirbar.

Nachdem Mc-Nair sich auf dem Rückwege vom Dura-Paß durch eigenen Augenschein bei einem Besuche des Bogosta-Thales von der Unmöglichkeit, in nächster Zeit den Übergang ins Arnawai-Thal vorzunehmen, überzeugt hatte, kehrte er am 22. Mai nach Tschitral zurück. Hier waren inzwischen mehrere Kafiren angelangt und unter ihnen einer, der im Jahr zuvor den obenerwähnten eingeborenen Christen Munschi Shud Schah nach Kamdesch geleitet hatte. Leider hatte der Munschi in unberechtigter Weise vorgegeben, daß er im Auftrage der indischen Regierung die Verhältnisse Kafiristans studieren solle und daß seine Vorgesetzten, wenn sein Bericht günstig ausfalle, die Kafiren gegen die Einfälle ihrer mohammedanischen Nachbarn schützen würden. Natürlich glaubte jener Kafir, daß auch Mc-Nair in derselben Absicht käme und ward sehr ärgerlich, als derselbe jede Einmischung in die politischen Verhältnisse Kafiristans zurückwies. Endlich beruhigte sich aber der Kafir und bat Mc-Nair, ihn in seiner Eigenschaft als Doktor in seine Heimat zu begleiten.

So verließ denn Mc-Nair am 23. Mai Tschitral aufs neue, ohne Sajad und die beiden Miehs mitzunehmen, nur in Begleitung des Kafir und zog abwärts von Urgutsch, indem er die erste Nacht in Balankaru im Rumbur-Thale verbrachte. Die Einwohner gehören dem Kafirstamme der Kalasch an, welche rücksichtlich ihres Äußern, ihrer Sitten und geistigen Fähigkeiten hinter ihren westlichen Nachbarn zurückstehen. Die nächste Station war Daras Karu in dem durch seine Birnen berühmten Bambureth-Thale; hier wohnen auch Kalasch-Kafiren und einige Baschgali. Das Thal ist sehr eng und die Bodenkultur beschränkt sich auf die Terrassenfelder an den Bergabhängen. Von Kafar, dem nächsten Dorfe, ab gab es auf dieser Seite des Gebirges keine menschliche Wohnung mehr und Mc-Nair übernachtete mit seinem Begleiter im Schutze einer Felswand am Fuße des verschneiten Passes. Um Mitternacht begann der Aufstieg und am Morgen hatte Mc-Nair außer dem Genuß der wunderbaren Farbenspiele, welche die aufgehende Sonne auf den Schnee- und Eisfeldern des Gebirges hervorzauberte, noch die Genugthuung, von der Paßhöhe aus eine größere Strecke des Berglandes aufnehmen zu können. Auf einer Art improvisierten Schlitten ward auf

der anderen Seite der Fuß der Bergkette ſchnell erreicht und man gelangte zu den Ludhe-Dörfern, wo Mc-Nair, dank ſeinem Begleiter, eine freundliche Aufnahme fand. Die nächſten 2 Tage machte die Ungunſt des Wetters weitere Ausflüge unmöglich, dafür benutzte aber McNair die Zeit fleißig, um Erkundigungen über Sitten und Gebräuche der Kafiren einzuziehen, deren Reſultate wir weiter unten mitteilen. Leider rief ihn bald ein Eilbote des Aman-ul-Mulk nach Tſchitral zurück; wie ſich hintendrein herausſtellte, unter einem nichtigen Vorwande. Übrigens war in der Zwiſchenzeit Rahat Schah, der Erzfeind der eingeborenen Begleiter des Reiſenden, aus Indien in Tſchitral angekommen und hetzte den Fürſten gegen die Expedition auf. Unter dieſen Umſtänden hielt es Mc-Nair für das Klügſte, möglichſt ſchnell auf britiſches Territorium zurückzukehren und zwar auf dem Weg über Kaſchmir. Am 5. Juni erfolgte der Aufbruch von Tſchitral, und Mc-Nair langte auf der Route über die Orte Draſan, Maſtudſch, Gazan und den 14812 Fuß hohen Tui-Paß, von dem der Abſtieg wegen eines Gletſchers ſehr gefährlich war, Mitte Juni in Gilgit, einer Grenzfeſtung des unter britiſcher Oberherrſchaft ſtehenden Reiches Kaſchmir an. Seine Weiterreiſe nach dem eigentlichen Indien berührte nur bekannte und hinlänglich erforſchte Routen.

Nach den Forſchungen des kühnen Reiſenden umfaßt Kafiriſtan einen Flächenraum von ungefähr 5000 (engl.) Quadratmeilen und wird im Norden durch das Hindukuſchgebirge, im Süden durch die Kunarkette begrenzt, als Weſtgrenze kann man den Aliſchang mit ſeinem Nebenfluß Alingar annehmen, während die Oſtgrenze ſich nicht ſo ſcharf ziehen läßt; im allgemeinen kann man ſagen, daß ſie dem Kunarfluſſe von ſeiner Einmündung in den Kabul bis dahin, wo er beim Dorfe Ain den Kalaſchgum aufnimmt, folgt; von da ab wird ſie durch den zuletztgenannten Nebenfluß bis zu ſeiner Quelle gebildet; eine Linie von der Quelle bis zum Dura-Paß ſchließt die Oſtgrenze dann vollends ab. Noch kann man zu Kafiriſtan einen kleinen Landſtrich nordweſtlich vom Hindukuſch rechnen, welcher Munjan tributpflichtig iſt.

Unter den Kafiren hat man drei Hauptſtämme zu unterſcheiden, die Ramgals, Waigals und Baſchgals, entſprechend den drei größeren Thälern, welche Kafiriſtan durchziehen; die Letztgenannten bewohnen das Arnawai-Thal und ſcheiden ſich in die fünf Klans der Kambeſch, Keſchtoz, Mungals, Weranis und Ludhedſchis. Von dieſen fünf zahlen nur die Keſchtoz, Mungals und Weranis einen nominellen Tribut in Geſtalt von Naturalien an den Herrſcher von Tſchitral. Der Waigalſtamm gilt für den mächtigſten, wahrſcheinlich weil er das größte Thal ſeine Heimat nennt. Da jeder der drei Hauptſtämme einen von den andern verſchiedenen Dialekt ſpricht, ſo iſt der gegenſeitige Verkehr kein reger. Die geſamte Bevölkerung Kafiriſtans ſchätzt Mc-Nair auf über 200 000 Seelen. Die Landſchaft iſt meiſt dicht bewaldet und von grotesker Wildheit. Die Männer haben ſcharfgeſchnittene edle Züge und einen klaren, durchdringenden Blick; blaue Augen ſieht man nur in vereinzelten Fällen; dagegen finden ſich braune Augen zuſammen mit lichtem, ja ſelbſt goldblondem Haare nicht ſelten. Die allgemeine Geſichtsfarbe ſchwankte zwiſchen zwei Extremen, einer rötlich blonden und einer dunkelbronzefarbenen. Der Schnitt des Geſichtes ſcheint bei den Vertretern der beiden Hautfärbungen der gleiche zu ſein; auf Befragen erklärten die lichteren Kafiren, daß ſie von Norden und Oſten in ihr Bergland eingewandert ſeien, während ihre dunkleren Volksgenoſſen aus dem Süden ſtammen ſollten.

Die Kaffiren sind, wie dies gewöhnlich bei Bergstämmen der Fall ist, von gedrungener Statur. Verwegen bis zum Exceß, dabei aber träge, überlassen sie alle landwirtschaftlichen Arbeiten ihren Frauen und Töchtern und verbringen ihre Tage, wenn nicht gerade Krieg ist, mit Jagen. Auch sind sie leidenschaftliche Freunde des Tanzes, an welchem sich beide Geschlechter beteiligen, und es vergeht kaum ein Abend, an welchem sie sich nicht zu diesem Zweck um das flackernde Feuer versammeln.

Die Tanzbelustigungen, welchen Mc-Nair mehrmals beiwohnte, begannen regelmäßig damit, daß eine einzelne Frau vortrat und einige graziöse Bewegungen machte, bis auf den schrillen Pfiff eines Mannes mehrere Tänzer in den Lichtkreis des brennenden Holzstoßes traten, an dessen einem Ende die Musikanten auf einer großen Trommel, zwei Kesselpauken und ein paar Flöten aufspielten. Zu beiden Seiten des Feuers schritten die Tänzer bald vor, bald zurück, bis sie auf einen neuen Signalpfiff sich eine Zeitlang paarweise bewegten, um sich dann wieder zu trennen und im Kreise — Männer und Frauen abwechselnd — um das Feuer zu wandeln. Darauf schlossen sich die Paare wieder zusammen, erfaßten ein jedes einen Stock und drehten sich, die Füße fest gegeneinander gestemmt, in rasendem Tempo umeinander, bald nach rechts, bald nach links. Kein Kaffir hatte etwas dagegen, als sich Mc-Nair auch am Tanze beteiligte, nur hatte er, gleichsam als Eintrittsgebühren mehrere Schnuren Perlen, Muscheln und einige Nadeln an die Tänzerinnen abzugeben.

Die Häuser der Kaffiren sind gewöhnlich auf den Abhängen der Berge erbaut; das untere aus Steinen erbaute und 12—15 Fuß hohe Stockwerk dient nicht als Stallung für das Vieh — welches in besonderen steinernen Ställen verwahrt wird —, sondern als Holz- und Düngerniederlage; letzterer wird als Brennmaterial besonders bei der Räucherung der Käse verwandt. Derselbe wird täglich zubereitet, ähnelt unserm Sahnenkäse und schmeckt in frischem Zustand nicht übel. Auf dem Dache dieses Unterstockes erhebt sich, jedoch so, daß Raum zu einer rings herumführenden Plattform übrig bleibt, das zweite Stockwerk, welches ganz aus Holz errichtet ist und ein bis zwei Wohnräume enthält; diese sind ganz hübsch, aber sehr dunkel. Die Thüre und die Thürpfosten pflegt man mit grobem Schnitzwerk zu verzieren. Viel Hausgerät findet man in den Wohnstuben nicht; doch bedienen sich alle zum Sitzen hölzerner Stühle oder aus Weidenruten geflochtener Sessel. Die Speisen, entweder Brot, das gewöhnlich in der Form sehr dicker Kuchen, dagegen wenn Gäste zu bewirten sind, in ganz dünnen Scheiben gebacken wird, oder Fleisch, welches man in großen eisernen Kesseln zu kochen pflegt, wird in umfangreichen, tiefen Holzschüsseln serviert, die aus einem Baumstamme oder starken Aste ausgehöhlt werden; bei den Mahlzeiten benutzt man keine Tische, doch kann man gelegentlich solche sehen, auf welchen die Trinkgefäße ihren Platz finden. Die Bettstellen der Kaffiren sind von sehr roher Konstruktion, denn sie bestehen nur aus Pfählen, die mit dem einen Ende in die Wand eingelassen sind und mit dem anderen auf zwei Füßen ruhen. Das untere Stockwerk der Häuser scheint hauptsächlich den Zweck zu haben, dem Verschneien der Wohnungen vorzubeugen; man gelangt von außen auf einer aufziehbaren Leiter in die Wohnräume. Bisweilen findet sich ein drittes Stockwerk, welches ebenfalls von Holz gebaut und von einer Plattform umgeben ist. Das Dach bilden flache, auf Balken gelegte und mit Lehm bedeckte Steine.

Die Gotteshäuſer der Kafiren ſind viereckige Holzbauten mit geſchnitzten, buntfarbigen Eingangspforten und haben inwendig einige Steinblöcke, welche offenbar aus dem nächſten Flußbette ſtammen. Bildwerke ſind nicht zu ſehen, mit Ausnahme derer, welche in Bezug zu Trauerfeierlichkeiten ſtehen und nur zeitweiſe in den Tempeln aufgeſtellt werden. Die Letzteren ſcheinen überhaupt in erſter Linie nur bei Leichenbegängniſſen benutzt zu werden. Man bringt nämlich die Särge hinein und opfert, ehe die Leichen nach ihrer letzten Ruheſtätte befördert werden.

Die Männer laſſen ſich das ganze Kopfhaar wegſcheren, mit Ausnahme eines runden Streifens auf dem Scheitel, wo das Haar ungeſtört wachſen darf, dabei tragen ſie nie eine Kopfbedeckung. Faſt alle Kafiren, mit welchen Mc-Nair zuſammentraf, trugen die gewöhnlichen indiſchen Baumwollenzeuge, ähnlich wie die Afghanen, und an ihren Füßen Stücke von Thierfellen, welche mit Lederriemen befeſtigt waren. Die Frauenkleidung beſteht aus einem einzigen weiten tunikaähnlichen Gewande, welche an der Taille zuſammengerafft iſt. Das gewöhnlich ſehr lange Haar tragen die Frauen in Flechten und mit einer breiten Flügelhaube bedeckt, außerdem bringen ſie auf dem Scheitel 1—2 Haarpuffen an, die ſich von weitem wie Hörner ausnehmen.

Nur dem Umſtande, daß keine Blutfehden unter den Kafirenſtämmen exiſtieren, hat es das Bergvolk zu verdanken, daß es ſich bisher gegenüber den ringsum wohnenden Mohammedanern ſeine Selbſtändigkeit bewahrt hat. Sie wollen nichts mit den Mohammedanern gemeinſam haben und leben in einem fortwährenden Kriege mit denſelben. Sklaverei exiſtiert bis zu einem gewiſſen Grade unter ihnen, doch würde dieſer nichtswürdige Handel ſofort ein Ende finden, wenn nicht auf den nahen Märkten von Dſchellalabad, Kunar, Asmar und Tſchitral eine ſo große Nachfrage nach Sklaven wäre. Was das eheliche Leben anlangt, ſo bildet Polygamie die Ausnahme und nicht die Regel. Läßt ſich die Frau Treuloſigkeit zu Schulden kommen, ſo hat ſie leichte körperliche Züchtigung zu erwarten; der Verführer dagegen hat, je nach ſeinen Vermögensverhältniſſen, ein halbes Dutzend oder mehr Stück Rindvieh als Buße zu zahlen. Die Toten beerdigt man nicht, ſondern legt ſie nur in Särge, welche dann entweder an einſamer Stelle auf den Bergabhängen, oder auf einer Art Friedhof niedergeſtellt werden; auf keinen Fall kommen die Särge unter die Erde. Mc-Nair beſuchte eine dieſer Totenſtätten und zählte über 100 Särge in den verſchiedenſten Graden der Verrottung; an dem Kopfende einzelner Särge lehnten geſchnitzte Holzfiguren, die Männer oder Frauen darſtellten und nur Perſonen von hohem Range beigegeben zu werden pflegen. In Bezug auf die Religion iſt der Glaube an ein höchſtes Weſen, Imbra genannt, unter den Kafiren allgemein verbreitet. Prieſter fungieren wohl in den Tempeln, genießen aber im übrigen, ebenſo wie die Götzenbilder, keine übermäßige Verehrung. Unvorgeſehene Unglücksfälle werden böſen Geiſtern zugeſchrieben, an deren Exiſtenz man feſt glaubt, wogegen das Volk zu dem Glauben an einen guten Geiſt ſich nicht aufzuſchwingen vermag.

Man ſagt den Kafiren nach, daß ſie große Weintrinker ſeien. Das Getränk, welches bei ihnen Mc-Nair öfters genoß, war aber nur ſüßer Moſt und kein gegohrenes oder deſtilliertes Genußmittel. Während der Reifezeit werden die im Überfluß wachſenden Trauben geſammelt, der Saft wird ausgepreßt und in Holz- oder Thongefäßen unter der Erde für den ſpäteren Konſum aufgehoben. Die Waffen des ſtreitbaren Volkes beſtehen nur aus Bogen, Pfeilen und Dolchen; ſelten daß einmal ein Paar Lunten-

flinten aus Kabul ihren Weg in die Thäler von Kafiristan finden; wenigstens macht man daselbst keine Versuche, sie nachzubilden. Auf eine Entfernung von 150 Fuß fehlen sie mit Pfeil und Bogen selten ein Ziel unter Mannesgröße. Zu den Bogensehnen verwendet man Darmsaiten. Der Reichtum der Kafiren wird nach der Zahl von Ziegen, Schafen und Kühen, welche sie im Besitz haben, bemessen. Im ganzen besitzt Kafiristan 18 Häuptlinge, bei deren Wahl man in erster Linie auf bewiesene Tapferkeit und erst in zweiter Linie auf die Abstammung sieht. Unter den Nahrungsmitteln steht Weizen obenan; öfters wird das Weizenmehl mit dem eingedickten Traubensaft zu einer Art Kuchen verarbeitet, welcher geröstet genossen und von Mc-Nair im Geschmack mit dem heimatlichen Plumpudding verglichen wird. —

Der Generalkonsul Leys in Labuan hat im vorigen Jahre verschiedene Flüsse an der Nordwestküste Borneos auf dem Gebiete des Sultans von Brunei und in der Nachbarschaft des der British North Borneo Company gehörenden Territoriums zu dem Zwecke befahren, um Erkundigungen über die Eingebornen und ihre socialen Verhältnisse einzuziehen. Eine Schaluppe wurde ihm von einem der Häuptlinge von Brunei zur Verfügung gestellt und auf ihr wurden die drei größeren Flüsse, welche sich in die Brunei-Bai ergießen, nämlich der Padas, der Lawas und der Limbang, befahren. Von diesen dreien liegt der größte, der Limbang, der Hauptstadt Brunei am nächsten, etwas weiter entfernt mündet der Lawas, während der Padas am weitesten von der Residenz nach Norden zu entfernt liegt. Die für ein Dampfboot schiffbare Länge des Limbang schätzt Leys auf 130 (engl.) Meilen; der Padas kommt zunächst mit einem schiffbaren Lauf von ungefähr 100 Meilen und endlich der Lawas mit der kurzen Strecke von einigen 30 Meilen. Die Flüsse Limbang und Padas haben längs ihrer flachen Ufer eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung, die sich mit Sagogewinnung abgiebt, während der Lawas durch ein schwachbevölkertes, dafür aber landschaftlich durch seine schroffen Berge und üppigen Urwälder den Reisenden entzückendes Gebiet fließt. —

Amerika. Bekanntlich wurde am 13. Mai 1882 der durch seine Forschungsreisen auf den südamerikanischen Strömen berühmte französische Marinearzt J. Crevaux am Ufer des Pilcomayo, einem Nebenflusse des Paraguay, von den Toba-Indianern erschlagen. Ein Versuch, den Oberst Fontana von Argentinien aus unternahm, den Pilcomayo in einem kleinen Dampfboot hinaufzufahren und nähere Erkundigungen über das Ende Crevaux' einzuziehen und etwaige überlebende Teilnehmer seiner Expedition aus den Händen der Indianer zu befreien, scheiterte daran, daß Fontana von dem Hauptarme des Pilcomayo in einen Seitenarm des Flusses geriet. Dagegen ist es einem jungen Franzosen, A. Thouar, der im Auftrage der Pariser Geographischen Gesellschaft im vorigen Frühjahr über Peru nach Bolivia reiste, gelungen, von dort aus den Lauf des Pilcomayo bis zu seiner Einmündung in den Paraguay zu verfolgen, ohne daß er freilich die geringsten Spuren von Crevaux oder einem seiner Genossen unterwegs getroffen hatte. Die bolivianische Regierung hatte Thouar eine Eskorte von 100 Liniensoldaten und 30 Mann Nationalgarde unter dem Kommando des Oberstlieutenant Balsa zur Verfügung gestellt. Ferner begleiteten noch die bolivianischen Obersten Miguel Estensoro und Samuel Pareja, sowie ein junger bolivianischer Gelehrter, Dr. Daniel Campos die Expedition, welche Ende August 1883 von der Kolonie Santa Barbara an der Grenze des bolivianischen Chaco aufbrach und nach mehrmonatlichem Marsche unter häufigen Kämpfen mit den feindlichen Indianern und

halb verhungert an der Mündung des Pilcomayo von einem paraguaitischen Kanonenboot aufgenommen nach Asuncion und von da weiter nach Buenos Aires befördert wurde, wo Thouar am 5. Dezember 1883 glücklich anlangte. —

Am 1. Oktober 1883 hat Dr. H. Töppen, der frühere Herausgeber der geographischen Zeitschrift „Aus allen Weltteilen" im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft eine Reise nach Paraguay angetreten; zunächst gedenkt er sich über Montevideo und Buenos Aires nach Asuncion zu begeben. —

In das vorige Jahr fällt auch die nach dem argentinischen „Mesopotamien," dem Territorium Misiones gerichtete Forschungsreise der südamerikanischen Kolonisationsgesellschaft zu Leipzig. Es beteiligten sich an ihr der Rittergutsbesitzer G. von Wiedebach, Ökonom K. von Gülich, Ingenieur Schneider und die Herren Krämer, Bosetti und Niederlein, letztere drei als Vertreter eines Herrn Lezama, der viel verkäuflichen Grundbesitz in den Misiones besitzt. Am 13. Januar 1883 wurde Buenos Aires verlassen und in langsamer Flußfahrt auf dem Parana die Zusammenflußstelle des brasilianisch-argentinischen Grenzflusses Yguazu mit dem Parana und damit der Landbesitz Lezamas, welcher auf seine Kolonisationsfähigkeit geprüft werden sollte, erreicht. Letztgenannter Nebenfluß bildet in seinem Unterlaufe einen den Niagara an Schönheit übertreffenden Wasserfall, welchen die Reisenden Salto Viktoria benannten. Während Lezamas Delegierte nach genauer Besichtigung der fraglichen Ländereien nach Buenos Aires zurückreisten, machten die anderen Herren erst noch eine Tour quer durch Paraguay nach Asuncion, von wo sie am 14. Juni auf dem Flußwege ebenfalls nach der argentinischen Hauptstadt fuhren, um schließlich am 2. August in Bremen wieder deutschen Boden zu betreten. Ihr Urteil lautet bei aller Berücksichtigung der Schattenseiten, die das Misionesterritorium und Paraguay für den deutschen Ansiedler bieten, dennoch im Ganzen aufmunternd für die nach jenen Länderstrichen gerichteten Kolonisationsunternehmungen. —

Der englische Reisende A. P. Maudslay, welcher bereits auf zwei früheren Reisen die Ruinenstädte Guatemalas besucht hatte, ist am 13. Januar 1883 von England aus über New-York nochmals nach jener centralamerikanischen Republik abgereist, um genauere Studien über die interessanten Überreste indianischer Architektur anzustellen. —

(Schluß folgt.)

Evangelischer und römisch-katholischer Missionsbetrieb.

Vortrag auf der Halleschen Missions-Konferenz.

Von M. Zahn.

Das Lutherfest im vorigen Jahre hat einen ungemein großen Chor von Stimmen geweckt, die alle etwas über den Helden des Festes zu sagen hatten. Feinde und Freunde haben sich eingestellt, um ihr Wort über den großen Mann zu bringen. Und die Freunde waren von mancherlei Art. Kaum irgend eine besondere Seite des christlichen Lebens unterließ es, einen oder den anderen Vertreter zu entsenden, der Luther reklamieren sollte als den Ihrigen, der auch für ihre Sache ein Herz und ein gutes Wort gehabt habe. In dieser Schar mußten die Vertreter der Heidenmission eine sehr bescheidene Stelle einnehmen. Denn selbst in der Festbeleuchtung, die doch alles in helles und freundliches Licht zu stellen pflegt, konnte man nicht finden, daß der Gedanke der Heidenmission oder wenigstens die Missionsthat selbst bei dem großen Mann und den Seinen vorhanden gewesen. Das ist schlimm, oder vielmehr es wäre sehr schlimm für die evangelische Heidenmission oder für die Kirche der Reformation, wenn, wie allerdings die römischen Katholiken wähnen, Luther der Stifter dieser Kirche wäre. Denn dann wäre die Heidenmission nicht legitim im Hause der protestantischen Kirche, oder vielmehr, da sie unzweifelhaft legitim ist in der christlichen Kirche, die protestantische Kirche wäre nicht die nach Gottes Wort erneuerte Kirche Christi. Aber Luther ist nicht der Stifter unsrer Kirchengemeinschaft, er ist nur ihr Reformator, der sie zu den ersten Quellen alles christlichen und kirchlichen Lebens zurückgerufen hat. Immerhin mag es uns schmerzlich berühren, daß ein großer Lehrer unserer Kirche nicht alles in sich vereint hat, aber unser Leben hängt nicht davon ab. Nur auf einen sehen wir als das Haupt der Kirche, dessen Autorität alles decken muß, was sich in unsrer Gemeinschaft als berechtigt erweisen will. Was ihm gefällt, das ist auch evangelisch.

Auch die evangelische Heidenmission bedarf darum nicht des Nachweises, daß sie von Anfang an in unsrer Kirche da gewesen, sondern nur des Beweises, daß sie im Wesen des Christentums nach dem Zeugniß der Schrift begründet ist. Dazu kommt, daß sie nachweisen muß, daß die eigentümlichen Güter, welche die Reformation aus den Anfängen des Christentums wiedergewonnen hat, auch in ihrer Arbeit zur Geltung kommen.

wie dies D. Warneck bei dem Wittenberger Fest gethan hat. Und endlich muß es sich herausstellen, daß, indem die evangelische Mission nach ihren evangelischen Einsichten das Werk treibt, diese auch in ihrer Arbeit sich als zweckentsprechend und wirksam erweisen. Zu diesem Beweis soll unsre Verhandlung heute einen Beitrag liefern mit einem vergleichenden Blick auf die Missionsarbeit der römisch-katholischen Kirche. Die Mission ist eine der gewaltigsten Apologien des Christentums. Erhebt dieses mit Recht den Anspruch die Universalreligion zu sein, dann muß es in der Ausbreitung beweisen, daß es die Geisteskraft hat, auch in Wirklichkeit die Religion aller zu werden, und die Apologie des Christentums ist geführt, wenn das Missionswerk vollendet ist. Dem entsprechend wird die evangelische Mission die Apologie evangelischen Christentums sein. Die Zeiten haben sich doch wohl so weit geändert, daß man nicht mehr, wie vor 18 Jahren Langhans, die evangliche Mission nur als eine Apologie oder vielmehr in seinem Sinne eine Verurteilung des Pietismus ansehen möchte. Es wird doch immer mehr erkannt, daß diese Arbeit nicht die Sache einiger Sonderlinge oder einer Richtung in der evangelischen Kirche, sondern aller derer sei, denen noch um evangelisches Christentum zu thun ist. So wird allerdings der Vergleich zwischen evangelischer und römisch-katholischer Mission zu einem Vergleich zwischen der Auffassung des Christentums, welche den protestantischen Kirchengemeinschaften und welche der römisch-katholischen Kirche eigen ist.

In einem solchen Vergleich kommt freilich der Protestantismus gleich am Anfang in ein ungünstiges Licht zu stehen, wenn er bekennen muß, daß er das vierhundertjährige Jubiläum der Geburt des Reformators feiern konnte, daß aber die ersten Anfänge seiner heute noch wirksamen Heidenmission höchstens 180 Jahre alt sind, und daß ein breiterer Strom dieser wesentlichen Thätigkeit des Christenvolkes sich erst seit einem Jahrhundert zu ergießen begonnen hat. Das Todesurteil, wie bemerkt, spricht ihm dies Bekenntnis nicht, aber es ist traurig, daß wir so spät angefangen haben, an diese Arbeit zu denken und sie zu treiben. Doch indem wir das sagen, erinnern wir uns eines wichtigen Vorzuges; wir können dieses Versäumnis bereuen und bekennen, die römisch-katholische Kirche kann das nicht. Die arme Kirche kann nicht Buße thun; da sie heilig und unfehlbar ist, kann sie nicht eingestehen: wir haben gesündigt, und alle die Lasten der Vergangenheit liegen auf ihr. Wie die Buße der einzelnen Christen kein ein- für allemal abgeschlossener Akt ist, so ist auch die Reformation nicht abgeschlossen. Hat die evangelische Christenheit sehr spät an die Mission

gedacht, sie hat sich doch besonnen; und denkt sie noch zu wenig daran, sie kann sich heute noch reformieren.

Leugnen läßt sich diese Versäumnis nicht, aber sie läßt sich doch in etwa begreifen und dann, wenn nicht verzeihen, doch entschuldigen. Am besten wird dazu ein historischer Rückblick dienen, der allerdings zunächst die Schuld des Protestantismus zu vergrößern scheint. Die Mission ist immer gefolgt und muß folgen den Wegen, welche der Weltverkehr den Christen zeigt. Nun fällt aber in die Zeit der Reformation eine Vergrößerung des Weltverkehrs und eine Erleichterung desselben, welche den Anfang zu der neuen Zeit gemacht hat, in der sich eine Weltgemeinschaft ausbildet, wie sie seit dem Turmbau zu Babel nicht mehr gewesen ist und damit Missionsgelegenheiten sich einstellen, wie sie seit Erteilung des Missionsbefehles sich nie fanden. Acht Jahre nach Luthers Geburt wurde Amerika entdeckt, fünf Jahre später die Südspitze von Afrika umschifft und damit Asien gleichsam aufs neue entdeckt. Eine gewaltige Erweiterung des Welthorizontes geschah in jener Zeit, und der Jüngling und Mann mußte von den Dingen hören, die nicht ohne Mitwirkung von Deutschen geschahen und die dem deutschen Kaiser ein Reich verschafften, in welchem die Sonne nicht unterginge. Allein der große Mann hat kaum Notiz genommen von diesen Neuerungen, noch weniger eingeladen, dies erweiterte Arbeitsfeld mit der Predigt des Evangeliums zu erfüllen; auch die Kirchengemeinschaften, die durch sein Wirken sich gebildet, haben erst zwei Jahrhunderte später sich ermannt, zunächst in dem zur Reformationszeit entdeckten Amerika Mission zu treiben.

Das scheint eine Verschärfung des Vorwurfs, den man dem Protestantismus machen kann, aber es scheint nur so. Als $1^1/_2$ Jahrhundert später Ursinus den Missionsaufruf des Justinianus v. Wels abwies, hat er manches gesagt, was, wenns richtig wäre, jede Mission unmöglich machen würde, aber in einem hat er recht. Er hält ihm nämlich entgegen, daß der protestantischen Christenheit der Weg in die Heidenwelt versperrt sei. Allerdings war der Christenheit in der Reformationszeit eine neue Welt aufgethan, aber nicht der protestantischen, sondern der römisch-katholischen. Spanien und Portugal waren die beiden Mächte, welchen der neugefundene Weltbesitz zufiel, und so gewiß sie in ihrem europäischen Gebiet mit Blut und Feuer das Evangelium erstickt haben, so unmöglich war es der protestantischen Kirche, in den Ländern Mission zu treiben, in welchen diese katholischen Mächte, teilweise mit denselben Mitteln, ihren Glauben verbreiteten.

Bekanntlich hat der Papst die neu entdeckte Welt zwischen diese beiden

Länder, Spanien und Portugal, verteilt. Wäre es bei dieser Entscheidung geblieben, so wäre eine protestantische Mission überhaupt nicht möglich und unsre heutige Verhandlung gegenstandslos. Aber wie so oft, so ist auch diese Entscheidung des Stellvertreters von dem allein Weisen, der die Welt regiert, nicht ratifiziert worden. Die römisch-katholischen Mächte haben ihren Weltbesitz nicht zu halten vermocht. Der größte Teil ist in den Besitz protestantischer Mächte, Hollands, Dänemarks und Großbritanniens gekommen. Damit war erst die Möglichkeit protestantischer Mission gegeben, und diese Länder sind es denn auch, von denen die ältesten protestantischen Missionen ausgegangen sind, oder die doch dem erwachten Missionsgeist den Weg zu den Heiden geöffnet haben.

Unter diesen protestantischen Mächten hat Großbritannien die größte Weltherrschaft erlangt und nicht nur selbst an Männern und Mitteln das Meiste gethan, sondern auch den vom Weltverkehr mehr oder weniger ausgeschlossenen protestantischen Gemeinschaften die Möglichkeit der Beteiligung gewährt. Schon im Beginn des 16. Jahrhunderts hat sich diese Macht auf dem Weltmarkt als Bewerber eingestellt, aber wenn man ein einzelnes hervorragendes Ereignis namhaft machen will, so ist erst der Untergang der spanischen Armada am Ende dieses Jahrhunderts der Markstein, von dem an die Geschichte seiner Suprematie anfängt. Im 17. Jahrhundert hätte England im Missionsfeld erscheinen können, und die Gedanken eines Robert Boyle und Cromwells, sowie die Thaten Elliots fallen auch in dies Jahrhundert. Doch war dasselbe zugleich das Jahrhundert der Revolutionen, unter denen England nicht weniger erschüttert wurde, als Deutschland unter dem dreißigjährigen Krieg. Diese politisch-religiösen Kämpfe in der Heimat mußten erst ausgekämpft sein, ehe sich die Missionsgedanken des 17. Jahrhunderts in den ältesten protestantischen Gesellschaften, der für Ausbreitung christlicher Erkenntnis und der für Ausbreitung des Evangeliums, verkörperten. Es kam dann noch im 18. Jahrhundert die Grundlegung des indo-britischen Reiches und die Entdeckung des fünften Weltteiles hinzu, um nach erfolgter innerer Belebung des Protestantismus, unser gegenwärtiges Jahrhundert zu einer Zeit weitgreifender protestantischer Missionsarbeit zu machen, in welcher Großbritannien die leitende Vormacht ist.

Während in England der innere Kampf zu einem Siege des Protestantismus ausschlug, so daß Großbritannien, obgleich völlige Religionsfreiheit gewährt ist, protestantisches Gepräge trägt, hat derselbe Kampf in einem anderen christlichen Land den entgegengesetzten Verlauf gehabt. Spanien und Portugal, die sich der Reformation verschlossen, sind in den

Hintergrund getreten, eine andere katholische Macht, Frankreich, ist die jenseitige Vormacht geworden. Daß es noch gesunder war, als seine Nachbarländer, beweist der gewaltige Kampf, den ihm der Protestantismus verursacht und die Unmöglichkeit, denselben gänzlich zu unterdrücken. Aber a parti potiori ist es eine katholische Macht, und den Kampf um die Weltherrschaft, in dem Spanien und Portugal unterlagen, hat es aufgenommen. Schon im 17. Jahrhundert, fast ununterbrochen im 18. Jahrhundert, dann in den napoleonischen Kriegen hat es mit Großbritannien darum gekämpft. Viel vom Weltbesitz hat es nicht davon getragen, aber eine gewaltige Weltstellung sich erobert, und der Kampf ist nicht ausgekämpft. Wir sehen es heute im Norden Afrikas sich vergrößern, im Westen sich regen, nach Madagaskar die Hand ausstrecken, in Hinterindien mit vielen Menschen und Geldopfern weitere Steine in den Bau des französisch-indischen Reiches einfügen. Wir brauchen uns auch nicht zu wundern, daß die daheim bitter böse Feinde sind, die Republikanern und Klerikalen draußen gute Freunde sind, daß Erzbischof Kardinal Lavigiere in Algier Staatsgelder empfängt zur Erleichterung der Annexion von Tunis, und daß Bischof Freppel Herrn Ferry, dem Verwüster der katholischen Schule, den Kredit für Tongkin bewilligt. Denn Frankreich ist die Vormacht der römisch-katholischen Mission. Der größte römisch-katholische Missionsverein, der Gaben sammelt, hat seinen Sitz in Frankreich, zu Lyon und Paris. Von seinen Einnahmen 6 900 000 in 1881 hat Frankreich 4 560 000, von den 6 400 000 in 1882 4 180 000 beigesteuert. Die rührigsten unter ihren Missionskongregationen sind französisch, die meisten ihrer Missionare, wenn ich recht sehe, Franzosen.

Es ist auffallend, mit welcher Offenherzigkeit dieser französische Charakter der römischen Mission sich kund giebt. Für lange Zeit hat die römische Mission nur eine Zeitschrift gehabt, die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens", die Fortsetzung der „Erbaulichen Briefe." Sie werden in verschiedenen Sprachen herausgegeben; ob die Übersetzungen, — die deutsche läßt es sehr merken, daß sie eine Übersetzung ist — wortgetreu sind, habe ich nicht durch Vergleichung einer französischen oder englischen Ausgabe untersuchen können. Aber jedenfalls trägt auch die deutsche Ausgabe diesen französischen Stempel, und die deutschen Katholiken scheinen daran nicht Anstoß zu nehmen. Wir könnten uns daran ein Beispiel nehmen. Denn wenn man liest, wie deutsche protestantische Blätter, auch solche, die auf den Christennamen besonderen Anspruch erheben, mit ebensoviel Unkenntnis als Gehässigkeit über Englands Politik sich auslassen, so möchte man wünschen, das protestantische Gemeinschaftsgefühl wäre

etwas stärker entwickelt. Vorwiegend französische Prälaten kommen in den Jahrbüchern zu Wort, um den Christen die Mission zu empfehlen. „Wir sollten, schreibt der Bischof von Aire[1]) mit begeisterten Worten in einer Rede, die wie ein entzückender Gesang lautet, den Beruf feiern, den Gott von Anfang an Frankreich verliehen, immer und überall dem katholischen Glauben Aufnahme, der h. römischen Kirche Sieg und Ruhm zu verschaffen. — Frankreich wird ewig seinen alten Glauben bewahren, den es bis an das Ende der Erde getragen, den es überall mit seinem starken Schwerte schützt. — Sollte es in der Kirche einen Gläubigen, in der ganzen Welt einen einzigen seines Namens würdigen Menschen geben, der gleichgültig genug wäre, einem Werke die Teilnahme zu versagen, welches der Ruhm Frankreichs, die Bewunderung aller großen Männer, der Trost der Katholiken, die Freude des Himmels ist?" Solcher Zeugnisse, die dem „katholischen Frankreich, dem Vaterland edler Gedanken,"[2]) der „ältesten Tochter der Kirche" den Vorrang geben, finden sich viele. Nicht mit Unrecht sagen daher die Jahrbücher 1871, als der Krieg Frankreich getroffen und die Missionseinnahmen um eine Million vermindert hatte: „Es ist die Ehre Frankreichs und wird auch sein Heil sein, daß es nicht getroffen werden kann, ohne daß die Kirche selbst den Rückschlag davon verspürt."[3]) Und aus allen Teilen der Welt, auch aus Deutschland, veröffentlichen sie teilnehmende Zuschriften, welche versichern, daß man Gott bitte, wie der armenische Patriarch Hassun schreibt, „doch erbarmungsvoll auf diese Nation herabzusehen, welche die Hoffnung und Stütze der Kirche ist."[4])

Nicht mit Unrecht sehen die Katholiken mit diesem Auge auf Frankreich, denn ihr Verhältnis zu dieser ihrer Vormacht ist doch noch anderer Art als unsres zu unsrer Vormacht. Wie ich schon gesagt habe, ist die protestantische Mission allerdings erst möglich geworden durch die Entstehung einer protestantischen Weltmacht. Ich will auch nicht leugnen — obgleich es in viel geringerem Maße der Fall ist, als vielfach angenommen wird — daß auch protestantischerseits Politik und Religion, Baumwollenballen und Evangelium in ungesunder Verbindung zuweilen stehen oder gestanden haben. Allein es ist nicht möglich, daß in der katholischen Kirche eine Mission gepriesen wird, eben deshalb, weil sie mit Politik *nichts* zu thun hat, wie das J. Campbell in seinem Maritime Discovery and Christian Missions und viele mit ihm thun, daß einem katholischen Missionar

[1]) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. 1865 I S. 55.
[2]) l. c. S. 54.
[3]) Jahrbücher 1871. III. 3.
[4]) l. c. S. 4.

in seiner Instruktion, wie den ersten Boten der Londoner Gesellschaft, bei Strafe der Entlassung verboten wird, in Politik sich zu mischen. Es ist auch kaum denkbar, daß eine katholische Macht hindernd, wie Holland es gethan, verbietend, wie die ostindische Kompagnie es that, der Mission entgegentreten sollte. Denn es ist römisch-katholische Lehre, die auch, wo Voltairianer das Regiment haben, doch noch Einfluß ausübt, daß der Staat der Kirche dienen muß, nicht nur in der Gewährung des Rechtsschutzes, der allen zukommt, sondern auch in der Ausführung der kirchlichen Zwecke. In protestantischen Kreisen finden sich auch Vertreter dieser Anschauung, aber da ist sie Privatmeinung; in der römisch-katholischen Kirche ist sie kirchliche Lehre, immerhin vielfach durch die Macht der Verhältnisse durchbrochen, aber nicht aufgehoben. Wo darum die katholische Vormacht Frankreich Einfluß besitzt, da dient derselbe der römischen Mission. Die Kriegsschiffe fahren den römischen Missionar; die Truppen, wenn sie nicht für ihn kämpfen, machen Kirchenparade für ihn; der Gouverneur schenkt ihm Land; der Diplomat sorgt, daß die französische Flagge auch den Missionar und sein Werk deckt.

Wie das Christentum einst in die Welt, so hat die Reformation in die christliche Welt den Gedanken der Freiheit, der politischen, aber noch mehr der persönlichen, der religiösen gebracht. Nicht ohne Schwankungen, aber doch siegreich hat derselbe die Welt erobert und kein civilisiertes Volk wagt es, sich ihm ganz zu entziehen. Aber zur vollen Herrschaft ist er, ich meine nicht in der Theorie, sondern in der Praxis, nur in protestantischen Ländern gekommen. Infolgedessen steht es nun so, daß in den protestantischen Besitzungen, besonders den englischen, jeder Missionar ungehindert Eingang hat, von welcher Nation oder Konfession er auch ist, in den katholischen, besonders den französischen, nicht. In Sierra Leone allerdings haben die Katholiken dafür gesorgt, englische Missionare hinzusenden, aber nicht, weil etwa der Franzose nicht zugelassen würde, sondern weil die eingeborene Bevölkerung englisch redet. Überall sind Missionare französischer oder irgend einer anderen Nationalität ebenso ungehindert wie ein Engländer. Dagegen in den französischen Kolonien kann sich kaum einer halten, der nicht französisch ist. Am Gabun haben sie allerdings nicht gewagt, die Amerikaner zu vertreiben, aber nach Senegambien, in die Südsee, wo sie herrschen, war es nötig, französisch-protestantische Missionare zu senden. In allen protestantischen Besitzungen genießen die protestantischen Missionen den Schutz der Regierung und den haben die Katholiken auch. In allen französischen Besitzungen sind durch die Ungunst der Verhältnisse die protestantischen Missionare ausgeschlossen, wenn sie nicht der kleinen Minorität französischer Protestanten angehören.

Ich hoffe, daß man diesen historischen Rück- und Umblick nicht als eine unnötige Abschweifung ansehen wird. Er bringt doch einige für den Vergleich der beiderseitigen Missionen sehr wichtige Thatsachen in Erinnerung. Er mahnt uns, nicht zu vergessen, 1. daß die römisch-katholische Mission infolge der Weltlage auf ihren meisten Arbeitsfeldern 200 und mehr Jahre älter ist als die evangelische. Die ganze amerikanische Mission, mit Ausnahme der neueren Indianermissionen, ist so alt wie die Entdeckung Amerikas, resp. der einzelnen Länder. Auch in Afrika ist die Mission teilweise so alt, wie die Entdeckung. In Asien, Vorderindien, Hinterindien, China, Japan geht sie zurück bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Wo sie jüngeren Datums ist, da ist sie, abgerechnet die französischen Besitzungen, fast ausnahmslos in protestantische Missionen eingefallen und besteht die Mission zum Teil in Bekehrung der Protestanten. — Und 2. mahnt uns der Rückblick daran, daß die katholische Mission nicht die Sache nur einer geistlichen Macht ist, sondern den weltlichen Arm gebraucht hat und wo sie kann, ihn noch gebraucht, natürlich soweit die öffentliche Meinung es heute noch erlaubt. So ist die Missionierung Amerikas kein rein kirchliches Werk; ebenso nicht die ältere Missionierung Vorderindiens. Die neuere Arbeit in China, in Hinterindien, dem französischen Teil, verdankt desgleichen ihre Fortschritte politischen und kirchlichen Einflüssen. In Oceanien haben sie vergeblich versucht auf den Gesellschaftsinseln und auf den Loyalitysinseln die Protestanten mit politischer Macht zu unterdrücken, auf Neu-Kaledonien ist es ihnen gelungen, sie vom Werke zu vertreiben.

Das sind gewichtige Punkte bei einer Beurteilung beider Missionen, die, wenigstens so lange man nicht untersucht, worauf es eigentlich bei der Mission ankommt, einen großen Vorteil der römischen Mission zu bezeugen scheinen. Das wird auch beim ersten Urteil von einem dritten Punkte gelten, auf den wir kommen, wenn wir noch einmal auf die Reformationszeit zurückgreifen. Luther vermochte nicht Mission zu treiben, weil er keinen Weg zur Heidenwelt hatte, aber auch deshalb nicht, weil er sich nicht dafür berufen erachten konnte. Es war ja nicht seine Absicht und überhaupt nicht die Absicht der Reformation, eine besondere Kirche zu gründen. Sie wollte Freiheit für das Evangelium und das Gewissen, und es ist nur durch den Widerstand Roms gegen die Wahrheit, durch die Unduldsamkeit gegen das Evangelium gekommen, daß eine Kirchenspaltung entstand. Ehe dieser Prozeß vollendet, konnten die Evangelischen nicht an eine gesonderte Mission denken. Die protestantischen Kirchengemeinschaften, die dann aber entstanden, sind fast ausnahmslos dem Staate dienstbar geworden. Während die römische Kirche, großer Freiheit genießend, den Staat sich vielfach dienstbar machte, ist die pro-

testantische Kirche in der staatlichen Gebundenheit aktionsunfähig geworden. Wie sie als Staatskirche den Kampf gegen die römische Kirche in der Heimat nicht hat fortführen können, so hat sie als solche auch nicht Mission zu treiben vermocht. Es ist freilich, da viele Freunde dieser Sache sehr gut kirchlich waren und sind, verschiedentlich versucht, die Mission kirchlich zu gestalten, aber im Wesen sind doch alle Missionsarbeiten der Landeskirchen Vereinssache geblieben, und nur in den Freikirchen ist die Mission Sache der Kirche geworden. Das liegt in der Natur der Sache. Die protestantischen Kirchen sind aber nicht nur infolge dieser Entwicklung territorial getrennt, sondern auch andere Spaltungen sind eingetreten. Wenn man unter Kirche die sichtbare einheitliche Kirche versteht oder die unter einem Bekenntnis wenigstens geeinigte, so kann man nicht von der evangelischen, nicht einmal von der lutherischen, reformierten, anglikanischen, wesleyanischen Kirche reden, sondern muß eine ganze Zahl von kirchlichen Gemeinschaften aufzählen. Der protestantische Missionsbetrieb ist also nicht die einheitliche Arbeit der 115 Millionen Protestanten, die eine Kirche bilden, sondern geschieht von vielen Gemeinschaften, in denen sich wieder Vereine, kleine oder große, gebildet haben, oder die durch ihre ordnungsmäßigen Organe sich daran beteiligen. Dem gegenüber stehen 190 Millionen römische Katholiken unter einem Haupte in kirchliche Ordnung gefaßt, die als Kirche Mission treiben. Zwar giebt es auch in dieser Kirche verschiedene Vereine, die sich mit dem Sammeln der Missionsmittel befassen, viele Kongregationen alter und noch mehr neuester Zeit, d. h. aus unserm Jahrhundert, die in der Heidenwelt die Missionsarbeit thun. Und es ist auch durchaus nicht so, als ob die Einheit der katholischen Kirche der Friede wäre. Die Missionare haben arg unter einander gestritten, und auch ihrem Haupte in Rom Widerstand geleistet. Aber es ist doch eine äußerliche Einheit, eine immer straffer werdende Organisation, vorhanden. Alle Fäden der Arbeit liegen in den Händen des päpstlichen Stuhles, der durch sein Missionsministerium, die Kardinalskongregation de Propaganda Fide, diese auswärtigen Angelegenheiten betreibt. Jeder Missionar, jeder Präfekt, Vikar und Bischof in der Mission ist der persönliche Vertreter des Hauptes der ganzen Kirche. Wie viel Kräfte müssen da gespart, wie viele unnötige Reibungen verhütet werden! Wie kluge Pläne können da ausgeführt werden!

Das scheint wieder ein ungeheurer Vorzug der katholischen Mission gegenüber der protestantischen. Hier Einigung, dort Zertrennung; hier alle Kräfte auf ein Ziel von einem Willen gerichtet, dort viele besondere Kreise mit eigenen Gedanken vom Zufall geleitet! Hier die Weisheit der

Kirche, in vielen Jahrhunderten erworben, dort zum großen Teile Private, die jeder wieder neues Lehrgeld bezahlen. Das muß imponieren, besonders in einer Zeit wie die unsre, die so geneigt zu glauben, man könne alles machen, und mit einiger Klugheit oder Schlauheit oder Macht lasse sich der Weltlauf verändern. Im Vorbeigehen bemerkt: ich glaube das nicht, sondern ich glaube, daß Gott die Welt regiert und daß auch das mächtige Haupt der römischen Kirche vielmehr regiert wird, als es selbst regiert, vielmehr geschoben wird, als daß es schiebt. In einem Punkte besonders müßte doch dieser Vorteil offenbar werden. Die römische Kirche müßte sich auszeichnen durch eine geschickte Plazierung ihrer Streitkräfte an den besten Angriffs- resp. Verteidigungspunkten. Doch ich sehe hier keinen wesentlichen Unterschied. Die vielköpfige protestantische Mission wie die einheitliche römische Mission stellen — von Einzelheiten abgesehen — ihre Truppen auf die Straßen, welche der Weltverkehr ihnen öffnet. Sie gehen den Verhältnissen nach oder besser gesagt, sie werden von dem Herrn regiert, der, als er seine Jünger sandte, sagen durfte: mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Doch dies nur im Vorübergehen. Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen und fragen, woher es kommt, daß bei den Protestanten und den römischen Katholiken die Kirche und infolgedessen die Mission diese Gestalt erhalten und finden dann, meines Erachtens, den wesentlichsten Unterschied in dem Missionsbetrieb der beiden Kirchen. Es ist doch nicht zufällig, daß die Reformatoren nicht an eine Kirchentrennung gedacht haben, daß die Protestanten, wenn ich so sagen darf, eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber der Kirchenform und kein besonderes Geschick in Kirchenbauplänen haben. Die Römischen verraten, daß sie bis heute den Kern der evangelischen Bewegung nicht verstehen, wenn sie auf die Armut, Lückenhaftigkeit und Zerrissenheit unsres Kirchenwesens hinweisen und damit hinlänglich bewiesen zu haben glauben, daß es mit uns nichts sei. Sie übersehen, daß auch dies ein Folge davon ist, daß wir wieder zu den Quellen des christlichen Lebens zurückgekehrt sind. Als Jesus Christus gekommen ist, kam mit ihm das Reich Gottes. Aber er hat verweigert, dieser Gottesherrschaft auf Erden eine sichtbare und greifbare Gestalt zu geben, und gefordert, daß in Buße und Glauben an das Zeugnis von ihm die Bürger dieses Reiches sich um ihn sammeln sollten. Die Erneuerung des einzelnen Menschen in Sinnesänderung und Heilsannahme, wie sie das Zeugnis von ihm hervorrief, das war das erste, und erst das zweite, daß die also an ihn Glaubenden eine Gemeinschaft bildeten, der verheißen ist, sie soll unüberwindbar sein. Dies Verhältnis ist im Laufe der Zeit getrübt, indem

die Gemeinschaft der Glaubenden, von der man fälschlich annahm, sie sei das Reich Gottes auf Erden, in die erste Stelle rückte und die Heilsgemeinschaft des Einzelnen zurücktrat. Luther ist Reformator geworden, indem er zuerst das Heil persönlich erfuhr in Buße und Glauben. Dies für sich festhalten und anderen verkündigen zu dürfen, das war seine Forderung, und weiter ab lag es für ihn, wie sich dann die Glaubensgemeinschaft gestalten werde, welche das königliche Haupt zu erhalten verheißen hat. Das ist evangelische Anschauung, und sie beherrscht auch die protestantische Mission. So verschiedenartig die Leute sind, die sie treiben, sie sind darin einig, das Wort vom Heile Gottes soll den Heiden gebracht werden, damit jeder Einzelne in Buße und Glaube dieses Heil für sich erfahre. Das Wort, der Predigt oder der Unterweisung, ist darum in der protestantischen Mission die Hauptsache, wenn auch die Wege, wie man dies Wort zu illustrieren hat, nicht immer die gleichen sein mögen. Sie können eine Kontroverse haben, ob Einzelbekehrung oder, wie man es genannt, Völkerbekehrung das Ziel der Mission sei, aber auch die letzteres vertreten, haben doch nie geleugnet, daß Einzelbekehrung, persönliche Heilserfahrung der Anfang sei, von dem man zu jenem weiteren Ziele fortschreiten müsse. Es mag sein, daß zuweilen ein bestimmtes Schema für diese persönliche Heilserfahrung zu einseitig angewandt und der Reichtum der Methoden Gottes verkannt wurde, aber das war doch nur eine Übertreibung in der Wahrheit, daß es nur einen, und zwar einen engen Weg in Sinnesänderung und Glaube durch Wiedergeburt aus dem Geiste ins Himmelreich gebe. Auch verschiedene Kirchengedanken finden sich unter den protestantischen Missionsarbeitern, von dem hochkirchlich gesinnten Anglikaner, der seine restaurierte Kirche ins Heidenland verpflanzt, bis zu dem deutschen Lutheraner, der die Lüneburger Kirchenordnung mitbringt und dem Independenten, der es der Zukunft überläßt, wie die neuen Kirchen sich aufbauen, aber keiner unter ihnen leugnet: zuerst lebendige Steine, dann der Aufbau der Behausung Gottes im Geist, auch in ihrer sichtbaren Gestalt.

Es ist ganz anders mit der römischen Kirche und ihrer Mission. Die Verkehrung der Heilsordnung, daß die Kirchengemeinschaft zuerst und in ihr dann auch die Heilsgemeinschaft zu finden sei, hat sich bei ihr bis auf den heutigen Tag immer weiter ausgebildet. Bis zu der unfehlbaren Spitze hinauf ist das Gebäude ausgebaut, das Gottes Reich auf Erden darstellen soll, in dem alles zusammengefaßt ist, dem alles zu gehorchen verpflichtet ist. Diese Kirchenanstalt ist das erste und sie zu pflanzen die Aufgabe der Mission. Ich denke natürlich nicht, daß sie nicht meint damit

den Glauben zu verbreiten, nein „Glaubensverbreitung“ steht im Titel ihrer Missionsbehörden, Vereine und Blätter, aber dieser Glaube ist weniger Glaube an Gott und Christum, als Glaube an die Kirche, Glaube vornehmlich im Sinne des Gehorsams. Ich habe auch nicht vor, ihnen vorzuwerfen, daß sie nicht das Wort Gottes, wie sie es verstehen, das Evangelium, wie sie sagen, den Heiden bringen wollen, obgleich es betrübend ist, wie selten man in ihren Missionsberichten auf Zeugnisse stößt, daß dies wirklich geschieht. Man freut sich, einmal zu lesen, daß ein Priester bei seiner Verhaftung ein neues Testament und den Thomas a Kempis noch rasch beisteckt, die er also bei der Hand haben muß, man freut sich, daß wenigstens die Perikopen den Heiden in ihrer Sprache gegeben werden neben den Gebetbüchern und Katechismen. Aber es ist doch sehr wenig, was daran erinnert, daß diese Männer und Frauen gekommen sind, den Heiden zu sagen, ein Heiland ist für euch da. Jedenfalls tritt vielmehr hervor das Zeugnis: die Kirche ist da und verlangt Gehorsam.[1]) Die „kirchliche Pflicht“, das umschließt alles. Das eigentliche Ideal der Kirchenpflanzung ist der Kirchenstaat oder, wenn man ein Beispiel aus der Mission will, Paraguay. Missionar Borghera aus dem Vikariat Dahome entwirft dem Superior der afrikanischen Mission zu Lyon ein Bild eines „christlichen Staates“ auf der Sklavenküste, den die Katholiken leicht herstellen könnten, während die angeblich ähnlichen Unternehmungen der Protestanten in Liberia und Sierra Leone wegen der „der Ketzerei eigenen Unfruchtbarkeit“ nichts Rechtes würden. „Ich sage nicht, schreibt er, daß wir in dieser Richtung arbeiten sollen, so lange nicht die Umstände uns dazu leiten; daran ist nicht zu denken.“ Aber er teilt doch seine Ansicht mit, damit der Superior vernehme, „was in kurzer Zeit geschehen könnte, wenn die göttliche Vorsehung will.“[2]) Nun die göttliche Vorsehung wollte, oder die Umstände lenkten, daß dies Ideal in Rom zertrümmert ist und daß es einstweilen nicht ausführbar ist. Nicht so sicher ist, daß es, wie derselbe Pater meint, nur ein Traum ist, daß heute christliche Fürsten, wie vor Zeiten, es für ihre Pflicht halten sollten, „den Völkern, die sie ihrer Macht unterworfen, den wahren Glauben zu bringen,“ daß Eroberungen wie die Spaniens und Portugals den Missionaren die Wege bahnen. Der Missionar will auch nicht leugnen, daß solche Zeiten wiederkommen können, und wir wissen, daß die römische Mission soviel als

[1]) Bezeichnend ist das Urteil von Pater Neu aus der südamerikanischen Indianermission: „Ihr Glaube ist sehr lebendig . . . aber ihre Frömmigkeit mehr äußerlich als wirklich innerlich.“ Jahrb. 1864. II. S. 60.

[2]) Jahrb. 1865. II. S. 19 ff.

möglich, wenn sie selbst nicht den weltlichen Arm führt, ihn doch benutzte, um die Kirchenanstalt vor den Augen der Heiden in das beste Licht zu stellen. Wo sie kann, sucht sie wenigstens christliche Niederlassungen herzustellen, die unter kirchlicher Leitung stehen oder doch Anstalten mit Landbesitz, in denen kirchliches Leben mit seinen Pflichten eingeübt wird. Oder sie bringt ihnen Mönchs- und Nonnengenossenschaften mit und sucht einheimische zu pflanzen, in denen die höchste Blüte kirchlichen Lebens dargestellt wird. In jedem Fall bringt sie ihren Gottesdienst mit, selbst ein Schaustück, das in ihrem Sinne auch eine Predigt ist. Auch auf der Reise, in der Wildnis versucht der Missionar, ihn durch allen möglichen Schmuck auszurüsten, daß die Heiden sehen können, was ihnen geboten wird. Er freut sich, wenn die Heiden nach ihrer Weise die Feier erhöhen und mit Flinten- oder, wo es sein kann, Kanonenschüssen die Messe begleiten.[1]) Er muß es sehen können, wie unter der kirchlichen Handlung der „Erlöser herniedersteigt" im Meßopfer und Besitz von dem heidnischen Lande nimmt. „Hätte man ohne dasselbe (ohne das Werk der Glaubensverbreitung), schreibt der ap. Vikar Brunoni von Konstantinopel dem Verein der Glaubensverbreitung, je beim Gottesdienst den erhabenen Glanz entfalten können, der die katholische Religion in den Augen der Un- und Irrgläubigen ehrt und erhebt?"[2]) Die „erhabene Pracht" des Gottesdienstes, der Kirche, der Kirchenorganisation, spielt eine große Rolle in dem Missionsbetrieb. Denn dieser Kirche die Heiden einzufügen, das ist die Hauptsache. Alles andere muß sich dann finden.

Das ist der tiefgreifendste Unterschied der Missionen diesseits und jenseits. Ich will nicht sagen, daß uns die Kirche gleichgültig ist und wage nicht zu sagen, daß den Römischen das religiöse Element ganz verschwunden ist. Aber wir wollen zunächst die Heiden durch Christum zu Gott bringen, gewiß, daß jeder Heide, bei dem dies gelingt, ein Gotteshaus für sich wird und daß dann aus ihnen eine Gemeinschaft der Gotteskinder sich bilden wird, die Gott erhält bis diese Zelthütten abgebrochen werden. Das Wort von diesem Heil ist uns daher das erste; die sittliche Bereitschaft dies Wort aufzunehmen, das wichtigste, der h. Geist, welcher jenes Wort begleitet und die Bereitschaft samt dem daraus erstehenden Leben wirkt, das mächtigste. Jene dagegen wollen die Kirche, die sichtbare Darstellung des Gottesreiches auf Erden, bringen; nicht das Wort, sondern das Bild im weitesten Sinne des Wortes, die Darstellung und Veran-

[1]) Jahrb. 1864. II. S. 51— 54. S. 61. 1865. I. S. 44. 1864. III. S. 45 ff.
[2]) Jahrb. 1864. II. S. 63.

schaulichung ist ihnen das Hauptmittel. Nicht der sittliche Gehorsam gegen Gottes Heilswillen, sondern der Gehorsam gegen die Kirche ist das wichtigste. Nicht die unsichtbare Wirkung des h. Geistes, sondern die sichtbare Organisation der Kirche ist ihnen die wirksamste Macht.

Es ist nicht meine Aufgabe, darüber zu reden, ob diese Verkehrung des christlichen Kirchengedankens Folge oder Ursache der Verkehrung der christlichen Heilslehre ist, und wie die Verdunklung der Rechtfertigung durch den Glauben, die Irrlehre von der Verdienstlichkeit guter Werke' der Heiligen-, insbesondere der Mariendienst u. s. w. alle damit zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen. Auch würde es Ihre Geduld zu sehr in Anspruch nehmen, über das ganze Gebiet der Mission den Spuren dieser Verirrungen nachzugehen. Ich muß mich begnügen, auf einige Punkte hinzuweisen. Nur flüchtig erwähne ich, daß diese Kirchenanstalt, als die Vertreterin Gottes, über die Güter Gottes frei verfügen kann; sie belohnt daher Verdienste um die Kirche, wie wir Protestanten offen gestehen, es nicht zu vermögen. Fern sei es, zu behaupten, daß nicht dankbare Liebe zu Gott, herzliches Erbarmen mit den Heiden auch Motiv wären, aber bei den Freunden, die Gaben darreichen, bei den Männern und Frauen, die in der Heidenwelt arbeiten, bei den Missionaren und Heidenchristen, die das Martyrium erleiden, wirkt die Verdienstlichkeit ihres Thuns und die Gewißheit, daß die Kirche lohnen kann, als Sporn mit. Jeder Umschlag der Hefte der Jahrbücher sagt es, daß jedes Mitglied der Glaubensverbreitung, welches den bestimmten Beitrag bezahlt und ein tägliches Vater unser und Ave Maria mit der Bitte: heiliger Franziskus Xaverius, bitte für uns, betet, an den aufgezählten Abläßen teil hat.[1]) Jeder Priester, der bestimmte Summen sammelt, hat wieder besondere Rechte. Jeden Missionar umgiebt, den lebenden und den gestorbenen, ein besonderer Heiligenschein und sein Gebet, auch für die Missionsfreunde, ist sehr wirksam. Auch Märtyrer hat die römische Kirche, und sehr viele, auch aus neuerer Zeit. Es ist erfreulich, oft aus ihrem Munde gesunde Zeugnisse religiösen Lebens zu vernehmen, denen man ganz zustimmen kann, aber leider nur zu oft trübt eine krankhafte Vorstellung von dem Verdienst des Leidens das Bild.[2]) Sie beklagen ihre Sünden, die sie der Ehre und des Ver-

[1]) Ein Pfarrer schreibt, als Mitglied an dem Werk der Glaubensverbreitung sich zu beteiligen, „ist gleichsam eine zweite Taufe, die den katholischen Glauben in jedem einzelnen neu belebt." Jahrb. 1864. III. S. 4. „Die genugthuenden Verdienste der Opfer, welche sich unsre Vereinsglieder . . . auflegen," heißt es 1865. I. S. 55.

[2]) Jahrb. 1864. I. 38.

dienstes der Leiden beraubt haben[1]) und wer die heidnische Anschauung, besonders der Asiaten, einigermaßen kennt, wird begreifen, daß solche Anschauung da einen fruchtbaren Boden findet.

Auch nur schnell vorbeigehen wollen wir an dem Heiligen- und Marienkultus. Wie die lebenden Glieder der Kirche sich Verdienst erwerben können, so können die verstorbenen ihre angesammelten Verdienste der Kirche zur Verfügung stellen. Und es ist betrübt zu sehen, in welchem Umfang statt des freien Zugangs zum Vater der Umweg über die Heiligen gemacht wird. Der alte Kirchenvater hat bekanntlich seinen Satz, daß die menschliche Seele ihrer Natur nach christlich sei, mit der Thatsache belegt, daß auch ein Heide, wenn in Todesgefahr, nicht die Götter, sondern Gott anruft. Man sollte erwarten, daß auch bei dem katholischen Christen in Todesgefahr das allgemein Christliche durchbrechen würde. Allein nur zu oft hat auch der Sterbende nur die Bitte zu allen Heiligen auf den Lippen. Die „schöne Seele," wie ein gewöhnlicher Ausdruck lautet, entflieht, nachdem die Lippen noch zuletzt den Namen Jesus und Maria geflüstert. Die Maria ist gleichsam die Repräsentantin der Kirchenherrlichkeit, und sie wird in einer Weise in den Vordergrund gedrängt, die ganz gegen den Sinn dieser demütigen Magd des Herrn ist. Ich finde in der gegenwärtigen Heidenmission der römischen Kirche verhältnismäßig wenige Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Wunder die vorkommen, sind meistens der Jungfrau Maria zu verdanken. Eine Decke stürzt ein und nur die thönerne Statue der Maria bleibt unverletzt.[2]) In Peking brennt das Seminar ab; der Nordwind jagt das Feuer über das ganze Gebäude. Da wirft der hochwürdigste Vikar einige Marienmedaillons in die Flamme, und siehe da, der Nordwind schlägt in Westwind um; Bibliothek und Speisesaal ist gerettet. „Ich schreie nicht Wunder," schreibt der Missionar, aber sein Bericht thuts für ihn.[3]) Es ist höchst betrübend, diesen Heiligendienst in die Heidenwelt einziehen zu sehn. Ich glaube nicht, daß in der alten Christenheit die feinen Unterscheidungen dieses Heiligendienstes vom Götzendienst viel helfen, aber gewiß ist ein Heide nicht imstand, diese Heiligen von seinen Göttern und ihre Bilder von seinen Zaubermitteln zu unterscheiden. Es ist ganz erklärlich daß die Amazonen des Königs von Dahome die Kruzifixe, welche die Portugiesen vorzeiten ins Land brachten, als Fetische um den Hals tragen. Noch schlimmer wird

[1]) Jahrb. 1864. VI. 52 u. 54.
[2]) Jahrb. 1865. V. S. 66.
[3]) 1864. IV. S. 66.

diese Sache, wenn man diese Zeichen des römisch-katholischen Glaubens auch da schon anwendet, wo man die Taufe noch nicht anzuwenden wagt. Ein Missionar durchreist eine fremde Gegend; er kann die Sprache noch nicht oder er hat noch nicht Zeit gehabt zu lehren; da teilt er doch Medaillons aus, oder er läßt die Kinder sein Kruzifix küssen, damit sie Ehrfurcht vor „dem Werkzeug" unsrer Erlösung erlernen.[1]) In der westafrikanischen Mission wird den Missionaren ein Kind gebracht für ihre Schule; ein Versehen ist vorgekommen und die Eltern reklamieren es. Aber sie finden das Kind mit einem Medaillon geschmückt und in gutem Negerglauben geben sie es auf, denn es gehört dem Christengott, so gut wie sie dem göttlichen Geiste gehören, dessen Zeichen sie tragen.[2]) Nicht nach der Intention der Missionare, aber nach der Wirkung ist das nichts mehr — und dies wird für sehr viele Orte gelten — als Vertauschung eines Götzendienstes mit dem andern. —

Damit sind wir an einen anderen Punkt in der römischen Missionspraxis gekommen, der aus der römischen Kirchenidee sich erklärt. Nur erst in die Kirche hinein, das andere findet sich schon! Daher eine entsetzliche Oberflächlichkeit in der Aufnahme in die Kirche. Es frappiert einen unbefangenen Protestanten, zu erfahren, daß es eine stehende Praxis der römischen Mission ist, Heidenkinder in Todesgefahr zu taufen. Sie sind zwar, wenn sie sterben, kein Gewinn für die Kirche hier, aber sie sind im Schoß der Kirche. Hunderte, Tausende werden so getauft.[3]) Der Bischof Tamasus, apost. Vikar der Jesuitenmission in Madure, schreibt[4]) am Schluß seines Berichtes: „Die Zahl der in Todesgefahr getauften Heidenkinder wächst immer mehr. Wir verdanken den im letzten Jahr erzielten Erfolg dem wachsenden Eifer der Missionare, der wohlzusammenhängenden Organisation der zum Taufen bestimmten Leute und der merklichen Teilnahme, die unsre Christen daran nehmen. Es hält schwer, den schlichten Gläubigen gleich anfangs begreiflich zu machen, wie verdienstlich und vorteilhaft dieser Liebesdienst an den sterbenden Kleinen ist, aber wenn sie einmal Geschmack daran gefunden, widmen sie sich demselben ganz, und an gewissen Orten ist der Eifer derart, daß man sich in acht nehmen muß, daß die Taufe nicht demselben Kinde zweimal von verschiedenen Personen erteilt werde." Er erzählt dann von einem Arzt, der ausruft: „Ach hätte ich dieses verdienstliche Werk früher gekannt, ich hätte

[1]) Jahrb. 1864. III. S. 78, 79.
[2]) 1865. I. S. 17.
[3]) 1864. V. 34/5. I. S. 41. II. 30.
[4]) 1864. V. S. 34.

Tausende getauft," und von einer Christin, wie sie heldenmütig die Furcht vor der Cholera überwindet und „das Glück hat, acht kleine Cholerakranke in den Himmel zu senden." Derselbe Vikar berichtet von seinen „Katechumenenspitälern"; so heißen sie nicht etwa, weil kranke Taufbewerber darin aufgenommen werden, vielmehr sind sie vornehmlich für Ungläubige. Aber „die Mission zieht daraus den Vorteil, alljährlich einer ziemlichen Anzahl Heiden die Taufgnade zu verschaffen; selten verläßt einer dieselbe, der nicht das Glück gehabt, Christ zu werden, und kein einziger von ihnen stirbt im Unglauben. Diese Hospitien werden so zu wahren Katechumenenspitälern."[1])

Diese selbe Oberflächlichkeit der „evangelischen Eroberungen", dieses Absehen von den inneren Bedingungen des Heiles beherrscht aber die ganze Mission. Es geht sehr flott. Als Beispiel diene der Bericht des Missionars Desgodins von den auswärtigen Missionen in Tibet; er ist an die Familie des Missionars gerichtet und deshalb wohl von etwas freierem Ton. In Bonga haben sie eine Niederlassung und dahin kommen Arbeiter aus einem Nachbardorf; sie begehren bald Christen zu werden und fordern die Missionare auf, ihr Dorf zu besuchen. Jetzt beginnt der Kriegszug und die Siegesdepeschen folgen wie 1870 rasch aufeinander. Am 11. Juni bekehrt sich Songta, am 14. Juni Long-Pu, zusammen 333 Seelen; am 21. Juni Abeu. Nachschrift vom 7. Juli: Eben kommt die Nachricht von einer neuen Bewegung in Trana. Es ist eine jener Bewegungen, wie sie in Vorder- und Hinterindien unter den unterworfenen Stämmen vorkommen; sie sehen in dem Missionar den Beschützer gegen die herrschende Klasse. In diesem Fall kennt der Missionar, wie er sagt, die Sprache nicht, aber er greift zu und rettet die Leute in die Kirche. Ein „großmütiger" Zögling von Bonga thut ein Übriges, indem er alle Fetische, deren er habhaft werden kann, zusammenschlägt. In dem ersten Dorfe waren noch sechs Mumos oder Hexenmeister zurückgeblieben. Ein heidnischer Geist hatte sie in Besitz genommen und sie glaubten nicht sie so rasch los zu werden; sie bitten den Missionar, sie zu befreien. „Wir lassen sie: Gelobt sei „Jesus und Maria" aussprechen, heißen sie das Kruzifix küssen, das h. Kreuzeszeichen machen, und verabschieden sie dann in Frieden." Ihre Trommeln mußten sie ausliefern und fünf thaten es auch; der sechste war praktischer, er lieferte nur den Reifen, von dem Fell wollte er sich Schuhsohlen schneiden.[2]) Wenn der Teufel wirklich so sich

[1]) l. c. S. 27.

[2]) Jahrb. 1864. IV. S. 50 ff.

aus dem Felde schlagen läßt, so ist er kein Gewaltiger und große Macht und viele List nicht seine Rüstung.

Wenn wir viele solche Privatbriefe hätten und diese unverändert veröffentlicht würden, so würden wir wohl noch viel anderes von dem Betrieb der römischen Mission zu sagen wissen. Aber das ist wieder ein Zug, der ihrem Charakter entspricht, sie ist voller Heimlichkeiten. Die römische Kirche legt ihren Gliedern den Zwang der Beichte auf, aber sie selbst beichtet nicht. Auch die protestantische Mission kann nicht alles sagen, denn sie hat kein Recht dazu, aber sie ist ungeheuer redselig, wenn man die Schweigsamkeit der römischen Kirche damit vergleicht. Zahllose periodische Schriften und andere Publikationen setzten den, der sich um sie bekümmert, in Verlegenheit, wie er damit fertig werden soll, und können den Seufzer auspressen: das alles soll man lesen! Die römische Mission hat bis vor wenigen Jahren sich mit einer in deutscher Ausgabe sechsmal jährlich erscheinenden Zeitschrift begnügt, und diese genügt durchaus nicht, um eine wirkliche Kenntnis von dem Fortgang der Mission zu bekommen. Wer sich um ein specielles Feld interessiert, muß nur einmal versuchen, dieses durch die Jahrgänge zu verfolgen und er wird finden, wie viele Lücken da sind. Der oder die Herausgeber denken auch wohl schwerlich daran, daß sie solche Leser haben, sonst würden sie nicht sich widersprechende Nachrichten bringen. Dieses System, daß man nur sagt, was man bekannt haben will, ist geboten, da diese Kirche in der Mission eine politische Aktion ausübt; sie muß ihre Diplomaten haben und die können schweigen, wenn Schweigen besser ist als Reden.

Nicht einmal von den Geldmitteln erfährt man Genaues. Die einzige öffentliche Rechnungsablage giebt der Verein der Glaubensverbreitung und die Geber können da allerdings kontrollieren, ob ihre Gaben fehlen. Allein die Rechnung über die Ausgaben hat nur den Zweck, zu zeigen, wie weithin die Gaben Segen verbreiten. Ich bin da auf ein interessantes Beispiel der Verheimlichung oder Verhüllung gestoßen. Voraussenden muß ich, daß die römische Kirche unter Mission nicht nur die Heidenmission versteht, sondern jede Arbeit in Ländern, „wo eine katholische Bevölkerung unter einer, sowohl an Volkszahl als Übermacht vorherrschend heidnischen oder nicht katholischen Bevölkerung lebt.“[1]) Von der Ausgabe des letzten Rechnungsjahres gehen 1073000 Frcs., etwa der siebente Teil, auf Europa, nach England, Deutschland u. s. w. Wenn also der Bischof von Birmingham seine Diöcesen ermahnt, auch bei ihrer Armut

[1]) Jahrb. 1864. III. 45.

etwas für die Mission zu thun, denn der Segen fließe zurück,[1]) so trifft dies hier buchstäblich ein, denn die englischen Katholiken bekommen viel mehr von der Mission als sie geben.[2]) Nun, auch unsre deutschen Brüder bekommen reichlich; die Bischöfe von Mainz, Hildesheim ꝛc., auch um aus der Nähe einen Namen zu nennen, der apost. Vikar von Dessau,[3]) werden einzeln genannt. Ich dachte diese Gaben zu verfolgen und zu sehen, welchen Einfluß die Maigesetzgebung gehabt habe; ich notire mir die Summe von 1869 u. s. w. und komme zu 1872. Aber siehe da, der Vorhang fällt. Auf einmal verschwindet die Specifikation, und statt dessen erscheint der Titel für „verschiedene Missionen in Europa", der bis heute beibehalten ist. Die Verhüllung ist freilich durchsichtig. Denn da außer den deutschen Missionen nur die verschiedenen Missionen im nördlichen Europa fehlen, und da nicht anzunehmen ist, daß „diokletianische Verfolgung" die katholische Mission veranlaßt habe, bei uns den Staub von den Füßen zu schütteln und sich Norwegen und Schweden[4]) zuzuwenden, so ist ersichtlich, daß die Maigesetze Deutschland wenigstens 77 000 Frcs. Missionsgelder mehr zugewandt haben.[5]) Man soll nicht hinein sehen, wo diese Gelder verwandt worden. —

Dieses Verheimlichungssystem macht es ungemein schwer, einen Vergleich anzustellen über den Erfolg, den die Mission hat, welche sie treiben und wir. Und leider kommt noch ein andrer Übelstand hinzu, daß nämlich diese Missionsberichte nicht nur vieles verschweigen, sondern auch — so viele — ich rede höflich — Unrichtigkeiten berichten. Ich rechne nicht dazu, daß sie die Protestanten Irrgläubige nennen, ihre Missionare „Wölfe", das Werkzeug des Teufels, daß sie behaupten, wir könnten nur verneinen und die protestantische Mission sei das Werk der „Freimaurer", obgleich sie wissen könnten, daß die Missionsfreunde bei uns im gewöhnlichen Leben Pietisten oder Mucker genannt werden. Bei ihrem Standpunkt können sie nicht viel anders, und obgleich meines Erachtens keine besondere Veranlassung ist, der Kirche, die durch Haupt und Glieder so von uns redet, die Brüderschaft oder Schwesterschaft aufzunötigen, so kann es uns doch auch nicht irritieren. Dagegen ist schlimmer, daß sie

[1]) 1865. I. 60.

[2]) 1863 sind z. B. die Gaben aus Britannien 127 000, die Gaben dorthin 189 510 Frcs. 1868: 141 570 gegen 203 000.

[3]) Erscheint 1868 mit 2000 Frcs., verschwindet aber später wieder.

[4]) Dänemark erscheint nämlich nach wie vor als besonderer Posten.

[5]) Die Rechnung erschien früher immer im III. Heft. Jetzt erscheint dort nur die Einnahme, die Ausgabe bringt ein späteres Heft.

uns Protestanten zu Ehren ihrer Sache Aussagen thun lassen, die mit der Wahrheit sich nicht vertragen. Ein „Protestant, eine protestantische Zeitung" ꝛc., das sind die klassischen Zeugen, die sich zur rechten Zeit einstellen, um Roms Lob zu verkündigen. Sie werden aber meistens nicht mit Namen genannt diese klassischen, aber anonymen Zeugen, da kommt ein Landsmann und Protestant, um zu bestätigen, daß Ellis in Madagaskar die Ermordung Radama II. auf dem Gewissen habe. Dieser Engländer nennt aber Ellis, den Independenten, einen Anglikaner; der Protestant erzählt treuherzig, daß Ellis neulich durch beständiges Bestürmen Radama bewogen habe, ihn zum Grabe seiner Mutter zu begleiten und mit ihm für die Ruhe der Seele Ranavalonas zu beten."[1]) Das sind Unrichtigkeiten, die ein bedenkliches Licht auf diesen angeblichen Protestanten und Engländer werfen. So bezeugen an einem andern Orte englische und amerikanische Protestanten, daß ihre Mission in Ostindien „rein erfolglos" sei, obgleich sie in einem Jahre, 1863 oder 1862: 500000 Pfd. Sterl. darauf verwandt haben.[2]) Das ist auch nicht übel, daß die protestantische Mission schon vor 20 Jahren über 10 Millionen auf Ostindien zu verwenden fähig war, und zu bewundern ist die Ausdauer, mit der sie dies „rein erfolglose" Werk bis heute fortsetzte. In einem andern Gebiete, in Sierra Leone, es soll wohl heißen Westafrika, hatten die Protestanten schon viel früher, 1847, 24 Kapellen, die 19, sage 19 verschiedenen Sekten angehörten und über 60 Prädikanten verfügten, denen um ihrer „Bekehrungssucht" zu fröhnen, jährlich fünf Millionen zu Gebote standen.[3]) Es geht überall so, andere Leute halten uns immer für reicher, als wir selbst wissen, das wir sind.

Doch auch in ihren eigenen Berichten über ihre Sache sind so viele Unrichtigkeiten. Da lesen wir, daß im Vikariat beider Guineen, abgerechnet die portugiesischen Besitzungen, keine 1000 Katholiken sich finden. Bald darauf berichtet der schon erwähnte Borghero — in demselben Jahrgang der Zeitschrift — daß er nicht zu übertreiben fürchte, wenn er die Zahl der Katholiken im Vikariat Dahome, das aus dem Vikariat beider Guineen ausgeschieden ist, auf 3000 anschlage. In Lagos seien ihrer 1200, was ihn auch ermutigt zu seiner Idee vom christlichen Staat. Nun 1881 waren nach Angabe des amtlichen Censusverwalters 722 Katholiken in der Stadt Lagos, ihre Zahl ist also in 17 oder 18 Jahren

---

[1]) 1864. II. S. 4 u. S. 9.
[2]) 1864. VI. S. 62.
[3]) 1864. II. 30.

um fast 500 heruntergegangen.[1] In Sierra Leona sollte es 1200 Katholiken geben, der amtliche Census von 1881 bringt die Zahl 369.[2] Noch ein Beispiel, wie sie selbst ihre Zahlen in eigentümliches Licht stellen. 1864 berichten die Missionare aus der chinesischen Provinz Kneitscheu eine stürmische Bewegung zum Christentum; nicht etwa zwei bis drei Dörfer wie in Tibet, hunderte Dörfer fallen ihm zu, große und kleine Pagoden samt den Einkünften werden Eigentum der Mission. Der Missionar schreibt dem Bischof: lassen Sie einige Tausend Katechismen drucken, damit wir doch für jedes Dorf wenigstens ein oder zwei Exemplare haben. 1865 kommt der Bischof selbst und die Sache nimmt noch zu. Nur in einem Distrikt sind 40000 Anbeter eingeschrieben; man hat nicht Zeit, sie alle einzuschreiben. Der Bischof schätzt sie auf 60000.[3] Und 1865 veröffentlichen sie ihren eigenen Census und 15 Jahre später im Jahre 1880 zählt die ganze Provinz 16057 Katholiken. Wo sind denn die übrigen 40000 und mehr geblieben? Nein, diese Zahlen sind nicht zu gebrauchen. Man kann erst über den Erfolg der römischen Mission reden, wenn sie selbst regelmäßig Jahr für Jahr ihre Zahlen veröffentlicht oder wenn ein amtlicher Census zur Kontrolle da ist.

Diese beiden Umstände erschweren es uns, auf die Frage: welcher Missionsbetrieb hat größeren Erfolg, der protestantische oder der römische, eine Antwort zu geben. Fangen wir in der Heimat an und fragen, wer thut mehr für die Mission, die 190 Millionen Katholiken oder die 115 Millionen Protestanten, so müssen wir sagen: Wir wissen es nicht. Denn die römische Mission veröffentlicht nur die Gaben, welche der Xaveriusverein empfängt; sie sind auf fast 7 Millionen gestiegen, aber sie bedeuten nur einen Teil der Missionsgelder. Es sind andere Vereine da, die Gaben sammeln, mit Einnahmen von mehreren Millionen. Es ist die Propaganda in Rom da; in diesen Tagen ist durch die Zeitungen die Notiz gegangen, daß sie den Prozeß vor dem obersten italienischen Gerichtshof verloren und 10 Millionen Frcs. konvertiert werden sollen, wenn ich richtig verstehe, in Grundbesitz bestehendes Vermögen. Es wird gewiß nicht alles sein, aber auch die 10 Millionen machen jährlich eine gute Summe Zinsen. Dann kommen die Missionsgesellschaften, die aussendenden, wie wir sagen würden, die Mönchs- und Nonnenorden, eine große Zahl — über 30 — denen die einzelnen Missionen anvertraut

[1] 1864. II. 32, vgl. 1864 VI. 23 und 1865 II. 21 und Lagos a West-African Almanach pro 1883 S. 60.

[2] Siehe meine Artikel bei Warneck, Allg. Zeitschrift 1883. S. 77.

[3] 1865. I. S. 32 ff. und III. S. 79 ff., vgl. mit Kath. Missionen 1882. S. 206.

sind. Sie haben alle Vermögen, allerlei Häuser für Ausbildung von Missionaren, und arbeiten mit dem Ihrigen. Es ist darum nebenbei bemerkt, auch ganz unberechtigt, wenn katholischerseits der protestantischen Mission die Höhe der Verwaltungskosten vorgehalten wird, während sie es daheim wo möglich umsonst thun. Nun die Glaubensverbreitung, die ja nur in der Heimat Geld sammelt und austeilt, braucht dafür 38 000 Frcs. und für den Druck der Jahrbücher 260 000 Frcs. Das ist gar nicht wenig, da, was bei uns zum großen Teil die Verwaltungskosten ausmacht, bei ihnen in die Seminare, die Orden, die Propaganda in Rom fällt.

Auch die Frage, wieviel Missionare sie stellen, weiß ich nicht zu beantworten. Während ich glaube, daß sie an Gaben, besonders an freiwilligen, nicht aus Kapitalien fließenden, weniger thun als die Protestanten, nehme ich an, sie haben mehr Missionare als wir. Und ebenso unsicher sind wir, wie schon gesagt, in bezug auf die Zahl der gewonnenen Heidenchristen.

Es läßt sich ja freilich nicht verkennen, daß die römische Kirche viel größere Zahlen als die protestantische aufzuweisen hat, auch wenn man die nötigen Abzüge macht. Aber auch wenn beiderseits die Zahlen gleich zuverlässig wären, würde sich ein Vergleich nicht gut anstellen lassen. Denn in den römischen Zahlen steckt die Arbeit von vier oder doch drei Jahrhunderten und in unsrer nur die von einem oder höchstens zwei Jahrhunderten. Die Ausbreitung der Kirche sollte wie eine Zinseszinsrechnung zunehmen, und da bedeuten also zwei oder drei Jahrhunderte längerer Arbeit ungemein viel. Aber gerade diese Erwägung drängt zu einem Vergleich, der nicht zum Vorteil der römischen Kirche ausschlägt. Vergleicht man einzelne Gebiete, so findet man, daß die römische Kirche mit raschem Erfolg anfängt, die protestantische mit langsamem, daß bei jener im weiteren Verlauf der Fortschritt immer langsamer, bei dieser immer schnelleres Tempo einschlägt. Nur ein Beispiel. Aus Ostindien hören wir aus dem 16. Jahrhundert schon von Taufen, die in die hunderttausende gehen; man sollte erwarten, die einfache Zunahme der Bevölkerung, die bei den christianisierten Leuten meistens zunimmt, würde diese Zahlen schon anschwellen. Allerdings sind Stürme über diese Mission gegangen. Aber trotzdem ist es wenig, wenn ihre Statistik im Jahre 1863 für Vorderindien 679 253 Katholiken angiebt, zumal wenn man bedenkt, daß darunter 200 000 syrische Christen stecken, und daß die Missionsarbeit damals schon wieder kräftig angefaßt war.[1]) Die protestantische Mission hatte

[1]) 1864. VI. S. 63. Die Statistik dort nimmt Ceylon und hinterindische Missionen mit; sie abgerechnet bleibt die oben genannte Zahl.

1861 nach viel kürzerer Arbeit 138731 Christen. Diese Zahl ist nach der Statistik von 1881 auf 417378 angewachsen, d. h. in 20 Jahren hat sie sich verdreifacht.[1]) Die 679253 Katholiken sind 1879 auf 1256500 gestiegen,[2]) d. h. sie haben in 16 Jahren sich nicht ganz verdoppelt; es fehlen 100000 daran, d. h. das Wachstum der protestantischen Mission ist um 25% stärker. Ich glaube, der gleiche oder ähnliche Nachweis ließe sich auch anderwärts liefern.

Doch was wollen die Millionen oder Hunderttausende sagen, wenn man nicht weiß, sind das Nullen oder sind es Mächte; sind es mit dem Christennamen versehene Heiden, oder haben sie ein neues Leben empfangen! Es ist ungemein schwer, viel schwerer, als auch viele Missionsfreunde meinen, darüber richtig zu urteilen. Ich will auch nur, und damit komme ich zum Schluß, zwei Bemerkungen machen. Die eine soll der römischen Mission Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne doch in den Fehler zu fallen, allzu gerecht zu sein. Sie hat viele Märtyrer gehabt in alter und neuer Zeit, insbesondere das östliche Hinterindien hat bis in diese letzten Tage Ströme von Märtyrerblut getrunken. Ob die Märtyrer nur um des Glaubens willen gestorben, lassen wir dahingestellt. Auch möchte zu beachten sein, daß diese Märtyrer vornehmlich auf Asien fallen; die Völker dort haben eine wunderbare passive Tapferkeit. Wie die Frauen geborene Märtyrer sind, so diese Asiaten unter den Menschenkindern. Aber dieses Martyrium, zu dem der evangelischen Mission, die auch nicht ohne dasselbe ist, nicht so große Gelegenheit bisher gegeben, ist doch ein Beweis, daß die römische Mission mehr den Heiden bringt als nur einen bloßen Namen.

Die andere Bemerkung weist dagegen einen Nachteil der römischen Mission auf. Die Christenheit, welche sie sammelt, mag sie an passiver Widerstandsfähigkeit die protestantischen Christen übertreffen, an selbständiger Aktion bleibt sie hinter ihnen weit zurück. Ich will nicht von Amerika reden, wo ihre Arbeiten alle unter Revolutionen gelitten, nicht von Afrika, wo katholische Mächte Jahrhunderte die herrlichsten Wege vor sich gehabt haben und haben sie nicht einmal gesehen, geschweige denn benutzt, vielmehr nur verfallen ließen, was schon erbaut war. Aber sehen Sie sich sonst um! Wo hat die katholische Mission eine selbständige Arbeit, wie die Negerarbeit am Niger, oder die missionierenden Kirchen der Südsee. Vergleichen Sie Hawai und die Philippinen; sie liegen ja nicht so weit auseinander.

---

[1]) Church Miss. Intell. 1883. S. 108.

[2]) Grundemann in Herzogs Realencykl. cl. II. Auflage unter Propaganda.

Die einen ein halbes Jahrhundert missioniert, die andern dreieinhalb Jahrhundert in christlichen Händen; die einen christianisiert, die andern mit noch zwei Millionen Heiden, trotz aller kirchlichen Organisation! Die einen rührig mit eingreifend in die Evangelisationsarbeit, die andern trotz günstigster Lage fast fruchtlos. Das ist zu verstehen. Die römisch-katholische Mission tötet die Freiheit, in der allein kräftige Initiative geboren werden kann, die evangelische pflanzt die Freiheit. Die eine macht die Menschen der Kirche verantwortlich, die andere vor Gott. Die evangelische Mission bringt, indem sie durch Wort und Geist eine Erneuerung des Menschen anstrebt, ein kräftigeres Motiv in die Herzen und sie muß darum fruchtbarer sein.

Wir mögen von dem Eifer, der Selbstverleugnung, dem Geschick der römischen Mission lernen können. Hier und da kann man auch einen Handgriff, sozusagen, von ihr nehmen. Aber im Grunde haben wir nichts von ihr zu lernen für unsre Arbeit, und müssen uns vielmehr dagegen wappnen, daß wir nicht verführt werden, wenn wir sehen, daß Dressur leichter ist als Erziehung, kirchliche Organisation leichter als Erneuerung des Menschen, Bewahrung in Knechtschaft leichter als Bewährung in Freiheit. Ein Vergleich mit ihrem Erfolg, ein Blick auf ihre Methode kann uns nicht bewegen, aus den Wegen zu weichen, welche die Reformation wieder geöffnet, welche aber älter als die Reformation sind. Unser Herr hat sie uns gewiesen, und bleiben wir auf ihnen, so werden wir siegen.

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Das bedeutungsvollste Missionsproblem, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

(Fortsetzung.)

3) Die heidnischen Klassiker in Missionsschulen.

Klassische Schriften der Chinesen giebt es mancherlei. Es gehören dahin sämtliche heil. Schriften der drei Religionen, eine Anzahl älterer Werke philosophischen oder historischen Inhalts, dann eine große Anzahl späterer Werke, bei welchen hauptsächlich der Stil die Klassizität bedingt. Es ist in China wie in andern Ländern schwer, die Grenzlinien zwischen klassischen Schriften und andern guten Werken zu ziehen. Aber es ist das für die Mission auch von keiner Bedeutung. Wenn gewöhnlich von den Klassikern gesprochen wird, so versteht man darunter im engern Sinne die

vom Kaiser für die Staatsexamina sanktionierten Schriften. Das sind alles der confutianischen Schule angehörige heil. Schriften, samt etlichen autorisierten Kompendien und Kommentaren. Die Klassiker werden also nicht etwa gelesen, wie man in protestantischen Ländern die Bibel in den Schulen und zu Hause liest, und noch weniger wie Schiller und Goethe. Auch ist das Studium derselben nicht darauf angelegt, in den Sinn und Geist dieser Dokumente des Altertums einzuführen, sondern die traditionelle und autorisierte Auffassung derselben ist allein zulässig. Der Studierende muß sich gedächtnismäßig mit dem Text und Kommentar wörtlich vertraut machen und sich weiter eine gewisse Routine in der Technik des Aufsatzstiles und der vorgeschriebenen Metrik aneignen, um das höchste Ziel der Wünsche — Graduation — zu erreichen. Ferner ist zu bedenken, daß die Konkurrenz bei dem Examen übermäßig groß ist, auf 200 und mehr Bewerber kommt erst ein Grad. Man darf nämlich nicht nur die Zahl derer berechnen, welche zum entscheidenden Termin erscheint, da dieselbe schon vorher mehrere male durch Vorexamen nahezu auf die Hälfte reduciert ist. Die Aussichten sind also nichts weniger als glänzend. Es ist unter diesen Umständen ein gewisses Talent für die geforderten Gegenstände erforderlich und ungeteilte Hingabe der ganzen Zeit und Kraft.

Da in Missionsschulen die heidnischen Klassiker doch nur neben mancherlei andern Fächern gelehrt werden können, so wird schon damit die Aussicht auf Erlangung eines Grades hoffnungslos, außer für die allerbegabtesten Jünglinge. Die große Gefahr bleibt jedoch für alle Schüler, daß über dem Studium der beliebten Klassiker die andern Studien vernachlässigt, ja als ein lästiges Übel betrachtet werden. Diese Klassiker bilden eben im modern chinesischen Staatsleben nicht nur die Voraussetzung für alle Staatswürden, sondern auch die Grundlage für jede gelehrte Bildung, ja selbst jeden höhern Anspruchs im bürgerlichen Leben. Man hört immer und immer wieder von den chinesischen Christen: ohne Kenntnis der Klassiker haben wir kein Ansehen bei den Leuten. Das ist eben das Pünktlein: Ansehen vor der Welt. Da sich das Christentum damit nicht verträgt, sondern mancherlei Schmach von der Welt einträgt, so lassen solche gebildete und noch mehr eingebildete Chinesen so wenig als möglich von ihrem Christentum kund werden und werden gelegentlich es auch wohl völlig verleugnen.

Leider herrscht unter den Missionaren noch wenig Verständnis über die Tragweite der Zulassung heidnischer Klassiker in christlichen Schulen. Es giebt ja doch genug heidnische Schulen, auch sogenannte chinesische Gelehrte mehr als zu viel. Warum sollten wir als christliche Missionare

dieſe Zahl noch vergrößern? Ich will hier nicht eingehen auf den religiöſen Inhalt dieſer Klaſſiker. Es handelt ſich um die praktiſche Frage: können wir neben geſundem chriſtlichen Unterricht auch Confutius in unſern Schulen nach chineſiſcher Methode lehren? Ich behaupte: Nein! Die Miſſionsſchulen ſollen Pflanzſtätten des Chriſtentums ſein. Dazu iſt es höchſt wichtig, die Chineſen inniger bekannt, ja vertraut mit dem Worte Gottes zu machen. Das wird am ſicherſten erreicht, wenn eine größere Anzahl junger Leute den Inhalt der Bibel ſich mindeſtens ebenſo gründlich aneignet, als die Heiden ihre Klaſſiker. Dieſes kann aber nur geſchehen, wenn in den Elementarſchulen außer den notwendigen Realien die Bibel, obſchon nicht in mechaniſcher, ſondern in pädagogiſcher Weiſe behandelt, einen Hauptunterrichtsgegenſtand bildet und die heidniſchen Klaſſiker zunächſt ganz wegfallen. Dieſe Schüler werden ſpäter wenig von ihrem Anſehen einbüßen, dagegen brauchbarer für Kirche und Volksleben ſein.

In höheren Schulen kann eine Kenntnisnahme der Klaſſiker nicht umgangen werden. Das darf jedoch nicht im chineſiſchen Zopfſtil geſchehen, ſondern kritiſch-hiſtoriſch unter Beleuchtung vom Lichte des Evangeliums. Jetzt dagegen wird das Übel der Beibehaltung chineſiſcher Klaſſiker in manchen Miſſionsſchulen noch dadurch verſchärft, daß man heidniſche Lehrer angeſtellt hat, dieſe Klaſſiker zu erklären, die es natürlich nach heidniſcher Methode thun.

Die Abfaſſung eines guten Handbuchs in chineſiſcher Sprache über dieſe Klaſſiker iſt ſchon ſeit Jahren ein weitgefühltes Bedürfnis. Ein ſolches Werk müßte geeignet ſein, dem Unterricht über die Klaſſiker in den höheren Schulen zu Grunde gelegt zu werden, und auch gebildeten Heiden als Wegweiſer zu den Pforten des Himmelreichs dienen können. Einer ſolchen Aufgabe muß man jedoch ſeine ganze ungeteilte Kraft für etliche Jahre widmen können, um ein Meiſterwerk, das wirklich den Zweck erfüllt, zuſtande zu bringen. Es handelt ſich eben nicht um einzelne Sätze, welche man negiert und gegen welche man andere Sätze aufſtellt. Das wäre allerdings nicht ſchwer, würde aber keinen gelehrten Chineſen von der chriſtlichen Wahrheit überzeugen, ſondern wie die päpſtliche Verdammung das Gegenteil bewirken.

Die eingehende apologetiſche Arbeit, welche mich ſeit drei Jahren ausſchließlich beſchäftigt, worin ich das geſamte Denken und Leben der Chineſen, von der Erſcheinung in der Wirklichkeit ausgehend, in die Wurzelfaſern verfolge und im Lichte des chriſtlichen Lebens der Weſtländer betrachte, iſt nach manchen Seiten hin eine Vorarbeit für durchgreifende Behandlung der chineſiſchen Klaſſiker. Die Aufgabe würde ich aber etwas

anders fassen, nämlich als Beleuchtung des Gesamtinhalts der confutianischen heil. Schriften im Lichte der Offenbarung Gottes. Der Charakter der göttlichen Offenbarung wäre also zuerst festzustellen gegenüber den Offenbarungen, auf welchen jede heidnische Religion basiert ist. Die Geschichte der Offenbarung wäre zu skizzieren bis zur Vollendung in Christo, dann die Offenbarung Gottes durch den heil. Geist in den Gläubigen und durch sie. Ferner handelt es sich um den Begriff der Inspiration bei den Männern Gottes auf der einen Seite, und den Heiligen und Weisen der Heiden auf der andern Seite. Besonders ist die Eigentümlichkeit der verschiedenen Empfänger und Verkündiger der Offenbarung hier und dort zu charakterisieren. Dann gilt es die Entstehung und Geschichte aller heiligen Schriften so präcis als möglich darzulegen. Was den Inhalt der göttlichen Offenbarung anbetrifft, so wird es sich hauptsächlich um folgende Punkte handeln: Gott vor der Welt; die Schöpfung; die unsichtbare und sichtbare Welt; Gottes Verhältnis zur Welt; das Wesen des Menschen; die Sünde; die Heilsanstalten Gottes; die menschlichen Bedingungen zur Erlangung des Heils; die Person des Mittlers; die Versöhnung und Rechtfertigung; die Heiligung und Vollendung des Einzelnen; die Menschheit als Ganzes; das Gericht Gottes; das Weltende. Bei den chinesischen heil. Schriften wird es sich aber darum handeln, den Inhalt jedes einzelnen Buches übersichtlich und erschöpfend zu geben mit den nötigen Bemerkungen (nach Analogie meines deutschen Mentius) und schließlich ein Resümé des Inhalts aller in betracht kommenden heil. Schriften der Chinesen. Als Anhang müßte auch eine treffende Charakteristik der vorzüglichsten buddhistischen und taoistischen heil. Schriften gegeben werden. Weder die Buddhisten noch die Taoisten haben nämlich einen abgeschlossenen Kanon, so daß bis heute niemand weiß, wie viele heil. Schriften diese beiden Religionen eigentlich haben. Der Confutianismus hat im engsten Sinne nur fünf heil. Schriften, jede aber aus einer Anzahl von Dokumenten aus verschiedenen Zeiten bestehend, meist älter als Confutius. Nach der jetzt gewöhnlichen Fassung des confutianischen Kanon zählt man die vier Bücher hinzu, das sind zwei Kapitel aus einer ältern eigentlichen heiligen Schrift, die Aphorismen der Reden des Confutius und seiner Schüler und die Werke des Mentius. Im weitesten Sinne zählt man 13 verschiedene Werke zum Kanon; die vorhin erwähnten werden als 7 gezählt, dazu kommen noch drei erläuternde Werke zu dem Abriß der Annalen des Lu Staates von Confutius, zwei Werke aus vorconfutianischer Zeit über Gebräuche und das älteste Wörterbuch, einem Schüler des Confutius zugeschrieben (J—ngʻa). Manche dieser Werke sind sehr umfang-

reich, alle zusammen mit den hauptsächlichsten Kommentaren bilden eine Bibliothek von etlichen tausend Bänden.

Mut und Freudigkeit diese Arbeit zu unternehmen, hätte ich wohl, aber ich glaube auch eine äußere Berufung dazu abwarten zu müssen, nicht nur eine Bitte des Schulbuchkomitees der allgemeinen Missionskonferenz in China. So nebenbei läßt sich eine derartige Aufgabe niemals bewältigen.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.[1])

Von Dr. Grundemann.

I.

Daß bei aller erfreulichen Steigerung der Leistungen der heimatlichen Gemeinden für die Mission die Bedürfnisse der letzteren in höherem Maße wachsen, hat auch im verflossenen Jahre wiederum manche Missionsgesellschaft recht eindrücklich erfahren. Es ist eines der schwierigsten Probleme der Missionsleitung eine geeignete Ausgleichung zwischen den zu Gebote stehenden Geldmitteln und den von den verschiedenen Missionsstationen einlaufenden regelmäßigen und außerordentlichen Forderungen herbeizuführen. Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht bloß feststehende Beträge für die Erhaltung der Missionsarbeiter und der von ihnen geleiteten Institute nötig sind, sondern daß von Jahr zu Jahr mit jedem Erfolge neue Mittel erforderlich werden, wenn das Werk in gesunden Wachstum fortschreiten soll. Diese außerordentlichen Forderungen der Missionare wurden seitens des American Board bisher von dem Komitee in Boston mit den voraussichtlichen Mitteln möglichst in Einklang gebracht, d. h. sie mußten nach der Differenz des Voranschlages (estimates) von den zu erwartenden Einkünften reduziert werden. Dies ergab die Verwilligungen (Appropriations) für die einzelnen Stationen. Nur wenige unsrer Leser werden sich eine Vorstellung machen können von der Mühe und Sorge samt dem Maße ernstlichen Gebetes, das eine solche Arbeit erfordert. Es handelte sich darum die nach ernsten Erwägungen von 154 Missionaren ausgesprochenen Bitten um 880 000 M.[2]) mit nur 600 000 zu befriedigen. Auch wird man kaum ahnen, wie viel Kränkung und Verstimmung hier und dort hervorgerufen wird, wenn die Verwilligung immer wieder nicht zureicht, um eine seit Jahren als dringend nötig vorgetragene Forderung zu befriedigen. Auch Missionare haben ja noch den alten Menschen in sich. Es sind schon ernste Spannungen zwischen dem Komitee und einzelnen Brüdern auf dem Arbeitsfelde aus jenen Verhältnissen entstanden, die in einem und dem andern Falle sogar zum Bruch geführt haben. Es ist das um so trauriger, als solch ein Mißvergnügter dann leicht weiter gegen die Missionsverwaltung auftritt, was auf alle Fälle dem Werke nicht zuträglich ist. Wie eine bedrohliche Wolke waren in letzter Zeit derartige Verwickelungen über die ausgedehnten Missionsfelder des A. Board in der Türkei heraufgezogen. Es handelte sich besonders um die Besoldung der aus den Eingebornen herangebildeten Geistlichen. Zur Aufklärung der Angelegenheit wurde eine Deputation von Boston nach Konstantinopel gesendet, um auf der Konferenz der Missionare die Sache zu ordnen. Die ausführlichen

[1]) Die höheren Zahlen in den Citaten beziehen sich auf die Seitenzahl des Jahrganges 1883, niedrigere auf 1884.

[2]) Inklusive der feststehenden Beträge steigt diese Summe auf 1 760 000 M.

Verhandlungen derselben (vergl. Annual Report of the A. B. C. F. M. 1883 S. XXV ff.) haben erfreuliche Resultate geliefert. Sie lassen sich in der Hauptsache dahin zusammenfassen, daß die erwähnte Ausgleichung fortan von den Missionaren selbst gemacht werden soll, unter Mitwirkung von Vertretern ihrer Gemeinden.[1]) Von Boston aus wird ihnen das Maximum der nach den voraussichtlichen Einnahmen möglichen Verwilligungen angegeben werden. Hiernach werden sie selbst die Forderungen für die einzelnen Stationen reduzieren. Daneben aber soll der Appell an die Missionsgemeinden der Heimat zu weiterer Anstrengung nicht ausgeschlossen sein, die selbstverständlich wiederum durch das Komitee vermittelt wird. Zur Anregung erhöhter Beiträge dürfen die Missionare sogenannte contingent estimates aufstellen, die sich verpflichten im Minimum zu halten. Zur Befriedigung derselben soll das, was über die etatsmäßige Einnahme für die Mission eingeht, verwendet werden. (Her. 420.)

Diese Ordnung stellt eine vorzügliche Wechselwirkung zwischen der heimatlichen Gemeinde und den Arbeitern auf dem Missionsfelde her, welche geeignet ist in geregelter Weise die Leistungen der ersteren zu steigern und das Wachstum des ganzen Werkes zu fördern. Man sagt nicht: das und das sind notwendige Ausgaben; sie werden gemacht — und das Deficit ist da. Dann müssen Anstrengungen gemacht werden, die Missionsgemeinde zur Deckung desselben heranzuziehen, worunter leider zuweilen die regelmäßigen Beiträge, wenigstens in ihrer weiteren Entwicklung, gestört werden. Nach jener Ordnung reguliert sich das Wachstum der Missionsarbeiten und der Leistungen der heimatlichen Gemeinden gegenseitig, so daß es zu einem Deficit nicht kommen kann.

Immerhin wollen wir auch diese Ordnung nicht überschätzen. Rev. E. K. Alden ist in seiner auf der Jahresversammlung des Board zu Detroit im vergangenen Oktober aufgestellten Rechnung doch wohl etwas zu kühn gewesen. Er meint es wäre gar nicht übertrieben, wenn der Board zur wirksamen Weiterführung seines Werkes pro 1884 die Summe von 8000000 M. fordere. Doch reduziert er die Forderung und verlangt (with modest urgency) 4000000. Nach den Ergebnissen der letzten Jahre sind 2200000 zu erwarten. Die fehlenden 1800000 sollen durch Extraleistungen aufgebracht werden. (Herald 421.) Wir wollen uns herzlich freuen und mit unsern amerikanischen Brüdern Gott danken, wenn diese Wünsche erfüllt werden. Uns will es jedoch bedünken, als stände eine solche plötzliche Steigerung der Beiträge nicht im Einklange mit den Gesetzen eines gesunden Wachstums. Kräftige Landpflanzen sind den schnellgewachsenen Treibhauspflanzen doch vorzuziehen.[2])

Etwas ähnliches war der wohlgemeinte Vorschlag die Einnahme der Church M. S. von 4 Millionen M. auf 6 Millionen zu steigern. C. M. Intell. 82, 321. Nach dem uns inzwischen zugegangenen Jahresbericht betrug die Einnahme des letzten Rechnungsjahres doch nur 4120000 — immerhin eine dankenswerte Zunahme. Rep. 261.

Die englische Baptistenmission hat auf der letzten Jahresversammlung nicht nur ihre Schuld von 52000 M. gedeckt, sondern auch eine bedeutende Erweiterung der

---

[1]) Was die andere Seite der Verwickelungen betrifft, nämlich die Spannung zwischen den eingebornen Predigern und den amerikanischen Missionaren, so ist auch diese durch angebahnte größere Selbständigkeit, in welcher mehr und mehr die gesamte Arbeit und Verantwortlichkeit an die Eingebornen übergehen soll, mit jenen Verhandlungen fürs erste gelöst worden.

[2]) Ähnlich erscheint uns nüchternen Deutschen ein Versuch wie der, 10000 neue Abonnenten auf die Missions-Zeitschrift zu gewinnen. (Her. Januar, Umschlag.)

Mission in China beschlossen. Mr. Walthen in Bristol, der freundlichst die halben Kosten der Voruntersuchungen am Kongo der Aussendung von zwölf Missionaren dorthin getragen hat, erbot sich nun wieder zu den halben Kosten der Aussendung von 14 weiteren Missionaren nach China (42 000 M.). Die andre Hälfte ist bereits von Freunden in Bristol gedeckt. Die laufenden Ausgaben werden zum Teil auch hierdurch derart erhöht, daß die Einnahme fortan jährlich um 300 000 M. steigen muß. Bapt. Her. 370 ff.

Von unsern deutschen Gesellschaften leidet die Rheinische am schwersten unter dem im letzten Jahre auf über 200 000 M. angewachsenen Defizit — obgleich die Einnahmen fortgehend bis auf 325 000 M. gestiegen sind. Die Leitung der M.-G. sieht in diesen Verhältnissen einen göttlichen Fingerzeig, daß bei verbesserter Organisation und stärkerer Heranziehung der eingebornen Hilfskräfte die Aussendung von Missionaren einzuschränken sei. Zunächst hat die Generalversammlung durch besondern Aufruf die Freundeskreise zu williger und kräftiger Handreichung aufgefordert um die Schuld zu tilgen. Auf diesen Aufruf sind bereits 48 000 M. eingegangen. (Berichte 357 f. Barmer M.-Bl. 20.)

Die Berliner Missionsgesellschaft hat zwar ihre letzte Jahresrechnung mit einem Bestande von mehr als 13 000 M. abgeschlossen, doch hat ein treuer Freund derselben vorsorglicherweise einen Vorschlag gemacht, um dem leicht wiederkehrenden Deficit zu begegnen. Er möchte eine Anzahl vermögender Leute sammeln, die als Missionsreservisten sich bereit erklären, jedesmal ein vorkommendes Deficit zu decken. (M.-Ber. 421.) So bequem auch dieses Auskunftsmittel sein mag, uns scheint es nicht ganz zweckmäßig, denn die Missionsgemeinde als solche hat die Verpflichtung, für die nötigen Mittel einzutreten. Viele der weniger eifrigen Mithelfer würden im Hinblick auf jenen Rückhalt bald auch mit ihren bisherigen Gaben nachlassen. Wir meinen, auch ohne die äußere Organisation hat der Herr für seine Reichssache die nötigen Reservisten und die Witwe mit ihrem Scherflein soll von ihrer Zahl nicht ausgeschlossen sein.

Wo Missionssinn erweckt ist, findet sich eine wunderbare Opferfreudigkeit. Von den vielen Beispielen derselben seien hier nur ein paar aus den neusten Blättern erwähnt. „Dies ist das härteste Feld, auf dem ich je gearbeitet habe," schreibt ein Geistlicher im fernen Westen Nordamerikas aus einer pilzartig aufsprießenden Stadt, die bei 1200 Seelen 20 Schnaps- und Tanzsalons und 4 Bordelle, aber keine Kirche enthält. Es ist ihm gelungen eine Gemeinde von 10 Mitgliedern zu sammeln und von dieser schickt er zuerst 108 und dann 92 M. an die Missionskasse. (Her. 423). Ein Pastor, der mit bewegtem Herzen von der Jahresversammlung zurückkehrt, stellt es seiner Gemeinde vor, wie die bisherigen Beiträge 2076 M. doch zu gering seien. Schon am nächsten Sonntage sammelt er 4032 M. Auch die jungen Leute bilden einen Missionsverein, indem sie eine Entsagungs- und eine Dankopfer-Büchse aufstellen, die voraussichtlich 800 M. ergeben werden. (Her. 471). Beide Büchsen sind übrigens für jeden Christen sehr empfehlenswert. Auch die drei Kinder, welche M. 13,20 Stachelbeergeld für die Mission brachten — sie hatten eine Reihe ihrer Sträucher für diese bestimmt — (The [Richmond] Missionary 232) dürften manchem als Vorbild dienen, sowie die am Sonntage gelegten Missionseier, wenn wir auch nicht wie der amerikanische Amtsbruder in seiner Ansprache die Sache mit den Worten erwähnen möchten: manche alte (?) Henne thue mehr für die Mission als manches Gemeindemitglied. (ibid. 251.)

Von einzelnen großen Missionsgaben erwähnen wir heute nur die von 15 000 Fl.

welche der alten Rotterdamer Gesellschaft zum Geburtstage ihres Direktors von einem ungenannten Freunde überwiesen wurden.

Eine sehr eingehende Berechnung der englischen Missionsleistungen pro 1882 hat folgendes Resultat ergeben:

Anglikanische Gesellschaften	10 006 120
Gemischte, kirchliche und nonkonformist. . . .	3 096 260
Englische und Welsche nonkonformist.	6 963 500
Schottisch und irisch presbyterianische	3 527 240
Römisch katholische	230 380

In dieser Rechnung sind freilich die nicht unbedeutenden kolonialen Missionen, nebst den in katholischen Ländern thätigen, sowie die Judenmission mit eingeschlossen. Außer Rechnung blieben alle von auswärts kommenden und aus Fonds stammenden Einnahmen der Gesellschaften.

Bei den großen Summen, welche die amerikanischen Denominationen für die Mission aufbringen, sowie bei der freikirchlichen Organisation vermuten wir meist eine ganz allgemeine Beteiligung an dem Werke. Es scheint jedoch auch drüben noch viel Lässigkeit vorhanden zu sein. So sind z. B. von den 3000 Gemeinden der Protestant Episcopal Ch. nur 1375 überhaupt bei den Missionsbeiträgen beteiligt mithin giebt es in dieser Denomination 1625 Gemeinden, die nichts für die Mission thun. (Spirit. 568.) Selbst bei den Kongregationalisten rechnet man daß nicht viel mehr als 20 Prozent von den 387 619 Mitgliedern regelmäßige Beiträge für die Mission geben. (Her. 254.) Viel günstiger stellt sich das Verhältnis bei der schottischen Freikirche; immerhin bleiben jährlich 40 oder mehr Gemeinden übrig, die keine Missionsbeiträge liefern. (Fr. Ch. Rec. 78.) Die Established Church in Schottland beginnt ihre Missionsversäumnisse zu fühlen. In ihrem Blatte heißt es: Es muß etwas nicht richtig sein in einer Kirche von 530 000 (kommunionfähigen) Mitgliedern, die 12 Millionen Mark auf ihre eignen kirchlichen Bedürfnisse verwendet, wenn sie für die Mission nur 320 000 M. übrig hat. Es fehlt Geld, es fehlen Männer — aber die Hauptsache ist: Wir brauchen mehr geistliches Leben. (Rec. 776 f.) Als Mittel zur Besserung werden vorgeschlagen: 1) Abhaltung besonderer Missionsgottesdienste an gewissen Sonntagen. Diese Einrichtung besteht schon in 49 Presbyterien. 2) Distrikt-Missions-Demonstrationen. Der Name ist uns nicht sympathisch. Zwei solcher Versammlungen wurden schon gehalten, auf denen die berühmtesten Kanzelredner der Kirche auftraten und zu denen Extrazüge große Mengen von Menschen zusammengeführt hatten. 3) Mehrtägige-Synodal-Missionskonferenzen, auf denen auch die Senanamission von Damen behandelt wird und an die sich eine Conversazione (freie gesellige Vereinigung anschließt. (Rec. 779 f.) Die General Assembly hat die Abhaltung eines Missionsbettages jedesmal an dem auf den 30. Nov. folgenden Mittwoch empfohlen. (776.) Wegen des Mangels an Männern hat der Convener des Missionskomitees, Dr. Scott, einen Aufruf an die jungen Geistlichen erlassen. (753.) Die südlichen Presbyterianer in Amerika klagen ebenfalls über Mangel an Männern. (The [Richmond] Missionary 230 f.)[1])

[1]) Andern Gesellschaften fehlt es keineswegs an Missionaren und selbst Geistliche ziehen als solche hinaus wie z. B. Dr. Scudder, (von der American Reformed Church [Dutch]) der schon früher in Indien arbeitete, nachdem er 10 Jahre einer heimatlichen Gemeinde diente, nun in bereits vorgeschrittenem Lebensalter noch einmal nach Arcot geht — wo bekanntlich schon lange viele Glieder seiner Familie gearbeitet haben. (Her. 43).

Auch die schottische Freikirche hat einen bestimmten Bettag für die Heidenmission eingeführt und zwar den 2. Dezember (F. C. Rec. 353.), die Wesleyan. Methodisten den zweiten Sonntag im November; auch wird von diesen die folgende Woche speciellen Missions-Gebetsversammlungen gewidmet, für die ein besonderes Manual mit Übersichten über die Missionsthätigkeit herausgegeben wird. (Not. 275.)

Besondere Missionsgebete werden überhaupt von den britischen und amerik. Gesellschaften viel mehr gepflegt, als dies bei uns geschieht. Die monatlichen Blätter bringen immer unter besonderer Rubrik eine Reihe von Gegenständen, die gerade der Fürbitte der Missionsfreunde empfohlen werden. The Foreign Missionary, das Blatt der nördlichen Presbyterianer, enthält zu diesem Zwecke ein Blatt mit besonderer Ausstattung, biblisches Gebetswort in mittelalterlichen Lettern, schriftgemäße Betrachtung, Lieder u. s. w. — Gleichzeitig mit den Sitzungen des Komitee des A. Board an jedem Dienstag Nachmittag vereinigen sich an verschiedenen Orten Missionsfreunde zur Fürbitte und stellen ihre Verbindung mit jenem durch den Telegraphen her. (Her. 406.) Letzteres nicht ganz nach unserm Geschmack.

Zur Weckung und Belebung des Missionssinnes bedient man sich auch in der schott. Freikirche (wie schon längst namentlich seitens der C. M. S.) der Laterna magica. Verschiedene Serien von Bildern, 53 über Indien, 62 über Süd- und Ostafrika u. s. w. werden von dem Komitee samt den dazu gehörigen erklärenden Vorträgen zum Preise von 5 M. für den Abend verliehen. (Rec. 328.) Eine ähnliche Einrichtung möchte in vielen unsrer Dorfgemeinden recht gute Früchte bringen.

Die Missionsbeiträge fließen übrigens auch in England und Amerika nicht alle so leicht zusammen, wie man wohl nach den finanziellen Erfolgen der Gesellschaften annehmen möchte. Es müssen allerlei Anstrengungen gemacht werden um jene zusammen zu bringen. Eine neue Sammelmethode wird als Envelope-System bezeichnet. An jedem ersten Sonntag des Monats findet man auf seinem Kirchensitz einen Briefumschlag mit Angabe des Beitrags, den man gezeichnet hat, und wird ersucht sich sofort zur Entrichtung des letzteren jenes Umschlages zu bedienen; ein besonderer Kasten an der Kirchthür ist zur Aufnahme der Beiträge bestimmt. (Bapt. Her. 83, 214 F. C. Rec. 84 ff.) Nach einer andern Methode wird die Gemeinde in Distrikte geteilt, in denen ein oder zwei Kollektanten monatlich umhergehen und die Beiträge abholen. Auch wird die möglichst weite Verbreitung von Hausbüchsen empfohlen, die jeden Sonntag auf dem Frühstückstisch stehen sollen, und deren Inhalt vierteljährlich abgeholt wird. (Bapt. Her. 216 f.)[1]) Auch ein Aufruf an die Frauen durch Ersparnisse an der Schneiderrechnung der Mission zu helfen wird durch das M.-Blatt verbreitet. (ib. 293). Die Gesellschaft steht eben leider vor der Alternative: größere Einnahmen — oder Zurückberufung von Missionaren. (ib. 206.) Die Wesl. Methodisten mußten ebenfalls besondere Anstrengungen machen, um die Missionseinnahmen zu erhöhen. (Not. 219 ff.) Die beabsichtigte Aufstellung eines Verzeichnisses derjenigen Inhaber von Kirchensitzen, die noch keinen regelmäßigen Beitrag zahlen (Not. 275) möchte doch recht bedenklich sein; noch mehr der Satz „ein energischer Lokalsekretär in Verbindung mit dem Pastor kann Wunder thun." (ib.) Auch in der Free Church genügen nicht die früher üblichen Beckenkollekten; es werden Subskriptionslisten angewendet, deren Benutzung angelegentlich von den Kanzeln empfohlen wird und Vertreter der Missionsverwaltung besuchen die verschiedenen Presbyterien, um die Subskription zu befördern. (Forr. Miss. 356). Der Amerikanische Board hat längst seine Distrikts-Se-

[1]) Für die Hôtel garnis wird dasselbe empfohlen. (A. B. Her. 67.)

kretäre, deren Amt ausschließlich darin besteht, das Interesse und die Leistungen der heimatlichen Gemeinden zu wecken und zu erhöhen. Auch die Ausbreitungsgesellschaft hat solche Männer mit dem Titel Organizing Secretaries angestellt, meist frühere Missionare, die ohne durch ein anderes Amt gebunden zu sein, sich ganz jenem Zwecke widmen können. (M. Field 25.) Ich weiß nicht, ob wir uns eine ähnliche Einrichtung wünschen sollen. Vor allen Dingen, meine ich, kommt es darauf an, möglichst alle unsre Pastoren zu rechten Missionsarbeitern in ihren Gemeinden zu machen, eine Aufgabe, an der die fröhlich gedeihenden Provinzialkonferenzen sichtlich mit Erfolg arbeiten. Die in Halle a. S. zusammentretende sächsische, welche bereits über 1100 Mitglieder zählt, hielt am 19. und 20. Febr. ihre anregenden Versammlungen. Die Sammlung von Missionsbeiträgen und die Vertretung der Mission in der Tagespresse waren die am ersten Tage behandelten Gegenstände; die Hauptversammlung brachte einen vortrefflichen Vortrag über den evangelischen und katholischen Missionsbetrieb und Erfolg. Ähnlich lautete das Thema des Hauptvortrages auf der 8 Tage früher in Berlin gehaltenen Brandenburger Konferenz, der, freilich von andern Gesichtspunkten aus, mit ironischer Wärme bei aller Betonung der Differenzpunkte den Gegenstand beleuchtete. Die Behandlung der Mission in der Predigt bildete das Thema des zweiten Vortrags. Auch diese Konferenz, obgleich erst ein Jahr alt, zählt schon über 400 Mitglieder. Einen recht erfreulichen Erfolg hat sie in der einem jüngern Geistlichen im vorigen Sommer gewährten Missions-Stipendienreise erzielt, über die am Vorabende ein frischer Bericht erstattet wurde.

Wie schon aus den angeführten Thematen zu ersehen, haben diese Konferenzen eine wissenschaftliche Tendenz und bezwecken nicht bloß die Beförderung der Sache durch erbauliche Anregung. Dem letzteren Zweck ist in Berlin wie in Halle eine besondere Abendversammlung für weitere Kreise gewidmet. Am ersteren Orte dürfte diese noch besonders zu erwähnen sein, wegen des — soviel uns bekannt — sonst noch nicht gemachten Versuchs durch vorher verabredete Disposition ein harmonisches Ineinandergreifen der verschiedenen Ansprachen herbeizuführen. Der Versuch ist als recht gelungen zu bezeichnen.

Die wissenschaftliche Tendenz ist auch in Amerika durch eine Konferenz vertreten, nämlich durch die American Interseminary Missionary Alliance, welche vom 25.—29. Okt. in Hartford Conn. tagte. Es waren 350 Abgeordnete von 31 Universitäten und Seminaren der verschiedensten Denominationen zugegen. Zu unsrer Freude haben auch die Lutheraner und die Episkopalen nicht gefehlt. Es kamen bei dieser Gelegenheit eine Reihe gediegener Arbeiten zum Vortrag. (Her. 480.) Jedenfalls ist die unierende Wirkung der Mission in derartigen Versammlungen recht bedeutungsvoll. Auch auf den gedachten deutschen Konferenzen tritt die Vereinigung Angehöriger der verschiedenen positiven kirchlichen Parteien als ein segensreicher Zug hervor. Eine ähnliche Missionskonferenz ist bereits in Wetzlar und Braunschweig ins Leben gerufen und für Schlesien im Entstehen.

Wie man auch in Amerika Wert darauf legt in weiten Kreisen Verständnis und genauere Kenntnis der Mission zu befördern, sehen wir aus der Herstellung geeigneter Mittel für diesen Zweck. Der A. Board hat bereits eine Reihe großer Wandkarten von seinen verschiedenen Missionsgebieten herausgegeben und diese Serie mit einer großen Weltkarte abgeschlossen, die zur Aufhängung in den Kirchen empfohlen wird, um zur Veranschaulichung bei den Missionsvorträgen zu dienen. (Her. 469.) Die

nördlichen Presbyterianer sind bald mit einer ähnlichen Chapel Wall Map nachgefolgt (For. Miss. 354).[1])

Die Mission der letztgenannten Denomination hat, beiläufig bemerkt, im verflossenen Jahre ihr fünfzigjähriges Bestehen erlebt, still und ohne Gepränge und dennoch mit einer Jubiläumsthat, nämlich ihr beträchtliches Defizit wurde gedeckt. (For. Miss. 366 f.)

Von D. Warnecks Buch über „Kultur und Mission" ist eine englische Übersetzung erschienen, die in England und Amerika ebenso wie die Übersetzung seines „Abrisses" eine weite Verbreitung zu finden scheint. Verschiedene Missionsblätter bringen eingehende Besprechungen, z. B. Intell. 649 ff., Rec. E. C. Scotl. 782, U. P. Rec. 290 u. a. Ob auch die Verhandlungen auf der Jahresversammlung des A. Board zu Detroit über dasselbe Thema (Her. 405) durch Warnecks Anregungen veranlaßt sind, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß unter den Missionsfreunden jetzt solche Fragen eifrig erörtert werden. Es deutet darauf hin, daß eine früher herrschende einseitige Auffassung aufgegeben ist und daß ein Bedürfnis gefühlt wird, die Mission auch zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung zu machen. So sehr auch die Leistungen Ws. von englischer Seite anerkannt werden, so sind doch einige Punkte seiner Auseinandersetzung, über die man jenseits des Kanals den Kopf schüttelt. Daß er den höheren englischen Unterricht nicht bedingungslos gut heißt, daß er sich gegen die herrschende Auffassung und Behandlung der Kaste in der Mission Bedenken erlaubt, bleibt dort unbegreiflich.

Es giebt nun einmal verschiedene Auffassungen und wir müssen es uns oft genug gefallen lassen, daß um derselben willen unser Christentum überhaupt angezweifelt wird. Wenn wir aber einen mit so wenig Sachkenntnis geschriebenen Artikel sehen wie „Religious Life in Germany" im Monatsblatt der Free Church 290 ff.), der an uns keinen guten Faden läßt und namentlich die Nachfeier eines Missionsfestes, die als Beispiel unsrer Missionsversammlungen hingestellt wird, geradezu ins Lächerliche zieht, so möchten wir die Redaktion bitten, künftig doch vorsichtiger zu sein und nicht so oberflächliche Artikel drucken zu lassen, deren Verfasser sich nicht die Mühe gegeben haben, unsre Verhältnisse nur einigermaßen gründlicher kennen zu lernen. Darin hat der Berichterstatter allerdings recht, wenn er sagt: „Falls die Heilsarmee morgen in Leipzig aufträte, könnte ich ihr keine tolerantere Behandlung versprechen als die, welche ihr in Genf und Neuschatel zuteil ward." Ich sage: Wir würden uns schämen — abgesehen von den Weltkindern — wenn sich die gläubigen Christen unsres Vaterlandes solch Possenspiel gefallen ließen. Ich bringe sogleich Thatsachen zur Rechtfertigung des harten Ausdrucks. Ich erwähne zuvor nur noch eines weniger parteiischen Urteils über das deutsche Missionswesen, das ein nach Indien zurückkehrender Missionar der schott. Staatskirche abgegeben hat, der sich auf der Durchreise möglichst darüber zu informieren suchte. (Rec. 11.) In einigen Punkten sind jedoch auch ihm Mißverständnisse untergelaufen, wie das unter diesen Umständen wohl zu erwarten war. Ein drittes Urteil endlich enthält der Foreign Missionary (232 ff.), der an der Hand der Geschichte einige Andeutungen über die Missionsleistungen des kontinentalen Europas giebt, die in Amerika und England zu wenig bekannt seien, und zu dem Ergebnis kommt, es könne dort doch nicht die Wüste des Romanismus und des Unglaubens sein, wie man

[1]) Die engl. kirchl. G. bereitet eine neue (die 7.) Auflage ihres hübschen Missionsatlasses vor, der diesmal durch einige Karten zur Darstellung der Missionen andrer Gesellschaften erweitert werden soll. (Int. 125 f.)

sie sich gewöhnlich vorstelle; man solle lieber die betreffenden Missionen gründlicher studieren.

Was nun die Heilsarmee angeht, so haben wir Veranlassung einmal etwas näher auf sie einzugehen, da sie auch auf dem Missionsfelde ihr Unwesen treibt. Ein Leipziger Missionar hat uns in einer Beschreibung, der man den aufrichtigen Schmerz über die Entstellung des Heiligen abfühlt, die Wirksamkeit der Armee in Madras geschildert (Ev. L. M.-Bl. 362 ff.). Man denke sich auf einer Estrade von 12 Fuß im Geviert zwei englische Damen orientalisch gekleidet, die bejahrte, Kapitän, das junge Mädchen, Lieutenant, dahinter drei Ostindierinnen (Halbeuropäerinnen) in Uniform und einige noch nicht eingekleidete weibliche Soldaten. Ein Jüngling (Halbeuropäer) in Mohammedanertracht rührt zum Gesang das Tamburin, ein andrer schlägt die mächtige Trommel. Das bedauernswerte Mädchen hat das Kommando. Ihr Haar ist bis zur Schulter abgeschnitten. Infolge des fortwährenden Hüpfens und Händeklappens fällt ihr das blaue Obergewand, das sie über den Kopf gezogen hatte immer wieder herunter, daß es ihr wie eine Kapuze im Nacken hängt. Mit ihrer köstlichen Stimme singt sie ein Solo, schlägt mit Händen und Füßen den Takt und dreht sich mitunter im Kreise herum. Die übrigen singen jedesmal unter furchtbarem Getrommel aus Leibeskräften den Refrain. Nach einigen Liedern kommandiert Frl. Lieutenant: Knee-drill! (Knieen-Übung). Alles wirft sich auf die Knie und sie selbst beginnt zu beten, bei jedem zweiten Satze schreit der Chor ein lautes Amen dazwischen, wohl zwanzig mal; darauf betet die ältere Dame gleicherweise. Ein weiteres Kommando erklingt: Fire a volly! (Salve abgeben!) und die ganze Armee, auch die Zuschauer, unter denen genug Spötter sein mögen, klatschen die flachen Hände zusammen, daß es einem in die Ohren dröhnt, und sogleich beginnt Frl. Lieutenant wieder zu singen und alles singt, brummt und trommelt mit. Neues Kommando: „Mit aufgepflanztem Bajonett!" Die welche sich zur Armee halten, strecken den rechten Arm in die Höhe und so wird ein Soldatenlied angestimmt. Nach nochmaliger Knieenübung müssen zwei weibliche Kadetten, ostindische Mädchen, etwas reden. Sie machen es kurz und so leise, daß man nichts verstehen kann. Auch ein feingekleideter Herr (Eurasier), der bis dahin buchstäblich zu den Füßen des Frl. Lieutenant gesessen hatte, muß etwas sagen — man versteht nur das Wort „Salvation". Darauf bricht die ganze Armee in ein Triumphlied aus. — „Es ist grade wie im Theater," sagt ein alter frommer Herr und geht. — — Was aber müssen die Eingebornen dazu sagen? Auch unter den Heiden giebt es auf ihre Weise ehrbare Leute, die solch Treiben, namentlich das öffentliche Auftreten der Frauen, nur mit Entrüstung ansehen können. Gelänge es der sogenannten Heilsarmee ihr Treiben in Indien in größeren Maße zu entfalten, so würde sie schon dadurch unsägliches Unheil anrichten, daß sich im Volke der Wahn verbreitete, als würde die christliche Religion von einer Art NAtsch oder Basiwi (Prostituierte, Tempeldirnen) vertreten. Beachtenswert ist auch, was der Missionar bemerkt, daß keine Bibel da war, kein Spruch angewendet wurde und daß er nicht einmal den Namen Jesu gehört habe. Gott bewahre unsre Mission vor diesem Unwesen.

Neben den oben erwähnten Verkennungen unsrer Mission seitens der Brüder in andern Kirchengemeinschaften fehlt es nicht an Angriffen der Feinde gegen die Mission überhaupt, obwohl sie schon beträchtlich seltener werden als früher. Diesmal registrieren wir einen solchen, der sich dem nicht orientierten Leser als ein vernichtender Schlag gegen eines der Missionswerke der Südsee darstellen möchte, bei näherer Betrachtung aber findet man nichts anders als die Chronik unwürdigen Weiberklatsches.

Solche liefert ein gewisser Alfred Lortsch als Beitrag zur Geschichte Aneityums in der illustrierten Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“ (1884 S. 115 ff.). Es ist bekannt daß die Anfänge der Mission auf der genannten Insel sehr erschwert wurden durch Händler, die sich bald nach dem benachbarten unbewohnten Korallenineelchen Inyang zurückzogen, wo sie sich sicherer glaubten, als unter den wilden Einwohnern der Hauptinsel, während Missionar Geddie unter den letzteren wohnen blieb. Die ganzen Mitteilungen des Herrn Lortsch kommen nun darauf hinaus, Geddie und sein Werk anzuschwärzen, wogegen wenigstens die eine jener Händlerfamilien als die achtbarsten Leute herausgestrichen wird. „Da sein eigener Charakter nichts weniger als christlich war, so lieh er nur zu gern den schlechten Ratschlägen seiner Frau Gehör und fand eine Art Genugthuung darin, — wenigstens so schien es[1]) — Unfrieden zu stiften. Sein Hauptbestreben war, die Eingebornen soviel wie möglich gegen die Europäer aufzureizen und es wäre ihm in der That nicht unangenehm gewesen, wenn er eines Tages gehört hätte, die Eingebornen hätten die Weißen allesamt niedergemetzelt.“ Wir halten unsre Entrüstung über diese gemeinen Verleumdungen gegen eine so ehrwürdige Gestalt wie D. Geddie zurück. Daß er kein Heiliger und seine Frau kein Engel war, braucht man uns nicht zu sagen. Daß er sich irren konnte, woraus sich einige der weiteren speciellen Anschuldigungen erklären lassen, auf die unser Raum uns nicht einzugehen gestattet — bezweifeln wir nicht; daß er einmal ein unwürdiges Subjekt auf kurze Zeit zum Kollegen erhielt, der sofort nach seiner Entlarvung entfernt wurde, erschüttert unser Vertrauen nicht zu einem Mann, der so entsagungsvoll wie D. Geddie seine Lebenskraft dem Heile einiger tausend verkommener Wilden gewidmet hat. Doch ganz abgesehen von diesen Erwägungen, es ist mir als wollte einer die Geschichte bereichern, indem er Klatschereien gegen Erwin von Steinbach veröffentlichte, nach denen angeblich der Meister und vielleicht auch seine Tochter Sabina schlechte Subjekte gewesen seien. Wer das Straßburger Münster gesehen hat, der wird auf solche Schmähungen nicht hören. Die vollendete Bekehrung der ganzen Bevölkerung von Aneityum, die in zwei Jahrzehnten durch Geddie und seinen treuen Kollegen Inglis aus Kannibalen zu gesitteten, braven und nach Verhältnis fleißigen Christen gemacht worden ist, steht als eine geschichtliche Thatsache fest wie das Münster. Wer diese kennt, wird über Herrn Lortschs Versuche nur lächeln können.

Wie wenig orientiert übrigens die Korrespondenten des genannten Blattes sind, sehen wir wenige Seiten (123) weiter aus der Bemerkung, daß 1839 auf Eromanga „Missionäre“, nachdem sie jahrelang segensreich gewirkt hatten, mit ihren Frauen erschlagen wurden. Bekanntlich war Williams, der dort in jenem Jahre nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden als Märtyrer fiel, der erste Missionar, der seinen Fuß auf jene Insel setzte. Missionar Gordon wurde samt seiner Frau nach vierjährigem Aufenthalte 1861 ermordet und sein Bruder arbeitete von 1869 bis zu seinem Märtyrertode 1872.

Dem Dr. M. Buchner, der ja auf die Mucker, Missionare und Reverends nicht gut zu sprechen ist, aber durch seine anschaulichen Schilderungen uns schon aus der Südsee manche Missionserfolge aufs beste bestätigt hat, verdanken wir treffliche anschauliche Schilderungen von seiner Reise in Innerafrika. Besonders interessant sind für uns davon die Schilderungen der Verlotterung in den portugiesischen Kolonien und der dortigen kirchlichen Verhältnisse. Sieben Kirchen an einem Orte, aber keine hat ein

[1]) Das Hinterpförtchen des Verleumders.

Dach und in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen — ein überaus schmutziger Neger in den Ruinen Messe lesend, wobei ein andrer als Chorknabe mit einer alten Konservebüchse klingelt — das sind bezeichnende Bilder. (Mitteil. der Afrikanischen Gesellschaft Band I S. 85.) Noch mehr gilt dies von der Beschreibung einer Taufe, durch die auf einem vorgeschobenem Posten im Innern ein alter Häuptling, der sich der Krone Portugals unterwarf, ohne allen Unterricht in der entwürdigendsten Weise als selbstverständlich in die katholische Kirche aufgenommen wurde (ib. 239 ff.). Allen etwaigen Lobrednern der katholischen Methode möchten wir den betr. Bericht zur Beachtung empfehlen.

Nach den Erfahrungen auf seiner weiteren Reise sollte man übrigens glauben, daß Dr. B. wenigstens in zwei Punkten von seinen Vorurteilen gegen die Bestrebungen der Missionsfreunde zurückgekommen sei. Auf dem Hinwege ließ er es noch geschehen, daß seine Leute Sklaven kauften, und führt unter den Gründen, die ihn nicht daran verhindert hätten, auch den an, daß er „seine Meinung über die Sklaverei Innerafrikas von den übertriebenen, nicht immer lauteren Schmerzensschreien englischer Reverends“ nicht habe bestimmen lassen wollen. (Beilage zur Allg. Zeitung 1883 Nr. 220.) Als aber in der Hauptstadt Lundas sich seine Karawane um 50 Sklaven vermehrt hatte, lauter elende Kreaturen, zum teil lahm oder bucklig, die später das Vorwärtskommen wie Bleigewichte erschwerten — da wurde ihm die Sache doch „im höchsten Grade ärgerlich.“ Um „dieses abscheuliche Anhängsel“ los zu werden hatte er sich schon vorgenommen jenseits des Kassai die Rolle eines britischen Kreuzers zu übernehmen und alle diese Sklaven in Freiheit zu setzen. Doch das ging nicht; sie wären damit nur in noch größeres Elend verstoßen worden. (l. c. Nr. 119 vergl. Mitteil. der Afr. Gesellschaft Bd. II 177.) Ähnliche Erfahrungen machte der Reisende mit dem Branntwein über dessen Einführung bei den Naturvölkern die Missionsfreunde bittere Klage führen. Er hatte reichlichen Vorrat davon mitgenommen. Die schlimmen Wirkungen aber, die derselbe auf seine Träger ausübte, brachten ihn schließlich doch zu dem Seufzer: „ich habe leider noch immer von dieser schändlichen Ware!“ (Mitt. d. A. G. II S. 45).

In Sachen der Sklaverei in den portug. Kolonien hat sich der Meteorolog Dr. A. Dankelmann sehr stark über den von englischer Seite gegen dasselbe erhobenen Angriff ausgesprochen (Peterm. Mitteil. 389). „Was ist Liberia?“ ruft er zur Begründung aus. „Wer die Verhältnisse dort gesehen hat, hat genug davon für sein ganzes Leben. Was haben die Missionäre ausgerichtet mit den Milliarden, die ihnen zuflossen?“ Eine etwas genauere Information, Herr Doktor, würde ergeben, daß bis jetzt sämtliche evangelische Missionsgesellschaften in diesem Jahrhunderte etwa eine Milliarde verwendet haben — wenigstens falls Sie nach Mark rechnen. Die Frage aber, was die Missionare ausgerichtet haben, beantwortet sich — um nur eines von zahlreichen schlagenden Beispielen anzuführen — durch die bekannte Umwandlung auf den Südseeinseln, unter denen die christianisierten jedem Europäer einen sicheren Aufenthaltsort bieten, während in der Zeit des Heidentums kein Weißer dort seines Lebens sicher war. Auch berufe ich mich auf das Zeugnis Dr. Buchners, daß „die Muckerei“ die braunen Leute dort glücklicher zu machen imstande sei. Wollen Sie aber nur von Negervölkern sprechen, auf deren Evangelisierung leider erst ein sehr kleiner Bruchteil einer Milliarde verwendet ist, so bedauern wir, daß Sie nicht auf den Baseler Inlandstationen der Goldküste einen Vergleich zwischen den christlichen Gemeinden und den benachbarten heidnischen Dörfern angestellt haben. Derselbe würde unzweifelhaft gezeugt haben, daß die Missionare auch mit recht beschränkten Geldmitteln immerhin noch etwas

ausrichteten. Daß die Amerikaner in Liberia große Fehler gemacht haben, ist uns sehr wohl bekannt. Trotzdem muß doch auch dort etwas geschehen sein, wie der in derselben Nummer des geschätzten Blattes[1]) mitgeteilte, fast begeisterte Bericht des Herrn St. v. Rogoziński bezeugt (S. 366 ff.), selbst wenn man das Lob auf Rechnung etwaigen Optimismus um ein gut teil reduciert. Verwunderlich ist, wie die beiden entgegengesetzten Urteile in einem Blatte so nahe neben einander gerückt sind. Das des gelehrten Meteorologen war augenscheinlich weniger einer sachlichen Erwägung als einer gereizten Stimmung entsprossen.

Der genannte Dr. Buchner ist in letzter Zeit unter andern auch zur Förderung des jungen deutschen Kolonialvereins durch Vorträge thätig gewesen. Der letztere hielt am 6. Januar seine erste Generalversammlung zu Frankfurt a/M. Mancher hat sich wegen der verschiedenen bei diesem Unternehmen mitwirkenden Elemente gescheut, demselben beizutreten. Bei der eminenten Wichtigkeit der Kolonialfrage für die Zukunft unsres Volkes und seiner Mitarbeit am Reiche Gottes meinen wir jedoch, daß solche Bedenken nicht gerechtfertigt seien. Sogleich die erste praktische Wirksamkeit, an welche der Verein jetzt Hand anlegt, die Förderung der bekanntlich auf christlicher — wenn auch separatistischer — Grundlage gestifteten sogenannten Templerkolonien in Palästina durch Beschaffung von Kapitalien (Deutsche Kolonialzeitung I. S. 49) ist wohl geeignet, ihn auch christlich gesinnten Leuten zu empfehlen.

Die Kolonialausstellung in Amsterdam im Laufe des vorigen Sommers, an der sich auch verschiedene holländische Missionsgesellschaften beteiligten, hat leider infolge der Zersplitterung, welche die Zusammenfassung der Sache in eine Hand verhinderte, nicht die Erfolge für die Missionssache gehabt, die man andernfalls hätte erwarten dürfen (Maandber. 186). Doch bot sie eine Gelegenheit zu direkter Missionsarbeit an einer Anzahl Surinamern, die ein früherer Missionar der Brüdergemeinde, jetzt Prediger in Haarlem, regelmäßig besuchte. Das Wort Gottes hat an ihnen, trotz der Schwierigkeit der Situation, reichliche Früchte getragen. (M.-Bl. d. Brdg. 41 ff.)

In London hat Frau Grattan Guineß und ihre Freunde eine Herberge für Asiaten gegründet, in der die Zöglinge des Missionshauses (Harley College) den einkehrenden Fremden das Evangelium nahe bringen (Regions Beyond 15). Bekanntlich besteht seit einigen Jahrzehnten eine ähnliche große Anstalt Strangers Home, in der wir schon vor 20 Jahren einen mit wunderbarer Sprachengabe ausgerüsteten Agenten der Londoner Stadtmission in gesegneter Thätigkeit fanden.

In Utrecht ist in diesem Sommer ein neues Missionshaus der dortigen M.-Gesellschaft eröffnet worden. (Berigten 83, S. 99.) Ein neues Missionsschiff, Morning-Star, größer als das bisherige gleichen Namens und mit Dampfmaschine versehen, beabsichtigt der A. Board zu bauen und hat die Kinder aufgefordert, die Mittel dazu zu beschaffen. Von den erforderlichen 180 000 Mark sind im Laufe eines Monats 100 000 gezeichnet. (Her. 468. 84, 9. 86.)

Schließlich noch ein paar Notizen betreffend Regelung des Missionsbetriebes. Die E. Kirchliche M.-G. hat beschlossen, daß fortan jeder Nationalhelfer, der zu dauernder Arbeit angestellt werden soll, von dem betreffenden Corresponding Comittee auf seine Fähigkeit und Tüchtigkeit zu prüfen ist. Das letztere hat darüber genaue Listen zu führen. (Intell. 452.) Die Maßregel dürfte die Qualität der heranwachsenden Geistlichkeit wohl befördern.

[1]) Leider ist der Redakteur desselben, Dr. E. Behm, einer unsrer ausgezeichnetsten Geographen, inzwischen durch den Tod abgerufen worden.

Die Hermannsburger M. veröffentlicht eine Missionsordnung. „Sie ist nichts neues," sagt das Vorwort, „sondern wesentlich die Ordnung unsrer Mission, wie sie sich geschichtlich entwickelt hat. Was sich als Mangel und Übelstand herausgestellt hat, ist beseitigt, was sich als ein wirklicher Fortschritt bewiesen hat, ist aufgenommen. — — — Die hauptsächlichsten Veränderungen sind, daß nicht mehr ein Superintendent der ganzen afrikanischen Mission vorsteht, sondern zwei, welches teils wegen des ungeheuren Gebietes, teils wegen der beiden verschiedenen Sprachen notwendig geworden war. Ferner, daß den Beiräten nicht bloß beratende, sondern auch, in Geldsachen, beschließende Macht zuerkannt worden ist, und endlich daß der Handel, den mehrere Missionare zum Schaden ihres Berufes über Gebühr betrieben haben, gänzlich den Missionaren verboten ist." (M.-Bl. 209 f.) Der letztere Punkt muß wohl nach dem bußfertigen Bekenntnis in der ersten Nummer des laufenden Jahrganges zu schließen, sich unvermerkt zu einem bedenklichen Übel ausgebildet haben, an dem freilich die traurig niedrigen Gehaltsverhältnisse eine große Mitschuld trifft.[1]) Nun ist es, Gott sei Dank abgethan. Über die betreffenden Verhältnisse finden sich weiter keine eingehenden Angaben.

Soeben erhalten wir durch die Zeitung die Nachricht von der erfolgten Wahl des Pastor Schmalenbach zum Inspektor der Rheinischen Missionsgesellschaft anstelle des zurücktretenden D. Fabri.

Aus Weimar (Eingesandt). — Der allg. evangel.-protest. Missionsverein fängt an in Thüringen Propaganda zu machen. In Weimar ist ein Cyklus von Missionsvorträgen angekündigt worden, den am 4. Februar Pfarrer Buß mit einem Vortrage über: „die Kulturaufgabe des Christentums gegenüber der Heidenwelt" eröffnet hat, einen Vortrag, den er, wie verlautete, an den folgenden Tagen in Gotha und Eisenach zu wiederholen beabsichtigte. Der Vortrag bot im wesentlichen dasselbe dar, was aus den bisherigen Ausführungen von Buß schon bekannt ist. Bei aller Würdigung der bisherigen Missionsarbeit unterzog er dieselbe doch einer ziemlich abfälligen Kritik, insbesondere die seminaristische Vorbildung der Missionare, das aggressive Missionsverfahren, und das dogmatische Christentum, welches die Missionare darböten. Gewiß kann man ja manches in seiner Kritik als zutreffend anerkennen; doch muß geltend gemacht werden, daß das Wahre darin nicht ganz neu und das neue nicht immer ganz richtig ist. Den Gipfelpunkt des Vortrags bildete die Ausführung über das Ziel der vom neuen Verein beabsichtigten Missionsthätigkeit. Christliche Gesinnung zu pflanzen, den Geist der Liebe Christi in die Heiden hineinzutragen, das wurde als Ziel genannt, und mit anerkennenswerter Offenheit hinzugefügt, es sei dabei von geringerer Wichtigkeit, ob die Heiden auch den Namen Christen annähmen, ob sie sich taufen ließen oder nicht. Das ist eine Konsequenz, bis zu welcher dem Redner zu folgen doch wohl auch viele unter den gemäßigt Liberalen Bedenken tragen werden.

Man darf gespannt sein, wie sich der im Großherzogtum bereits bestehende „evangelische Missionsverein" zu diesem neuen Verein stellen wird. Im Gefühle, daß es zu einer Auseinandersetzung kommen muß, hat der geschäftsführende Vorstand einstweilen ein Rundschreiben an die Vorstände der Diözesanvereine erlassen, dem wir folgenden Passus entnehmen: „Es ist Ihnen nicht entgangen, welcher Art die durch den

[1]) Nach der M. ord. erhält der verheiratete Missionar jährlich 60 Pf. St. der unverheiratete 40. Für jedes Kind wird 5 Pf., ebensoviel zur Erhaltung der Station, zur Erhaltung des Wagens und Gespannes 6 Pf. bewilligt.

ſchweizeriſchen Pfarrer Buß angeregten Miſſionsbeſtrebungen ſind, und daß dieſelben auch in Thüringen, insbeſondere neuerdings in unſerm Lande, Boden zu gewinnen ſuchen. So wenig nun wir perſönlich mit den Anſichten des Herrn Buß und ſeiner Freunde übereinſtimmen, ſo glauben wir doch zur Zeit als Vorſtände nicht berufen zu ſein, denſelben entgegen zu treten. Wohl aber erkennen wir es als unſere Pflicht und als die Pflicht aller derer, welche bisher zum evangeliſchen Miſſionsverein unſeres Landes als Glieder und Freunde ſich gehalten haben, nicht nur ſelbſt ihm treu zu bleiben, ſondern auch dafür Sorge zu tragen, daß er keinerlei Schädigung durch jene Beſtrebungen erfahre, vielmehr an Ausdehnung und Wirkſamkeit in den Diözeſen und Gemeinden gewinne. Wie unſer Verein ſich geſchichtlich entwickelt und ſeine Beiträge zwar vereinzelt nach Leipzig, vorzugsweiſe aber nach Baſel geſpendet hat, ſo ſcheint uns dieſe Beſchränkung auch fernerhin feſtzuhalten, namentlich aber es eine einfache Pflicht der Dankbarkeit zu ſein, daß wir der Baſeler Geſellſchaft, deren, wenn auch nicht gleich begabte, doch ſtets gleich eifrig unter uns wirkende Miſſionsprediger uns ſo gute Dienſte geleiſtet haben (und zwar durchaus nicht immer mit reichen Gelderfolgen) unſere Teilnahme und Gaben auch ferner zuwenden. Wir bitten Sie, hochgeehrte Herren, in dieſem Sinn in Ihrem Kreiſe thätig zu ſein, damit am Schluß des angefangenen Jahres womöglich über Fortſchritte unſeres Vereinslebens berichtet werden könne."

Geographiſche Rundſchau.

Von G. Kurze.

(Schluß.)

Auſtralien. — In den engliſchen Kolonien dieſes Erdteiles trat im Jahre 1883 ganz beſonders die Erforſchung des großen Inſellandes Neuguinea auf die Tagesordnung. Die Redaktion des „Aga" und „Argus", zweier großer Tagesblätter in Melbourne, der Hauptſtadt der Kolonie Viktoria, unternahmen es, auf ihre Koſten zwei von einander unabhängige Expeditionen im Sommer vorigen Jahres nach jener Inſel zu entſenden. Das Kommando der von dem „Aga" ausgerüſteten Expedition wurde G. E. Morriſon übertragen, welche ſich durch eine wagehalſige Fußtour quer durch das Feſtland Auſtralien einen Namen gemacht hatte. Derſelbe war nämlich um Weihnachten 1882 von dem Städtchen Normanton am Golf von Karpentaria ausmarſchiert, ohne Begleitung und ohne Waffen, mit einem ſchweren Felleiſen auf dem Rücken, hatte auf ſeinem ſüdwärts gerichteten Marſche die viele Meilen weit überſchwemmten Ebenen teils ſchwimmend teils watend durchquert und war ſchließlich nach 120 Marſchtagen glücklich und wohlbehalten in Melbourne eingetroffen. Die Expedition des „Argus" leitete W. E. Armit, welcher früher in Queensland die Stelle eines Kapitäns bei der aus Eingebornen gebildeten Polizei bekleidete; ihm ſchloſſen ſich Profeſſor Denton, Loftus Irving, Belford und Hunter an. Während über den Verlauf der Morriſoniſchen Expedition noch keine Nachrichten vorliegen, hat das von Armit geleitete Unternehmen ein vorzeitiges Ende genommen. Es ſcheint Armits urſprüngliche Abſicht geweſen zu ſein, von Port Moresby aus in oſtnordöſtlicher Richtung die ungefähr 100 (engl.) Meilen betragende Entfernung bis zur Dyke Acland Bai auf der jenſeitigen Küſte Neuguineas zurückzulegen; aber die Expedition ſah ſich genötigt, je näher ſie der Gebirgskette Owen Stanley kam, immer mehr nach Südoſten zu abzubiegen. Der

äußerste Punkt, den Armit am 17. August 1883 erreichte, war das 120 Meilen in ostsüdöstlicher Richtung von Port Moresby entfernte Dorf Pauman. Während Amits Urteil über den um Port Moresby herumwohnenden Küstenstamm der Motu sehr ungünstig ausfällt, stellt er dem weiter im Innern wohnenden Koisari, die er für Ureinwohner der Insel hält, das beste Zeugnis aus. Nach ihm sind die Koisari wahrheitsliebend, arbeitsam, fleißig und bis ins Kleinste ehrlich. Nirgends fühlten sich die Reisenden mit ihrer Habe sicherer, als gerade unter ihnen. Den unbedeutendsten Gegenstand, welchen man verloren oder weggeworfen hatte, lieferten die Koisari beim Finden sofort ab. Auch das eheliche Verhältnis schien unter jenem Stamme ein besseres, als sonst bei den Eingeborenen zu sein. Die Frauen wurden gut behandelt und fühlten sich offenbar glücklich und zufrieden. Die Häuser waren einsichtsvoll angelegt, Reinlichkeit zeigte sich in allen Dingen und auch die Pflanzungen waren sorgfältig gepflegt und eingehegt. Armits Berichte erwähnen ganz besonders die ungemein gebirgige Natur des Landes und rühmen zugleich die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gebirgsthäler. Im Innern lernten die Reisenden zwei neue Stämme kennen, welche noch nie etwas von den Weißen gehört hatten und denen auch die Verwendung des Eisens unbekannt war. Nachdem die Eingeborenen den ersten Schrecken überwunden hatten, wurden sie sehr zutraulich und freundlich. Ihr Gebiet liegt am Jala-Fluß, einem Arme des Kemp Welch und ist ein ausgesprochenes Bergland. Trotz des schwierigen Terrains haben die Eingeborenen aber große Strecken Landes an den Berghängen urbar gemacht. Da Armit infolge eines Krieges unter den Bergstämmen die Hauptkette, welche die Insel durchzieht, von Pauman aus nicht ersteigen konnte, so beschloß er nach dem Orte Dedurie zurückzugehen und von dort aus einen neuen Versuch zu machen. Inzwischen war Professor Denton erkrankt, und da er seltsamer Weise alle Nahrungs- und Arzneimittel trotz des Zuredens seiner Begleiter zurückwies, so wurde sein Zustand immer bedenklicher. Schließlich wurden auch Belford und Armit vom Fieber ergriffen, so daß die Lage der Expedition eine sehr kritische war. Als dann am 26. August Professor Denton in Berigabade der Krankheit erlegen war, zogen sich die übrigen über Moroka, Sugairi und Nariauma nach Port Moresby zurück. Auf dem Missionsschuner „Ellengowan" langten dann die immer noch vom Fieber Heimgesuchten Anfang Oktober in Cooktown, der Queensländer Hafenstadt, an.

Von dem Interesse, das man in Australien an Forschungsreisen und geographischen Studien nimmt, legt übrigens auch die am 2. April 1883 in Sydney erfolgte Gründung der „Geographischen Gesellschaft von Australien" Zeugnis ab. Die junge Gesellschaft will sich zunächst die wissenschaftliche Erforschung Neuguineas angelegen sein lassen, zu welchem Zweck sie wahrscheinlich von den Ministerien der verschiedenen australischen Kolonien beträchtliche Subventionen erhalten wird. —

Von dem Festlande Australien sind nur kleine Reisen aus dem Jahre 1883 zu registrieren. E. Favence hat im Auftrag der Regierung von Südaustralien die Küstenniederungen im Nord-Territorium durchforscht und an der Mündung des Macarthur-Flusses einen brauchbaren Hafen, sowie am Oberlauf dieses teilweise schiffbaren Flusses ausgezeichnete Weideländereien entdeckt. —

Ferner hat Th. Winnecke im Auftrage derselben Kolonialregierung am 30. Juli vorigen Jahres von Farina, der nördlichsten Eisenbahnstation Südaustraliens, aus eine wohlausgerüstete Expedition nach dem gänzlich unbekannten Gebiete zwischen der Kontinentaltelegraphenlinie und dem Mulliganflusse an der westaustralischen Grenze angetreten. —

Eine andere Expedition unter Leitung von O'Donnel und Carr Boyd wollte

Ende Februar 1883 von Port Darwin aus nach dem Ordfluſſe und dem Kimberley-Diſtrikte ziehen, um die dortigen Gegenden der Viehzucht auſtraliſcher Squatter zu erſchließen.

Dem genannten Diſtrikte galt auch eine Reiſe, welche im vergangenen Jahre im Auftrage der Kolonialregierung von Weſtauſtralien J. Forreſt in Gemeinſchaft mit Brooking und Hardman unternahm. Der Ausgangspunkt der Reiſe war Roebuck-Bai, von wo aus Forreſt am 13. April in nordöſtlicher Richtung nach dem Logueſluß zog, um darnach die Flußgebiete des waſſerreichen und ſchiffbaren Fitzroy, ſowie des Lennard, welcher mit ſeinen Mündungsarmen May und Leda ein Delta bildet, zu erforſchen. Ein größerer Fluß, der Robinſon, ſowie einige kleinere (Townshend, Keighley, Stewart, Trent) wurden der Karte einverleibt; auch ein neuer See, Namens Joſceline, ward entdeckt. Der nördlichſte Punkt, welchen Forreſt erreichte, war Port Usborne. Nachdem die Reiſenden nach Roebuck-Bai zurückgekehrt waren, machten ſie von da noch einen Vorſtoß gen Süden bis Kap Villaret und Lagrange-Bai. Faſt überall an den Flußniederungen, beſonders im Delta des Lennard und am Fitzroy, fand Forreſt prächtige Weideländereien, die ſich für Rindvieh und Pferde, weniger für Schafe eignen. Auch war ein großer Wildreichtum vorhanden; leider fehlten aber auch im Unterlauf der meiſten Flüſſe die Krokodile nicht. Der Strich zwiſchen Roebuck- und Lagrange-Bai hatte viele Quellen und infolgedeſſen auch eine ziemlich ſtarke eingeborne Bevölkerung. Die Hitze war in jenen Gegenden nicht ärger als in Perth, der Hauptſtadt Weſtauſtraliens, dagegen bildeten die mit dem Auftreten der tropiſchen Vegetation im Norden zugleich maſſenhaft ſich einſtellenden Moskitos eine wahre Landplage.

Polarregionen. — Im Jahre 1883 unternahm der berühmte Befahrer der Nordoſtpaſſage, Freiherr von Nordenskiöld (ſprich Nurdenſchöld), von ſeiner ſchwediſchen Heimat aus eine Grönlandfahrt, auf der es ihm beſonders darauf ankam, den Wahrheitsbeweis für ſeine Hypotheſe zu erbringen, daß das Innere Grönlands eisfreies Land ſei, und zugleich über die Lage altnormanniſcher Anſiedelungen auf der Oſtküſte Grönlands ſich zu vergewiſſern. Am 23. Mai 1883 trat Freiherr von Nordenskiöld auf dem ſchwediſchen Poſtdampfer „Sophia“, welchen ihm ſeine Regierung zur Verfügung geſtellt hatte, von Götaborg aus ſeine Fahrt an, zu welcher ihm der ſchwediſche Großkaufmann Dr. Oskar Dickſon, wie ſchon zu früheren arktiſchen Reiſen, die nötigen Mittel bewilligt hatte. Begleitet war der Leiter der Expedition von einem wiſſenſchaftlichen Stabe, welcher aus dem Geologen Dr. Nathorſt, dem Arzt und Botaniker Dr. Berlin, dem Hydrographen Dr. Hamberg, dem Ornithologen und Entomologen Kolthoff, dem Konſervator Dr. Forsſtrand und dem Photographen Kjellſtröm beſtand. Außerdem befanden ſich noch an Bord des Schiffes als Eispilot der erfahrene norwegiſche Walroßjäger Johanneſen und zwei Lappländer, welche auf dem grönländiſchen Binneneiſe gute Dienſte leiſten ſollten. Nach einer flüchtigen Berührung des Hafens Reykjavik auf Island, und nachdem die treibenden Eismaſſen ein Vordringen auf der Oſtküſte Grönlands zunächſt unmöglich gemacht hatten, unternahm Nordenskjöld einige Rekognoscierungen auf der Weſtküſte und entſchied ſich dann dafür, den 130 km ins Land einſchneidenden Aulaitſivik-Fjord als Ausgangspunkt ſeiner grönländiſchen Binnenreiſe zu wählen. Am 4. Juli erfolgte beim prächtigſten Wetter der Aufbruch nach dem Innern in öſtlicher Richtung, wobei das zerklüftete und unebene Eis die Schlittenkarawane nur langſam vorrücken ließ. Nirgends wollte ſich eisfreies Land zeigen, vielmehr nahmen die Schwierigkeiten der Wanderung auf dem ungeheuren von Weſten nach Oſten allmählich anſteigenden Rieſengletſcher, welcher das Innere Grönlands bedeckt, täglich zu,

ſodaß am 21. Juli auf dem 18. Lagerplatze in einer Höhe von 1492 m die Expedition ſich zum Stillſtande verurteilt ſah; man hatte innerhalb jener 18 Tage nur 180 km zurücklegen können. Auf Nordenskiölds Anweiſung drangen die beiden Lappländer auf Schneeſchuhen noch 230 km in öſtlicher Richtung bis zu einer Höhe von 1971 m vor, aber auch ſie fanden keine Spur von eisfreiem Lande. Nun machte Nordenskiöld einen neuen Verſuch, längs der Oſtküſte Grönlands mit der „Sophia“ vorzudringen, und es glückte ihm auch, trotz der treibenden Eisſchollen, in den König Oskar-Fjord einzulaufen. Die Ruinenfunde in der Nähe dieſes Hafens waren aber zu unbedeutend, um die Niederlaſſung von Normannen an dieſer Küſtenſtrecke mit Gewißheit behaupten zu können. Bedeutendere Ruinenreſte hat bekanntlich im Auguſt 1881 der Herrnhutermiſſionar Brodbeck am Kangerdlugsſuaitſiak-Fjord, der ſüdlichſten Einbuchtung der Oſtküſte, aufgefunden. Ende September war die Sophia-Expedition glücklich wieder in der ſchwediſchen Heimat angelangt.

Dr. F. Boas aus Minden hat ſich die Erforſchung des arktiſchen Amerika als Ziel geſetzt und iſt im Sommer vorigen Jahres auf der „Germania“, welche die deutſche Polarexpedition am Kingawa-Fjord abholen ſollte, zunächſt nach dem Kumberland-Sund gefahren. Von ſeiner Station Kikkerton aus hat er im vorigen Herbſt zunächſt eine Reiſe nach dem Kigruik-Fjord ausgeführt und dann die Brigg „Katharine“ nach Wacham-Island begleitet. Neben der Berichtigung der Karte widmete ſich Dr. Boas ethnographiſchen Studien und hoffte um Weihnachten von Kikkerton nach dem Fox-Kanal zu reiſen. —

Afrika. — Der durch ſeine frühere Reiſe an den Nyaſſa- und Tanganjikaſee bekannte engliſche Geolog J. Thomſon hat im vorigen Jahre im Auftrage der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft das Wagnis unternommen, von der Sanſibarküſte aus auf dem direkten Wege durch das Gebiet der wilden Maſai nach dem Ukereweſee vorzudringen. Am 6. März 1883 verließ Thomſon in der Dampfbarkaſſe „Sues“ des britiſchen Stationsſchiffes „London“ die Inſelſtadt Sanſibar und traf am nächſten Tage in der engliſchen Miſſionsſtation Frere Town bei Mombaſa mit ſeinen vorausgeſandten Trägern und dem als Thomſons Famulus fungierenden engliſchen Matroſen Martin zuſammen. In den nächſten Tagen wurde das Karawanenlager nach den engliſchen Miſſionsſtationen Jomwu und Rabai vorgeſchoben, wo wie in Frere Town die Miſſionare der Expedition die möglichſte Förderung angedeihen ließen. Der definitive Aufbruch ins Innere erfolgte erſt am 17. März und man gelangte in ſieben Tagemärſchen über Kevale, Taro und Maungu nach Ndara, dem am Abhang des gleichnamigen Bergzuges gelegenen vorgeſchobenſten Miſſionspoſten der Church Missionary Society. Auf dem Weitermarſche hatte Thomſon in Bura einen Zuſammenſtoß mit den Wateita, welcher trotz des Gebrauches der Gewehre ſchließlich einen friedlichen Ausgang nahm. Am 31. März ward Daveta, hart am Jipeſee, erreicht, nachdem man zuvor den kleinen Dſchalaſee paſſiert hatte. Bis hierher konnte man den Verlauf der Reiſe einen günſtigen nennen, obſchon drei Träger unterwegs zurückgelaſſen werden mußten und ebenſoviele ſich aus dem Staube gemacht hatten. Letzteres war nicht zu verwundern, da Thomſon bei dem Mangel an Trägern in Sanſibar jedwedes Geſindel, das ſeine Dienſte anbot, wohl oder übel hatte engagieren müſſen.

In Daveta gab es für alle Expeditionsmitglieder ſchwere Arbeit während zwölf Tage, da es galt, 50000 Schnüre Perlen aus dem mitgebrachten Rohmaterial zu bilden und nahezu 500 Kriegsgewänder für die Maſai zuſammenzunähen. Beiderlei Gegenſtände mußten auf der von Thomſon projektierten Marſchroute durch das Maſaigebiet

die Stelle des baren Geldes vertreten. Trotz aller Aufsicht und Strafandrohungen brachten es die diebischen Träger doch fertig, über drei Ladungen Perlen bei der Arbeit verschwinden zu lassen.

In Daveta erfuhr Thomson zu seinem Ärger betreffs des deutschen Arztes Fischer, der zu jener Zeit ebenfalls die Reise von der Sansibarküste nach dem Seengebiet machte und jetzt 120 Kilometer westlich von Daveta in Aruscha-wa-Chini lagern sollte, daß derselbe nicht, wie man Thomson in Sansibar berichtet hatte, die nördlichere Route über den Keniaberg nach jenem großen Binnensee gewählt habe, sondern auf dem südlicheren, von Thomson angenommenen Wege marschiere. Da die von Thomson mitgenommenen Tauschwaren ausdrücklich auf die letztere Route berechnet waren und auf der nördlicheren keinen Kours hatten, so sah sich Thomson schließlich doch gezwungen, den Spuren des deutschen Reisenden zu folgen; um nicht die gleichen Ortschaften zu berühren, beschloß er, eine schwierigere und teuere Nebenroute über Kiraragwa und Ndupduk einzuschlagen. Ehe Thomson von Daveta aufbrach, sah er sich noch nach einem zweiten Führer und Dolmetscher um. Einen solchen Namens Muhinna hatte der englische Reisende bereits in Mombasa durch Vermittelung des Missionar Wakefield engagiert. Jetzt glückte es Thomson, einen sehr tüchtigen Dollmetscher in der Person eines gewissen Sadi zu gewinnen, der früher schon Von der Decken und New bei ihren Touren nach dem Schneeberge Kilima-Ndscharo gute Dienste geleistet hatte. Obgleich Sadi nun in Daveta in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte, bedurfte es doch sechstägiger Verhandlungen, ehe er sich zum Mitgehen entschloß.

Wenn schon die Suahelihändler in Daveta bedenklich die Köpfe über die wenig zahlreiche Expedition schüttelten, da sie gewöhnt waren, durch das Masaigebiet nur Karawanen in der Stärke von 500—1000 Mann ziehen zu sehen, so begann doch am 19. April Thomson von der waldigen Umgebung Davetas aus seinen gefahrvollen Weitermarsch längs des südlichen Abhanges des Gebirgslandes Dschagga, aus welchem sich der doppelgipfelige Kilima-Ndscharo zu einer Höhe von 18 700 Fuß erhebt. Leider machten es die täglichen Wolkenansammlungen an den Abhängen des Berges Thomson unmöglich, denselben in seiner ganzen Majestät zu bewundern. Kaum war das erste Lager am Ufer des vom Schneeberge gen Süden laufenden Flusses Habali aufgeschlagen, so wurde dasselbe durch einen Boten des Häuptlings Mandara von Moschi — einem Distrikte am Südabhange des Kilima-Ndscharo — alarmiert, welcher Meldung davon machte, daß über 1000 Masaikrieger auf der Marschronte der Thomsonschen Karawane zwei Tagereisen voraus lagerten und daß ein Zusammentreffen mit derselben entweder zu einem mörderischen Kampfe oder zu dem Verluste sämtlicher Waren des Reisenden führen würde. Die Aussicht, in die Hände Mandaras zu fallen, war Thomson zwar auch nicht gerade die angenehmste, aber es war doch von zwei Übeln das kleinste und so marschierte denn Thomson am nächsten Tage unter Voraussendung einer Avantgarde in der Richtung auf Moschi, passierte die mit dem Habali parallel laufenden Flüsse Goni und Kilema und lagerte zur Nachtzeit zwischen zwei erloschenen Vulkanen. Am folgenden Tage wurde ohne Unfall die Grenze Moschis erreicht, innerhalb deren Thomson den Vorbeimarsch der Masai abwarten wollte. Um den unfreiwilligen Aufenthalt auszunutzen, machte der Reisende dem berühmten Häuptlinge Mandara einen Besuch und wurde von jenem stattlichen, einen wahrhaft fürstlichen Eindruck machenden Manne in glänzender Weise aufgenommen. Obgleich Thomson mit leeren Händen kam, so spielte Mandara — entgegen allem sonstigen Brauch bei afrikanischen Potentaten — mit keinem Worte auf etwa erwartete Geschenke an, sondern suchte seinem Gaste den Aufent-

halt ſo angenehm wie möglich zu machen. Thomſon benutzte dieſe günſtige Stimmung dazu, am zweiten Tage ſeines Aufenthaltes bei Mandara den Kilima-Ndſcharo hinanzuſteigen, um die Flora und Geologie des Berges zu ſtudieren. Er kam indes nach einem höchſt anſtrengenden Marſche von ſieben Stunden nur bis zu dem Hochplateau von Dſchagga in der Höhe von 9000 Fuß, und da am ſelben Tage der Rückmarſch angetreten werden ſollte, ſo konnte Thomſon nur wenig botaniſieren, ſondern mußte ſich beeilen, um Moſchi wieder zu erreichen, wo inzwiſchen Mandara ein großartiges Feſt vorbereitet hatte. Da unterdeß auch die Nachricht von dem Abzuge der Maſai eingelaufen war, ſo trennte man ſich von dem liebenswürdigen Mandara, um die Reiſe gen Nordweſten fortzuſetzen. Zwei Tage ſpäter wurde aber Mandaras Name nur noch unter Verwünſchungen genannt; denn es ſtellte ſich hinterdrein heraus, daß er Thomſon um ein doppelläufiges Gewehr, eine Bayonnetflinte, einen Revolver, einen Eiſenkoffer, einen vollſtändigen Anzug, eine große Menge Tuch und viele kleinere Artikel beſtohlen hatte.

Die nächſten zwei Tagemärſche führten durch unebenes Terrain, auf welchem Waldſtreifen, Grasſavannen und Dorngeſtrüppe miteinander abwechſelten. Die ganze Gegend ſüdlich vom Kilima-Ndſcharo war mit Eruptivblöcken überſäet, in den Flußrinnen beſtand das Geſtein meiſt aus Agglomeraten und Tuff. Die Lavaſtröme, welche gekreuzt wurden, rührten meiſt von Nebenkratern an der Südoſtſeite des Dſchaggagebirges her, während vom Kilima-Ndſcharo herab kein großer Lavaſtrom den Fuß der Berge erreicht zu haben ſchien. Von den beiden Gipfeln des Schneeberges heißt der höhere weſtliche Kibo und der niedrigere öſtliche Kimawenzi; der erſtere hat das Ausſehen eines vollkommenen Kraters, während der andere in eine ſcharfe Spitze ausläuft. Die Hochebene von Dſchagga bildet eine breite, unregelmäßige Terraſſe von 4—9000 Fuß Erhebung, welche den Schneeberg Kilima-Ndſcharo in einer durchſchnittlichen Breite von zehn (engl.) Meilen umgiebt. Nur der äußere, etwas niedrigere Rand dieſer Terraſſe iſt von den Eingeborenen angebaut und bildet das eigentliche Dſchagga. Den ſchönſten Blick auf den Bergrieſen hat man von Madſchame am Südweſtfuße der Terraſſe aus.

Nach Überſchreitung der bedeutenden Flüſſe Weriweri und Kikaſo ging die weſtliche Marſchrichtung der Karawane in eine nördlichere über und in zwei Tagemärſchen ward Kibonoto, ein wichtiger Punkt in dem Bezirke Schira an der Weſtſeite des Kilima-Ndſcharo erreicht, wo ſich die Karawanen für ihren Durchzug durch das Maſailand zu verproviantieren pflegen, da in letzterem nur Ochſenfleiſch zu haben iſt. Am zweiten Tage nach Thomſons Ankunft in Kibonoto erſchienen daſelbſt Abgeſandte der am Fluſſe Ngare-na-Erobi wohnenden Maſai, um den Reiſenden dahin einzuladen. Da Ngare-na-Erobi eine der ſogenannten Eingangspforten ins Maſailand bildet, ſo nahm Thomſon die Einladung gern an, obgleich Fiſcher auf demſelben Wege gezogen war und deſſen Träger ein blutiges Zuſammentreffen mit den Maſai gehabt hatten. Mit den Abgeſandten der Maſai, welche im Lager der Expedition über Nacht geblieben waren, brach Thomſon am 3. Mai auf und gelangte nach zweiſtündigem Marſche aus dem gewellten und bewaldeten Terrain von Kibonoto heraus an eine Stelle, wo ſich ihm der erſte Ausblick auf das Maſailand bot. Weſtwärts erhob ſich der prächtige Kegelberg Meru, im Oſten ſtieg das Schiragebiet allmählich an, ſodaß der größte Gipfel des Kilima-Ndſcharo faſt dahinter verſchwand. Zwiſchen dieſen beiden Pfeilern des Eingangsthores zum Maſailande ſchweifte der Blick hindurch auf eine pittoreske Landſchaft, in der Bergketten mit ſteil aufſtrebenden Gipfeln eine hervorragende Stelle einnahmen. So traf z. B. in nördlicher Richtung der unregelmäßig geſtaltete Gebirgsſtock Doengo Erok el Kaptei hervor, in nordweſtlicher Richtung ſchloß ſich der dem Meru ähnelnde Ndaptuk

an und noch weiter nach Weſten zu konnte man in der Ferne die Umriſſe der Berge am Guaſo N'Ebor und Ngurannani, ſowie die Kette von Gilai entdecken. In der unmittelbaren Nähe vom Raſtplatze der Karawane war die Landſchaft von Baumwuchs entblößt, mit Ausnahme des Laufes des Ngare-na-Erobi; dagegen deutete weiter im Nordweſten in der Ebene des Ngare-na-Njoki ein grüner Fleck das Vorhandenſein eines Waldes an. Die obengenannten Bergketten ſchließen eine mit niedrigen Vulkankegeln bedeckte Ebene ein, auf der ſich außer der Viehherden der Maſai zahlreiche Antilopen, Zebras, Strauße und Nashörner umhertreiben. An zwei Punkten verrieten aufſteigende Rauchwölkchen die Stellen, wo die Niederlaſſungen der Maſaihäuptlinge Lingowei und Mbaratien gelegen waren. Dieſe Dörfer beſtehen aus kreisrunden Dornverhauen, hinter welchen eine Reihe von kuppelförmigen Hütten einen zweiten Ring bilden. Als Material verwendet man beim Hüttenbau Stangen und Kuhdünger; der Durchmeſſer der Wohnungen betrug wenig über 6 Fuß, die Höhe 4—5 Fuß. Der inmitten der Hüttenreihe übrigbleibende freie Raum dient als Aufenthaltsſtätte für das Vieh während der Nacht.

Nahe dem Dorfe des Lingobei an einer ſcharfen Flußkrümme des Ngare-na-Erobi ließ Thomſon ſein Lager aufſchlagen, und es währte nicht lange, ſo tauchten hunderte von Maſaikriegern mit ihren gewaltigen Speeren und zierlich geſtalteten buntbemalten Schilden auf. Noch vor Einbruch der Nacht nahmen ſie zehn Traglaſten Waren, beſonders Eiſendraht, als Hongo (Wegezoll) in Anſpruch, und die Art und Weiſe der Verteilung unter den Maſai ſtellte dem weiteren Verkehre Thomſons mit jenem unbändigen Hirtenvolke kein günſtiges Prognoſtikon. Der Hongo wird nämlich hier nicht wie ſonſt in Afrika von dem Häuptlinge, ſondern von der Geſamtheit des Volks erhoben und da dieſes in verſchiedene Klans zerfällt, ſo wird jedem derſelben ein beſtimmter Teil der Waren zugeworfen und die weitere Verteilung der Genoſſenſchaft überlaſſen. Anſtatt nun dieſelbe in Ruhe vorzunehmen, ſtürzen ſich die Betreffenden darauf, wie Wölfe auf ihre Beute. Wenn zwei Männer ihre Hände auf einen und denſelben Gegenſtand legen, ſo muß der Schwächere dem Stärkeren weichen, und wo die Körperkräfte der Rivalen gleich ſein ſollten, da ſpricht gewöhnlich der Eime (Schwert) das letzte entſcheidende Wort. So ward auch Thomſon bei dieſer erſten Verteilung Zeuge, wie zwei Maſai ſich mit dem Schwerte böſe Fleiſchwunden beibrachten. Wie leicht ſie überhaupt zum Schwerte greifen, ſollte dem Reiſenden ebenfalls deutlich werden; denn als er ermüdet von der zudringlichen Neugier eines Maſai, der ſich über die weiße Farbe von Thomſons Beinen vergewiſſern wollte, denſelben zurückſtieß, zog der Maſai ſofort ſein Schwert; er beruhigte ſich aber wieder, als Thomſon die Sache ins Komiſche zog. Als am nächſten Tage alle El Nioran (die jungen unverheirateten ſtreitbaren Männer) verſchwunden waren und ſich nur wenige ältere Leute in der Nähe des Lagers erblicken ließen, erfuhr Thomſon zu ſeiner großen Enttäuſchung, daß die Maſai vom Legoiſtamme, welcher die Ebene des Ngare-na-Njoki inne hat, dem Durchzuge der Karawane ſich widerſetzen würden. Ein Weißer — es war Fiſcher gemeint — habe auf ſeinem Durchzuge durch ihr Gebiet, ſo ließen die Legoi Thomſon ſagen, einen Vertrauten des Häuptlings Mbaratiani und zwei Frauen getötet. Sie hätten das Blutgeld zur Sühne von ihm zwar angenommen, weil er ihnen zu ſtark geweſen ſei, um ihn mit den Waffen entgegenzutreten, nun wollten ſie ſich aber für die verſäumte Rache an einer kleinen Karawane ſchadlos halten und da käme ihnen die Thomſonſche beſonders gelegen. Daß dies kein leeres Gerede war, bewies der Zuzug ſämtlicher junger Krieger aus dem umgebenden Gebiete zum Häuptling Mbaratiani. Zum Glück waren die Häuptlinge und alten Leute von Ngare-na-Erobi gegen den Ausbruch der Feindſeligkeiten; dies wollte aber nicht viel bedeuten, da ihre Gewalt über die jungen Leute nur eine nominelle iſt.

Spione überwachten das Lager Thomſons, welcher es für gut fand, eine kühne Haltung anzunehmen und den Aufbruch der Karawane für bevorſtehend ſowie ſeine Bereitwilligkeit, den Fehdehandſchuh aufzunehmen, erklärte. In Wirklichkeit aber war es ihm nur um Deckung ſeines Rückzuges zu thun; denn ein Vorrücken mit ſeiner kleinen Karawane unter den obwaltenden Verhältniſſen wäre Wahnſinn geweſen.

Am Abend des 6. Mai ſchlich ſich ein Blutbruder des Führers Sadi zu Thomſon ins Lager und brachte ihm die Hiobspoſt, daß für den nächſten Tag die Maſai von Ngare-na-Njoki einen Angriff auf ſein Lager vorhätten. Ihm gab Thomſon zur Antwort, daß ſie den Maſai einen warmen Empfang bereiten würden; kaum aber war der Bote wieder aus dem Lager fort, als Thomſon ſämtliche Leute alarmierte und mit einem Nachtmarſche den Rückzug begann. Zum Glück war die Nacht dunkel und es fiel Regen, ſodaß die Maſaiſpione ſich aus der Umgebung des Lagers zurückzogen; auch gebrauchte Thomſon die Vorſicht, die Lagerfeuer noch gehörig mit Brennmaterial zu verſehen, damit ihr frühes Erlöſchen nicht zum Verräter würde. Da die Rückzuglinie ganz nahe an dem Lagerplatze Lingobeis vorbeilief, ſo wäre Thomſon mit ſeinen Leuten verloren geweſen, wenn ein Hund angeſchlagen oder einer der Eſel einen Laut von ſich gegeben hätte; indes alles verlief nach Wunſch und am frühen Morgen rückte die Karawane wieder in Kibonoto ein. Kaum war das Lager aufgeſchlagen, als ein wütender Regenſturm hereinbrach, welcher faſt den ganzen 7. Mai über währte und jedenfalls eine Verfolgung vonſeiten der regenſcheuen Maſai vereitelte. Einen Augenblick dachte nun Thomſon daran, in weſtlicher Richtung über Aruſcha-wa-Jun und Kiſongo das Maſailand zu erreichen, aber ein Blick auf ſeine zuſammengeſchmolzenen Waren und die Gewißheit, an jenen Orten beträchtliche Hongos zahlen zu müſſen, überzeugten den Reiſenden von der Notwendigkeit eines weiteren Rückzuges. So blieb denn Thomſon in Kibonoto nur ſo lange, bis die nötigen Vorräte zu dem Marſche durch die Steppe nach Daveta aufgekauft waren und erreichte in fünf Tagereiſen letzteren Ort; hier hörte er, daß erſt im Juli eine größere Karawane nach dem Maſailand ziehen werde, der er ſich anſchließen könne. Um nicht ſeine Zeit müßig in Daveta zu verbringen und um möglichſt billig neue Tauſchwaren einzukaufen, brach Thomſon nach nur eintägiger Raſt mit zwölf Trägern — die andern ließ er in Daveta zurück — wieder auf und marſchierte in einem fünftägigen Gewaltmarſche an die Küſte nach Mombaſa zurück. Nachdem hier die nötigen Einkäufe beſorgt waren und die vonſeiten der Miſſionare in Frere Town dem Reiſenden in liebenswürdiger Weiſe gebotene Gaſtfreundſchaft ihn zu neuen Mühſalen geſtärkt hatte, brach er wieder ins Innere auf. Nach den neueſten kurzen Nachrichten war Thomſon bereits am 2. Juli wieder in Daveta und wollte am 8. Juli mit einer von Pangani ausgegangenen arabiſchen Karawane zunächſt gemeinſam bis Moſira — einer halbwegs zwiſchen dem Kilima-Ndſcharo und dem Ukereweſee gelegenen Ortſchaft — marſchieren; in Sanſibar kurſierte die Nachricht, daß er am 1. Auguſt ſich in der Nähe des Naiwaſchaſees, alſo ca. 120 engliſche Meilen nordweſtlich vom Kilima-Ndſcharo befunden habe. —

Faſt gleichzeitig mit Thomſon zog auch der ſchon erwähnte deutſche Arzt Dr. Fiſcher im Auftrage der Hamburger Geographiſchen Geſellſchaft nach dem Maſailande. Durch ſeinen mehrjährigen Aufenthalt in Sanſibar und ſeine dadurch gewonnene Kenntnis von Land und Leute, ſowie durch ſeine Aſſociierung mit einer ſtarken arabiſchen Handelskarawane waren zu einem Vordringen nach dem Ukereweſee und dem habmythiſchen Baringoſee die günſtigſten Vorbedingungen gegeben. Im Dezember 1882 brach er von der Hafenſtadt Pangani ins Innere auf und marſchierte über Pare, Aruſcha und Sigirari nach dem bisher noch von keinem Europäer geſchauten Naiwaſchaſee. Nur noch

sechs Tagereisen trennten ihn vom Ufer des Baringosees, als ein Heerhaufe von 3000 Masai der Karawane den Weg verlegte. Schon vorher bei Sigirari hatte er einen Zusammenstoß mit den Masai gehabt, bei welchem seine Träger in der Notwehr einige Feinde — siehe oben im Thomsonschen Reiseberichte — getötet hatten. Auf seinem Rückmarsche zog Fischer westwärts um den Naiwaschasee, berührte den Natronsee am Fuße des Vulkanes Doenyo Ngai, bestieg den Meruberg und langte am 28. August mit reichen Sammlungen wieder in Sansibar an. Sobald vonseiten des jetzt in Hamburg weilenden Reisenden ausführlichere Mitteilungen vorliegen, gedenken wir in der nächsten Rundschau auf Dr. Fischers Expedition wieder zurückzukommen. —

Um die Gebirgsregion des Kilima-Ndscharo in botanischer und prologischer Hinsicht zu durchforschen, wird der englische Naturforscher und Maler H. Johnston — der bereits am Kunene und Kongo mit afrikanischen Verhältnissen sich bekannt gemacht hat — im Auftrag der British Association und der Londoner Geographischen Gesellschaft im März dieses Jahres nach Ostafrika abreisen.

Literaturbericht.

1) **Von Zychlinsky:** „Missions-Bibel." Mit einem Vorwort von D. Warneck. (Gütersloh 1884. 48 S. 60 Pf.) Eine nach bestimmten Gesichtspunkten geordnete Sammlung aller auf die Mission bezüglichen Schriftsprüche, die nicht nur das reichhaltigste Missionstexte-Repertorium bietet, sondern in sich selbst eine mächtige Missionspredigt ist. Mit Ausnahme des kurzen Vorworts enthält das Schriftchen nur Bibelworte ohne jeden Kommentar seitens des Herausgebers.

2) **Frick:** „Geschichten und Bilder aus der Mission." Heft 4. (Halle, Waisenhaus 1884. 25 Pf., 100 Expl. 20 M.) Dieses Heft enthält wieder neben einem ganz kurzen Vorwort zwei je ca. einen Bogen lange trefflich gelungene Artikel: eine Töchterschule in Indien (mit sehr schönem buntem Bild) und Barth. Ziegenbalg (mit Holzschnitt). Wir haben uns früher wiederholt über den hohen Wert dieser volkstümlichen Missionsschrift ausgesprochen und können uns daher jetzt darauf beschränken zu sagen: lest nicht nur selbst, sondern verbreitet dieses Schriftchen in den weitesten Kreisen.

3) Bei folgenden kleinen Schriftchen begnügen wir uns mit der Titelanzeige:

a) „Die Evangelisation der Welt eine Möglichkeit." Pred. von Brown. (Gütersloh. 30 Pf.)

b) **von Engelhardt:** „Der Herr siehet." Erinnerungen aus dem Leben des Pfarrer Ludwig in Darös. (Basel. 30 Pf.)

c) **Hesse:** „Die Heidenpredigt in Indien." (Ebd. 25 Pf.)

d) **Gengnagel:** „Sieg des Ev. in einem Brahmanenherzen." (Ebd. 10 Pf.)

4) **Rev. A. Merensky:** Original Map of South Africa. (Berlin 1884, Simon Schroppsche Landkartenhandlung.) Der bekannte frühere Superintendent der Berliner Mission in Transvaal, der sich schon früher um die Kartographie jenes Landes verdient gemacht hat, liefert hier eine große (Maßst. 1 : 2 500 000), vierblättrige Karte von dem ganzen Südafrika. Selbst der Zambesi ist noch aufgenommen und die Zeichnung bis über die Grenzen Innerafrikas fortgeführt. Die Karte ist fleißig nach den neuesten Materialien bearbeitet und in sauberer und klarer Lithographie vervielfältigt. Sie dient allgemeineren Zwecken, daher sind die Missionsstationen nicht durch besondere Farben und Zeichen hervorgehoben. Doch auch der Missionsfreund wird sie mit Nutzen gebrauchen, zumal wenn er sich der kleinen Mühe unterzieht selbst farbige Unterstreichungen nachzutragen. Daß die Schrift um des auf England und Südafrika berechneten Absatzes willen in englischer Sprache gegeben ist, wird auch den der letzteren nicht mächtigen wenig stören, da die Namen uns ja auch sonst meistens in englischer Orthographie entgegentreten. Wem es darum zu thun ist eine übersichtliche Darstellung der sämtlichen südafrikanischen Missionsfelder nach den neuesten Verhältnissen zu haben, dem wird die Karte willkommen sein. Besonders möchten wir auf den Vorzug vor allen bisherigen ähnlichen Karten aufmerksam machen, daß diese weiter nach Norden reicht und noch die Gebiete umfaßt, in welche demnächst auch die Mission wird vorrücken müssen.

Die Mission der Church Miss. Soc. in der chinesischen Prov. Fukien.[1])

Von Hauptpastor Ranke.

I. Land und Leute.

Wenn man an der Südostküste Chinas von Hongkong aus nach Norden segelt, kommt man nach einer Fahrt von ungefähr 400 Seemeilen zu der Mündung eines großen Flusses, des Min, der sich unterm 25. Grad nördlicher Breite in die Straße von Fukien (oder Formosa) ergießt. Eine Anzahl kleiner malerischer Inseln umsäumt die Küste; es bedarf aller Vorsicht, um an ihnen vorbei und zwischen ihnen hindurch die Einfahrt in den Strom zu gewinnen, der hier, hohe fast senkrechte Wände zu beiden Seiten, wie aus einem Felsenthor hervorbricht. Anfangs gleicht das Flußbett einem engen Kanal, doch schon nach kurzer Fahrt stromaufwärts wird es breiter. Chinesische Dörfer mit hohen Warttürmen hängen am Fuß der Felsen oder schauen aus der Höhe ins Thal herab. Bald hier bald dort stürzt sich ein rauschender Gebirgsbach mit schäumenden Wellen in den Fluß. Schon zeigen sich auf allen Seiten die Spuren chinesischen Fleißes, jedes Fleckchen Land ist sorgfältig bebaut. Noch einmal gehts durch einen Engpaß, an Bergen vorbei, die sich bis zu 1000 Fuß erheben. Dann öffnet sich ein schönes, fruchtbares Thal, in dessen Mitte die Hauptstadt der Provinz Fukien, die große Handelsstadt Futschau liegt.

Der dichte Mastenwald und die Schiffswerften an beiden Seiten des Ufers verkünden ihre Nähe. Gleich darnach zeigt sich eine Brücke aus gewaltigen Granitblöcken, die sich in vielen Bogen über den Fluß spannt. Es ist die „Brücke der 10000 Menschenalter" (chinesisch Wanschau-Kiau). Links von ihr liegt die stark bevölkerte Vorstadt Nantai, wo auf höherem Terrain die Häuser der europäischen Kaufleute stehen. Rechts gehts hinüber nach Futschau. Durch eine enge gewundene Straße, die wohl drei Meilen[2]) lang sein mag, gelangt man ins Innere der Stadt, deren Einwohnerzahl auf 600000 geschätzt wird. Den besten Überblick über die Stadt und ihre Umgebung hat man von dem Hügel

[1]) The Story of the Fuh-Kien Mission of the Church Missionary Society. London 1882. Intelligencer and Records of the Ch. M. S. Jahrg. 1880—83. Jahresberichte der Ch. M. S. 1878—81.

[2]) Hier, wie überall in diesem Artikel englische Meilen.

Wu-schi-schan, d. i. „Schwarzenfels-Hügel", der hoch über das Häusermeer emporragt. Es lohnt sich der Mühe, da hinaufzusteigen. Die Stadt selbst freilich ist trotz der Menge ihrer Bananen, nach denen sie von den Chinesen Bananenstadt genannt wird, nicht allzu malerisch. Nur durch die schönverzierten Flaggenstangen und rotangestrichenen Gebäude, welche sich hin und wieder über die niedrigeren Häuser erheben — Tempel und Mandarinenwohnungen zeichnen sich auf diese Weise aus — wird etwas Abwechselung in das sonst ziemlich einförmige Bild gebracht. Weit mannichfaltiger dagegen ist der Anblick, den die Umgebung der Stadt darbietet. Es ist ein Genuß, über die weite wohlangebaute Ebene, die hier etwa 20 Meilen breit ist, hinzuschauen. Gleich Silberfäden ziehen sich zahlreiche Kanäle durch die üppig grünenden Felder und Gärten, über die wie über einen Teppich Dörfer in Menge ausgestreut liegen. Hier glänzt der Spiegel eines Fischteiches dem Auge entgegen, dort zieht ein Tempel oder ein Grabdenkmal oder eine schöne Baumgruppe den Blick auf sich. Hinter dem allen aber stehen wie ferne Riesenmauern, düster und gewaltig, die hohen Berge, von denen die Ebene begrenzt wird.

Immerhin ist es nur ein geringer Teil der Provinz Fukien, den man von diesem Aussichtspunkte überblickt. Die Provinz umfaßt ungefähr einen Flächenraum wie Bayern, Württemberg und Baden zusammen genommen, ist aber doppelt so stark bevölkert. Mit ihren 20 Millionen Einwohnern könnte sie recht wohl für sich allein ein Königreich bilden. In Wirklichkeit nimmt sie unter den 18 Provinzen Chinas eine der untersten Stellen ein. Sie zerfällt in 12 Kreise oder Regierungsbezirke (Fus und Tschius), die ihrerseits in 70 Distrikte (Hiens und Tings) geteilt sind. Der kleinere Teil der Provinz liegt nördlich des Flusses Min, der größere südlich, doch befinden sich in jenem, dem nördlichen Teile die blühendsten und volkreichsten Städte. Wir nennen als Städte „erster Klasse" (Fu-Städte) außer Futschau selbst Hok-Ning, nördlich am Meeresufer, Jong-ping, westlich, wo der Kiang-Ling mit dem Min sich vereinigt, Kiong-Ning, nordwestlich, wo der Kiang-Ling aus den Bohie-Bergen hervorströmt. Diese Städte zählen sämtlich hunderttausende von Bewohnern. Kleiner, wenn auch noch immer groß genug, sind die Städte zweiter Klasse (Hien-Städte) wie Lieng-Kong, Lo-Nguong, Ning-Taik, lauter Seestädte im Norden von Futschau, Kutscheng im Westen, an einem Nebenflusse des Min, Hok-Tschiang südlich vom Min, ungefähr ebenso weit vom Meere, wie Futschau selbst. Auch auf diese Städte dürfen im Durchschnitt 60—100 000 Einwohner gerechnet werden. Dazu kommen dann die zahllosen kleinern Städte, Flecken, Dörfer. Die

Provinz ist teilweise geradezu übervölkert. Daraus erklärt sich, daß von ihr jene gewaltige Flut der Auswanderung ausgegangen ist, durch welche in den letzten Jahrzehnten Kalifornien, Australien und der indische Archipel eine so zahlreiche chinesische Bevölkerung erhalten haben.

Fukien bietet große landschaftliche Reize. Die Berge, welche die Grenze gegen die inneren Provinzen bilden, erheben sich bis zu 6000 ja 8000 Fuß.

„Sie senden Höhenzüge aus, die sich, wenn auch vielfach unterbrochen, durch die ganze Provinz verbreiten und zuletzt in kühnen Vorgebirgen ins Meer hinaustreten. Noch weiter draußen stehen gleich Vorposten zahllose kleine Inseln die ganze Küste entlang. Ins Innere der Berge führen Thäler von hoher Schönheit, klare Bergwasser durchströmen und befruchten sie. Reis- und Maisfelder bedecken den Thalgrund. Wo das Land sich zu erheben beginnt, findet man Äcker mit süßen Kartoffeln. An den Abhängen ziehen, wie in Europa die Weinberge, Theepflanzungen sich hinan. Auch an Tabak- und Zuckerrohr-Plantagen fehlt es nicht."

Besonders großartig ist die Hauptkette des Gebirges im Westen und Nordwesten. Durch Riesenthore aus Felsgestein, von der Natur selbst aufgebaut, schreitet hier der Wanderer hin. Wunderlich geformte Gipfel, die nicht selten wie gigantische Statuen von Menschen und Tieren sich ausnehmen, schauen aus der Höhe auf ihn herab. Phantasie und Aberglaube finden hier den weitesten Spielraum.

Die Provinz wird in ihrer ganzen Breite von Westen nach Osten vom Min durchströmt, der mit seinen Zuflüssen gleichsam ein großes Netz der Bewässerung bildet. Diesem Umstande, den chinesischer Fleiß auf jede Weise auszubeuten versteht, dankt das Land vor allem seine Fruchtbarkeit. Übrigens giebt es in der Provinz doch auch weniger bevorzugte Gegenden. So hat z. B. der Distrikt von Hok-tschiang, namentlich da, wo er gegen das Meer hin abfällt, teilweise sandige oder mit Felsblöcken wie übersäte Landstrecken, denen die Bewohner nur mit Mühe ihr kärgliches Brot abringen.

Wie mannichfaltig die Produkte des Landes sind, wurde bereits angedeutet. Die Haupthandelsartikel, die in Futschau auf den Markt gebracht und von da ausgeführt worden, sind Bauholz und Thee. Letzterer gedeiht besonders gut in dem nordwestlich gelegenen Distrikt der Bohie-Berge, derselben Berge, deren wunderliche Gestalten soeben beschrieben wurden.

Die Chinesen von Fukien gleichen an Charakter der Gegend, die sie bewohnen. Sie sind ein derberes und kräftigeres Geschlecht als die Bevölkerung der nördlichen Provinzen.

„Diejenigen, welche sich im Binnenlande angesiedelt haben, wo die Bergrücken und

Felsgipfel sich am höchsten erheben, besitzen etwas von der energischen und kühnen Sinnesart, wie sie sich unter dem unvermeidlichen Kampfe mit den Beschwerden und Gefahren einer Gebirgsgegend zu entwickeln pflegt. In den andern, welche näher an der Küste wohnen, mischen sich die Eigenschaften des Gebirgsbauern und des Seemanns. Im chinesischen Kriege von 1856/57 staunten die englischen Schiffsärzte über den ruhigen und unbeugsamen Mut, mit welchem Leute aus diesen Provinzen, die als verwundete Gefangene unter ihre Behandlung kamen, die schmerzhaftesten Operationen bestanden."

Die Standesunterschiede sind dieselben wie anderwärts im chinesischen Reiche. Die herrschende Klasse sind die Literaten, d. h. Männer, welche eins oder mehrere der üblichen vier Examina bestanden und dadurch die Anwartschaft auf eine Anstellung im Staatsdienst erworben haben. An Mandarinen und sonstigen Vertretern der kaiserlichen Autorität fehlt es nicht. Doch vermögen sie, da ihnen die nötigen Machtmittel, wie sie ein stehendes Heer oder eine wohlorganisierte Polizeimannschaft gewährt, fast völlig abgehen, ihren Einfluß in nur sehr beschränktem Maße geltend zu machen. Die Masse des Volkes besteht aus Kaufleuten, Handwerkern, Bauern, Tagelöhnern. Jeder regt sich, so gut er kann, und wird dabei durch staatliche Bevormundung nur wenig beengt. In den großen Städten namentlich pulsiert eine geradezu fieberhafte Geschäftigkeit. Zu erwerben, vorwärts zu kommen, reich zu werden, das ist's, was diese tausende begehren, wodurch sie in unablässiger Bewegung erhalten werden.

Werfen wir einen Blick auf die chinesische Gesellschaft, wie sie sich dem Auge des Europäers auf den Straßen von Futschau darstellt.

„Welches Getreibe auf allen Seiten! wie wogen die Menschenmassen auf und ab! Überall Unordnung, und doch nirgends Verwirrung. Diese gewinnsüchtigen Händler, die ihr Geschäft mit der äußersten Anstrengung betreiben, nehmen gleichwohl die größte Rücksicht auf ihre Umgebung. Die Straße ist schlecht gepflastert, wir sind froh, daß wir bei trockenem Wetter über die tiefen Löcher und zahllosen Schmutzhaufen dahinschreiten. An einem Regentage würden wir es vorziehen, nach dem Brauch der wohlhabenden Chinesen in einer Sänfte uns tragen zu lassen. Wir treten in eins der Häuser, die an der Straße liegen. Beim ersten Blick meint man, sie seien mit der Rückseite gegen den Beschauer gekehrt. Aber bei näherer Untersuchung finden wir, daß es wirklich die Front ist, die wir vor uns sehen. Die Thür ist die einzige Öffnung der einstöckigen Schuppen, in welchen dieses wunderliche Volk beisammenwohnt wie Hennen im Hühnerstall. Die Hausthüren sind so angebracht, daß sie einander nicht gegenüber liegen: man will dadurch den bösen Geistern den Zugang erschweren. Der vordere Teil des Hauses ist offen und mit einem doppelten Ladentisch versehen, so daß der Besitzer seine Kunden ebensowohl drinnen unter Dach, als draußen unter freiem Himmel bedienen kann. Der Unterbau der Häuser ist von Stein, der Oberbau dagegen besteht aus hölzernem Fachwerk, welches mit Latten bedeckt oder mit Mörtel, zuweilen auch nur mit Lehm ausgefüllt ist. Die Gestalt des Daches erinnert daran, daß die ursprünglichen Wohnungen der Chinesen Zelte waren. Jeder Kaufmann stellt in seinem Hause ein Tischchen für eine der Handelsgottheiten auf und zündet davor täglich zwei-

mal Räuchwerk an. Vor dem Hause ist eine Tafel angebracht bis zu sieben Fuß hoch, auf welcher der Name des Kaufmanns und sein Motto, z. B. „Gegenseitiger Vorteil" „Unübertroffene Güte" u. s. w. geschrieben steht. — Indem wir uns den Stadtthoren nähern, gewinnen wir den Eindruck, als müßte irgend ein großes allgemeines Unheil innerhalb der Mauern, etwa ein Erdbeben oder ein Brand, die ganze Bevölkerung gezwungen haben, in die Vorstädte zu wandern und ihr Geschäft unter freiem Himmel zu treiben. Denn hier finden wir nicht nur wandernde Obsthändler, Pastetenbäcker, Köche, Galanteriewaarenhändler, sondern auch Schmiede, Kesselflicker und Schuhmacher. Daß wir Buchhändler auf der Wanderschaft erblicken, erscheint uns nicht eben auffallend. Dagegen überrascht es uns Wechsler, Apotheker, Droguenhändler, von denen wir doch meinen, daß sie, um von jedermann gefunden zu werden, an einem bestimmten Platze wohnen müßten, mit ihrem ganzen Kram umherziehen zu sehen. Nun begegnen uns auch Geschäftsleute, deren Gewerbe unser Verständnis übersteigt, Leute, die aus der Hand weissagen, zukünftiges Geschick verkünden, glückliche Tage wählen. Ein Zahnkünstler, der eben vorüberkommt, hat zum Beweise für seine Geschicklichkeit eine abscheuliche Kette von Schneide- und Backzähnen um den Hals gehängt. Das ist doch etwas. Was für Beweise aber sollen wir von dem Manne uns geben lassen, der es versteht, glückliche Tage zu wählen? Und doch macht er ein gutes Geschäft, denn kein Chinese kann ein wichtiges Unternehmen beginnen, keiner kann sich verheiraten oder — begraben werden außer an einem glücklichen Tage."

Nicht alle Städte übrigens sind so voll Leben wie Futschau. Es giebt andere, in welchen die früher jedenfalls viel stärkere Bevölkerung in solchem Grade abgenommen hat, daß der Raum innerhalb der Umfassungsmauern nur sehr teilweise mit Häusern besetzt ist. Ja, von einer Stadt dieser Provinz, Kutscheng, wird gemeldet, daß sie geradezu den Eindruck einer Totenstadt mache. Ein ganzes Drittel des bewohnbaren Raumes gehört den Verstorbenen. Tausende von Särgen stehen da auf Straßen und Plätzen umher, nur durch eine Art von Schutzdächern gegen Regen und Sonnenglut gedeckt. Die Lebenden beschäftigen sich ausschließlich mit Ackerbau, von Industrie ist nicht die Rede. Und doch ist Kutscheng kein kleines Städtchen, — der Umfang der Stadtmauern beträgt $4^1/_2$ Meilen, das ist mehr als 7 Kilometer.

Im allgemeinen zeigt sich dem Europäer, der nach Fukien kommt, wenn er das Land betrachtet, eine seltsame Mischung von Civilisation und Barbarei, wenn er mit dem Volke verkehrt, eine eigentümliche Verbindung von Wohlhabenheit und Verkommenheit, Fleiß und Schmutz. Im Tagebuch eines Missionars heißt es in demselben Abschnitt zuerst: „Die Leute im Norden der Provinz sind physisch denen der Hauptstadt bei weitem überlegen, und das trefflich angebaute Land zeigt allenthalben die Spuren blühenden Wohlstandes" und gleich darnach: „Wohin wir auch kamen, fanden wir die Gebäude in einem Zustande weit vorgeschrittenen Verfalles. Solch eine chinesische Stadt erscheint unserem Auge wie eine

ungeheure Trümmerstätte, überfüllt mit Menschen, die im Kot waten und daran ihre Freude haben." Man kann sich vorstellen, wie sehr der europäische Reisende unter diesen Zuständen leidet. Über die Gasthäuser berichten die Missionare geradezu haarsträubendes. Es ist eine große Seltenheit, wenn man in einem derselben ein Fremdenzimmer findet, in dem man ohne Ekel übernachten kann. Gewöhnlich bieten diese Herbergen ein Bild der entsetzlichsten Unreinlichkeit und beinahe unglaublicher Verwahrlosung.

In religiöser Beziehung ist über die Bewohner von Fukien nicht viel besonderes zu sagen. Das Moralsystem des Konfutius teilt sich auch hier in die Herrschaft mit Taoismus und Buddhismus. Einen wirklich durchgreifenden Einfluß aber übt ebenso wie anderwärts in China einzig und allein die aus viel früherer Vorzeit stammende Ahnenverehrung. Sie ist es, die dem religiösen Leben des ganzen Volkes den eigentümlichen, echtchinesischen Charakter giebt.

„Die Ahnenverehrung herrschte lange ehe Konfutius seine fünf Kardinaltugenden einschärfte, lange ehe von Taoistischen Kasteiungen und Zauberbräuchen die Rede war, lange ehe der Buddhismus das Land mit Tempeln und Pagoden, Konventen und Klöstern, Priestern und Nonnen überschwemmte. Welches Haus wir auch betreten, überall finden wir die Ahnentafeln, Brettchen von zwölf Zoll Länge und drei Zoll Breite, jedes mit dem Namen, Rang, Geburts- und Todestag dessen, an den es erinnern soll. In den Häusern der Reichen hat man dafür besondere Hallen, in den Hütten der Armen sind sie im Wohnzimmer über einer Art von Gesimse angebracht. Vor diesen Ahnentafeln betet und opfert man, namentlich am 1. und 15. des Monats."

Nahe verknüpft mit der Ahnenverehrung ist der Aberglaube des Fung-tschui (Wind und Wasser), worunter man einen gewissen geheimnisvollen Einfluß versteht, von dem Glück oder Unglück abhängt.

„Die üblen Wirkungen dieses eigentümlich chinesischen Aberglaubens begegnen einem allenthalben und hindern jede Art von Fortschritt. Ein Verstorbener ist beerdigt worden, sein Grab befindet sich an einem Orte, der kein gutes Fung-tschui hat, durch Winde oder Dämpfe oder irgend etwas anderes werden seine Gebeine belästigt. Dann hat die Seele keine Ruhe im Schattenlande und Armut, Krankheit, Unglück der mannichfaltigsten Art trifft infolge dessen die Überlebenden. Das ist die Ursache, weshalb der Chinese, wo immer er sich aufhält, im Lande des Fung-tschui, wie man China wohl nennen könnte, begraben zu werden wünscht. Das Fung-tschui macht die Einführung von Eisenbahnen unmöglich, es hindert die Errichtung von Telegraphenleitungen, es stört die Erbauung von Straßen, es hemmt allen Fortschritt in der Architektur, es tötet selbst das Verlangen nach irgend einer Besserung. Die Punkte des Wahrsagerkompasses, den man benützt um das Fung-tschui zu bestimmen, haben mehr Macht über die Gemüter als all das, wodurch die Civilisation des Landes gefördert werden könnte."

Auch die Sagen und Legenden von lokaler Färbung, wie man sie in den einzelnen Distrikten der Provinz findet, stehen großenteils mit der Ahnenverehrung im Zusammenhang. „Die Geister der Verstorbenen

füllen das Land. Sie sind im Wind und im Sturm und ihr Einfluß macht sich überall fühlbar." Einige Beispiele aus der Gegend von Hok-tschiang mögen das veranschaulichen. „Eine besonders beliebte Gottheit in dieser Gegend ist Tang-ek-ne-sang, d. i. die Dreizahl der Gebrüder Tang. Zwei von diesen edlen Brüdern sind als Selbstmörder gestorben, der dritte war ein Dieb. Das arme Volk glaubt, diese Selbstmörder und dieser Dieb seien imstande, sie vor Krankheit und Tod zu schützen und ihnen Glück und Wohlstand zu verleihen." Jede seltsame Bergspitze in der dortigen Gegend ist von Geistern bewohnt. Auf dem Bambusfelsberg (Sioh-Tek-Sang) z. B. hauft ein Geist, der sich durch weissagende Visionen offenbart. Tausende von Männern und Frauen wandern alljährlich aus dem umliegenden Lande zu diesem Berge, um auf seinem Gipfel zu übernachten. Haben sie dann einen Traum, so ist ihr Gebet erhört. Von der ersten Person, die ihnen am nächsten Morgen begegnet, müssen sie sich die Deutung des Traumes erbitten. Und welcher Art auch diese Deutung sein mag, sie wird als ein Orakel heilig gehalten. In derselben Gegend ist ein Fels, der ungefähr die Gestalt eines Schweines hat. Dieser Fels soll einst von einem feindseligen Geiste bewohnt gewesen sein. Das Volk glaubt steif und fest, daß er in jener Zeit oftmals bei Nacht seinen Standort verlassen habe und ins Thal herabgekommen sei, um die Reisfelder und Gärten zu verwüsten. Auf einem andren Berge, der nahe bei der Stadt Hok-tschiang liegt, haben sich zwei Geister niedergelassen, deren Schatten beständig sichtbar sind. „Alle diese Geister oder Gottheiten haben die Macht Regen und Wind zu senden. In Zeiten der Dürre werden die Berge, auf denen sie wohnen, vom Volk, bisweilen auch von den Beamten besucht, um Regen zu erflehen."

Das Volk verehrt aber seine Ahnen nicht nur. Es ist auch stolz darauf, von ihnen abzustammen. Daß China das erste Land der Welt sei, daß nichts über chinesische Weisheit gehe, gilt als selbstverständlich. Mit Verachtung blickt man auf die Europäer herab, diese „Barbaren", diese „fremden Teufel", wie man sie zu nennen liebt.

Endlich sei noch erwähnt, daß auch in dieser Provinz das Opiumrauchen furchtbare Verheerungen anrichtet. Es giebt Gegenden, wo fast die ganze Bevölkerung unter dem Banne dieses entnervenden Lasters schmachtet.

Von solcher Art ist das Missionsfeld in Fukien. Römisch-katholische Missionare arbeiten darauf schon seit zwei Jahrhunderten, scheinen aber nicht allzuviel ausgerichtet zu haben. An protestantischen Missionsgesellschaften sind außer der englisch kirchlichen, die ihr Hauptgebiet nördlich

vom Min hat, insbesondere diejenigen der amerikanischen bischöflichen Methodisten und Kongregationalisten zu erwähnen, welche südlich vom Min arbeiten. Weiter nach Süden, in der Gegend von Amoy haben auch noch verschiedene andre englische und amerikanische Missionsgesellschaften Stationen angelegt.

II. Geduld der Heiligen und ihre Frucht.

Wer eine Brücke bauen will, muß damit beginnen, einen Stein nach dem andern in die Tiefe zu senken. Er darf sich nicht darüber beklagen, daß eine Zeitlang von dem Fortschritt des Werkes nichts zu sehen ist. Dieselbe Erfahrung pflegen die Missionare zu machen, wenn sie ein neues Feld in Angriff nehmen. Auch in der Provinz Fukien ging es nicht anders.

Im Mai 1850 kamen die ersten Missionare der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft, Welton und Jackson, nach Futschau. Amerikanische Missionare, die vier Jahre früher eingetroffen waren, hatten ihre Wohnung im Fremdenviertel der Vorstadt Nantai nehmen müssen. Dagegen wußte der englische Konsul, freilich erst nach mancherlei Schwierigkeiten, für seine Landsleute die Erlaubnis zur Niederlassung auf dem Hügel Wuh-schi-schan, inmitten der eigentlichen Stadt, auszuwirken.

Schon im nächsten Jahre sollten die Brüder inne werden, daß das eine zwar sehr günstige, aber auch sehr gefährliche Lage sei. Der erste November dieses Jahres, der neunte Tag des neunten Monats nach chinesischer Rechnung, war ein großer Festtag. Wie üblich pilgerte man in Scharen aus der Stadt nach dem Hügel Wu-schi-schan, um daselbst Drachen steigen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit nun machte ein fanatisierter Volkshaufe einen Angriff auf das Missionsgehöfte, erbrach das Thor und zerstörte und plünderte das Eigentum der Missionare. Welton, der, wie es scheint, allein anwesend war, konnte sich nur dadurch vor thätlichen Mißhandlungen schützen, daß er sich in das Innere eines benachbarten Tempels flüchtete. Einige Monate später mieteten die Missionare ein Haus, in welchem sie eine Schule eröffnen wollten. Arbeitsleute wurden gedingt, um die nötigen Reparaturen und Veränderungen an dem Gebäude vorzunehmen. Aber kaum hatten diese ihr Werk begonnen, als ein Haufe von Literaten sie umringte und mit wilden Drohungen zur Einstellung der Arbeit zwang. Die beiden Männer, welche man als Lehrer anzustellen dachte, — heidnische Chinesen, denn die ersten Taufen fanden erst viel später statt, — wurden sogar auf obrigkeitlichen Befehl eingezogen und nach harter körperlicher Züchtigung

ins Gefängnis geworfen. Die Missionare bekamen so schnell genug einen Vorschmack der Mühen und Leiden, mit welchen das Werk in der Provinz Fukien bis auf diesen Tag verknüpft gewesen ist.

Trotz alledem gelang es schließlich, ein Grundstück auf dem Hügel Wu-schi-schan förmlich für die Mission zu erwerben oder genauer mit der Berechtigung, den Vertrag immer wieder erneuern zu dürfen, für eine Reihe von Jahren zu pachten. Auf diesem Grundstück wurden hierauf Missionshäuser und verschiedene andere Gebäude errichtet.

Im übrigen war der Anfang des Werkes glückverheißend genug. Welton, der einige ärztliche Kenntnisse besaß, richtete Sprechstunden für Kranke in seinem Hause ein, die von der chinesischen Bevölkerung bald stark benutzt wurden. 2—3000 Fälle kamen jährlich zur Behandlung. Und nicht nur leibliche Hülfe fanden die Kranken hier. Es wurde überdies jedem von ihnen durch den Missionar ein chinesischer Traktat gereicht, der den suchenden Seelen den Weg zum rechten, himmlischen Arzte wies. Diese Thätigkeit war trefflich geeignet, die herrschenden Vorurteile zu zerstreuen.

Unter den Landleuten der umliegenden Ortschaften, unter den Besuchern der Vorstellungen, welche in den Tempeln von wandernden Schauspielertrupps gegeben wurden, unter den Studenten, die sich zum Staatsexamen in Futschau einstellten, unter den Kranken, zu denen er gerufen wurde, unter den Aussätzigen in ihrem abgesonderten Dörflein, unter den tartarischen Soldaten in ihrem Quartier ging er ungehindert ein und aus, stets die Botschaft des Evangeliums auf den Lippen. Überall hörte das geringe Volk ihn gern, selbst die Frauen lernten allmählich ihre Schüchternheit überwinden.

Aber es war diesem trefflichen Manne leider keine lange Wirksamkeit beschieden. Nachdem sein Kollege Jackson schon 1852 auf ein anderes Arbeitsfeld versetzt worden war, wirkte Welton allein in Futschau bis 1855. Dann hatte er noch die Freude, zwei Missionare, die ihm zu Hülfe gesendet waren, M'Caw und Fearnley, begrüßen zu dürfen. Schon im folgenden Jahre jedoch brach seine Gesundheit zusammen. Er kehrte nach England zurück und starb bald nach seiner Ankunft.

Die beiden Missionare, die er in Futschau zurückgelassen, waren ihres Vorgängers würdig. Sobald sie die ersten chinesischen Worte stammeln konnten, gingen sie mit größter Energie ans Werk. Noch hatten sie nicht das Recht, Predigtplätze innerhalb der Stadt zu eröffnen. Doch wehrte ihnen niemand die Verkündigung des Evangeliums auf offener Straße, und sie machten von dieser Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch. Eine Stelle aus dem Tagebuch Fearnleys mag uns das veranschaulichen:

Ich kehrte, so schreibt er, in der Südstraße nach meiner Wohnung zurück. „Hier kann man unmöglich predigen, der Lärm ist zu arg und das Gedränge zu groß. Für die Errichtung einer Kapelle wäre der Platz ja sehr geeignet. Aber Straßenpredigt, — nein, das geht nicht an.“ So etwa hatte ich gedacht, als ich bei Beginn meiner Wanderung die Straße hinabschritt. Nun, da ich zurückkam, rief mir der Besitzer einer Weinschenke, der meinen blauen Korb bemerkt hatte, zu: „Hast du Bücher? Gieb mir eins.“ Ich trat nahe an seine Schenke heran und fragte ihn: „Weißt du denn, was für Lehren meine Bücher enthalten?“ „Ja,“ sagte er, „die Lehren Jesu.“ „Gut denn,“ erwiederte ich, „ich will dir etwas von Jesu Lehren mitteilen, wenn du zuhören magst,“, und ohne ihm das Buch sogleich zu geben, begann ich, ihm und seinem Nachbar und ein paar andern, die draußen umherstanden, etliche Bruchstücke jener herrlichen Wahrheit darzubieten, welche die Menschen weise machen kann zum ewigen Leben. Bald hörte ich eine schwache Stimme zu meiner Linken in offenbar ernstem Tone die Frage stellen, ob Jesus noch lebe. Als ich mich nach dem Sprecher umwandte, erkannte ich in ihm einen hinfälligen Greis mit abgemagertem Antlitz und mildem Blick, recht einen Mann, dem daran gelegen sein mußte, von dem Lande der ewigen Freude zu hören, wo Alter und Schwachheit nicht mehr gefunden werden. So gab mir seine Frage einen trefflichen Ausgangspunkt, von dem zu reden, der tot war und ist nun lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Nachdem ich eine Zeitlang an dieser Stelle geredet hatte, versammelte sich allmählich eine große Volksmenge. Ich trat immer weiter zurück, um mich vernehmlich zu machen. Zuletzt stieg ich auf eine Art von steinerner Brustwehr auf der entgegengesetzten Seite der Straße. Alle meine früheren Zuhörer folgten mir hierher, ja die Menge wurde, weil hier mehr Raum war, noch größer als zuvor. Und hier nun, in der Hauptstraße von Futschau, redete ich zu ihnen, so lange meine Stimme es aushielt. Immer wieder wurde ich durch Fragen, die aus der Menge laut wurden, zum Weitersprechen angeregt. Ich stellte ihnen, soweit mein geringer Sprachvorrat es zuließ, Gericht und Ewigkeit vor Augen und bat sie, so lange es noch „heute“ heiße, so lange das Grab sich noch nicht über ihnen geschlossen habe, den Heiland, Jesum Christum zu suchen.

Es war auffallend, schreibt er am folgenden Tage, wie viel Interesse in diesem Teil der Stadt bereits rege geworden ist. „Bücher, Bücher,“ so heißt es überall. Viele riefen mir nach, wie ich glaube in der Absicht, mich zu verspotten: „Jesus! Jesus! Jesus ist sehr groß.“ So hat der wundervolle Name hier seinen Lauf begonnen, jetzt noch in Schmach und Schande, das Ende aber, so hoffen wir, wird Lobpreis und Anbetung sein.

Viel kam ja bei dieser Art von Thätigkeit nicht heraus und konnte nicht dabei herauskommen. Doch war schon das ein Erfolg, daß die Leute aufmerksam wurden. Übrigens war den beiden Nachfolgern Weltons abermals nur eine kurze Laufbahn beschieden. M'Caw wurde nach kaum zweijährigem treuem Wirken vom Fieber dahingerafft, während Fearnley sich nach weiteren zwei Jahren durch schwere Erkrankung seiner Frau genötigt sah, Futschau zu verlassen. Als er abreiste, blieb wieder nur ein Missionar, der nicht lange zuvor aus der Heimat angelangt war, er hieß Smith, auf der Station.

Der Name dieses Smith hat für die Mission von Fukien besondere

Bedeutung. Er hatte noch nicht lange gewirkt, war wohl eben erst der Sprache mächtig geworden, als aus der Heimat die Botschaft anlangte, das Missionskomitee gehe ernstlich mit dem Gedanken um, die Arbeit in Futschau aufzugeben.

Man schrieb jetzt 1860, zehn volle Jahre waren ohne irgend welchen sichtbaren Erfolg dahingegangen. Wie nahe lag da die Frage, „ob es auch recht sei, während man den Anforderungen der weit hoffnungsvolleren mehr nördlich gelegenen Missionsgebiete in der Provinz Tsche-Kiang kaum genügen konnte, an einem Orte, wo Gott seinen Segen zurückzuhalten schien, hartnäckig auszuharren." Smiths Antwort war die ernste und dringende Bitte, auf seinem Posten bleiben zu dürfen. Und siehe, der Glaube des treuen Mannes fand alsbald seinen Lohn. Noch vor Schluß des Jahres konnte er nach Hause melden: „Ich hoffe, daß das Morgenrot eines schöneren Tages für uns heraufsteigt. Es stehen jetzt drei Männer im Taufunterricht, die es, wie mir scheint, von Herzen aufrichtig meinen.

Dieser Erfolg ergab sich auf demselben Wege, auf dem einst Welton vorgegangen war. Ein Missionsarzt Collins von der Station Schanghai, der als Gast in Smiths Hause verweilte, hatte während der Dauer seines Aufenthaltes Sprechstunden für Kranke eingerichtet. Unter seinen Patienten waren auch jene drei Männer gewesen.

Die ersten Taufen fanden im Jahre 1861 statt, und rasch besserten sich nun die Aussichten der Mission. Weitere Taufbewerber stellten sich ein. Die chinesischen Behörden gestatteten, Kapellen und Schulen innerhalb der Stadt zu errichten. Scharen aufmerksamer Zuhörer versammelten sich bei den Gottesdiensten. Immer stärker wurde die Nachfrage nach Bibeln und Traktaten. Auch in den Dörfern der Umgegend von Futschau fanden die Kolporteure freundliche Aufnahme. Und was das Beste war, Smith konnte nach Ablauf eines weiteren Jahres berichten (Anfang 1863), daß die Bekehrten „trotz Verfolgung, Schmach und Not die Aufrichtigkeit ihres Glaubens bewährt hatten."

Im Sommer 1862 traf Missionar Wolfe in Futschau ein. Durch diese Verstärkung ermutigt fing Smith bereits an, Pläne betreffs der Ausbreitung des Evangeliums in der Umgebung von Futschau zu entwerfen. Doch war es ihm nicht mehr vergönnt, dieselben reifen zu sehen. Er starb im Oktober 1863, und wieder stand nur ein einziger Missionar auf dem weiten Arbeitsfeld. Ja für einige Zeit war Futschau sogar völlig verwaist. Nicht lange nach Smiths Tode wurde auch Wolfe todkrank. Und als er sich endlich in der Besserung befand, mußte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Hongkong gehen.

Immerhin war die Lage des Missionswerkes bereits eine völlig andere als bei den früheren Verlusten.

„Es gab nun doch eine eingeborene Gemeinde, schwach zwar an Zahl, aber stark an Glaubenseifer. Smith hinterließ bei seinem Tode 13 Getaufte und 5 Taufbewerber. Ein treuer und tüchtiger Eingeborener, Wong-Kiu-Taik, der einst durch den Dienst amerikanischer Missionare bekehrt worden war, wirkte als Evangelist; hunderte von Zuhörern kamen in die beiden, inmitten der Stadt gelegenen Kapellen, um seinen Predigten zu lauschen. Der gute Hirte verließ seine Schafe nicht, und obwohl eben in der Zeit, in welcher Wolfe in Hongkong krank lag, die kleine Gemeinde eine ziemlich schwere Verfolgung durchzumachen hatte, so kam doch zuletzt alles zu einem guten Ende."

Der Grund war gelegt und der Mann war vorhanden, den Gott bestimmt hatte, darauf weiter zu bauen. Die Geduld der Heiligen hatte den Plan behauptet.

III. Eine Entdeckungsreise.

Der Apostel Paulus sagt einmal, er sei als Prediger des Evangeliums allen alles geworden, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche. Es ist einer der wichtigsten Grundsätze auch für die moderne Mission, den er damit ausspricht. Nur der Missionar wird seine Aufgabe in rechtem Segen erfüllen können, welcher sich mit der besonderen Art des Volkes, unter dem er wirken soll, gründlich vertraut gemacht hat, so daß er mit ihm zu denken und zu fühlen versteht.

Kaum von seiner Krankheit wiederhergestellt, betrat Missionar Wolfe einen Weg, der ihn dazu führen sollte, den Chinesen ein Chinese zu werden. Er durchreiste im Jahre 1864[1]) die Provinz Fukien, zuerst in einem Boote den Min hinauf, dann zu Fuß über das Gebirge bis zu der nördlichen Grenzstadt Po-Siang. Im Ganzen legte er eine Entfernung von dreihundert englischen Meilen zurück und sammelte dabei eine Fülle wertvoller Erfahrungen und Eindrücke, über die er dann in der ihm eigenen frischen und anziehenden Weise Bericht erstattet.

Auf unserer Reise von Futschau nach Po-Siang, so schreibt er, kamen wir durch 2 Städte erster Klasse (Fu-Städte) ungefähr 14 andere große Städte und eine unzählige Menge von Dörfern. Die letzteren schienen eine Bevölkerung von je 800—3000 zu enthalten. Die Einwohnerzahl der Städte wage ich nicht zu schätzen, aber wenn ich nach dem Gesammteindruck urteilen darf, muß dieselbe sehr bedeutend sein.

Während unserer Reise hatten wir Gelegenheit genug, das Volk zu beobachten. Wir[2]) lebten, weil wir nicht anders konnten, völlig wie Chinesen, aßen und schliefen ganz wie sie und unterwarfen uns geduldig all den Unbequemlichkeiten, die ihre unerhörte Neugier für uns mit sich brachte. Einen Monat lang war in diesen Gegenden

[1]) Die Angaben über das Jahr, in welchem diese Reise stattfand, sind in unseren Quellen nicht ganz zuverlässig. Wir folgen einer kurzen chronologischen Zusammenstellung, die der Story of the F. K. M. beigegeben ist.

[2]) Wolfe wurde von einem Herrn Fry begleitet.

niemand so populär als wir. In jedem Dorfe, das wir betraten, strömte die Bevölkerung zusammen und folgte uns meist, bis wir die Dorfgrenze überschritten hatten. Arbeiter auf weitabliegenden Äckern ließen ihre Geräte liegen und eilten herbei, uns vorbeipassieren zu sehen. Holzhauer kamen von den steilen Felsen herunter, stellten sich am Wege auf und gaben, wenn sie uns erblickten, laut ihre Überraschung kund. Wo immer wir Halt machten, waren wir umringt von Männern, Frauen, Kindern, auf deren Zügen sich das höchste Erstaunen spiegelte. Die Kinder erhoben nicht selten bei unserer Annäherung ein Angstgeschrei und ergriffen die Flucht, als ob wir wirkliche Huang-kui, d. i. „fremde Gespenster" wären. Das Wunderbarste schienen den Leuten unsere Augen und unsere Nasen zu sein. Die Nasen wurden nicht selten betastet, die Augen wenigstens aus möglichst großer Nähe mit prüfendem Blicke betrachtet. Auch unsere Hände und Fingernägel untersuchte man. Desgleichen mußten unsere Kleider sich's gefallen lassen, von tausend und abertausend Fingern berührt zu werden. Das wiederholte sich, wohin wir kamen, bei Tag und bei Nacht, bis wir so daran gewöhnt waren, daß wir ruhig schlafen konnten, während die Operation vor sich ging.

Von besonderem Interesse ist, was Wolfe über seinen Aufenthalt in der westlich von Futschau stromaufwärts am Min gelegenen Stadt Kang-tschia berichtet, die er auf dieser Reise berührte. Er erzählt:

Wir brachen wieder auf, während uns die Leute, wie das dort üblich ist, ihr freundliches maing-maing-kiang, „schön langsam, schön langsam!" zuriefen. Wir wanderten ungefähr zwei Meilen durch wogende Getreidefelder und unter schattigen Bäumen bis nach Kang-tschia. Es ist dies eine große Stadt, nicht schön nach unsern Begriffen, das ist eine chinesische Stadt niemals, aber von anmutiger Lage, dicht am Ufer des Min erbaut, inmitten einer wohlkultivierten Ebene, bewaldete Hügel im Hintergrund. Zahlreiche Bananen- und Orangenbäume, teils im Innern der Stadt, teils in ihrer Umgebung, verleihen dem Bild einen besonderen Reiz. Während wir durch die Straßen von Kang-tschia wanderten, begegnete uns eine große Prozession, die man einem Götzen zu Ehren veranstaltete. In der Mitte ging ein Mann, der ein großes geschmackvoll mit Blumen bekränztes Schwein auf den Schultern trug. Dahinter wurde in gleicher Weise eine Ziege und hinter der Ziege ein Huhn getragen. Die Leute sagten uns, das seien Opfer für den Götzen, dessen Zorn man besänftigen müsse. Ich fragte, ob der Götze die Opfer essen könne. Die einen lachten, andere sagten ja, noch andere nein, alle aber waren höchlich ergötzt über meine, wie sie fanden, so abgeschmackte Frage.

Als die Prozession vorüber war, wagte ich's zu der Menge von der Allmacht Gottes, des großen unendlichen Schöpfers, zu sprechen. Da sagte einer: „Meinst du, Gott habe keinen Anfang?" „Ja," sagte ich, „er hat keinen Anfang und wird nie ein Ende nehmen." Ein anderer fragte: „Wie heißt sein Sang (d. i. sein Beiname)?" Ich sagte: „Unser Gott hat kein Sang, denn er ist nicht wie eure Götter, welche keine wirklichen Götter sind, sondern Geister verstorbener Menschen oder alte Holzklötze oder Lehm, dem der Töpfer eine Gestalt gegeben hat. Sein Name ist Jehova, der Gott, der von Ewigkeit sein Leben aus sich selbst hat." „Aber wir können ihn nicht sehen," lautete die Antwort, „wie sollen wir denn an ihn glauben?" „Nun," sagte ich, „ihr habt auch nie den Kaiser in der goldenen Stadt gesehen und doch zweifelt ihr nicht, daß er daselbst wohnt." „Ja," erwiderten sie, „aber wir haben die Mandarinen gesehen. Und wer kann Mandarinen einsetzen als der Kaiser?" „Gewiß," entgegnete ich, „aber das steht doch fest, daß ihr den Kaiser selbst nie gesehen habt. So sehen wir auch den

allmächtigen Gott selbst nicht, aber wir sehen seine Werke, den Himmel, die Sonne, den Mond, die Sterne, die Erde. Es muß doch einer sein, der all diese Dinge gemacht hat. Und niemand anders hat sie gemacht, als der große Jehova, der Gott, von dem ich spreche." Einer rief aus: „Erde und Himmel existieren durch sich selbst." „Gieb den Beweis!" erwiderte ich. Er schwieg, und das Volk lachte. Ein anderer fragte: „Was ißt Gott?" Und so gab es noch manche Frage, auf die ich nichts antwortete, weil ich erkannte, daß nicht Wißbegierde ihr Ursprung war, sondern die Absicht, Lachen zu erregen. Ich erzählte ihnen dann noch einige Minuten von Christo, von seiner Liebe, von seiner himmlischen Herkunft, von der Ursache seiner Menschwerdung. Einige hörten zu, andere lachten und keiner schien auch nur den mindesten tiefergehenden Eindruck zu empfangen. Sie fragten: „Wer hat Jesus gesehen? Gieb Beweise, gieb Beweise!" Ich antwortete: „Wer hat Confutius gesehen? Gebt Beweise, gebt Beweise!"

Ein andermal, im weiteren Verlauf seiner Reise, kam Wolfe in ein Dorf, in welchem er zu übernachten beschloß.

Wir gingen, schreibt er, zu dem Gasthaus oder pong-taing, wie die Eingeborenen es nennen, und fragten, ob man uns aufnehmen könne. Nachdem über den Preis die nötige Verabredung getroffen war, machte der Gasthofsbesitzer eine feine Verbeugung und zeigte uns den Weg zu einem oberen Zimmer, richtiger einem Bodenraum, zu dem man auf einer Leiter hinaufstieg. Das Zimmer war kaum hoch genug, um aufrecht darin zu stehen. Es enthielt sechs Betten; zwei davon waren bereits von chinesischen Gästen besetzt, die möglichst schmutzig aussahen. Wir fühlten alsbald, daß wir in der unerträglichen Atmosphäre dieses Raumes keine Nacht würden zubringen können und entschlossen uns deshalb sofort, eine andere Herberge zu suchen.

Als sie nun wieder auf die Straße kamen und zu suchen begannen, erfuhren sie, daß der Gasthof, in dem sie gewesen waren, der beste im ganzen Orte sei. Sie wanderten deshalb wieder rückwärts bis zu einem buddhistischen Tempel, der ihnen vor ihrem Eintritt in das Dorf aufgefallen war. Der Priester weigerte sich zuerst, sie einzulassen.

Nachdem er eine ziemlich lange Zeit mit uns geredet und immer wieder seine Verwunderung darüber ausgesprochen hatte, zu so später Stunde „fremde Gespenster" vor seiner Thüre zu sehen, erlaubte er uns zuletzt, einzutreten. Mit einem Mal war er nun wie verwandelt, betonte, wie glücklich er sei, „fremde Singsangs" d. i. „Herren" aufnehmen zu dürfen, legte auch alsbald Hand an, um alles für unser Übernachten vorzubereiten. Müde und hungrig, wie wir waren, kochten wir uns zuerst Thee. Dann, als wir uns erquickt hatten, breiteten wir unsere Betten auf dem Estrich des Tempels aus, mitten unter Götzenbildern, welche, um ausgebessert zu werden, daselbst umherlagen. Vor Schlafengehen lasen wir noch einen Abschnitt aus Gottes Wort und sangen das herrliche Lied „Fels der Ewigkeit." Hierauf knieten wir nieder und beteten an eben der Stelle, an welcher seit Jahrhunderten die armen betrogenen Chinesen Buddhas Götzenbild verehrt hatten, zu Jehova, dem lebendigen und treuen Gott, dem Gott unserer Väter. Wir wandten dabei dem riesigen Götzenbild, welches auf dem Altare stand, den Rücken, damit der Priester und die anderen Anwesenden nicht meinen sollten, wir brächten diesem unsere Verehrung dar. Wir flehten für den Priester, baten um die Erfüllung jener Verheißung, nach welcher alle Heiden Christi Eigenthum werden sollen, und befahlen uns selbst und alle unsere Lieben dem Schutze unseres himmlischen Vaters.

Der arme Priester war starr vor Verwunderung. Als wir geendet hatten, erklärte ich ihm die Bedeutung unseres Gottesdienstes und sagte ihm von dem großen Gott, den wir Christen anbeten. Dann legten wir uns schlafen. Ich wachte während der Nacht mehrmals auf. Schwer fiel mir da der Gedanke aufs Herz, wie viele Millionen von Chinesen diesen fühllosen Gestalten von Holz und Lehm, wie ich sie dann immer wieder rings um mich her erblickte, ihre Verehrung beweisen. Doch ich hatte auch, was mich trösten konnte, — hörte ich doch, wie in der stillen Nacht zwei von den Chinesen, die ich mit mir genommen, ein Kolporteur und ein Knecht, dem Priester aus der heiligen Schrift vorlasen. Das sind, so dachte ich, die Mittel, durch welche die Verheißung, die wir unserem Gott im Gebete vorgetragen, zur Erfüllung gebracht werden können.

Noch ein Bild führen wir an. Wolfe war gegen Abend in dem Dorfe Sang-tu-kau angekommen und hatte Aufnahme in einem Gasthofe gefunden. Ein kleines Zimmerchen, in dem früher einige Male ein Mandarin gewohnt hatte, — eine Inschrift über der Thüre verewigte diese wichtige Thatsache — sollte ihm und seinem Begleiter zum Aufenthalte dienen. Zum Schlafen war hier Raum genug, aber nicht zum Essen. Wolfe sah sich deshalb genötigt, in dem allgemeinen Speisesaal Platz zu nehmen, worauf denn, wie gewöhnlich, von allen Seiten die Neugierigen zusammenströmten. Er erzählt:

Als wir gegessen hatten, rüstete ich mich, so gut ich konnte, auf ihre Fragen Antwort zu geben. Und das war keine leichte Sache, denn die Fragen kamen von allen Seiten und überstürzten einander förmlich. „Ist nicht euer Kaiser ein Weib?" „Ja." „Sind eure Mandarinen auch Weiber?" „Nein." „Das ist nicht vernünftig. Wenn euer Kaiser ein Weib ist, sollten auch die Mandarinen Weiber sein." „Wovon ist dein Rock gemacht? Was kostet der Stoff davon in eurer Heimat?" „Sind bei euch die Weiber größer als die Männer?" „Heiraten die Weiber die Männer oder umgekehrt?" „Werden die Knaben in England mit Backenbärten geboren?" „Warum hat dein Bruder (Herr Fry) rotes Haar, während dein Haar anders gefärbt ist?" Die letzte Frage konnte ich nicht beantworten. Sie suchten sich deshalb selbst den Unterschied daraus zu erklären, daß wir Blut von verschiedener Farbe hätten. Auch sonst waren ihre Fragen vielfach von solcher Art, daß ich ihnen die Antwort schuldig bleiben mußte. Einer fragte mich höchst ernsthaft, weshalb wir vor und nach dem Essen die Augen zumachten und gewisse Worte dazu sprächen. Das gab mir Anlaß, die göttliche Wahrheit vor ihnen zu bezeugen. Ich erzählte ihnen, ich sei ein Prediger der Religion Jesu; wir seien Schüler Jesu und Jesus habe uns gelehrt, Gott, unserem himmlischen Vater, dem großen Herrn Himmels und der Erde, dafür zu danken, daß er uns Speise und Kleidung gebe. Sie fragten: „Giebt euch der himmlische Vater Reis und Kleider?" Ich sagte: „Ja, er giebt seinem Volke allerlei Segen." „Was sollen wir machen, daß wir auch seine Gaben empfangen?" „Ihn bitten." „Kann er hören? Wo wohnt er? Kann man ihn sehen?" Ich gab ihnen die nötigen Erklärungen über Gottes Wesen und Eigenschaften. Sie waren damit sehr wenig zufrieden und sagten: „Wir können ihn nicht sehen! Wie sollen wir uns also überzeugen?" Ich fuhr fort, mit Gottes Hülfe die großen Hauptwahrheiten des Christentums ihnen ans Herz zu legen, sicherlich auf sehr unvollkommene Weise — und doch bin ich gewiß, daß sie alles verstanden, was ich sagte, dafür bürgte mir ihre Aufmerksamkeit, dafür bürgten mir auch die Fragen, die sie stellten.

So hatte sich denn Wolfe auf seiner Reise gründlich mit chinesischem Wesen und Leben bekannt gemacht. Mit neuer Frische gab er sich nun dem Werke hin, das ihm in Futschau befohlen war. Bald erhielt er auch einen Gehülfen, den Missionar Cribb, den er nicht so schnell wieder verlieren sollte. Vierzehn Jahre lang wirkte derselbe in Futschau und Fukien, die meiste Zeit an Wolfes Seite.

Einen großen Fortschritt bedeutete es, daß am 8. Oktober 1865 eine Missionskirche, die inmitten der Stadt erbaut worden war, eingeweiht werden konnte. Die nötigen Mittel, im ganzen 5000 Dollar (= 20 000 Mark), waren großenteils von den europäischen Kaufleuten in Futschau aufgebracht worden. Wolfe und Cribb vollzogen den Einweihungsakt vor einer Versammlung, die etwa 200 Personen, teils Chinesen, teils Europäer, zählen mochte. Den Höhepunkt der Feier bildete die Taufe von 4 Erwachsenen und 6 Kindern.

„Der Vogel hatte nun sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest." Doch war das nur ein Unterpfand für weit Größeres, der Anfang einer Entwicklung, durch die so manchem heidnischen Herzen draußen in den Städten und Dörfern der Provinz der Weg „zu den Vorhöfen des Herrn" und damit zum Frieden eröffnet werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Das bedeutungsvollste Missionsproblem, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

(Fortsetzung.)

4) Lehrmethode.

Lehrmethoden giebt es eigentlich nur zwei: die mechanische und die geistige. Bei der mechanischen fällt das Gewicht auf den Lehrgegenstand, welcher den Schülern eingeprägt wird. Der Geist wird an den Gegenstand gefesselt. Bei der geistigen Methode wird durch den Lehrgegenstand der Geist des Schülers gebildet und zur Herrschaft über den Gegenstand befähigt. Ganz und gar zu vermeiden ist die mechanische Methode nicht, aber sie soll beschränkt sein und der geistigen Methode untergeordnet. Mit dem Ziele der chinesischen Schulbildung, Aufsätze für die Examina zu schreiben, welche aus klassischen Phrasen ohne jeglichen neuen Gedanken bestehen müssen, hängt die chinesische Lehrmethode zusammen. Es wird hauptsächlich memoriert. Auch die Erklärung des Textes ist stereotyp.

Der Geist des Schülers verhält sich also rein passiv, nimmt nur auf, was ihm geboten wird, ohne selbständige Weiterarbeit. Die Wahrheit hat eben, nach chinesischer Ansicht, ihre höchste Entfaltung im chinesischen Altertum bereits erhalten. Jede Abweichung von diesen Mustern ist nicht Verbesserung, sondern in allen Fällen Verschlechterung. Die Norm alles Guten ist früher von den heiligen Männern des Altertums festgestellt worden und die Norm des Studiums von den späteren Kaisern. Da wäre es respektwidrige Vermessenheit eines Unterthanen zu meinen, irgend ein eigenes Urteil haben zu können. Ferner ist diese Methode jetzt die breite, bequeme Straße zu Ansehen und Würden. Wer dagegen seinen eigenen Verstand gebraucht, und wäre er ein Engel vom Himmel, der darf sicher sein, in dornichtes Gestrüpp zu geraten, vielleicht auch hinter Thür und Riegel, wenn er etwa nicht nur sich selber, sondern auch andere belehren wollte. Ich habe öfters mit eigenen Ohren es von Gelehrten aussprechen hören, daß sie nicht wagen, irgend welche andere Schriften zu studieren außer den autorisierten, da sie sonst durch eine abweichende Andeutung im Aufsatze unfehlbar die Aussicht auf einen literarischen Grad verlieren würden. Es ist natürlich für die Mission schwer, gegen eine solche Strömung zu schwimmen. Einigkeit der Missionare würde aber verhältnismäßig bald zum Ziele führen. Es geht nun einmal nicht anders, die Mission muß das Nachdenken erwecken. Die Mission will von den Banden des Aberglaubens befreien, von mancherlei Vorurteilen, von religiösen Begriffen, welche auf Abwege geführt haben und noch führen, will überhaupt von allem Falschen oder Verkehrten befreien und dagegen zur Wahrheit hinleiten. Da heißt es also: „Denken" und wer nicht denken kann, der muß es wacker lernen. Nun giebt es aber leider Missionare — glücklicherweise sind es seltene Ausnahmen in China — die selber eine unüberwindliche Abneigung vor dem Denken haben. Für die mangelnde Übung im Denken besitzt der eine oder andere etliche Hefte ausgekörnter Wahrheit in der Gestalt einer nachgeschriebenen Dogmatik und Liturgik. Irgend einen Einfluß aufs chinesische Volk, auf urteilsfähige Gelehrte, Christen sowohl als Heiden, gewinnen natürlich solche Leute, trotz Dogmatik und Liturgik, nie. Dogmatik und Liturgik des Lehrers werden natürlich möglichst wortgetreu und steif in chinesische Bauernsprache übertragen, und die Schüler haben diese Lehrstücke, so weit es eben gelingen will, ebenso mechanisch sich einzuprägen wie ihren chinesisch-klassischen Lehrstoff. Wenn auf einen oder den anderen brauchbaren Gehilfen oder Evangelisten hingewiesen wird, der in solcher Kostschule gebildet worden sei, so stelle ich solche vereinzelte Thatsachen durchaus nicht in

Abrede. Damit wird aber weiter nichts bewiesen, als daß auch in China einzelne Naturen selbst durch gräuliche Mißbehandlung nicht völlig verdorben werden. Je geistloser jedoch die Predigtweise und der Unterricht ausfällt, desto mehr Nachdruck wird notgedrungen auf den Ritus gelegt. Um Mißverständnis zu verhüten, sei noch besonders bemerkt, daß das Gesagte sich natürlich nicht auf alle Kostschulen in China bezieht, sondern nur auf die charakterisierte Species der Gattung.

Was nun die geistige Lehrmethode gegenüber der mechanischen angeht, so ist zunächst Einfachheit und Gründlichkeit zu empfehlen. Was gelehrt wird, soll nicht als toter Stoff im Gedächtnis aufgespeichert werden, sondern den Geist üben und den Schüler sowohl fürs praktische Wirken auf Erden als für die selige Ruhe im Himmel vorbereiten. In Elementarschulen gehört keine Theologie, sondern biblische Geschichte, diese so betrieben, daß sie unverlierbares Eigentum des Schülers wird. Selbst für höhere Schulen in Verbindung mit der Mission in China ist Bibelkunde mit gründlicher Analyse des Inhalts der einzelnen Bücher und Kapitel wichtiger als theologische Systeme. Dieses entspricht auch der geistigen Eigentümlichkeit der Chinesen. Über ihre eigenen Klassiker haben die Chinesen eine reichhaltige Literatur, aber darunter keine eigentlich systematische Bearbeitung des Lehr-Inhalts derselben, noch weniger Systeme späterer dogmatischer Entwicklung, sondern exegetische Behandlung des Textes, summarische Zusammenstellungen und dergl.

Als Memorierstoff in christlichen Schulen sollten passende Stücke aus dem Neuen und Alten Testamente ausgewählt werden. Diese dienen dann auch als Schreibübungen in chinesischen Zeichen. Wo Lautschrift eingeführt ist, da ist es eine gute Übung, aus der Bücherssprache in Volkssprache mit Lautschrift und aus dieser in Bücherstil mit chinesischen Zeichen zu übersetzen. Gesangunterricht sollte in keiner christlichen Schule ganz fehlen, natürlich ist derselbe so einfach und praktisch als möglich zu halten. Im Rechnen mit ganzen Zahlen und Brüchen sollte es jeder Schüler bis zur Fertigkeit bringen. Aus der Naturkunde sind die wichtigsten Erscheinungen des täglichen Lebens und der Umgebung zu erklären. Geographie und Geschichte sollte auf allgemeine Grundzüge beschränkt bleiben; Gelegenheit, auf Einzelheiten einzugehen, braucht deshalb nicht ängstlich vermieden zu werden. Geometrie sollte ganz direkt aufs praktische Leben angewendet sein. Zeichnen ist ebenfalls ein wichtiges Bildungsmittel von unschätzbarem Werte. Natürlich muß sich der Stundenplan auch nach den Umständen richten und den Vermögensverhältnissen, dem Alter, der Vorbildung und dem Ziele der Schüler, und nach den Lehrkräften zweckmäßig modifiziert

werden. Wo mehrere Klassen eingerichtet werden können, ist es für Lehrer und Schüler ersprießlicher.

Den chinesischen Mißständen gegenüber sollte jedoch die christliche Lehrmethode unter allen Umständen die allseitige religiöse, moralische und intellektuelle Ausbildung der Jugend erstreben. Nur darf dabei die Stellung der Schüler im realen Leben nicht außer Acht gelassen werden. Die Schule soll dem wirklichen Leben dienen, nicht die Leute ihrer natürlichen Sphäre entfremden und damit unbrauchbar und mißvergnügt machen. Das gilt noch mehr von Mädchenerziehung. Diese Andeutungen mögen jedoch genügen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten in der Kolhs-Mission.

Von Missionar Dr. Nottrott.

Es war im Jahre 1869, als in Chaibasa ein römischer Missionar erschien und bei Gelegenheit seiner Besuche den Europäern, u. a. auch dem Schreiber dieses, mitteilte, daß er eines ihm vom Arzte angeratenen Luftwechsels halber Chaibasa aufgesucht habe; er gedenke keineswegs da zu bleiben, werde vielmehr nach einigen Wochen nach seiner Station zurückkehren. Das geschah denn auch, wenngleich uns das Zurücklassen einiger Utensilien und die eingezogenen Erkundigungen nach den Landverhältnissen belehrte, daß das „Nichtbleiben" anders gemeint gewesen, als es in der Unterhaltung aufgefaßt werden mußte, und daß der „nötige Luftwechsel" seinen Grund vielmehr in einem Auftrage hatte, sich durch Augenschein über die Verhältnisse Singbhums und der beiden dortigen Missionen zu informieren.

War es doch ein Jahr nach dem unheilvollen Bruche innerhalb der Kolhs-Mission, welcher das Eindringen der hochkirchlichen „Society for the Propagation of the Gospel" herbeigeführt und die Christengemeinden in zwei, wenn auch ungleiche Teile zersplittert hatte. Unser Verdacht, daß auch die römisch-jesuitische Propaganda die Gelegenheit benutzen würde, um gegen zwei Missionen zugleich arbeiten und von beiden Gemeinden Leute zu sich ziehen zu können, bestätigte sich leider bald. Denn derselbe Herr Stockmann erschien nach wenig Monaten wieder, um die Gründung einer Station in Angriff zu nehmen. Zwar verweigerte ihm der Deputy Commissioner, der erste Beamte in Singbhum, das begehrte Stück Land, allein eine Beschwerde beim römischen Bischof in Kalkutta hatte zur Folge, daß von der Regierung der Befehl einlief, das gewünschte, dem Government gehörige, Stück Land sofort der römischen Mission zu übermachen.

So sahen wir denn die erste Jesuitenstation im Gebiete der Kolhs-Mission entstehen und ein böses Geschick wollte, daß ich noch zum schnellen Aufbau behilflich sein mußte, denn wir waren gerade, wie leider nur zu oft, in so furchtbarer Geldnot, daß ich entweder die Schulen schließen oder das Bauholz verkaufen mußte, welches ich zum Kirchbau gesammelt hatte, und der Jesuit kaufte es unter der Hand.

Gar bald mußten wir nun auch die Angriffe auf unsere noch so junge Gemeinde erfahren. Zwar der Missionar selbst ließ sich in den Christendörfern nicht blicken, wie er denn auch weder in den reinen Heidendörfern, noch auf den Bazaren predigte, wohl aber besuchte sein Katechist, ein Überläufer aus der englischen Kirche, Dorf bei Dorf und suchte unsere Gemeindeglieder zum Abfall zu bewegen.

Ich gestehe es gern zu, daß die Propaganda in jener ersten Zeit eine im ganzen anständige war, denn wenn auch persönliche Angriffe gegen den „verheirateten" evangelischen Missionar und die nun einmal den Römischen unentbehrlich scheinenden Schmähreden gegen Luther reichlich vorkamen, so waren es doch immerhin vorwiegend geistige Waffen, welche ins Feld geführt wurden. Man lavierte offenbar in jener ersten Zeit und trat noch nicht so offen und schroff auf, wie Herr Stockmann auch durch dritte Hand sich mehrere Neue Testamente in Hindi aus dem von mir verwalteten Depot der Bibel-Gesellschaft, die doch vom Papst verflucht ist, kaufen ließ, und den Christen mit dem Bemerken zeigte, daß sie dasselbe Wort Gottes hätten, es würde nur von uns falsch ausgelegt.

Da der Versuch, die evangelische Lehre als falsch darzustellen, und der monatelange und wiederholte Besuch auch der Mundari-Kolhgemeinden im Westen absolut keinen Erfolg hatte, so wurde die Kampfesweise geändert, und man versuchte nun mit weltlichen Mitteln das zu erreichen, was die vorhandenen geistlichen nicht gekonnt; aber auch derer, die man durch Kleider und Geld von der Station selbst zu sich locken konnte, waren doch nur wenige, und die meisten gingen wieder davon, als ihnen zugemutet wurde, sich zum zweiten Male taufen zu lassen. So war u. a. ein alter, aus Nagpur eingewanderter Christ, Jayphal, in der Not zum Jesuiten gegangen und hatte unter der Bedingung, in seine Gemeinde zu treten, Arbeit gefunden, aber er verließ sie, als ihm zugemutet wurde, seine Taufe zu verleugnen.

Durch viele weitere Beispiele belehrt, scheint man die Wiedertaufe vorläufig aufgegeben zu haben, um unsere Christen nicht von vornherein vor den Kopf zu stoßen.

Das Verhältnis des Jesuiten zu den meisten der englischen Beamten war mittlerweile ein sehr freundschaftliches geworden. Er war ein sehr gewandter Mann und vorzüglicher Gesellschafter, von dem ein heidnischer, ernster Brahmane (freilich nicht gerade als Lob) zu mir sagte: „Bevor er noch den Mund geöffnet, müssen die Sahebs schon lachen;" er hielt es seinem Stande nicht für unangemessen, mit ihnen Karten zu spielen, und knüpfte das Band mit ihnen jedenfalls dadurch noch bedeutend fester, daß er die Konkubine des einen, ein heidnisches Kolhsmädchen, von den inzwischen eingetroffenen Nonnen (einer deutschen Schulschwester und einer Bengalin) in Handarbeiten unterrichten ließ, ein Verlangen, welches die deutsche Missionarsfrau sowohl wie die englische wegen der Stellung des Mädchens entschieden zurückgewiesen hatten.

Jenes Mädchen, ausgeschlossen aus der Kaste ihrer Stammesgenossen, wurde nach einiger Zeit, *noch als Konkubine* des betreffenden Engländers, *getauft*; erst längere Zeit danach wurde sie dem Herrn, einem evangelischen Christen, nach römischem Ritus angetraut.

Da der bei weitem überwiegende Teil der zu Chaibasa gehörenden Christen in dem westlichen Teile Singbhums, im Bandgau und in Porahat seßhaft ist, und, wie gesagt, die Beute der Jesuiten aus den auf der Station lebenden eine äußerst geringe war, so rückten sie einen Schritt weiter vor und gründeten ihre Station Kochang im Westen, um von da in nächster Nähe unsere Gemeinde bearbeiten zu können, und hier begann man denn auch mit der Taktik, welche, klug berechnet auf die Nationalschwächen der Kolhs, sich als der sicherste Weg erweisen sollte, die vorhandenen christlichen Gemeinden zu unterminieren, oder, um in einem anderen Bilde zu reden, man begann das Wasser zu trüben, um desto besser für sich fischen zu können.

Das erste Mittel dazu war die Verdächtigung der deutschen Missionare und ihrer Praxis. Wir haben stets unser bestes gethan, um die Gemeinden zur Beisteuer für ihre kirchlichen Bedürfnisse anzuhalten, sind aber leider noch nicht sehr weit damit gekommen. Das arme, von seinen Zamindaren und Thikadaren geknechtete Volk ist im höchsten Grade mißtrauisch geworden, und wie ihnen die endlose Schraube des „rokumàt", der Abgaben für alle möglichen und unmöglichen Bedürfnisse des Grundherrn oder seines Pächters, die sich nach und nach eingeschlichen haben, das verhaßteste ist, was es geben kann, so fürchten sie auch bei den Gaben für die Kirche die Observanz und sind leider zum größten Teile nicht „fröhliche Geber", obgleich der stehende Beitrag einer Familie sich jährlich nur auf 50 Pfennige beläuft. Mit Ausnahme der Traugebühren (zwei Mark) ist die Höhe der Opfer bei Taufen, Konfirmationen und Abendmahl — Cymbel und Erntefest selbstverständlich — eine freiwillige. Man sieht, die Beiträge sind nicht hoch, ja kaum der Rede wert gegenüber den Opfern, welche der Dämonendienst den Heiden auferlegt, und den Ausgaben an die Sokhas und Deoras (Zauberer und Hexenfinder), denn sie reichen knapp aus, die Dorfkapellen und Schulhäuser instandzuhalten, den halben Gehalt der Native-Pastoren zu decken und die kirchlichen Bedürfnisse zu beschaffen; aber dennoch summte es bald durch die Gemeinden: „Bei den Römischen (Rumi mandli) wird nichts gegeben, ja dort bekommt man noch dazu." Nicht zehn, nein hundertmal ist mir von meinen Gemeindegliedern nach ihren Begegnungen mit dem Jesuiten oder dessen Katechisten gesagt worden, man habe sie gefragt, weshalb sie denn auch ihren Padri „fütterten", die bekämen ja so genug Geld, und es sei nicht der Wille der Christen in „Bilayat" (Europa), die so viel Geld schickten, daß hier die armen Leute auch noch ausgesogen würden, „iclu, apea Padriko jometanako„ (wer weiß, euere Padris essen das wohl selbst auf). Daneben geht denn die durch die That unterstützte Versicherung, daß in ihrer Gemeinde nicht nur nichts zu geben sei, weder bei Trauungen, Taufen u. s. w. noch andere Beisteuer, sondern daß sie noch dazu erhalten sollten.

Während also unsere Gemeindeglieder ermahnt wurden, Sonntags wenigstens etwas Reis zu opfern, wenn sie kein Geld hätten oder geben wollten, bekamen in der ersten Zeit alle Kirchenbesucher in Kochang Haus für Haus Geld, man sagte, die Männer einen vollen Wochenlohn. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß dergleichen Kunde schnell durchs

Land fuhr, denn es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit sich hier Nachrichten verbreiten, und zwar durch die Bazars oder Wochenmärkte, deren täglich in irgend einem Orte fünf Stunden im Umkreis einer abgehalten wird, und wenn auch unsere Christen noch zu viel Scham hatten, — ein Baum fällt ja nicht auf einen Streich — um nun sofort der „alleinseligmachenden Kirche" in die Arme zu sinken, so merkte man doch den verderblichen Einfluß bald an den sonntäglichen Kirchenopfern und besonders beim Einsammeln der Gemeindesteuer, welche immer dürftiger ausfiel.

Auf obengenanntem Wege hat denn die römische Propaganda nun fortgefahren zu zerstören und zu unterminieren bis heute. Zwar hörten die allsonntäglichen Geldgaben für den Kirchenbesuch bald auf, denn es wurde wohl zu viel, und besonders verkommene Heiden saßen ihre Kirchzeit für Geld ab, ohne auch nur die Absicht zu haben, Christen zu werden, und deshalb schlug man einen billigeren Weg ein, indem allsonntäglich ein Schaf oder eine Kuh geschlachtet und den Kirchgängern das Fleisch mitgegeben wurde, besonders aber wurde und wird noch den meisten, die Christen werden, ein Geldgeschenk verabreicht, vielen auch mit dem Hinzufügen, daß es zurückgegeben werden müsse, wenn sie abfällig werden sollten.

So habe ich aus dem Munde von vier solch römischer Christen im Bandgau selbst gehört, und zwar auf Befragen, weshalb sie nicht zu mir, den sie doch nun seit 16 Jahren kannten, gekommen seien, daß sie in Geldverlegenheit zum Rum Padri gegangen seien; wenn ich sie instandsetzen wollte, daß Geld demselben zurück zu erstatten, so würden sie ihm sofort den Rücken kehren. Ich sagte ihnen, ich hülfe wohl armen Christen aus der Gemeindekasse, aber mit Geld Christen zu machen, das sei unsere Sache nicht.

Ein weiteres Lockmittel ist das Geschenk von Kleidern zur Taufe, das sämtlichen Familiengliedern gereicht wird. Ein dort Getaufter, der davon angelockt römisch geworden, während seine ganze Verwandtschaft meiner Gemeinde angehört, schloß sich auf deren Drängen ihnen wieder an, aber sofort war auch der römische Katechist da und forderte die Kleider zurück, die aber schon zerrissen waren. Da kam er zu mir, bittend, ich möchte ihm den Betrag dafür geben, um ihn aus den Händen des Jesuiten zu befreien. Ich konnte mich nicht entschließen, es zu thun, sondern mahnte ihn, die verhältnismäßig kleine Summe zu erarbeiten und sich selbst frei zu machen.

Aus anderen unserer Diözesen, wie Govindpur, Ranchi und Lohardagga hört man dasselbe, nämlich daß das Geld bei der Propaganda eine große Rolle spiele, ja es geht in der Gemeinde das Gerede, daß ein Ältester 12, ein einflußreicher Christ 10, andere 5 Rupies beim Übertritt bekämen (vergl. Biene 10, 1883).

Es läßt sich so etwas ja schwer beweisen, denn dem fragenden alten Seelsorger gegenüber schließt doch die Scham den Mund, aber die von dritten gehörten Behauptungen, ihnen selber sei von Pervertiten dieser Köder vorgeworfen worden, und die Allgemeinheit derselben sind doch derartig, auch mit der ganzen übrigen Praxis so übereinstimmend, daß man Zweifel an der Wahrheit kaum zu hegen vermag.

Ein weiteres Mittel, mit dem man sich die Sympathie der Kolhs zu erwerben sucht, ist das Eindrängen in die Landstreitigkeiten. Es ist gewiß nichts dagegen zu sagen, wenn ein Missionar seine Christen innerhalb des Gesetzes mit Rat und That unterstützt, aber verwerflich muß es sein und bleiben, wenn er sich, um Propaganda zu machen in Streitigkeiten anderer, nicht zu seiner Gemeinde Gehöriger mischt. Zur Illustrierung folgendes Beispiel: In Loadih, einem Dorfe meiner Gemeinde war Streit unter den Christen wegen eines Landkomplexes. Da die von mir angestellten Vermittelungsversuche fruchtlos waren, so gab ich ihnen selbst den Rat, die Sache zur Entscheidung vor Gericht zu bringen, sie mahnend, den brüderlichen Verkehr und die Bruderliebe dabei nicht zu unterbrechen und aus den Augen zu setzen. Sie thaten es auch und blieben gemeinsame, gute Kirchgänger, bis sich plötzlich der nahe Jesuit in die Sache einmischte — ich nehme an, gerufen von der einen Seite. Seit der Zeit aber war der Friede vollständig gewichen, in Beisein des Jesuiten versuchte die eine Partei gewaltsam zu säen, die andere suchte sie zu hindern, es folgte Kriminalklage, in welcher der Padri als Zeuge fungierte und die mit der Verurteilung des einen Christen zu drei Monat Gefängnis endigte.

Doch das Werben mit Geld und durch irdische Unterstützung jeglicher Art, so verderblich es auch für das Volk im ganzen und für unsere Mission im besonderen, ist doch noch nicht das Allerschlimmste. Einmal muß und wird das ja aufhören, wenn die römischen Gemeinden so angewachsen sind, daß es sich von selbst verbietet. Das Gefährlichste der jesuitischen Praxis liegt auf einem anderen Gebiete.

Das Nationallaster der Kolhs ist der Trunk, der das Volk nicht nur moralisch, sondern auch physisch und social ruiniert, letzteres, indem er sie in immer größere Abhängigkeit von den ihnen ohnehin geistig überlegenen mäßigen Hindus bringt. Es ist dies Laster um so verderblicher, als das, gleichsam noch auf der Kindheitsstufe stehende Volk nicht etwa nur zur Stärkung des Körpers trinkt — wenn anders der dem Branntwein ähnliche „illi“ überhaupt eine solche herbeiführen kann — sondern lediglich aus Lust sich zu berauschen; ein Kolh hört nicht eher auf, als bis er genug hat, d. h. betrunken ist. Welch ein furchtbarer Feind nicht nur des wahren Christentums, sondern auch der socialen Selbständigkeit des Volkes der „illi“ ist, das haben nicht nur die Gründer unserer Mission, sondern auch die erleuchteteren ersten Christen selbst vollkommen begriffen, und so wurde von anfang an von denen, die Christen werden wollten, strengstens gefordert, dem „illi“ ganz und gar zu entsagen, eine Praxis, welche wir auch jetzt noch festhalten.

Mit dem Trinken geht gleichsam Hand in Hand der Tanz auf der „Akra“ dem freien Platze unter den Tamarinden mitten im Dorfe. Äußerlich anständig, viel anständiger als europäische Tänze, denn die Geschlechter stehen sich einander getrennt gegenüber und bewegen sich nach dem Takte der Trommeln in zierlichen Schritten hin und her, bergen die dabei gesungenen Lieder doch unter der Blume einen entsetzlichen Haufen von Schmutz, vergiften die Seele und regen die böse Lust auf, so daß die nächtlichen Tänze zumeist in Orgien ausarten. Selbstverständlich wurden

diese Tänze den Christen verboten (lassen doch nicht einmal anständige Heiden ihre Töchter auf die Akra) und auch heute noch wird von unseren Christen der für einen Heiden gehalten, der sich daran beteiligt, und die Gemeinde fordert selbst für sie Ausschließung vom heiligen Abendmahl.

In diesen beiden Stücken — und noch verschiedenen anderen Dingen, die ich unten erwähnen werde — hat nun die jesuitische Praxis einen, dem unseren ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen, denn sie gestattet ihren Christen sowohl den „illi", als auch den Tanz. Ganz gewiß billigen sie weder das Sichbetrinken, noch die Ausschreitungen bei den Tänzen, ich will auch zu ihrer Ehre annehmen, daß sie sich noch nicht um die Tanzlieder bekümmert haben, aber daß sie beides überhaupt gestatten, ist von den verderblichsten Folgen für das Volk, und unsere Christengemeinden in erster Linie. Man denke sich nur in die Verhältnisse hinein: Einer jungen Christengemeinde wird plötzlich klar zu machen gesucht, daß das, was ihr die Missionare bisher als den Christenweg und Gottes Willen dargestellt haben, ganz falsch sei; „sie möchten nur trinken, Paulus habe ja auch das Weintrinken anempfohlen, und sie könnten ruhig tanzen, David, der Gottesmann habe es ja auch gethan." Und wenn nun diese Dinge der Lust des alten Menschen entsprechen, wenn dadurch gerade mit Mühe unterdrückte Nationalübel wieder hervorgelockt werden, — welchen Einfluß muß das nicht auf ein, im ganzen noch auf so tiefer sittlich-religiöser Stufe stehendes Volk wie die Kolhs ausüben.

Ja, wir wissen es auch und haben es lange gewußt, daß hunderte und tausende von Kolhs nur deshalb allein nicht Christen werden, weil sie den Trunk nicht daran geben wollen, aber wir haben es für eine dem Christentume angethane Schmach gehalten, solche Leute aufzunehmen und gar zu taufen, und uns nicht für berechtigt gehalten, die Pforte weit und breit zu machen, die nun einmal eng ist und nicht anders sein kann.

Es war bald nach Errichtung der Station in Kochang, als ich hörte, daß eines meiner Gemeindeglieder aus einem nahen Dorfe wieder zu trinken beginne und seit der Zeit auch schlecht zur Kirche gehe; er besuche oft die nahe Jesuitenstation und habe dort das Trinken wieder gelernt.

Mit Br. Didlaukies auf dem Wege nach Chaibasa hörten wir, daß der betreffende wieder dort sei, und gingen hin, ihn aufzusuchen. Wir fanden ihn, kaum 20 Schritte von der Wohnung des Jesuiten mit römischen Christen zusammen sitzen, und so angetrunken, daß er uns nicht ordentlich antworten konnte. Der Mann ist infolge dessen auch total verkommen.

Als ich vor einigen Monaten die Dörfer um Sayadburu herum besuchte, von dem 1/4 St. entfernt sich seit kurzem eine Jesuitenstation befindet, fand ich in zwei Dörfern Kolhs, die römisch geworden waren. Der eine hatte 1 Rupie, der andere 2 Rupies bekommen ꝛc. Ketten und Schnüre um den Hals mit einem Crucifixus oder einer Papstmedaille ließen sie als römische Christen erkennen. Mit dem einen war überhaupt nicht zu sprechen, denn er war total betrunken, der andere hatte noch etwas Besinnung und zeigte auf mein Befragen, worin denn sein Gottesdienst bestünde, wie er vor dem Padri und vor der heiligen Jungfrau

seine Knie auf verschiedene Weise beugen müsse. Als ich ihn auch fragte, was sein Padri wohl dazu sagen würde, wenn er ihn so betrunken sähe, antwortete er lachend: „mein Padri sagt selbst „illi nulere jetan pap banoa, Illi-trinken ist keine Sünde".

Von Kochang aus drang man bald weiter nach Westen in unsere Gemeinden ein und gründete eine dritte Station in Burima, einem kleinen Dorfe eine gute Stunde von Burju entfernt, wo 14 zu meiner Gemeinde gehörige Christenfamilien, der weitaus größte Teil, der Dorfbewohner überhaupt, wohnten. Von einem Heiden jenes Dorfes, der, Arbeit suchend nach Chaibasa gegangen und dort dem Jesuiten in die Hände gefallen war, hatten sie ein Stücklein Land erstanden, und setzten sich so fest. Es konnte unmöglich ihre Absicht sein, den Platz zu behalten, der, von Bergen eingeschlossen, dicht an Reisfeldern lag, die einen großen Teil des Jahres unter Wasser stehen, aber es kam ja nur darauf an, die Gelegenheit zu ergreifen, in der von Christen dicht besetzten Landschaft festen Fuß zu fassen, und das war ja gelungen. Einige einfache Häuser wurden schnell in der Regenzeit noch errichtet, während ein Jesuit im Zelte wohnte.

Meine dortigen Gemeindeglieder hatten sich bis dahin untadelig gehalten, aber schon nach Jahr und Tag sah es dort ganz anders aus, der Trunk griff wieder um sich, das Tanzen begann, und jetzt ist das früher so blühende Dorf zerstört: zwei Familien nur sind ordentlich geblieben, fünf sind römisch geworden, die anderen habe ich ausschließen müssen, weil sie Säufer geworden sind.

Auch eine ziemliche Anzahl Heiden sind römisch geworden in jener Gegend. Als ich neulich durch einige der Dörfer kam, sprach ich mit mehreren von ihnen und frug, was sie doch zu dem „Rum Padri" getrieben habe. Sie antworteten: „Sahib, bei euch ist das Christwerden sehr schwer, hier dürfen wir trinken und tanzen und brauchen nichts zu geben, kriegen sogar noch etwas". „Da hast du wohl das Kleid auch bekommen, was du trägst?" „Ja, das habe ich bekommen, als ich mich taufen ließ". „Hast du denn auch vor der Taufe etwas gelernt?" „Nein, wir brauchen auch vorher nicht zu lernen, wie bei euch, wir werden gleich so getauft."[1]) Und als ich nun weiter frug, um zu erfahren, was denn die Leute von ihrer Religion wüßten, da stellte es sich heraus, daß sie noch keine Idee von irgend etwas hatten, und sie entschuldigten sich (sie, die Getauften) „wir sind ja erst seit kurzer Zeit Christen."

Die ganze oben geschilderte Praxis hat es zuwege gebracht, daß der Jesuit innerhalb meines Bezirks im verflossenen Jahre mehr Christen gewonnen hat als unsere Mission, welche schon seit 20 und mehr Jahren in den betreffenden Gegenden Fuß gefaßt hat. Der Grund ist eben neben den äußeren Lockungen, was jene Leute mir selbst sagten, „es ist dort leicht Christ zu werden." Die Leute brauchen eben von ihren heidnischen Gewohnheiten auch nicht das Mindeste aufzugeben, ihr alter Mensch wird in keiner Weise auch nur tangiert, ja, soll man ihnen glauben, wird es

[1]) Es ist auch hie und da vorgekommen, daß nur die Kinder sofort getauft worden sind, die Eltern aber noch nicht.

auch mit erneuten Teufelsopfern nicht so streng genommen, „sie müßten es aber wenigstens beichten," sagten sie selbst; sie selbst fassen also einen Rückfall in den heidnischen Opferdienst nicht so schlimm auf.

Wollten wir in dieser Weise arbeiten, so würden wir auch jetzt, in dürrer Zeit, alljährlich noch tausende „zu Christen machen", aber was wäre denn damit gewonnen? Wir arbeiten nicht für den äußeren Ruhm und Glanz der Kirche, sondern für den lebendigen Heiland, der nur grüne Reben sein eigen nennt und der mit einem „wahrlich, wahrlich" bekräftigt hat „es sei denn daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen".

Die jesuitische Mission sucht ohnstreitig so national wie möglich zu arbeiten, und man kann auch nichts dagegen sagen, wenn sie, unserer Praxis entgegen, auch den Männern das Tragen des nationalen Zopfes gestattet und ihnen den ärmlichen Schmuck aus Glasperlen und Messing läßt, obwohl es nach unserer Ansicht hübscher ist, wenn man es den Leuten auch äußerlich ansieht, daß sie Christen sind; aber soweit zu gehen, wie sie geht, den alten Adam zu hegen und zu pflegen, anstatt ihn zu töten, das muß man geradezu ein Verbrechen nennen, dessen sie sich nicht nur an der Missionssache, sondern an dem armen Volke der Kolhs selbst schuldig macht.

Man wende nicht ein, das Trinken und Tanzen seien adiaphora; sie sind es ebensowenig für ein noch auf der Kindheitsstufe stehendes Volk, das ein Maß nicht kennt, und losgelassen, seiner Leidenschaft einen Zügel anzulegen unfähig ist, als sie es für ein unmündiges Kind sein dürfen; ein solches muß unter dem Zuchtmeister des Gesetzes stehen, bis es herangewachsen ist zum Mannesalter im Glauben an Jesum Christum.

Was die Stationen anbelangt, so haben die Jesuiten bis jetzt folgende: 1. Chaibasa mit einem Europäer und zwei Nonnen; 2. Einige Stunden davon eine Filialstation mit einem Europäer; 3. Kochang mit einem Europäer; 4. Bandgau mit einem Europäer; 5. Saroada mit zwei Europäern; 6. Duranda mit einem Europäer und 7. Jamgai mit einem Europäer. Dazu kommt noch als achte: Hazaribagh, wo mehrere Europäer und Nonnen an höheren Knaben- und Mädchen-Instituten arbeiten. Also acht Stationen bereits gegenüber unseren sieben Stationen.

Man prahlt den Eingeborenen gegenüber, daß an 200 Jesuiten-Padris auf dem Sprunge stünden ins Land zu kommen; wenn diese Zahl gewiß auch viel zu hoch gegriffen ist, so können wir uns doch darauf gefaßt machen, daß in wenig Jahren das ganze Gebiet, in dem unsere Christen wohnen, mit einem Netze von Jesuitenstationen überspannen sein wird, denn an Mitteln fehlt es ihnen ja nicht, da ihnen dieselben, wie mir ein Padri selbst mitteilte, „nach der Zahl der Christen und nach den Hoffnungen, die eine Mission giebt" aus der Propaganda-Kasse in Rom zufließen.

Wir Goßnerschen Missionare können in Anbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse hier und daheim nur mit trübem Blicke in die Zukunft schauen: hier ein Feind, der immer mächtiger anschwillt und uns zu erdrücken droht,

daheim so wenig Teilnahme, wie möglich, so wenig Verständnis für unsere Lage und unsere Not. Wir haben uns von Herzen gefreut, daß durch das ganze Heimatland das Andenken an den Gottesmann Luther mit Begeisterung gefeiert worden ist, und 30000 Kolhs-Christen haben hier mit gefeiert, nun sollte die liebe Heimat aber auch das ihre thun, daß nicht sie und unser ganzes Werk in die Hände derer falle, aus deren Händen uns Gott durch unseren Luther befreit hat. Finden wir aber nicht mehr Teilnahme und Unterstützung, so müßte es wohl wahr werden, was die Jesuiten unseren Christen sagen: Unter den Kolhs bleiben nur zwei Gemeinden bestehen, die englische und die römische, die deutsche wird verschwinden; eine Prophezeiung, die Gott in Gnaden zu Schanden machen wolle.

Zur Charakteristik der jesuitischen Polemik.[1])

Unter dem Titel: „Protest. Missionäre in Südafrika und eine Verdächtigung der Allg. M.-Z. gegen den sel. P. Terörde S. J." bringen die „Kathol. Missionen" (1884, 91 f.) folgenden Artikel den ich wörtlich abdrucke:

„Mit immer größerer Bestimmtheit verlautet," schreibt die Weserzeitung, „daß die Zustände der von Hermannsburg geleiteten Mission in Südafrika völlig verfahren sind. Ein hervorragender Missionär, der sich schon länger dem Trunke ergeben gehabt hat, soll im Dilirium gestorben sein. Andere Missionäre haben, da die Gaben von der Heimat nicht mehr reichlich genug fließen, das nun nicht mehr lohnende Geschäft des Missionärs aufgegeben und haben sich als Handelsleute oder Handwerker ein anderes Feld ihrer Thätigkeit aufgesucht. Das Hermannsburger System, nicht theologisch gebildete Männer, sondern kurze Zeit auf dem Hermannsburger Seminar ad hoc gedrillte Handwerker 2c. als Missionäre auszusenden, hat sich als völlig verfehlt erwiesen."

„Da die Sache sich nicht länger vertuschen ließ, sah sich auch die „Lutherische Pastoral-Korrespondenz" zu dem Geständnis gezwungen, kein geringerer als der bisherige Leiter der Hermannsburger lutherischen Mission in Afrika, Superintendent Hohls selbst, habe sich mit ihm anvertrauten Missionsgeldern in Spekulationen eingelassen und dadurch der Mission einen Verlust von 20 000—30 000 Mark verursacht. Dem Trunke ergeben, leiblich und geistig zerrüttet, ist er gestorben. Eine Anzahl von Hermannsburger Missionären in Afrika hat im letzten Kriege nicht nur in ungebührlichem Maße, sondern in geradezu unsittlicher Weise Handelsgeschäfte betrieben. Der englische Oberbefehlshaber Wolseley hat den Missionären die Rückkehr in die unbestrittenen Gebiete unter der ausdrücklichen Begründung, sie seien mehr Händler als

---

[1]) Über den lichtvollen Zahnschen Vortrag, der sich jetzt in den Händen unsrer Leser befindet, urteilt die ultramontane Kölnische Volkszeitung: „Die Unwissenheit des Redners sei eine so klägliche, daß eine ernsthafte Polemik verlorne Mühe wäre. Mit diesem Missionsinspektor schlägt man sich nicht lange herum. Die kath. Kirche kann ruhig auf die von ihr bekehrten Millionen deuten und Herrn Zahn nebst Genossen ruhig — schwatzen lassen." Ich verliere kein Wort über diesen Ton. Aber ohne Zweifel ist „dieser Missionsinspektor" seinem ultramontanen Kritiker an Kenntnis und Verständnis von Missionssachen weit überlegen. Bedürfte es daher noch eines Beweises, so liefert ihn eben dieser Vortrag, dessen prägnante Kürze schon den Mann charakterisiert, der seinen Stoff vollständig beherrscht.

Missionäre, verboten. Pastor Harms zu Hermannsburg, die Seele der hannoverschen lutherischen Freikirche und der Leiter jener afrikanischen Mission, sieht sich zu folgendem Bekenntnisse im „Hermannsburger Missionsblatt“ veranlaßt: „Viel und schwer ist in unserer Mission gesündigt worden; das bereuen wir bitter und bitten es dem Herrn mit heißen Thränen ab. Manche unserer Missionäre haben für sich selbst mehr gearbeitet, als für den Herrn und seine heilige Mission, sind nachlässig, unordentlich und gewinnsüchtig geworden und haben nicht bedacht, wie sauer uns ihre Ausbildung und Unterhaltung geworden ist, und wie viele edle Gaben der Armen, der Witwen und Waisen für sie verwandt wurden, während sie ihren herrlichen Missionsberuf vernachlässigt haben.“

„Wir teilen diesen traurigen Vorfall nicht aus Schadenfreude mit, sondern — zur Ehrenrettung des sel. P. Terörde S. J. Herr D. Gustav Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben, veröffentlichte nämlich in seiner „Allgemeinen (protest.) Missionszeitschrift“ (April 1888. S. 188 ff.) eine Besprechung des unsern Lesern wohlbekannten Buches „Vom Cap zum Sambesi“, in welcher der genannte Herr sich eine Reihe von Verdächtigungen gegen die Glaubwürdigkeit der Briefe des opfermutigen, wahrhaft edlen Missionärs gestattet. In die größte „sittliche Entrüstung“ hatte ihn die folgende Stelle aus den Tagebüchern des sel. P. Terörde versetzt: „M. erinnert mich an einen deutschen Bibelmissionär dieser Gegend, von dem mir jemand sagte, daß er von Profession ein Schreiner ist, als Farmer das beste Vieh der Umgegend hat, als Doktor ein immenses Geld verdient und nebenbei als Missionär arbeitet; nächstens, fügte jener bei, wird er wohl nach Europa zurückkehren und von seinen Renten leben.“ Diese im Vergleiche zu den obigen Geständnissen wahrhaft unschuldige Stelle versetzte den Herrn D. G. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben, in eine solche sittliche Entrüstung, daß er an den Herausgeber der Tagebücher des sel. P. Terörde in Sperrdruck die Worte richtete: „Ich fordere hiermit Herrn J. Spillmann, Priester der Gesellschaft Jesu, auf: für diese Behauptungen Beweise und Namen zu bringen; wo nicht, erkläre ich dieselben für eine infame Lüge.“

„Der verehrte Herr Pastor hat wohl geglaubt: „Es soll dem Herausgeber dieser Tagebücher, deren Verfasser seit bald drei Jahren am Sambesi begraben liegt, denn doch nicht so leicht sein, ‚Beweise und Namen‘ beizubringen. Also werfen wir ihm, oder vielmehr dem seligen Missionär, nach dem alten Spruche: Calumniare audacter immerhin die ‚infame Lüge‘ an den Kopf.“ Beweise und Namen aus den Berichten der katholischen Missionäre hätte man so wie so nicht gelten lassen. Nun, wir brauchten kein Jahr verstreichen zu lassen und wir sind in der Lage, die Wünsche des Herrn D. G. Warneck, freilich wohl nicht sehr zu seiner Freude, zu erfüllen. Der verehrte Herr mag die Beweise und Namen aus den obigen Geständnissen selbst einsehen. Es handelt sich da nicht um Einen, sondern um eine Anzahl, nicht um unschuldige Handelsgeschäfte, sondern um unsittlichen Erwerb; General Wolseley selbst erklärt: „die deutschen Bibelmissionäre“ jener Gegend seien mehr Händler als Missionäre; Pastor Harms zu Hermannsburg muß das für „Manche“ bestätigen — und dann der unselige Superintendent Hohls, der das Scherflein der Wittwen und Waisen verspekuliert und endlich im Säuferwahnsinne endet!“ — Soweit der Artikel.

Da ich in kurzer Zeit in der Lage zu sein hoffe, das ultramontane Angriffssystem gegen die evangelische Mission einer eingehenden Beleuchtung zu unterziehen, und bei dieser Gelegenheit so wie so auf das hier erwähnte Spillmannsche Buch und seinen

Verfasser abermals zu reden kommen werde, so begnüge ich mich jetzt mit der Erwiederung nur weniger Worte.

1. Unser jesuitischer Gegner stellt die Sache auf den Kopf, wenn er behauptet, daß die „Verdächtigung" von der Allg. M.-Z. ausgegangen. Diese befand sich vielmehr in der Lage der Verteidigung gegen die in dem Spillmannschen Buche enthaltenen zahlreichen Verdächtigungen evangelischer Missionare. Das calumniare audacter wird in diesem Buche aber nicht von uns geübt. 2. Es ist nicht wahr, daß gerade die aus unsrer Kritik dieses Buches (Allg. M.-Z. 1883, 189 ff.) den kath. Lesern allein mitgeteilte Stelle uns, wie zweimal behauptet wird, in die größte sittliche Entrüstung versetzt habe. Abgesehen davon, daß das Buch noch stärkere Verdächtigungen der ev. Mission enthält und daß unsere ganze Besprechung desselben diese in Anführungszeichen gestellte und von uns kaum jemals gebrauchte Phrase überhaupt nicht enthält, so war uns dieses eine Citat nur darum besonders charakteristisch, weil es in der beliebten anonymen Manier eine Beschuldigung enthielt; daß diese Beschuldigung von einem mittlerweile Verstorbenen erhoben worden ist, kann für uns kein Grund sein, in der Noblesse soweit zu gehen, daß wir sie ignorierten. Wir handelten ganz korrekt, wenn wir den Herausgeber des Buches zur Herbeibringung von Beweisen und Namen aufforderten; denn er ist für das Buch verantwortlich. 3. Dieser Aufforderung hat sich der Jesuit Spillmann durch eine kühne Volte entzogen, indem er die jüngst bekannt gewordenen beklagenswerten Ärgernisse in der Hermannsburger Mission für die verlangten Namen und Beweise substituiert. Die gegen den Missionar Mackenzie[1]) — auf welchen sich meine Aufforderung mit bezog — erhobene Beschuldigung hat Spillmann ebenso mit völligem Stillschweigen übergangen, wie die sämtlichen andern von uns gerügten Verdächtigungen der evang. Mission in seinem Buche, dazu ist der Name des von P. Terörde gemeinten „Bibelmissionärs" nicht genannt. Derselbe muß nach dem Zusammenhange in der Nähe von Lichtenberg (Lichtenburg heißt es im Buche), also ganz in der Südwestecke von Transvaal zu suchen sein. Nun stehen in ziemlicher Entfernung von „dieser Gegend" allerdings Hermannsburger Missionare; aber so viel wir bis jetzt durch authentische Informationen in Erfahrung gebracht, beziehen sich die an den citierten Orten erhobenen Beschuldigungen nicht auf diese, sondern wesentlich auf die im Sululande stationierten Sendboten von Hermannsburg. Auch Sup. Hohls kann nicht gemeint sein, denn dieser befand sich im Gegenteil von Geldüberfluß. Überhaupt ist es uns sehr unwahrscheinlich, daß P. Terörde einen Hermannsburger Missionar im Auge gehabt, da unsers Wissens von diesen wohl kaum einer „als Doktor ein immenses Geld verdient" hat, jedenfalls aber bis heute keiner als Rentier nach Europa heimgekehrt ist. Also das Dunkel, das über dem ungenannten „deutschen Bibelmissionär" schwebt, ist noch keineswegs gelichtet. Hätte aber in der That P. T. einen Hermannsburger gemeint, so muß ich immer noch darauf bestehen, daß mir der Name dieses Transvaalschen Missionars genannt werde. Eine solche Forderung zu stellen nennt doch kein Mensch eine „Verdächtigung". Wird der Beweis erbracht, so ist es eben gut. Aber die anonymen Denunziationen

[1]) Eben erhalte ich die Aprilnummer des Chronicle of the London M. S. und lese in derselben (119 f.), daß jetzt also 1884, der Rev. Mackenzie seitens der engl. Regierung zum Kommissioner in Betschuanaland ernannt worden ist und daß er, um diesem augenblicklich so wichtigen Rufe zu folgen, von dem Vorstande der M.-G. mit dem ehrenvollesten Zeugnisse für seine 25jährige Missionsthätigkeit entlassen worden ist. Der betreffende Brief des P. T. ist aber datiert v. 19./6. 1879!

sollen unsre Gegner bleiben lassen. 4. Was die thatsächlich vorgekommenen Ärgernisse der Hermannsburger Mission betrifft, über die wir erst in der jüngsten Zeit in Kenntnis gesetzt worden sind, so müssen wir unser Endurteil vorläufig noch suspendieren, bis die Untersuchung vollendet ist, die sich jetzt im vollen Gange befindet. Nach prompt wird die Wahrheit nicht verschwiegen werden. Wir haben an verschiedenen kompetenten Stellen genaue Erkundigungen eingezogen und können mit gutem Gewissen versichern, daß — wie a priori zu erwarten war — der qu. Artikel der Weser-Zeitung bedeutende Übertreibungen und Unrichtigkeiten enthält. Ebenso ist die luth. Past.-Korrespondenz von solchen nicht frei. Es war auch nicht „der engl. Oberbefehlshaber Wolseley", sondern der berüchtigte John Dunn, der den Hermannsb. Missionaren die Rückkehr ins Sululand nicht gestattete. Der Handel bestand in Kramhandel in den Stationen, Ochsenhandel und Vermietung der Missionsgespanne im Sulukriege. Zu einem „unsittlichen" Handel im gewöhnlichen Sinne dieses Worts ist uns nichts bekannt geworden. Übrigens sollen die Herren Jesuiten die Anklage wegen Handels der Missionare andern Leuten überlassen, denn gerade ihr Orden hat in der schamlosesten Weise Handel getrieben. Was Sup. Hahn betrifft, so steht so viel fest, daß der unglückliche Mann zuletzt leider getrunken und auch Missionsgelder verloren hat. Hoffentlich wird auch hier die Untersuchung herausstellen, daß in der Aufregung über diese betrübten Vorgänge die Fama sich Übertreibungen schuldig gemacht. Gott sei Dank, thut man in Hermannsburg über die vorgekommenen Ärgernisse Buße und wo Bußthränen geweint und die Übelstände mit Ernst beseitigt werden, da ist auch Vergebung.

5. Der ganze Ton, in welchem der jesuitische Artikel geschrieben ist, macht unsern Gegnern wenig Ehre. Wollten wir, wie es ultramontanerseits mit Vorliebe geschieht, darauf ausgehen, Skandale im römischen Lager zusammen zu suchen, so würden wir sie finden. Es giebt eben Ärgernisse hüben und drüben und wir thun besser, daß wir über sie weinen und Buße thun, als sie mit Schadenfreude dem Gegner vorhalten. Da Jesuit Spillmann versichert zwar, daß er „diesen traurigen Vorfall nicht aus Schadenfreude mitteile"; aber kein Leser seines Artikels wird den Eindruck bekommen, daß es ihm mit dieser Versicherung wirklicher Ernst sei. Unsre ultramontanen Gegner entwickeln eine besondere Virtuosität darin, ihre Polemik auf das persönliche Gebiet hinüber zu spielen und es kostet wirklich Selbstüberwindung, dieser unedeln Taktik gegenüber sich auf Abwehr zu beschränken. Es steht uns reichliches Material zu Gebote, um den Beweis zu liefern, daß die jesuitischen Angriffe auf die evang. Mission die der christentumsfeindlichen Presse oft genug an Gehässigkeit überbieten und der vorliegende Artikel dürfte schwerlich unter die Ausnahmen von dieser Praxis zu rechnen sein. Soviel vorläufig. *Warneck.*

Missionsrundschau.

Von Dr. Grundemann.

II.

Afrika. Unser Blick auf den schwarzen Erdteil im ganzen wird diesmal gefesselt durch ein linguistisches Werk von hoher Bedeutung. R. N. Cust hat in seinen zwei starken Bänden unter dem Titel A Sketch of the Modern Languages of Africa (London, Trübner and Co. 1883) mit bewundernswertem Fleiße alles zusammengestellt, was bisher die Sprachwissenschaft von afrikanischen Sprachen erforscht

hat. Er behandelt nicht weniger als 438 Sprachen und 153 Dialekte, die er nach der Müllerschen Klassifizierung in die sechs Gruppen: semitisch, hamitisch, Nubah-Fulah, Negersprachen, Bantu und hottentottisch (Buschmann) einteilt. Zum großen Teil ist sein Material den Arbeiten der Missionare zu verdanken, deren Leistungen gebührend gewürdigt werden. Diese umfassende Arbeit wird aber andrerseits auch wieder der Mission zu gut kommen, und die Erforschung und Fixierung weiterer Sprachen bedeutend erleichtern. Ausführliches darüber siehe Int. 81 ff.[1])

Westafrika. Gegen hundert engl. M. südöstlich von Freetown ist eine neue Mission im Bompehgebiet gegründet. Es gehört dies zu dem wenig erforschten Hinterlande jenes Küstenstriches, der zwischen der Scherboroinsel und Liberia gelegen und kürzlich in britischen Besitz übergegangen ist. Vor etwa Jahresfrist hat ein Missionar der United Methodist Free Churches Mission in Senehoo (—hu), einer Stadt des kriegerischen Mendistammes, ein Häuflein von Christen aus Sierra Leone aufgesucht, die sich dort des Handels wegen niedergelassen haben. Die Stadt soll an der Quelle des Bompeh liegen, wahrscheinlich eines Nebenflusses des Bûm, an dessen unterem Laufe bekanntlich seit langer Zeit amerikanische Missionare arbeiten, deren Erfolge aus verschiedenen Ursachen bisher beschränkt geblieben sind. Die erwähnten Christen hatten sich ein Kirchlein gebaut, das sie mit Freuden der Mission überließen, die ihnen dafür einen farbigen Prediger sandte, der nun auch unter den Heiden arbeitet. Bald darauf erbaten die Bewohner der gegen eine d. M. entfernten Stadt Paitafoo (—fu) einen Lehrer, da sie des weißen Mannes Buch zu lernen wünschten. Dem wurde entsprochen und der gesandte Lehrer fand die wärmste Aufnahme, besonders bei dem Häuptlinge, der nunmehr schon getauft ist. Auch auf andern benachbarten Plätzen hat die junge Mission Eingang gefunden und zählt bereits neben 65 Gemeindemitgliedern 135 Katechumenen (M. Review 105 f.)

Liberia. Hier hat die Mission noch immer mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen. besonders die der bischöflichen Kirche der V. St. (Protestant Episc.), die wieder ihres Hauptes beraubt ist. Bischof Dr. Penick mußte mit völlig zerrütteter Gesundheit das Feld verlassen. Die Mission hat in den 33 Jahren ihres Bestehens von 30 Männern 11 und von 36 Frauen 15 durch den Tod verloren, während auch die andern meist nach kurzer Arbeit krank heimkehren mußten, sodaß im Durchschnitt die Arbeitsdauer auf diesem Gebiete sich nur auf 4 Jahr 7 Monat beläuft, während sie sich selbst in dem verrufenen Klima von Sierra Leone auf 6 Jahr 10 Monat stellt. Bei seinem Rücktritt hat Dr. Penick einen Plan entworfen, der den übeln Einwirkungen des Klimas vorbeugen soll. Hiernach würde nur ein Weißer als Bischof in dieser Mission arbeiten, während alle ihm unterstellten Ämter mit Farbigen zu besetzen wären. Ersterer hätte während der sechs Regenmonate seinen Wohnsitz auf Madeira zu nehmen, das durch wöchentliche Dampfer in reger Verbindung mit Liberia steht und von wo aus die einzelnen Stationen fast ebenso leicht erreicht werden könnten, als wenn der Bischof irgendwo im Lande residierte. Dort würde ein farbiger Suffraganbischof anzustellen sein, der Bischof selbst aber hätte die trockene Zeit mit der Visitation der verschiedenen Stationen sich zu beschäftigen. Dr. Penick macht ferner den — wie uns scheint — sehr kühnen Vorschlag, die englische Regierung möchte ersucht werden, das Territorium (?) mit Zustimmung aller Parteien in den Sierra Leone-Distrikt aufzunehmen. Die Maßregel würde entschieden günstig wirken; wir halten indessen den

[1]) Sobald unser Raum es gestattet, wird ein eingehender Artikel, der schon seit einiger Zeit bereit liegt, über dies bedeutende Werk erscheinen. D. H.

sollen unsre Gegner bleiben lassen. 4. Was die thatsächlich vorgekommenen Ärgernisse in der Hermannsburger Mission betrifft, über die wir erst in der jüngsten Zeit in Kenntnis gesetzt worden sind, so müssen wir unser Urteil vorläufig noch suspendieren, bis die Untersuchung vollendet ist, die sich jetzt im vollen Gange befindet. Auch protest. Art wird die Wahrheit nicht verschwiegen werden. Wir haben an verschiedenen kompetenten Stellen genaue Erkundigungen eingezogen und können mit gutem Gewissen versichern, daß — wie a priori zu erwarten war — der qu. Artikel der Weser-Zeitung bedeutende Übertreibungen und Unrichtigkeiten enthält. Ebenso ist die luth. Past.-Korrespondenz von solchen nicht frei. Es war auch nicht „der engl. Oberbefehlshaber Wellesley", sondern der berüchtigte John Dunn, der den Hermannsb. Missionaren die Rückkehr ins Zululand nicht gestattete. Der Handel bestand in Kramhandel auf den Stationen, Ochsenhandel und Vermietung der Missionsgespanne im Zululande. Von einem „unsittlichen" Handel im gewöhnlichen Sinne dieses Worts ist uns nichts bekannt geworden. Übrigens sollen die Herren Jesuiten die Anklage wegen Handels der Missionare andern Leuten überlassen, denn gerade ihr Orden hat in der schamlosesten Weise Handel getrieben. Was Sup. Hohls betrifft, so steht so viel fest, daß der unglückliche Mann zuletzt leider getrunken und wohl auch Missionsgelder verloren hat. Hoffentlich wird auch hier die Untersuchung herausstellen, daß in der Aufregung über diese betrübten Vorgänge die Fama sich Übertreibungen schuldig gemacht. Gott sei Dank, thut man in Hermannsburg über die vorgekommenen Ärgernisse Buße und wo Bußthränen geweint und die Übelstände mit Ernst beseitigt werden, da ist auch Vergebung.

5. Der ganze Ton, in welchem der jesuitische Artikel geschrieben ist, macht unsern Gegnern wenig Ehre. Wollten wir, wie es ultramontanerseits mit Vorliebe geschieht, darauf ausgehen, Skandale im römischen Lager zusammen zu suchen, so würden wir sie finden. Es giebt eben Ärgernisse hüben und drüben und wir thun besser, daß wir über sie weinen und Buße thun, als sie mit Schadenfreude dem Gegner vorhalten. Der Jesuit Spillmann versichert zwar, daß er „diesen traurigen Vorfall nicht aus Schadenfreude mitteile"; aber kein Leser seines Artikels wird den Eindruck bekommen, daß es ihm mit dieser Versicherung wirklicher Ernst sei. Unsre ultramontanen Gegner entwickeln eine besondere Virtuosität darin, ihre Polemik auf das persönliche Gebiet hinüber zu spielen und es kostet wirklich Selbstüberwindung, dieser unedeln Taktik gegenüber sich auf Abwehr zu beschränken. Es steht uns reichliches Material zu Gebote, um den Beweis zu liefern, daß die jesuitischen Angriffe auf die evang. Mission die der christentumsfeindlichen Presse oft genug an Gehässigkeit überbieten und der vorliegende Artikel dürfte schwerlich unter die Ausnahmen von dieser Praxis zu rechnen sein. Soviel vorläufig. Warneck.

Missionsrundschau.

Von Dr. Grundemann.

II.

Afrika. Unser Blick auf den schwarzen Erdteil im ganzen wird diesmal gefesselt durch ein linguistisches Werk von hoher Bedeutung. R. N. Cust hat in seinen zwei starken Bänden unter dem Titel A Sketch of the Modern Languages of Africa (London, Trübner and Co. 1883) mit bewundernswertem Fleiße alles zusammengestellt, was bisher die Sprachwissenschaft von afrikanischen Sprachen erforscht

hat. Er behandelt nicht weniger als 438 Sprachen und 153 Dialekte, die er nach der Müllerschen Klassifizierung in die sechs Gruppen: semitisch, hamitisch, Nubah-Fulah, Negersprachen, Bantu und hottentottisch (Buschmann) einteilt. Zum großen Teil ist sein Material den Arbeiten der Missionare zu verdanken, deren Leistungen gebührend gewürdigt werden. Diese umfassende Arbeit wird aber andrerseits auch wieder der Mission zu gut kommen, und die Erforschung und Fixierung weiterer Sprachen bedeutend erleichtern. Ausführliches darüber siehe Int. 81 ff.[1])

Westafrika. Gegen hundert engl. M. südöstlich von Freetown ist eine neue Mission im Bompehgebiet gegründet. Es gehört dies zu dem wenig erforschten Hinterlande jenes Küstenstriches, der zwischen der Scherboroinsel und Liberia gelegen und kürzlich in britischen Besitz übergegangen ist. Vor etwa Jahresfrist hat ein Missionar der United Methodist Free Churches Mission in Senehoo (—hu), einer Stadt des kriegerischen Mendistammes, ein Häuflein von Christen aus Sierra Leone aufgesucht, die sich dort des Handels wegen niedergelassen haben. Die Stadt soll an der Quelle des Bompeh liegen, wahrscheinlich eines Nebenflusses des Bûm, an dessen unterem Laufe bekanntlich seit langer Zeit amerikanische Missionare arbeiten, deren Erfolge aus verschiedenen Ursachen bisher beschränkt geblieben sind. Die erwähnten Christen hatten sich ein Kirchlein gebaut, das sie mit Freuden der Mission überließen, die ihnen dafür einen farbigen Prediger sandte, der nun auch unter den Heiden arbeitet. Bald darauf erbaten die Bewohner der gegen eine d. M. entfernten Stadt Paitasoo (—su) einen Lehrer, da sie des weißen Mannes Buch zu lernen wünschten. Dem wurde entsprochen und der gesandte Lehrer fand die wärmste Aufnahme, besonders bei dem Häuptlinge, der nunmehr schon getauft ist. Auch auf andern benachbarten Plätzen hat die junge Mission Eingang gefunden und zählt bereits neben 65 Gemeindemitgliedern 135 Katechumenen (M. Review 105 f.)

Liberia. Hier hat die Mission noch immer mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen. besonders die der bischöflichen Kirche der V. St. (Protestant Episc.), die wieder ihres Hauptes beraubt ist. Bischof Dr. Penick mußte mit völlig zerrütteter Gesundheit das Feld verlassen. Die Mission hat in den 33 Jahren ihres Bestehens von 30 Männern 11 und von 36 Frauen 15 durch den Tod verloren, während auch die andern meist nach kurzer Arbeit krank heimkehren mußten, sodaß im Durchschnitt die Arbeitsdauer auf diesem Gebiete sich nur auf 4 Jahr 7 Monat beläuft, während sie sich selbst in dem verrufenen Klima von Sierra Leone auf 6 Jahr 10 Monat stellt. Bei seinem Rücktritt hat Dr. Penick einen Plan entworfen, der den übeln Einwirkungen des Klimas vorbeugen soll. Hiernach würde nur ein Weißer als Bischof in dieser Mission arbeiten, während alle ihm unterstellten Ämter mit Farbigen zu besetzen wären. Ersterer hätte während der sechs Regenmonate seinen Wohnsitz auf Madeira zu nehmen, das durch wöchentliche Dampfer in reger Verbindung mit Liberia steht und von wo aus die einzelnen Stationen fast ebenso leicht erreicht werden könnten, als wenn der Bischof irgendwo im Lande residierte. Dort würde ein farbiger Suffraganbischof anzustellen sein, der Bischof selbst aber hätte die trockene Zeit mit der Visitation der verschiedenen Stationen sich zu beschäftigen. Dr. Penick macht ferner den — wie uns scheint — sehr kühnen Vorschlag, die englische Regierung möchte ersucht werden, das Territorium (?) mit Zustimmung aller Parteien in den Sierra Leone-Distrikt aufzunehmen. Die Maßregel würde entschieden günstig wirken; wir halten indessen den

[1]) Sobald unser Raum es gestattet, wird ein eingehender Artikel, der schon seit einiger Zeit bereit liegt, über dies bedeutende Werk erscheinen. D. H.

Vorschlag bei dem bekannten Dünkel der herrschenden Klassen in Liberia für vollständig aussichtslos. — Endlich rät Dr. Penick in Amerika Schulen zu gründen, wohin Kinder aus Liberia in großer Anzahl je auf fünf Jahre zur Erziehung zu bringen seien. Er meint, dadurch würden bald civilisierte und christianisierte Gemeinden in Afrika herangebildet werden (Spirit of M. 589). Wir bedauern, daß dieser wohlgemeinte Vorschlag so ganz die brennenden Schäden der jungen Negerrepublik verkennt. Amerikanische Civilisation, welche die Schwarzen verlettet, sich eingebildeterweise über ihre Lebenssphäre zu erheben, ist es ja, woran die dortige Gesellschaft krankt. Man gebe den Kindern Afrikas eine bescheidene Bildung und erziehe sie vor allem zum Fleiß und Arbeitsamkeit im Ackerbau. Haben sie erst einmal die hochgespannten Kulturzustände Amerikas kennen gelernt, so sind sie zu dem schlichten Leben und Arbeiten, in dem das wahre Wohl eines Negerstaates wurzeln könnte, untüchtig geworden.

Es mehren sich in neuerer Zeit die Gelegenheiten unter den Inlandstämmen Liberias zu arbeiten. Verschiedene Häuptlinge haben, angezogen durch die Kultur, ihre Wohnplätze näher nach den Ansiedlungen verlegt. Ein solcher ließ sich mit 200 seiner Unterthanen dicht bei Crozierville nieder. Diese Heiden, die „an die Thüre der christlichen Liberianer klopfen," dürfen nicht abgewiesen werden. Auch die Reste des einst mächtigen Küstenstammes der Dey's, der nach Unterdrückung des Sklavenhandels bis auf 2000 Köpfe zusammengeschmolzen ist, fangen an, sich empfänglicher zu zeigen und bitten um Lehrer (Spirit. 38). Im Gebiete der Bey's haben die farbigen Baptisten durch Anstellung von zweien ihrer Prediger eine neue Mission gegründet (Af. Repos. 27) Noch sei kurz der Schulen gedacht, die ein Privatmann, Herr Morris in Philadelphia. auf eigne Kosten in Liberia angelegt hat, besonders zur Erziehung von Häuptlingssöhnen (M. Review 56).

Auf der Goldküste dringt die Mission der wesl. Methodisten, die sich sonst auf Akra und einige Küstenplätze beschränkte, kräftig nach dem Innern vor. Daß dort die Basler Mission fleißig an der Arbeit ist, erwähnt der betreffende Bericht nicht. Sogar in Aburi, wo bekanntlich seit Jahrzehnten eine Station jener Gesellschaft besteht, ist nun auch eine methodistische angelegt (W. Not. 38 ff). Wir bedauern, daß die Wesleyaner ihre Verstärkung nicht lieber auf ihr benachbartes Feld, den Cape Coast-Distrikt verwenden; dort würden noch viele Arbeiter Platz finden.

Aus Lagos wird der Heimgang der hochbejahrten Mutter Bischof Crowthers gemeldet (Int. 50).

Ein Zeugnis für die Lebenskraft der am Niger gesammelten Gemeinden ist das selbständige Missionieren unter den heidnischen Landsleuten. Zu Ostern vorigen Jahres gingen 15 Gemeindemitglieder von Onitscha nach dem 1 Meile östlich gelegenen Obotsi, um dort die Geschichte des Gekreuzigten und Auferstandenen zu erzählen. Sie fanden in dieser Hauptstadt des benachbarten Kannibalenstammes freundliche Aufnahme und konnten wiederholentlich vor Versammlungen von 140—300 Menschen reden. Die Besuche wurden fortgesetzt; auch der Archidiakonus Johnson, der farbige Missionar von Onitscha, ging hinüber. Als im Juni der zur Visitation eingetroffene Bischof Obotsi besuchte, fand er dort schon eine kleine Kirche aus Bambus, bei deren Errichtung die Christen von Onitscha mitgeholfen hatten. So sonderbar auch die Versammlung in derselben auf den ersten Anblick erschien (selbst große Mädchen befanden sich im Zustande völliger Nacktheit), so machten die Leute doch einen intelligenteren und andächtigeren Eindruck als die zu Onitscha (Int. 693).

Die Mission am Alt Kalabar wird demnächst ein zweckmäßiges Hülfsmittel er-

halten, nämlich einen Dampfer, der sich bereits im Bau befindet und den Namen Daniel Williamson tragen soll. Die Verbindung zwischen den Stationen war bisher durch die erforderlichen Bootfahrten sehr erschwert. Der Dampfer wird jedenfalls die lange geplante Ausdehnung der Mission nach den oberen Teilen des Stromes erleichtern. Die Kosten des ersteren belaufen sich auf 260 000 M. (M. P. Rec. 313. 369). Die Frauenvereine der Unierten Presbyt. haben eine Dame, nachdem sie noch einen ärztlichen Kursus durchgemacht hatte, auf dieses Feld gesendet um speciell unter den Frauen zu wirken (ib. 368).

Die Koriskomission hat im verflossenen Jahre erfreulichen Zuwachs erhalten; in den ersten neun Monaten wurden 50 Personen getauft. Die drohende französische Okkupation des betr. Küstenstriches läßt freilich manches für diese Mission befürchten (For. Miss. 382). Von Kaugwe aus (Station der Am. Presbyt. am Ogowe) beklagt sich ein Missionar über die bittern Folgen der bisher einseitig betriebenen intellektuellen Ausbildung der Eingebornen. Anstatt gebildete aber faule junge Männer in unsrer Mission zu haben, sollten tüchtige Zimmerleute, Schmiede u. s. w. herangebildet sein (For. Miss. 227). Auf andern Missionsfeldern wird bekanntlich die Industrie eifrig und mit gutem Erfolge gepflegt.

Am Kongo ist schon wieder einer von den Baptistenmissionaren durch den Tod abgerufen. Rev. H. W. Butcher starb zu Manjanga. Er war bei den Eingebornen sehr beliebt und hatte nach vierjährigem Aufenthalt die Sprache geläufig sprechen gelernt (Her. 39 f.). Kurz vorher hatte ein anderer, M. Dixon, mit gebrochener Gesundheit heimkehren müssen (ib. 403 f.).

Missionar Comber hat im vergangenen Herbst im Boote eine Umschiffung des Stanley-Pool ausgeführt, durch welche dieses Wasserbecken zum ersten Male eingehender erforscht ist. Stanley, der einfach hinüber gefahren war und sich auch bis jetzt nicht Zeit zu näherer Untersuchung nehmen konnte, hat die Größe desselben weit unterschätzt, indem er sie auch nicht viel über zwei deutsche Q.-M. annahm. Comber fand nun, daß sie ziemlich deren 14 beträgt. Die weißen Felsen im Nordwesten, welche St. „Dover-Klippen" benannte, enthüllten sich als 200 Fuß hohe Quarzsandbänke, die zu phantastischen Formen von Türmen und Zinnen ausgespült sind. Die vielen Inseln im See, deren eine sich 3—4 M. hinzieht, sind dicht bewaldet, unbewohnt, bergen aber zahlreiche Elefanten, Büffel und andre Tiere (Her. 63).

Eine unliebsame Begegnung Stanleys und de Braззas ist sobald nicht zu befürchten. Dieser befand sich im vorigen Herbste wahrscheinlich noch in Franceville am obern Ogowe und soll dort mit den Eingebornen viel zu thun gehabt haben (Regions Beyond 20), während jener bekanntlich eifrigst den obern Kongo und seine Nebenflüsse erforscht. Nur vereinzelte Mitteilungen sind bis jetzt darüber in die Öffentlichkeit gedrungen und zwar gleich nach dem Erscheinen unsrer letzten Rundschau, so daß die Angaben bereits etwas alt sind. Doch tragen wir folgendes nach. Seitdem am 3. Dez. 1881 bei Leopoldville der erste Dampfer (En Avant) auf dem Stanley Pool flott wurde, sind folgende Stationen am obern Laufe des Stromes angelegt: Kimpopo am Nordende des Sees, eine Station zweiten Ranges, Mrwatu,[1]) 22 d. M. von Leopoldville, Bolobo, 20 M. weiter, Lukolela 64 M. weiter und Äquatorstation 26 M. von dort, sodaß 132 Meilen des obern Kongo bereits besetzt sind. Im ganzen ist die Anzahl der Stationen, auch die kleineren mitgezählt, auf 17 gekommen. Stanley hat 25

[1]) Möglicherweise durch Druckfehler entstellt; wahrscheinlich identisch mit Gobila oder Mfuata andrer Berichte.

Engländer, 20 Belgier und 10 andere Europäer (Reg. B. 20) unter sich, mit denen die gemieteten afrikanischen Arbeiter und Träger die stattliche Macht von 2000 Köpfen bilden, die für alle Fälle gut bewaffnet ist.

Über die neuesten Entdeckungen erfährt man, daß St. etwa 6 M. nördlich von seinem Leopoldssee einen zweiten namens Matumba fand. Unsre Quellen differieren darüber, ob der bisher als Ikelemba bezeichnete große Nebenfluß, dessen rechter Name sich jetzt als Mobindu herausstellt, diesen See durchströmt, oder ob der letztere sein Wasser durch einen andern Nebenfluß, 10 M. südlich vom Aquator, dem Kongo zuführt (Afr. 191 f. — Pet. Mitt. 464). Am See ist die Bevölkerung sehr dicht — über 1200 auf die Q.-M. Am Mobindu waren die Eingebornen wilder und nahmen eine bedrohliche Haltung an. Die Schnelligkeit des Dampfers beugte jedoch jedem Zusammenstoße vor. Stanleys Urteil über die Bedeutsamkeit des Kongobeckens bestätigt sich immer mehr. Schon jetzt sind gegen 900 Meilen brauchbarer Wasserstraßen in demselben bekannt. „Dieser Strom," schreibt er, „wird die Erlösung des Kontinents werden; jeder Schritt vorwärts steigert meinen Enthusiasmus." Sein Vorschlag, daß England das Protektorat über den Kongo übernehme, hat wohl wenig Aussicht auf Verwirklichung; die Idee einer Neutralisierung des Stromes findet immer mehr Anhänger (Afr. 190 ff.).

Eine große Erleichterung zur Überwindung der Schwierigkeiten, welche die Katarakte darbieten, wird ein Schiff von neuer, sinnreicher Konstruktion gewähren, das jetzt nach Stanleys Angaben gebaut wird. Es besteht aus einer Anzahl einzelner Pontons, die auseinander genommen, auf Räder gesetzt und als Wagen bis zur nächsten schiffbaren Stelle des Stroms gebracht werden können. Das Auseinandernehmen resp. Zusammensetzen wird nicht mehr als 24 Stunden erfordern (Reg. B. 22).

Die französische Besitzung am Stanley Pool (Mfwa oder Brazzaville) die bekanntlich anfänglich das ganze Gebiet zwischen Kongo und Ogowe umfassen sollte, später aber auf ein Stückchen Uferland am See zusammenschrumpfte, erweist sich nunmehr als ganz imaginär. Vier Weiße von de Brazzas Expedition langten daselbst an, um endlich die Niederlassung zu beginnen. Die Eingebornen wollten es ihnen jedoch nicht gestatten, Häuser zu bauen. Da sie trotzdem die Arbeit unternahmen, griffen jene zu den Waffen. In dem Gefecht verloren die Weißen vier Männer ihres Gefolges und ein gut Teil Waaren. Sie zogen sich zurück und hatten sich nicht wieder am See sehen lassen. Wahrscheinlich sind sie nach Franceville zurückgekehrt (Reg. B. 20, Her. 63).

Zu gleicher Zeit waren von der Mündung her katholische Priester gekommen, die wahrscheinlich mit jenen Weißen zusammentreffen wollten. Da sie in Mfwa nicht aufgenommen wurden, versuchten sie bei dem einige Meilen stromabwärts wohnenden Häuptling Bwabwa-Njali anzukommen. Doch auch dieser verweigerte ihnen die Aufnahme. Wahrscheinlich ist es ihnen gelungen, sich an einem andern Orte niederzulassen, denn über Manjanga sind sie nicht zurückgekehrt. Zwei andre katholische Missionare sind am Nsingafall verunglückt (Reg. B. 20). Auch Abbé Guyot von der algerischen Mission, der bereits im Westen des Tangangikasees gearbeitet hatte und nun eine bessere Verbindung mit jenem Gebiete vom Kongo her anknüpfen wollte, ist ertrunken beim Übersetzen über diesen Strom nahe der Mündung des Kuango. Mit ihm kam ein Mitglied der belgischen Expedition um, Leutnant Janssen (ib. 2. Afr. 249).

Das Dampfboot der Livingstone Inland-Mission (Henry Read) ist im November nach dem Kongo abgegangen (ib. 1). Dr. Sims, einer ihrer Missionare beschäftigt sich zu Leopoldville eifrigst mit Sprachstudien. Von den oberhalb des Stanley Pool

herrschenden Sprachen der Bateke und Bayansi hat er je 1000 Wörter gesammelt. Beide sind schwieriger als Fiot. (Doch sollen sie Zweige der Bantufamilie sein und mit den Sprachen der Ostküste so nahe verwandt, daß sich manche von den Sansibarleuten wohl verständlich machen können. Afr. 192.) Die Bateke sind mißtrauisch und machen noch keinen Gebrauch von der angebotenen ärztlichen Hilfe. Dr. Sims beabsichtigt so bald als thunlich weiter stromaufwärts zu ziehen (Reg. B. 20).

Zu Bailunda sind die amerikanischen Missionare im Begriff, eine weitere Station zu gründen, und zwar in Bihe selbst. König Kwikwi, der sonst einem weiteren Vordringen sehr entschieden sich entgegenstellte, hat jetzt seine freundliche Zustimmung gegeben und versprochen, wenn dort gebaut wird, die ganze Mannschaft seines Dorfes zur Mitarbeit zu schicken (Her. 82).

Südafrika. Unsern letzten Bericht über die finnische Mission im Ovambolande (83 S. 518), der nur aus abgeleiteter Quelle entlehnt war, ergänzen wir heute aus den Originalberichten (Missionstidning för Finland) dahin, daß die erwähnte Taufe der Erstlinge des Ndongastammes zu Omulonga, der Station des Missionar Reijonen stattgefunden hat. Seither konnte auch M. Weikkolin auf seiner Station Omandongo am Osterfeste drei Jünglinge taufen, die ihm mit ihrer aufrichtigen Buße, in der sie auch ihre heimlichen Sünden bekannten, und mit dem ernsten Streben, nach Gottes Geboten zu leben, Freude machten. Zur Predigt versammeln sich auf der letztgenannten Station regelmäßig 60 bis 150 Zuhörer, die Schule wird von 20 Schülern und 30 Schülerinnen besucht; beim Unterricht hilft Gustav, der in Omarnru (Okozondye) getaufte Ondongajüngling (M. tid. f. F. 149 f. 165. 182).

Obgleich der Krieg im Hererólande einigermaßen nachgelassen hat, was sich sogleich auf einigen Stationen durch erfreuliche Fortschritte kund gab, so ist derselbe doch noch keineswegs beigelegt. Zu Anfang des vorigen Jahres bildete sich nördlich von Omburo ein neuer Kriegsschauplatz, indem ein Teil des zwartbooischen Stammes (früher Ameibsche Gemeinde) dort mit den Buschmännern und Bergdamras gemeinsame Sache machte, um die Hereró auszuplündern.[1]) Nach einem gelungenen Überfall eines Außenposten kam es im März zu einem Gefecht, in dem die Nama unter empfindlichen Verlusten in die Flucht gejagt wurden. Später hat jene Räuberbande sich sogar an ein paar europäischen Händlern vergriffen (Rhein. M.-B. 343 f.). Eine noch größere Niederlage erlitt ein andrer Namastamm als er in der Nähe Hoachanas die Hereró angriff. Am betrübendsten ist es, daß nun auch wieder bei den Nama die alte scheußliche Kriegssitte, Abschlachten und Verstümmeln der gefangenen Weiber und Kinder, hervorgetreten ist. Wenn auch dergleichen nur von den noch heidnischen Teilen der Bevölkerung zu berichten sein dürfte, so waren doch diese bereits soweit vom Christentum beeinflußt gewesen, daß dergleichen Greuel für immer abgestellt zu sein schienen (ib. 365 f). Nach den jüngsten Berichten hat Moses Witbooi, der Häuptling von Gibeon, durch einen Brief an Kamahereró den Frieden zu vermitteln gesucht. Doch der Erfolg ist noch zweifelhaft (ib. 84).

Weitere Verwicklungen stehen dem armen Lande bevor durch die von den Erben des bekannten Schweden Andersson geltend gemachten Ansprüche auf eine große Anzahl der besten Weideplätze im Hererólande, die ihnen infolge einer Schenkungsurkunde gehören sollen. Das Schriftstück trägt das Handzeichen des Kamahereró, ist aber sonst von keinem Europäer mitunterzeichnet, obwohl solche zur Zeit des Datums im Lande

[1]) Der andre Teil des gespaltenen Stammes treibt im Süden mit Jan Afrikaner verbündet sein Unwesen und beraubte u. a. die Herden von Otyimbingue.

waren. Der Häuptling soll es ausgefertigt haben in der Furcht, daß ih
Falle erschießen würde. Die betreffenden Unterhäuptlinge aber weigern
senden Plätze abzutreten, da Kamahereró gar kein Recht gehabt habe, sie
Nun hört man, daß die Trekboeren, welche sich in Humpata auf portug
niedergelassen haben, schon wieder an einen Umzug denken, und daß ein
die erwähnten Ansprüche angekauft haben soll. Sie würden sich mitte
in Besitz der wertvollen Plätze setzen, was natürlich nicht ohne erne
schwere Verwirrungen geschehen könnte (ib. 342 f. 369 f.).

Weniger besorgniserregend für die Mission sind die Lüderitzschen Er
Namalande. Die Vertreter der Unternehmung stellen sich entschieden fre
selben. Missionar Bam in Bethanien erkennt es an, daß in dem neuer
von Spirituosen gar nicht die Rede ist. Die Richter der Station hatten
laubnis zur Niederlassung davon abhängig gemacht, daß kein Branntw
werde. Auch sonst hat die Sache bis jetzt keinerlei sittliche Schädigung
gebracht. Die ersten Versuchungen wurden so entschieden zurückgewiesen,
ist, sie werden nicht wiederholt werden (ib. 364). Aus einem späteren
wir, daß die Firma Lüderitz nicht bloß Handel treiben will. Sie
und Hengste ein; auch werden 30 Familien aus Deutschland im Namala
Es scheint also zunächst auf Viehzucht abgesehen zu sein (ib. 117).

Die Mission der Brüdergemeinde wird demnächst auch in der K
Arbeiter stationieren, um ihre Angehörigen von benachbarten Stationen,
großen Stadt ohne Anhalt und zuweilen in Verwahrlosung befinden,
meinde zu sammeln (M.-Bl. 52).

Die Londoner Betschuanen-Mission ist in ihren südlichen Te
gefährdet durch das gewissenlose Treiben von holländischen Buren und eng
teurern, welche die Eingeborenen überfallen, ihres Viehs berauben und
Besitz ihres Landes setzen. Unser Blatt hat bereits (83 S. 373) eingehend
auf diese Weise gewonnenen Distrikt, der unter dem Namen Stellaland
worden ist, berichtet. Da die diplomatischen Verhandlungen zur Rechtstellung
nicht den geringsten Erfolg hatten, ist nun von der Londoner Missionsgesel
Zirkular an die holländisch reformierte Kirche in Transvaal gerichtet worde
417 f.). Ob dieser Apell an das christliche Gewissen der Buren mehr Erfo
wird, ist zweifelhaft. Allem Anscheine nach ist die Punktation betreffend den S
Eingeborenen, welche die Konvention Englands mit Transvaal von 1881 enthält
als „ein toter Buchstabe" — was freilich die Ehre Englands schwer schädigen mu
schutzlosen Betschuanenhäuflein können um so mehr unser Mitgefühl erwecken,
bei ihnen trotz mancher Hindernisse erfreuliche Früchte des Evangeliums zeige
dies z. B. aus dem jüngsten Reisebericht des Miss. Wookey, der einige Ba
Niederlassungen besuchte, hervorgeht (Chron. 46). Auch die Vorstellungen der Wes
Mission bei der englischen Regierung haben nichts gefruchtet (Not. 27 ff.).

Der Freimissionar Arnot, welcher am oberen Sambesi das Evangelium zu
verkündigen begonnen hat, soll in die Gefangenschaft eines feindlichen Häuptlings ge-
raten sein (Bas. M. M. 21). Die an Opfern reiche katholische Sambesi-Mission
hat wieder mehrere solche bringen müssen. Im Juli starb nach schweren Leiden zu
Pandamatenka der P. Weißkopf, ein Rheinländer. Missionar de Bylder verunglückte auf
einer Reise zum Könige der Barotse und P. Rivière erlag dem mörderischen Fieber
am untern Sambesi. Letzterer wird als ein trefflicher Kenner des Arabischen und Ver-
fasser der ersten Grammatik der Kabylensprache gerühmt (Kath. M. 255 f. 68).

Die Wesl. Methodisten berichten schon wieder einen Fall, wie in Transvaal ohne ihr Zuthun eine ihrer Gemeinden entstanden ist, ganz ähnlich wie der oben (88 S. 513) von uns erwähnte. Fast möchte man glauben zwei Berichte über dieselbe Sache zu lesen; doch nein, wir haben es mit einer zweiten gleichsam aus einem verwehten Samenkorn üppig aufsprießenden Pflanze zu thun. Im ersten Falle heißt der Stifter der Gemeinde, welche sich in Makapans Stadt befindet, Hans Kapje. Hier ist es Samuel Mathabathe vom Stamme der Pahlala, der vor 16 Jahren in Natal von Miss. Allison getauft wurde. Nach siebenjährigen Aufenthalt daselbst kehrte er als Missionar zu seinem Volke zurück. Allison selbst versprach ihn dort zu besuchen. Aber er ist darüber gestorben. Unter Gottes Segen hat Samuel eine bedeutende christliche Gemeinde gesammelt. Ein paar seiner Landsleute schickte er ins Basutoland, und ließ sie in der französischen Mission zu Helfern ausbilden. Unter schweren Anfechtungen hielten die Bekehrten stand; und als sie endlich aus ihrer Heimat vertrieben wurden, gingen ihrer 200 in die Verbannung und fanden eine Stätte auf einem Hofe Goede Hoop, in der Nähe von Marhabastad. Hier nun entdeckte Rev. O. Watkins von Pretoria die Gemeinde, nachdem er vor etwa einem Jahre die Sache erfahren hatte. Es ist nur verwunderlich, daß sich die Wesl. Mission um diese Gemeinde nicht früher bekümmert hat. Zu verschiedenen Malen sind einzelne Bekehrte aus derselben nach Natal gegangen, um sich taufen zu lassen und haben es sicherlich nicht an Bitten um einen Missionar fehlen lassen. Trotzdem vergingen neun Jahre, bis man nun beginnt, für ihre geistlichen Bedürfnisse zu sorgen. In Bezug auf diese Vernachlässigung, und da keine Aussicht auf Gründung einer Wesl. Mission in diesem Gebiete vorlag, hatten sich die Berliner Missionare angeboten, das verlassene Häuflein in Pflege zu nehmen. Es ist also nicht zutreffend, wenn Herr Watkins von ihnen sagt: they were anxious to absorb Samuel and his Work. Dieser war freilich zu sehr Methodist um darauf einzugehen. Da aber kein Missionar seiner Denomination erscheinen wollte, so rief er Herrn Hofmeyer von der Südafrik. Mission herbei, daß er die Katechumenen taufe — jedoch ohne sie als Angehörige seiner Gemeinde betrachten zu dürfen. Nun endlich sorgt die Wesleyan. Mission für diese ihre Kinder. Der genannte Hof, auf dessen Gebiet sie sich niedergelassen haben, ist angekauft worden (Not. 256 ff. 276. 4). Es kommt jetzt darauf an, daß man für sie einen tüchtigen Missionar anstellt, denn mit Besuchen von Pretoria aus kann das Gedeihen der Gemeinde nicht genügend gepflegt werden.

Die Waadtländische Missionsgesellschaft hat sich vor einiger Zeit mit den Vereinen in Neuchatel und Genf verschmolzen unter dem Namen: „Mission Romande." Die französische Schweiz konsolidiert sich also für das evangelische Missionswerk. Das 1875 besetzte Arbeitsfeld bildet das Gebiet des Makwamba-Stammes[1] (auch Amatonga oder Knoop neuzen genannt); im nördlichen Transvaal, doch weit über die Grenzen hinausreichend bis zur Delagoa Bai und Umsilas Reich. Auf den beiden Stationen Valdesia[2] und Elim nebst drei Außenstationen befinden sich jetzt 215 Getaufte nebst Katechumenen. Kürzlich ist das erste Buch in Sekwamba gedruckt worden. Es enthält Leseübungen, Stücke aus der heil. Schrift und 50 christliche Lieder. — In dem Kriege der Buren gegen Makhatu, gegen welchen auch die Makwambachristen ein Kommando stellen mußten, bewährten diese sich als treue Unterthanen der Obrigkeit. Durch die Vermittelung der Missionare Creux und Jaques wurde der Häuptling zur Nachgiebig-

[1]) Die Berichte schreiben Magwamba.

[2]) Die Station liegt in der gebirgigen Gegend, welche „de Spelonken" genannt wird, wahrscheinlich nach dort vorkommenden Höhlen.

keit bewogen und der Kampf beigelegt. — Im Jahre 1882 hatten die Einnahmen dieser Mission über 43 000 M., die Ausgaben 40 000 betragen (Afrika 200 Bas. M. M. 43).

Die Berliner Mission in Transvaal hat gelegentlich noch immer viel Feindschaft der Heiden zu erdulden. Zu Matlale, wo eine Gemeinde von 136 Getauften gesammelt ist, wurde einer derselben, als er einen zur Teilnahme an der Boguera verleiteten oder gezwungenen christlichen Knaben losbitten wollte, so mißhandelt, daß er knapp mit dem Leben davon kam (M. Ber. 411). Im äußersten Nordosten des Arbeitsfeldes, unter den Bawenda, ist das Werk sehr gehindert durch einige weiße Händler, die sich dort niedergelassen haben, rohe, gottlose Menschen, gegen deren Ausschreitungen kein Schutz zu finden ist. Denn die Macht der Transvaal-Regierung reicht noch nicht bis in dieses Gebiet, die Häuptlinge aber vermögen ihnen gegenüber nichts auszurichten. Bezeichnend für die Zustände ist folgender Fall. Einer dieser Händler entführte dem andern seine zwölfjährige Tochter — selbstverständlich ein Kind aus wilder Ehe mit einer Schwarzen. Der Vater bediente sich des Faustrechtes, überfiel mit seinen Leuten den Verführer, bläute ihn tüchtig durch und nahm ihm als Buße einen Ochsen nebst einer Summe Geldes ab. Was für einen Einfluß solche Leute auf die Heiden ausüben, läßt sich denken. Unter solchen Verhältnissen ist es wie ein Wunder, wenn das von Weißen gebrachte Evangelium irgend welchen Erfolg hat (M. Ber. 439). In den früheren Berichen war diese Gegend immer als sehr fruchtbar geschildert. Jetzt aber herrscht auch dort infolge anhaltender Dürre eine schwere Hungersnot, unter der auch die Missionare zu leiden haben. Leider ist noch nichts zu spüren, daß die Eingebornen — wie einst in Indien — unter der Not fragen lernten nach dem, das zu ihrem Frieden dient (M. Ber. 444 f.).

Im Basutolande feierte die Pariser Mission vom 29.—31. Mai v. J. ihr 50jähriges Bestehen. Alle Missionare mit ihren Familien (gegen 80 Europäer) nebst den eingebornen Gehilfen und Delegierten sämtlicher Gemeinden waren dazu auf der Station Morija versammelt. Der auf seiner Visitationsreise befindliche Direktor M. Bögner wohnte der Feier bei. Am interessantesten unter den gehaltenen Ansprachen waren die Zeugnisse mehrerer alter Bekehrter, die als Augenzeugen von den Anfängen der Mission erzählten. Dringende Aufforderungen wurden an den noch nicht christlichen Teil der Nation gerichtet, der leider durch die politische Agitation in letzter Zeit auch der Mission entfremdet zu sein scheint, wie sich denn aus diesem Grunde manche Häuptlinge vom Jubiläum fern hielten. — Dies Missionsgebiet zählte über 6000 Christen (Africa 198 f.).

Eine neue Unterstützung gewinnt diese Mission seitens der Waldenser Kirche, welche in Verbindung mit der Pariser M.-G. ihren ersten Missionar, den bisherigen Pastor in Nizza, Weitzecker, ausgesendet hat. Er soll die Station Leribe an Stelle des M. Coillard übernehmen, der nach dem Sambesi aufzubrechen in Begriff steht (Fr. C. Rec. 2. cf. Afr. 199).

Missionar Wilkox vom Amer. Board hat sich in Inhambane niedergelassen. Die dortige Station soll eine Etappe für die noch nicht aufgegebene Mission im Umsilas Reich bilden. Die portugiesische Behörde macht viel Schwierigkeiten. Jede öffentliche Missionsthätigkeit ist verboten. M. Wilkox muß sich darauf beschränken seine Diener zu unterrichten. Er hat einen Ausflug ins Land gemacht und fand fünf Tagereisen von J. einen von Bergen umgebenen See, anscheinend ein geeigneter Ort für eine Missionsstation. Er studiert von den zwei in jenem Gebiete gesprochenen Sprachen

das Rongu, welches der ihm geläufigen Sulusprache ferner steht als die andere (Her. 488 f.). M. W. scheint nicht erfahren zu haben, daß diese mit dem Sekwamba identische Sprache bereits von den schweizerischen Missionaren bearbeitet ist.

Die Übersetzung der ganzen Bibel in die Sulu-Sprache wurde im vergangenen Jahre zum Abschluß gebracht. Das Werk ist um so bedeutsamer, als diese Sprache manchen Stämmen Innerafrikas verständlich ist. Dem alten Missionar Grout wurde an seinem 80. Geburtstage ein Exemplar des Werkes überreicht, das er selbst vor 50 Jahren begonnen hatte (Her. 424. 441).

Im Sululande ist die Mission durch den mit Ketschwayos Rückkehr wieder ausgebrochenen Krieg empfindlich gestört. Es war nichts anderes zu erwarten von der unsinnigen politischen Maßregel, die ein denkwürdiger Posten in der dunkeln Gegenrechnung bleiben wird, gegenüber den Leistungen Englands für das Wohl der Menschheit. Räuberbanden durchziehen das Land und die Missionare und ihre Gemeinden sind ihnen schutzlos preisgegeben. So wurde z. B. die Hermannsburger Station Etuhlengeni mehrfach und zuletzt völlig ausgeplündert. Alles Vieh wurde geraubt. „Unsere Kinder weinen nach Milch, und wir können ihnen keine geben." Ob die englische Regierung für solchen unzweifelhaft aus ihren Anordnungen resultierenden Schaden Ersatz leisten wird? Oder wird man sich entschuldigen und sagen: jetzt ist ja Ketschwayo König; wir sind nicht mehr verantwortlich? — Die Christen blieben übrigens auch unter jener Prüfung standhaft. Die Unholde, als sie unter wildem Lärm die Habseligkeiten der Leute geraubt hatten, fühlten diesen an's Herz. „Nun wollen wir sehen," sagten sie, „ob ihr Gläubige seid, denn ein Gläubiger darf sich nicht fürchten." Die Christen schienen die Probe zu bestehen; denn die Räuber zogen ohne weitere Bemerkung ab (Herm. M.-Bl. 220 ff.).

Auch die norwegischen Missionare seufzen unter den politischen Verhältnissen und beklagen das arme Volk, das nicht zur Ruhe kommen kann. Doch haben sie unter aller Verwirrung ihre Arbeiten fortsetzen können, ein rechtes Zeugnis von den tiefen Wurzeln, die das Evangelium trotz aller Hindernisse im Sulavolke schon getrieben hat (Norsk Missionstidende 4).

Von den Stationen dieser Mission liegen Ekjowe, Ekombe und Ugoje[1]) in der sogenannten Reserve (dem Landstrich zwischen der Tugela und Büffelfl. einerseits und dem Umhlatusi andrerseits), während die fünf andern zu dem Ketschwayo zurückgegebenen Gebiete gehören. Auf der erstgenannten hat man das zerstörte Missionshaus nebst Kirche wieder errichtet; auch wurde dort ein Seminar für eingeborne Lehrer angelegt, in dem vorläufig vier Zöglinge unterrichtet werden. Schon zu Ende 1882 waren hier 25 Personen getauft worden. Auch die beiden andern Stationen hatten Zuwachs. Zu Ekjowe erklärte die Bevölkerung nach dem Kriege: „Nun sind uns die Ohren aufgegangen." Von den übrigen im Sulareich gelegenen Stationen hat Emathlabatini am meisten unter den Kriegswirren mit Raub, Brand und Mord zu leiden gehabt. Zu Empangeni, Umbonambi, Imfule und Intlasatje konnten die Arbeiten verhältnismäßig ruhiger wieder aufgenommen und fortgeführt werden (41. Aarsberetning 37).

In Natal giebt es einen schweren Kampf mit dem „Saufteufel", den der Berliner Missionar Posselt in seiner originellen Weise viel wirksamer führt als dies durch die gewöhnlichen Mittel der englisch-amerikanischen Temperenzbewegung, (die neuerliche

[1]) Ebenso Entumeni, wo vorläufig noch die Witwe des Bischof Schreuder wohnt.

als Blue Ribbon Movement — die Mitglieder tragen blaue Bänder als Abzeichen — auch auf manchen Missionsfeldern eine Rolle spielt) geschehen kann. Posselt nahm vier Frauen seiner Gemeinde, die sich betrunken hatten, auf seine Studierstube, woselbst er sie mittels eines ledernen Riemens tüchtig durchbläute. Unsre englischen und amerikanischen Freunde werden über diese Verletzung der Menschenrechte entsetzt sein; wir erkennen es ohne Sentimentalität an, daß es ein großer Segen für die Heiden und Heidenchristen ist, wenn ein Mann, wie der brave Posselt, die ihnen verständlichste Sprache mit ihnen redet in heiligem Ernst und Liebe. Übrigens hat derselbe auch in seiner Gemeinde einen Enthaltsamkeitsverein gestiftet, der bereits 83 Mitglieder zählt, 34 Männer und 49 Frauen und Mädchen. Anfänglich spotteten die nicht beigetretenen über „die Heiligen". Nun sind die Spottreden verstummt und manche sagen: „Vater, du hast ein Gotteswerk an uns gethan und uns gerettet." „Selbst die Weißen, die ihnen Getränke verkauften, und deren Handel durch den jungen Verein sehr gelitten hat, können nicht anders als das Werk preisen. Nun herrscht auf der Station Ordnung und Stille, und für das Geld, das sonst verjubelt wurde, schafft man sich Speise und Kleidung an." — Wer sich betrinkt, zahlt das erste Mal 2,50 M. Strafe, das zweite Mal 5 M. Verboten sind übrigens nur die berauschenden Getränke der Weißen. Die aus Kaferkorn bereitete Utywala hält P. bei mäßigem Genuß für eine „nährende Suppe" und gestattet solche um so eher, als in jener Gegend nur wenig Kaferkorn gebaut wird. — Originell ist es, wie er auch in andrer Beziehung seine Leute zur Ordnung anhält. Bis zum 2. August, dem Tage des Missionsfestes — so hatte er befohlen — sollten alle Häuser von außen und innen abgeweißt sein; welches Haus nicht weiß sei, werde er anspeien. Die letztere Drohung brauchte in keinem Falle ausgeführt zu werden, denn schon am Vorabende prangten alle Häuser im weißen Schmuck (M. Ber. 451 f.). Daß P. bei dieser strengen Zucht von seiner Gemeinde herzlich geliebt wird, braucht kaum erwähnt zu werden. Möchte die Zucht in der Missionsmethode überhaupt immer mehr die ihr gebührende Anerkennung und Anwendung finden.

In Kafraria hat die schott. Freikirche eine neue Station angelegt zu Qumba, ca. 25 d. Meilen nördlich von Cunningham (F. c. Rec. 18). Auf Merenskys Karte findet sich Qumba auf dem Wege nach Natal, wo dieser die Tina überschreitet. Dies ist wahrscheinlich der Ort der neuen Station.

Eine Visitation der Stationen der U. Presbyterianer wurde im vorigen Sommer von Rev. G. L. Carstairs und Mr. D. Corsar ausgeführt, denen sich der Sekretär der schottischen Bibelgesellschaft Mr. Slowan angeschlossen hatte. Der erstgenannte hat im U. P. Rec. (p. 7 ff. und 29 ff.) eine ausführliche Beschreibung der Reise begonnen, welche jedoch bis jetzt das zu visitierende Gebiet noch nicht erreicht.

Ostafrika. Von Nyassa kommt die Trauerkunde, daß Mr. Stewart, der Erbauer des Weges nach dem Tanganyika-See am 30. Aug. v. J. am Fieber gestorben ist. Er war der Sohn eines schottischen Pastors, hatte bereits längere Zeit als tüchtiger Ingenieur in Indien gearbeitet, und sich 1877 der Livingstonia M. angeschlossen, der er mit großem Eifer bis zu seinem Ende diente. Seine letzte Arbeit war die Beförderung des für den Tanganyikasee bestimmten Dampfboots der Londoner Gesellschaft nach dem Ausgangspunkt des erwähnten Weges (Karonga). Als sein Nachfolger für weitere mit der Mission in Verbindung stehende Ingenieurarbeiten ist Mr. M'Ewan bereits unterwegs. In seinem letzten Briefe hatte Stewart auf die Greuel des Sklavenhandels hingewiesen, die in dem Seegebiet noch immer im Schwange sind. Hatte sich doch ein französischer Reisender sogar nicht entblödet von einem Häuptlinge Sklaven als Geschenk anzunehmen (F. C. Rec. 19 f. 49. Lond. Chron. 40).

Von der Station Bandawe berichtet Dr. Laws, daß jetzt dort alle Bekehrte der Nyassa-Mission gesammelt sind. Nur einer ist als Evangelist zu Kap Maclear zurückgeblieben. Er erhält ein monatliches Gehalt von 2 M., welches von der am erstgenannten Orte organisierten Gemeinde aufgebracht wird. Dr. L. hat seine Leute von vornherein systematisch an das Geben gewöhnt, indem er ihnen Gelegenheit verschaffte etwas zu verdienen und ihnen bei regelmäßigen Kollekten die Pflicht, zur Ausbreitung des Reiches Gottes beizutragen, einschärfte. Es besteht nun in jenem noch vor Kurzem vom finstersten Heidentum erfüllten Gebiet bereits ein heller Lichtpunkt, eine christliche, selbst missionierende Gemeinde (F. C. Rec. 357 1. f.).

Die westlich von dort unter dem Stamme der Agoni bestehende Mission in der der Kaffrevangelist Koyi arbeitet, war durch Kriegsrüstungen des Häuptlings Mombera ernstlich bedroht. — Ein zweiter Missionar ist von Lovedale der Nyassamission zugesandt worden (F. C. Rec. 19. 31).

Die neue Mission am Nordende des Sees unter dem Tschungu-Stamme ist nun bereits begonnen. Nahe dem (4000') hochgelegenen Maliwandu, das der Weg zum Tanganyika berührt, hatte Mr. Stewart das Haus für die Station gebaut, mit einem netten Garten umgeben, auch bereits eine Schule angefangen. Der für dieselbe bestimmte Missionar Rev. J. A. Bain, wird bereits dort eingetroffen sein (ib. 49. Africa 218).

Als Nachfolger des verstorbenen trefflichen Bischofs Steeve ist Rev. C. A. Smythies an die Spitze der Universitätenmission getreten. In derselben arbeiten jetzt 22 ordinierte Missionare, 14 Laien und 9 Damen. Sie erhalten kein bestimmtes Gehalt, sondern es wird einfach nur für ihre Bedürfnisse gesorgt (F. C. Rec. 2). Die Kolonie befreiter Sklaven, welche diese Mission in Masasi hat, wird infolge des früher erwähnten (83, 232) Überfalls seitens der Magwangwara in eine sicherere Gegend verlegt werden. Am geeignetsten dazu erscheint das Gebiet der Makonde, deren größter Häuptling Numanga den Europäern freundlich gesinnt ist. Vorläufig findet wenigstens die Übersiedelung nach der Station Newala statt. Es hält schwer die schöne massive Kirche zu M. zu verlassen (Afr. 222 f.).

Die zentralafrikanische Mission der Londoner G. hat schon wieder einen Arbeiter durch den Tod verloren. Es sollen vier neue Missionare ausgesandt werden (Chron. 22). Die beiden Schiffe der Gesellschaft für den Tanganyikasee haben ihr Ziel erreicht und werden von den Eingebornen angestaunt als die wunderbarsten Dinge, die sie je gesehen haben (ib. 348, 403).

Dasselbe Blatt enthält eine Geschichte Mirambos und seines Reiches. Dieser weit und breit gefürchtete Despot und Räuber, der ursprünglich Mtelya hieß und jenen Namen, der bedeutet: „welcher viele Menschen tötet" erst nach einem entscheidenden Siege annahm, ist ein Mann von großer Energie und Scharfblick, dessen ganzes Streben dahin geht, sein Reich groß zu machen. Es ist charakteristisch, daß er seit Annahme der Königswürde sich der größten Enthaltsamkeit von allen berauschenden Getränken befleißigt. Ohne Zweifel steht seine Freundschaft mit den Missionaren, deren Aufrichtigkeit durch das rührende Andenken, das er den bei ihm verstorbenen Williams und Southon bewahrt, bestätigt wird, in Verbindung mit jenem Streben. Von christlichen Regungen ist bei ihm noch nichts zu bemerken. Doch hat er der Mission schon wesentliche Dienste erwiesen. (Chron. 17 ff.)

Aus Uganda liegen Berichte bis zum 31. August vor, die sehr erfreulich lauten. Der im Mai v. J. eingetroffene neue Missionar Asche schildert die ersten Eindrücke der Mission als sehr günstig. Mackay und O'Flaherty hielten täglich Unterricht, der

südlichen Häfen ein. Die Hova-Offiziere, welche die Papiere des Schiffes ihrem Amte gemäß prüfen wollten, wurden schnöde abgewiesen. Ihr Kommen sei eine Beleidigung der französischen Flagge. Sie zogen sich still zurück. In der Nacht erhob sich ein Sturm, der das Schiff in die äußerste Gefahr brachte. Da bot der Kommandant der Hovagarnison alle Kräfte auf um die Mannschaft zu retten; auch die schwer beleidigten Beamten waren dabei thätig und es gelang ihnen das Werk barmherziger Feindesliebe. (ib. 376.) — Das ist auch eine Antwort auf die verächtliche Frage: „Was hat die Mission ausgerichtet?"

Die Missionare berichten aber auch davon, wie unter den Drohungen des Krieges das geistliche Leben der Gemeinden neue Anregung und Vertiefung erlangt hat. Die Kirchen sind immer so gedrängt voll, wie seit Jahren nicht. Bemerkenswert ist auch, daß die katholische Gemeinde, welche nach Ausweisung der Priester bedenklich war, ob sie sich weiter in ihrer Kirche versammeln dürfe, dazu ohne weiteres die Erlaubnis der Königin erhielt (ib. 377).

Trotz dem die Behandlung der katholischen Missionare bei ihrer Ausweisung im ganzen mit dem Kriegsrecht der christlichen Völker völlig in Einklang stand, ist doch in dem 5 Tagereisen von der Hauptstadt gelegenen Ambositra durch einen Beamten, wie es scheint, eine Ausschreitung vorgekommen. Er setzte (wir wissen nicht aus welchen Ursachen) die dort stationierten vier Patres gefangen, und erst nachdem zwei von ihnen im Gefängnis gestorben waren, wurden die beiden andern durch französische Soldaten befreit. (Kath. M. 254.) So sehr wir jenes Vorkommnis, — die Richtigkeit des Berichtes vorausgesetzt! — bedauern, so ist es doch eben nur ein Pendant zu der Behandlung, die auf der andern Seite Herr Shaw zu erdulden hatte.

Die im Bas. M. M. S. 45 mitgeteilte Nachricht, daß 40 katholische Gemeinden auf der Insel um Aufnahme in die anglikanische Kirche gebeten haben, nachdem ihnen die Priester selbst, für den Fall daß die Sperre länger dauern sollte, ihnen geraten hätten, sich dieser Kirche, nicht aber den Independenten oder Lutheranern, anzuschließen — können wir nur mit Vorbehalt anführen, da die Quelle nicht angegeben ist. Im Miss. Field haben wir nichts darüber gefunden.

Als einen großen Fortschritt berichtet die Ausbreitungsgesellschaft die Errichtung einer würdigen Kathedrale, zu der der Premierminister selbst feierlichst den Grundstein legte (M. Field 406). Zu Tamatave, wo die Independenten-Kirche als Baracke benutzt wird (ib. 384) hält der Missionar jener Gesellschaft aus, obgleich er nur 7—8 Madagassen bei sich hat, denen er regelmäßig Gottesdienst hält. Seine Anwesenheit schützt wenigstens das Eigentum der Mission. Das Dach einer Kapelle, welches von den Franzosen zerstört war, wurde auf seine Reklamation sofort wieder hergestellt. Man entschuldigte sich, man habe sie für eine unter Mr. Shaws Leitung stehende Hova-Kirche gehalten (ib. 26).

In der norwegischen Mission im Innern der Insel geht die Arbeit verhältnismäßig ihren ruhigen Gang weiter. In Menabe hatten in letzter Zeit (vor der Ausweisung die Katholiken verzweifelte Anstrengungen gemacht, Einfluß auf die Bevölkerung zu gewinnen. Selbst vor der Austeilung von Geld, das zum Ankauf von Branntwein verwendet wurde, schreckten sie nicht zurück. Auch sind einige Brandstiftungen vorgekommen unter Verhältnissen, die es schwer machen anzunehmen, daß die Katholiken (es sind die eingebornen Helfer und bestochenen Häuptlinge gemeint) ihre Hand nicht dabei im Spiele gehabt hätten (Aarsberetning 42). Die norwegischen Schulen haben in dem letzten Jahre gegen 20 000 neue Schüler gewonnen. Die Listen weisen jetzt 33 642 auf, von

denen gegen 30 000 regelmäßig den Unterricht erhalten. Die Gemeinden mehrten sich durch die Taufe von 1111 Personen; dazu kommen noch 136 von der Londoner Mission den Norwegern Zugewiesene, so daß der ganze Zuwachs sich auf 1247 beläuft. Zu Betafo, der ältesten der 15 Stationen, wurden nicht weniger als 466 getauft (ib. 44). Besonders wichtig aber ist, daß die ersten drei lutherischen Pastoren aus den Eingebornen ordiniert wurden (Norsk Missionstidende 5).

Auch auf der Westküste ist die Mission, welche dort die beiden Stationen Morondawa und Tullear hat, nicht wesentlich gestört. Französische Kreolen, die am ersteren Orte die Bevölkerung aufwiegeln wollten wurden ausgewiesen. Leider sind die Sakalawen jenes Gebietes durch den Verkehr mit Europäern besonders durch den eingeführten Branntwein, gründlich verdorben. Doch arbeitet die Mission, namentlich in Morondawa, nicht vergeblich. 60 Kinder besuchen die Schule daselbst und 5 Personen wurden getauft. In Tullear, das noch außerhalb des Machtgebietes der Hova im Reiche des Sakalawenkönigs Lahimorisa liegt, bilden die ungeordneten politischen Verhältnisse noch immer ein großes Hindernis (ib. 434. 447. Aarsber. 52).

Oceanien. So unbedeutend und geringfügig auch die verschwindend kleinen Inseln im großen Ocean zu sein scheinen, so entwickelt sich auf ihnen immer mehr ein Handelsverkehr von früher ungeahnter Ausdehnung. Cook sah es als ganz sicher an, daß sie nie in dieser Beziehung eine Bedeutung erlangen würden. Ebenso verneinte er, daß je eine dieser Inseln von einer europäischen Macht in Besitz genommen werden würde. Die Folgezeit hat beides widerlegt. Tahiti ist französische Kolonie und der dortige Handel beziffert sich nach einem der letzten Jahre auf 4 391 000 Fr. Import und 3 701 000 Export. Dieser Handelsverkehr bezieht sich freilich nicht auf Tahiti allein, sondern überhaupt auf die ostpolynesischen Gruppen die dort ihren Stapelplatz haben. Dies Beispiel zeigt sehr deutlich, wie der Handel der Mission folgt. Bemerkenswert ist, daß von den 108 zu Tahiti verkehrenden Schiffen nur 20 die französische Flagge trugen. (Chronicle S. M. S. 3 ff.)

Die früher so schwer geprüfte protestantische Kirche Tahitis und Mooreas erfreut sich seit acht bis neun Jahren genügender Freiheit zu einer selbständigen gedeihlichen Fortentwicklung. Das Seminar zur Ausbildung der Prediger und Lehrer wird von der Pariser M.-G. erhalten, die jetzt mit vier ordinierten Missionaren auf diesem Felde arbeitet. Von der über 10 000 Seelen zählenden Bevölkerung gehören 2500 der Abendmahlsgemeinschaft an. Bezeichnend ist, daß eine neue Ausgabe der Bibelübersetzung notwendig wurde. Sie ist soeben vollendet und wird das Exemplar zwei Mark kosten, während die frühere Ausgabe nur für den dreifachen Preis zu haben war. Auch diesmal hat die brittische Bibelgesellschaft ihre helfende Hand geboten (ib. 5 f.)

Die 450 Bewohner der kleinen felsigen Insel Maupiti, der äußersten der Gesellschaftsgruppe, haben sich eine neue Kirche gebaut die ihnen 20 400 M. gekostet hat. Zu der feierlichen Weihe waren die Christen von Borabora in großer Zahl hinübergekommen, so daß an dem Feste das kleine Eiland eine Versammlung von 1000 Menschen zeigte. Noch vor wenigen Jahren hatte zwischen beiden Inseln Krieg geherrscht; jetzt waren ihre Bewohner friedlich in Lob und Dank vor dem Herrn vereinigt. Der lange Zug weißgekleideter und mit Blumen geschmückter Menschen bot ein seltenes Schauspiel dar. Die Feier verlief befriedigend und hatte viel ermutigendes (ib. 351 f.)

Zu Rarotonga war die Gemeinde zu Titikaweka seit längerer Zeit durch Streitigkeiten gespalten gewesen. Durch energische Handhabung der Kirchenzucht hat

Miss. W. Wyatt Gill nun diese und andere Klagen beseitigt. — Wie vollständig die heidnischen Anschauungen dem Volksbewußtsein entschwunden sind, zeigte sich im vergangenen Jahre daselbst bei Gelegenheit einer Sonnenfinsternis. Solch ein Phänomen erfüllte in früheren Zeiten die Gemüter mit Angst und Schrecken. Jetzt wurde es von allen mit Ruhe, ohne die geringste Aufregung beobachtet (ib. 45).

Von Samoa wird ein großer Sturm gemeldet, wie er seit 55 Jahren diese Gruppe nicht heimgesucht hat. In einem Distrikte wurden drei Kirchen zerstört (ib. 361).

Auf Neuseeland haben die Hermansburger Missionare unter den früher schon einmal christlichen dann aber wieder ins Heidentum zurückgefallenen Maori eines der schwersten Arbeitsfelder, um so mehr, da die europäischen Laster und der „Weltkönig Branntwein" die Letzteren in Knechtschaft halten. Miss. H. Dierks besucht von Waitotara seinem Wohnsitze aus regelmäßig drei Pas um zu predigen. Oft machen seine Zuhörer ein ganz frommes Gesicht, dann aber kommt auch wieder die greulichste Heuchelei zu Tage. Am schlimmsten aber treiben es die, die Gottes Wort lächerlich machen. Von englischer Seite sucht man den Leuten mit den blauen Bändern (vergl. oben) aufzuhelfen. D. unterwirft diese Sache, an der sich jeder Jude, Heide oder Christ beteiligen kann nach eigner Erfahrung einer ziemlich abfälligen Kritik (Herm. M. Bl. 9 ff.).

Für die mikronesische Mission wünscht der Amerik. Board ein neues Schiff. Der jetzige Morning Star genügt nicht mehr. Besonders wünschenswert ist, daß das Schiff auch für alle Fälle mit Dampfkraft versehen sei. Die Kosten werden auf 180 000 Mk. berechnet. Davon sind bereits 100 000 Mk. im Laufe eines Monats von den Sonntagsschulen gezeichnet worden (Her. 8 f. 86).

Honolulu wurde kürzlich von einem englischen liberalen Prediger besucht. Zwar verstattete ihm der Dampferkurs nur einen eintägigen Aufenthalt, doch freute er sich einen Einblick in das Leben und Treiben der Kanaken thun zu können und hoffte fremdartige, bunte Scenen zu sehen. Es wurde jedoch so gefügt, daß der Dampfer grade einen Sonntag vor der Hauptstadt Hawaiis lag. Da bekam der Herr nichts weiter zu sehen als eine Stadt in vollster Sabbatstille. Nur an den Stunden des Gottesdienstes belebten sich die Straßen und füllten sich die Kirchen. Der Unmut, mit dem er seine Erwartungen getäuscht sah, ist uns ein Zeugnis für die Früchte der Mission unter den Insulanern (Her. 44).

Neu-Hebriden. Futuna, das seit Jahren nur der Obhut eines eingebornen Gehilfen überlassen war, ist wieder mit einem Missionar, Dr. Gunn, besetzt worden. Es war in letzter Zeit dort manches zurückgegangen. Nur 150 Personen halten sich zur Predigt. Der Abstand zwischen den Christen auf Aneityum und den Bewohnern von Futuna, die zum großen Teil noch unbekleidet gehen, ist sehr auffallend. Hoffentlich wird die Mission dort bald wieder in guten Zug kommen, wie dies einst unter M. Copeland der Fall war (Fr. C. Rec. 365).

Auch auf der Insel Ambrim ist ein Missionar stationiert worden. Dort ist nun die nördlichste Station der presbyterianischen Mission. Die Eingebornen, unter denen sich Mr. Murray mit Familie niedergelassen hat, sind noch völlige Heiden, die fast ganz nackt ohne die geringste Scham einhergehen. Als einige Ziegen vom Dayspring ausgeschifft wurden, wollten sie vor den fremdartigen, bärtigen Tieren die Flucht ergreifen. Doch die Neugierde siegte. Besonders interessant ist ihnen die weiße Frau mit ihren Kindern. Die letzteren betasteten sie, zählten ihre Finger u. s. w. Die Missionare

(zwei Amtsbrüder halfen bei der ersten Einrichtung) mußten es sich einmal gefallen lassen, daß nachdem eine Anzahl von Männern bei ihnen eine lebhafte Diskussion gehabt hatten, ein Greis sich den Weißen mit einem Strohhalm nahte, um mit demselben die Länge der Nasen zu messen. — Ein Stamm dieser Insel hatte kürzlich ein Schiff angegriffen und den Kapitän ermordet. Ein engl. Kriegsschiff kam um sie zu züchtigen. Nach einigen Schüssen, durch welche ein paar Insulaner ums Leben kamen, baten sie um Frieden und folgten der Aufforderung, ihre Gewehre abzuliefern. Nach diesem Vorkommnis kann man hoffen, daß das Leben des Missionars und der Seinigen weniger gefährdet ist, als dies sonst der Fall sein dürfte. Die erwähnten Feuerwaffen haben solche, die als Arbeiter in Australien gewesen waren mitgebracht; sie erhielten sie als Teil ihres Lohns. Es wird dadurch viel Unheil angerichtet. Es ist vorgekommen, daß Insulaner aus purem Vergnügen auf vorüberseglende Schiffe geschossen haben. Die Häuptlinge selbst auf Ambrim baten, man möchte nach Queensland schreiben, daß keine Gewehre mehr als Lohn gegeben würden (ib. 69 f.).

Auf Eromanga beginnt die mit dem Blute der Märtyrer ausgestreute Saat reichliche Früchte zu tragen. Die ganze Insel ist jetzt für die Missionare offen und von den sämtlichen verschiedenen Stämmen kommen dringende Bitten um Lehrer. Im letzten Jahre wurden deren acht angestellt; im ganzen sind es nun 33. Mehr als 100 Personen wurden der Abendmahlsgemeinde hinzugefügt, die jetzt 195 umfaßt (ib. 307).

Die Mission auf Tanna ist mit Übergabe der Station zu Port Resolution ganz an die presbyterianische Kirche Neuseelands übergegangen. Das ganze Werk auf den Neuen Hebriden überhaupt wird bekanntlich in brüderlicher Zusammenarbeit von sieben besonderen presbyterianischen Gesellschaften in Australien, Schottland und Kanada getrieben. Unter der Sanktion des General Council of Presbyterian Alliance wird solche Cooperation in der Mission immer mehr angestrebt. Darauf bezieht sich auch, was wir im vorigen Jahre S. 512 aus Kafraria berichten konnten (F. C. Rec. 45).

Die evangelischen Gemeinden auf den Loyalty-Inseln haben schon manche Lehrer für andre Inseln Melanesiens resp. N. Guinea geliefert. Nun hat diejenige von Uvea obgleich selbst nur klein, eine eigene Mission auf N. Kaledonien begonnen. Die beiden dort arbeitenden Lehrer haben schon günstige Berichte erstattet. Beide haben Schulen angefangen und den einen ist es bereits gelungen den Häuptling des Dorfes, in welchem er wohnt, für das Christentum zu gewinnen (Chron. 410).

Ebendaselbst hat seit 1880 die Ausbreitungsgesellschaft einen Missionar, der ursprünglich nur als Kaplan für die dort lebenden Engländer, resp. dort verkehrende Schiffer angestellt war. Es ist ihm jedoch gelungen, unter den Eingebornen zu arbeiten. Unter den 26 von ihm im letzten Jahr Getauften waren fünf Mischlinge und vier Eingeborne. Er beschränkt seine Wirksamkeit nicht auf seinen Wohnplatz, Numea, sondern macht öfters Reisen, um die zerstreuten Kolonisten zu besuchen und sucht dabei auch unter den Eingebornen Fuß zu fassen (M. Field 38). Auf Neu-Kaledonien besteht eine katholische Mission. Wenn unsre katholischen Mitchristen einigermaßen für den Gedanken eines schiedlich-friedlichen Nebeneinanderarbeitens zugänglich wären, so würden wir gern die Ansicht vertreten, daß evangelische Gesellschaften von solchem Felde sich fern zu halten hätten. Da die katholische Mission aber geflissentlich in die evangelischen Arbeitsfelder eindringt, auch wenn dicht daneben ausreichende andre Arbeit sich darbietet, so kann man sich nicht wundern, wenn auch evangelische Missionsgesellschaften einmal in diesem Stücke keine Rücksicht nehmen.

Auf auch Neu-Britannien, wo seit einer Reihe von Jahren die Methodisten missionieren, ist eine katholische Station angelegt und zwar zu Beribui. Der Papst hat

dieses Feld den Missionaren U. L. Frau vom heiligen Herzen von Issoudun übertragen. Das Missionshaus und die Kapelle sind nach den neuesten Nachrichten schon wieder durch eine Feuersbrunst zerstört worden (Kath. Miss. 23 f.).

Neu-Guinea. Die Umwandlung, welche das Evangelium in einem erst kurzen Zeitraum unter den verkommenen Stämmen Neu-Guineas bewirkt hat, gehört mit zu den treffendsten Beispielen der Missionserfolge. Alle Ehre der edeln Schar christlicher Polynesier, die als Herolde des Kreuzes dort unter den größten Gefahren arbeiten. Schon wieder sind ihrer zwei durch das Klima dahingerafft. Miss. Macfarlane wollte sie noch nach einem gesunderen Orte überführen; er fand aber nicht mehr die Arbeiter sondern nur das wohlgepflegte Feld, das der Ernte entgegen reift. Zu Samarai, der durch den Tod des einen erledigten Station (zur östlichen Abteilung dieses Missionsgebietes gehörig) konnte er 108 Personen taufen. Ein neuer Lehrer wurde mit Freuden unter reichlichen Geschenken begrüßt. Früher war auf der ganzen Insel Samarai nichts als wilder Busch. Jetzt ist die eine Hälfte in einen richtigen Garten verwandelt. — Auf Teste-Insel, wo alle Eingebornen die Kirche besuchen und manche von ihnen frei beten können, wurden 41 getauft. Zu Barabara am Ostkap, wo man die Sonntage nach dem Knotenstrick feiert, fanden sich 50 Täuflinge, zu Mita, einem Dorfe an der Milne Bai, 118 (Chron. 357 ff).

Auf dem westlichen Teile des Feldes sind die Erfolge noch weiter vorgeschritten. Im Seminar auf der Murray-Insel haben bereits fünf Papua nach fünfjährigem Unterricht ihre Ausbildung zu Lehrern vollendet. Sie werden alle als ernste, intelligente junge Leute bezeichnet. Sie wurden bestimmt für die Orte, an welchen die polynesischen Lehrer das Fieberklima nicht ertragen können. So ist denn die erste auf dem Festlande 1871 angelegte Station Katau, auf der acht der letzteren vergeblich zu wohnen versucht hatten, jetzt wieder besetzt worden; ebenso Tureture und einige andere Plätze am Fly-River. Es bestehen nun außer den vier Stationen in der Torresstraße sechs auf der Küste resp. benachbarten Inseln. Man hofft die Reihe der Stationen dem genannten Flusse folgend, in's Innere fortzuführen; wenn's gut geht, wird im nächsten Jahre ein Landstrich von zehn deutschen Meilen besetzt sein. Diese Stationen können nicht hoch genug geschätzt werden als neutrale Punkte zwischen den sonst fortwährend sich bekriegenden kleinen Stämmen. Bei den Eingebornen bedeutet Mission soviel als „Friede". An diesen Plätzen sieht man bald keinen nackten Wilden mehr. Mibu, eine der im Fly-River angelegte Station, hat, wie es scheint, wegen ihres ausgezeichneten Hafens eine große Zukunft vor sich.

Missionar Macfarlane bittet dringend um Verstärkung dieser Mission, die trotz aller großen Schwierigkeiten jetzt die besten Aussichten hat, nachdem es so bald gelungen ist Eingeborne zu Lehrern auszubilden, die imstande sind dem tötlichen Fieberklima zu trotzen. Bisher sind drei Gemeinden gestiftet die etwa 100 Mitglieder zählen; doppelt soviel Katechumenen harren der Taufe. Mit dem erwähnten Seminar auf der Murray-Insel ist eine Industrieschule verbunden. In derselben ist ein tüchtiges Schiffchen „Venture" gebaut worden, das neben dem Schooner Ellengowan in dieser Mission gute Dienste leistet. — Noch sei bemerkt, daß unter den erwähnten Stationen sich auch Bampton-Insel befindet, wo 1873 zwei Lehrer von Lifu mit ihren Frauen ermordet worden waren, die ersten Märtyrer der Neu-Guinea Mission (Chron. 24 ff. 35 ff.).

Druckfehlerverbesserung. Seite 149 Zeile 16 v. o. statt Lavigiere — Lavigerie.
„ 177 „ 16 v. o. „ ironischer — ironischer.

Die modernen Sprachen Afrikas.[1])

Selten hat sich der Unterzeichnete so über ein neu erschienenes Buch gefreut, wie über Custs modern languages of Africa. Es ist dies ein Werk, wie es für die afrikanische Sprachforschung und damit auch für alle Missionsarbeit in Afrika von einem jeden Sachkenner gewünscht werden mußte. Denn es enthält nichts weniger als eine äußerst genaue Übersicht und eine möglichst sorgfältige Klassifizierung aller augenblicklich in Afrika gesprochenen Sprachen, soweit nur eine irgendwie sichere Kenntnis derselben zu Europäern gekommen ist.

Es ist ja zur Erforschung Afrikas bereits unendlich viel geschehen. Während man noch vor 50 Jahren in der Linguistik Afrikas völlig im Dunkeln tappte und kein Mensch auch nur im entferntesten eine Ahnung hatte, wie viele Sprachen in Afrika gesprochen würden, noch viel weniger wie sie beschaffen oder gar unter einander verwandt seien, wird jetzt von Jahr zu Jahr immer neues Material von allen Seiten zusammengebracht; von allen Häfen der Küste aus dringen Reisende ins Innere des schwarzen Erdteils hinein; überall, wo nur eine Ansiedelung möglich ist, hat sich die Mission festgesetzt; eine lange, nur noch an wenigen Stellen Nordafrikas unterbrochene Kette von Stationen umgiebt den afrikanischen Kontinent, und die äußersten Vorposten der von allen Seiten herandringenden Missionsarbeiter haben, wenn wir die Sahara ausnehmen, im Innern beinahe schon Fühlung mit einander gewonnen. Und wenn nun auch noch immer auf den Karten Afrikas größere weiße Flecke die noch ungelösten Probleme der Erdbeschreibung markieren, wenn noch immer Sprachen, die mit keiner bekannten verwandt scheinen, beweisen, daß noch manche Sprachfamilie der Aufzeichnung wartet, so ist doch das in linguistischer Hinsicht zusammengebrachte Material bereits ein ungeheures. Man bekommt einen Eindruck von dem unzählbaren Heer der Völker, Nationen, Sprachen und Zungen Afrikas, wenn man sieht wie Cust bereits 438 distinkte Sprachen und außerdem noch 153 Dialekte durch Vokabular und geographische Lage nachweisen kann.

Wohl alle, die sich mit afrikanischen Sprachen beschäftigten, mußten es fühlen, welchen Vorteil sie haben könnten, wenn sie sich irgendwie über das gesamte vorliegende Material orientieren könnten. Aber bei der Art

[1]) A scetch of the modern languages of Africa, von Robert Needham Cust. London. Trübner and Co. Ludgate Hill.

und Weise, wie die Erforschung und Missionierung Afrikas von der weitausgedehnten Peripherie ausging, schien es fast für den einzelnen unmöglich, einen Überblick über das bereits gewonnene zu erhalten. An unzähligen Stellen müht man sich ab, grammatische und lexikalische Probleme der Sprachen Afrikas zu enträtseln, während dieselben vielleicht hier und dort, wo besonders günstige Verhältnisse vorhanden waren, bereits offen liegen.[1]) Aber wer sollte eine Übersicht des bereits bekannten zusammenstellen?

Die europäischen Universitäten haben die afrikanischen Sprachen noch nicht in den Kreis derjenigen Gegenstände aufgenommen, mit welchen sich Professoren und Studenten zu beschäftigen pflegen. Die öffentlichen Bibliotheken sammeln noch nicht das kostspielige und doch so höchst selten verlangte Material für die afrikanische Linguistik. Derjenige, welcher das größte Interesse an einer solchen Arbeit hat, der Missionar auf dem Missionsfelde selbst, hat gerade in Afrika alle Hände voll zu thun um überhaupt nur dem Kampf des Daseins für die täglichen Bedürfnisse zu genügen, wie viel weniger ist er imstande noch für eine solche umfassende Arbeit Muße und Kraft übrig zu haben. Außerdem läßt sich leicht denken, wie schwierig es ist, auch nur das bereits vorhandene Material über jene 591 Sprachen und Dialekte zusammenzubringen, wie schon der finanzielle Aufwand dafür solche Mittel verlangt, wie ein Missionar sie, Gott sei Dank, nicht aufzuweisen hat. Eine solche Arbeit kann nur in Europa gemacht werden. Hier hätte eine wirklich geniale und weitschauende Missionsleitung allerdings einsetzen können, sprachgelehrten und erfahrenen Missionaren, deren Ohr an das Auffassen der fremden Laute gewöhnt, nach Europa berufen und ihnen Zeit und Mittel zu einer solchen Arbeit gewähren können, welche sich hundertfältig auf den Missionsgebieten selbst bezahlt gemacht haben würde; sie haben es nicht gethan.

Um so mehr müssen wir dem Herrn Custs dankbar sein, daß er, als auch ihm die Notwendigkeit und der Nutzen einer Übersicht der afrikanischen Sprachen klar wurde, sich kurzweg sagte: „Ein solches Werk kann nur einer thun, der genügend freie Zeit, Geld, Fleiß und Intelligenz besitzt. Ein solcher Mann bin ich, und wenn ich auch nichts von afrikanischen Sprachen verstehe, so ist es ja auch nicht meine Aufgabe sie zu lernen, zu lesen, zu sprechen oder gar zu lehren, sondern ich will nur

[1]) Für die Sprachforscher erinnere ich auch an dieser Stelle, wie die grammatischen Verhältnisse von Bantusprachen, welche Kontraktionen lieben, wie z. B. Pongue und Sotho durch diejenigen der Hererosprache, in der Kontraktionen höchst selten sind, auf das deutlichste erklärt werden.

das Werk anderer sammeln, klassifizieren und in Zusammenhang bringen, um so den künftigen Sprachforschern eine solide und gesunde Basis zu verschaffen, von wo aus sie mit Sicherheit weiter schreiten können." Und er ist mit der völligen penibeln Genauigkeit und gewissenhaften Sorgfalt eines altgeschulten Bureaubeamten an sein Werk gegangen, und auch nach meinem Urteil kann ich nur bestätigen, daß ihm dasselbe völlig gelungen ist.

Ich erlaube mir im folgenden zunächst eine Aufzählung der von ihm behandelten Sprachen.

Cust teilt die afrikanischen Sprachen nach dem Vorgange früherer Sprachforscher in sechs große Gruppen:

I. Semiten, II. Hamiten, III. Nuba-Fulah, IV. Neger, V. Bantu, VI. Hottentotten und Buschmänner.

Diese Haupteinteilung muß unzweifelhaft als wesentlich richtig angesehen werden. Allerdings enthält Gruppe III und IV noch manches ungelöste Rätsel. Meiner Meinung nach wird sich in diesen Gruppen noch manches versprengte Bantu- und Hamitenelement nachweisen lassen. Ohne Zweifel sind hier vielerlei Völkermischungen vorgegangen und es drängt sich nun auf verhältnismäßig kleinen Raum eine Unmasse von Sprachen durcheinander; aber bei dem Mangel historischen Materials, so wie geschriebener Litteratur aus alter Zeit, läßt sich noch nichts bestimmtes nachweisen.

Die einzelnen Sprachen, deren Menge und allermeist wenig bekannte, fremdartige Namen fast verwirrend wirken, sind folgende:[1])

I. **Semiten**: A. Nördlicher Zweig.

1. Punisch, 2. Arabisch (mit: ägyptischem und tripolitaner arabisch, Maghribi, Zanzibari, Sudani, Sahari, Schuwa, Sheigieh).

B. Ethiopischer Zweig.

1. Giz, 2. Amharisch, 3. Tigre (mit Arkiko und Massouwa), 4. Harari, 5. Argobba, 6. Gafat, 7. Kambat, 8. Gurague.

II. **Hamiten**: A. Ägypter.

1. Ägyptisch, 2. Koptisch (Memphitischer, Sahidischer, Bashmurischer Dialekt).

B. Libyer.

1. Libysch (Marocconischer, Saharischer, Algerischer, Tunischer Dialekt), 2. Kabylisch (mit Bugi, Zuave, Showiah, Wadiriah, Wargla, Beni Mzab, Shamba, Beni Munasir, Jerba), 3. Tamashek (mit Azjer, Ahaggar, Kel Owi, Awelimmiden), 4. Ghat, 5. Ghadamsi (mit Sokna), 6. Shilha, 7. Zenaga, 8. Guanch (mit Lancerotta, Fuerteventura, Gomera, 9. Siwah (mit Aujila).

[1]) Bei den Namen der Sprachen sind nach Möglichkeit alle Flexionssilben fortgelassen. Dies mag dem Laien zuweilen störend sein, wenn er gewohnt war, einzelne Namen mit irgend einem Präfix zu hören, es heißt z. B. nunmehr statt Matabele, Makololo — Tabele, Kololo. Aber es geht nicht anders.

C. Ethiopen.

1. Somali, 2. Galla (mit Dialekten), 3. Bisharí (mit Hadendoa, Hallenga, Ababde, Ben Amir), 4. Dankali, 5. Bilin, 6. Saho, 7. Irob Saho, 8. Agau (mit Hhamara, Damot, Lasta, Falasha), 9. Kunama, 10. Barea, 11. Gonga, 12. Kaffa, 13. Woratta, 14. Yangara, 15. Tambaro, 16. Tuste, 17. Ghe, 18. Nao.

III. Nuba-Fulah: A. Nubier.

1. Nuba (mit Mahas, Kenus, Dongola, Fadidsha), 2. Koldaji, 3. Tumale, 4. Konjara, 5. Kuasi, 6. Masai, 7. Berta, 8. Kamamil, 9. Funj, 10. Tabi, 11. Hamej, 12. Golo, 13. Krej, 14. Sehre, 15. Nyamnyam, 16. Monbutto.

B. Fulah.

1. Fulah (mit Futa Jalo, Futa Toro, Sokoto, Niger, Bornu).

IV. Neger: A. Atlantischer Zweig. Nördliche Sektion.

1. Woloj, 2. Serer (mit Sine und None), 3. Serekhule (mit Gadzaga, Azer, Dyenama), 4. Bambara, 5. Mande (mit Kabunga, Toronka, Jalunka, Kankanka), 6. Felup, 7. Banyun, 8. Bolo, 9. Pepel, 10. Bulanda, 11. Biafade, 12. Bissagos (mit Ankaras und Wun), 13. Nalu, 14. Landuma, 15. Baga, 16. Tene, 17. Susu (mit Solima und Kisekise), 18. Bullom (mit Mampuah), 19. Temne (mit Quiah, Lokko, Koranko), 20. Limba, 21. Kono, 22. Mende, 23. Bei, 24. Kissi, 25. Gbandi, 26. Kirim, 27. Kanga, 28. Mangri.

Südliche Sektion.

1. Dewoi, 2. Pessa, 3. Gura, 4. Basa, 5. Kru, 6. Grebo, 7. Busi, 8. Gbese, 9. Mano, 10. Gio, 11. Gbe, 12. Avekvom, 13. Asini, 14. Ashanti (mit Akan, Akuapem, Bron, Fanti), 15. Obutu, 16. Gnan, 17. Kong, 18. Banda, 19. Gyaman, 20. Akra (mit Ga und Adampi), 21. Ewe (mit Mahi, Dahome, Whidah, Anfue, Anlo), 22. Jariba (mit Egba, Yagba, Dsumu, Ife, Ondo, Eyo), 23. Ebe, 24. Kambari, 25. Boko, 26. Barba, 27. Borgu, 28. Yola, 29. Kasm, 30. Koama, 31. Legba, 32. Kauri, 33. Bagbalen, 34. Kiamba, 35. Jelana, 36. Gurma, 37. Guresha, 38. Mose, 39. Tombo.

B. Nigritier. Westliche.

1. Idzo (mit Bonny, Braß, Okrika, Akassa, Neu Kalabar), 2. Izekiri, 3. Ibo (mit Isoama, Elugu, Abadja, Abo), 4. Kukuruku, 5. Igara, 6. Igbira (mit Panda und Hima), 7. Kakanda (mit Bunn und Basa), 8. Nupe (mit Gbedegbi, Bini, Basakumi), 9. Aware, 10. Asu, 11. Gbari, 12. Yasgua, 13. Dsaba, 14. Doma (mit Arago), 15. Michi, 16. Juku, 17. Boritsu, 18. Afu, 19. Mbarike. 20. Jarawa, 21. Kabara, 22. Daroro, 23. Kwana.

Östliche.

1. Efik (mit Iboko und Ibibio), 2. Kua, 3. Andoni, 4. Akayon, 5. Usahadet, 6. Uwet, 7. Umon, 8. Akurakura, 9. Moko, 10. Atam, 11. Okam, 12. Cafen, 13. Ekatamfulu, 14. Nki, 15. Mbofon.

C. Centralafrikanischer Zweig.

1. Surhai (mit Timbaktu und Emghedesi), 2. Hausa (mit Katsena, Kano, Gobir, Daura, Zariya, Kabbi), 3. Tibbu (mit Teda und Daza), 4. Wanya, 5. Bele, 6. Zoghawa, 7. Kanuri (mit Gazir, Munio, Nguru, Kanem), 8. Anyok, 9. Bedde (mit Ngodsin und Doai), 10. Kerikeri, 11. Fika, 12. Basama, 13. Batta, 14. Dama, 15. Mbana, 16. Mbum, 17. Kotoso, 18. Zani, 19. Bugbai, 20. Fali,

21. Tuburi, 22. Baya, 23. Babir, 24. Marghi, 25. Mandara, 26. Gamergu, 27. Makari, 28. Yedina, 29. Kuri, 30. Kuka, 31. Bagrima, 32. Logon, 33. Musgu, 34. Kuang, 35. Somrai, 36. Gaberi, 37. Buso, 38. Sarua, 39. Miltu, 40. Ndamm, 41. Nzillem, 42. Bua, 43. Fanga, 44. Tummok, 45. Sara, 46. Banda, 47. Sokoro, 48. Bedanga, 49. Maba, 50. Kajakse, 51. Sungor, 52. Tama, 53. Fala, 54. Mimi, 55. Kandara, 56. Mararit, 57. Dajo, 58. Masalit, 59. Gimr.

D. Nilotiker.

1. Shillnk, 2. Nuer, 3. Dinka, 4. Bari (mit Morn), 5. Alwaj, 6. Bongo, 7. Mittu, 8. Sosi, 9. Behli, 10. Lehsi, 11. Atwot, 12. Bosi, 13. Nyangbara, 14. Keberu, 15. Mundu, 16. Babukr, 17. Liggi, 18. Lur, 19. Madi, 20. Shuli, 21. Kavirondo, 22. Latuka, 23. Berri, 24. Kunkung, 25. Jibbe, 26. Ninak, 27. Fallangh, 28. Yambo, 29. Gatzamba, 30. Goma, 31. Gindjar.

V. Bantu. A. Südlicher Zweig. Östliche.

1. Zulu (mit Tabele, Landin, Biti, Ngoni), 2. Xosa. 3. Guamba (mit Hlengue).

Centrale.

1. Suto (mit Kololo), 2. Chuana (mit Rolong, Hlapi, Kalahari, Tauana, Mapela, Mantati), 3. Chona, 4. Siga.

Westliche.

1. Herero, 2. Yeiye (mit Shubea), 3. Ndonga.

B. Östlicher Zweig. Südliche.

1. Toka, 2. Nansa, 3. Nyai, 4. Shukulumbu, 5. Nika, 6. Bisa, 7. Sheva, 8. Ravi, 9. Senga, 10. Tamboka, 11. Kamanga, 12. Tonga, 13. Chungu, 14. Nganga (mit Kanthandu und Chipata), 15. Shinga, 16. Sena, 17. Roe, 18. Roro, 19. Kua (mit Lomwe, Ibo, Angoche, Meto), 20. Yao (mit Masanyinga, Mchinga, Amakali, Muembe).

Östliche.

1. Komoro (mit Hindzua, Angazidya, Antilote, Mohilla), 2. Konde (mit Konde, Biha), 3. Muera, 4. Gindo, 5. Donde, 6. Henge, 7. Zaramo, 8. Swahili (mit Lama, Mvita, Unguja), 9. Alt-Zanzibar, 10. Sidi, 11. Zeguha, 12. Nguru, 13. Sagara, 14. Bondei, 15. Sambara, 16. Pare, 17. Nyika, 18. Teita, 19. Taveta, 20. Chagga, 21. Boni, 22. Pokomo, 23. Kamba, 24. Mbe.

Westliche.

1. Hehe, 2. Bena, 3. Sango, 4. Rungu, 5. Bemba, 6. Katanga, 7. Gogo, 8. Nyamuezi, 9. Tusi, 10. Jiji, 11. Rundi, 12. Sansi, 13. Bira, 14. Guhha, 15. Rua, 16. Nyuema (mit Dialekten), 17. Kusu, 18. Turu, 19. Sukumu, 20. Zongoro (mit Nyamba und Keiosa), 21. Ganda, 22. Huma, 23. Nyoro, 24. Ruanda, 25. Regga, 26. Kumu, 27. Basua, 28. Mpika, 29. Kuri, 30. Kara, 31. Kerewe, 32. Geheya, 33. Gamba, 34. Soga.

C. Westlicher Zweig. Südliche.

1. Kubele, 2. Neka, 3. Humba, 4. Luina, 5. Ponda, 6. Nano (mit Biheni und Bailunda), 7. Gangella (mit Lojazi und Lovali), 8. Bunda (mit Ambriz, Ambaka, Sulo, Hunga, Mbari), 9. Kisama, 10. Libollo, 11. Songo, 12. Gala, 13. Minungo, 14. Kioko, 15. Ngola, 16. Hollo, 17. Bondo, 18. Shinge, 19. Koza, 20. Yaka, 21. Lunda, 22. Luba, 23. Taba, 24. Souge, 25. Nyika.

Nördliche.

1. Kongo (mit Bundi, Buendi, Sesse, Wumba, Sonho, Embomma, Runda, Mbunde, Sorongo, Paleballa, Sentando), 2. Kabinda, 3. Teke, 4. Buma (mit Kolambo, Kondo, Bengolo), 5. Yanzi, 6. Gala, 7. Runga, 8. Rubunga, 9. Ituka, 10. Yomba, 11. Kamma, 12. Kele, 13. Ashango, 14. Oruugo, 15. Pongue, 16. Okota, 17. Okande, 18. Osaka, 19. Aduma, 20. Umbete, 21. Benga, 22. Shekiani, 23. Fan, 24. Naka, 25. Ediya (mit Bateli, Bani, Bakaki, Balilipa, Boloko), 26. Dualla, 27. Wuru, 28. Abu, 29. Isubu, 30. Rundu, 31. Bamboko, 32. Kwilluh, 33. Kundu, 34. Bayon, 35. Pati, 36. Balu, 37. Nso, 38. Param, 39. Penin, 40. Melon, 41. M-Fut, 42. Tikar, 43. Bute, 44. Ndob (mit Tumu), 45. Momenya, 46. Papiyah, 47. Ngoala, 48. Ngoten, 49. Nhalemoe, 50. Bagba, 51. Bakum, 52. Bamon, 53. Mbe, 54. Bonkem, 55. Bumke.

VI. **Hottentotten-Buschmänner.** A. Khoi-khoi.

1. Khoikhoi (mit Dialekten Nama, Kora, Dama ꝛc.).

B. Heloten.

1. San, 2. Bumantsu, 3. Lala, 4. Denessana, 5. Sarwa, 6. Kankala, 7. Kasekere, 8. Nena, 9. Ndurobo, 10. Sania, 11. Tua, 12. Sienetze.

C. Pygmäen.

1. Akka, 2. Obongo, 3. Bakke-Bakke, 4. Doko, 5. Mdidikimo, 6. Twa.

Wahrhaftig eine bewältigende Fülle von Namen! Die Unterabteilungen sind allerdings meist nur nach dem geographischen Zusammenhang des Wohnorts dieser Völker gemacht. Den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Sprachen selbst hat im Detail noch niemand nachzuweisen versucht, und es warten hier noch ungeheure Aufgaben der Philologie. Allerdings sind bis jetzt von sehr vielen der hier aufgeführten Sprachen nur dürftige Vokabulare vorhanden, indessen mehrt sich das Material ja beständig. Und ich möchte auch an dieser Stelle darauf hinweisen, wie sehr die philologisch gebildeten Missionsfreunde der Mission durch ihre Mitarbeit an diesen afrikanischen Sprachen helfen könnten. Auf dem Felde afrikanischer Sprachforschung giebt es noch viele ruhmreiche Arbeit für den Philologen, zumal nun durch Cust das vorhandene Material jetzt so sorgfältig zusammengestellt ist.[1])

Denn was sein Buch vor allen ähnlichen Versuchen von Zusammenstellungen der afrikanischen Sprachen auf das vorteilhafteste auszeichnet, sind die sehr reichhaltigen Beigaben, durch welche dasselbe für dieses Fach zu einem Nachschlagebuch ersten Ranges gemacht wird, für alle die sich für Ethnographie und Linguistik Afrikas interessieren.

Zunächst ist dem Buche eine Karte mitgegeben, auf welcher alle auf-

[1]) Es würde dem Referenten zur besonderen Freude gereichen, wenn seine Worte den einen oder den andern Philologen veranlaßten, sich mit ihm über die afrikanische Sprachforschung in nähere, briefliche Verbindung zu setzen.

geführten Sprachen und was sonst für die im Buch behandelten Fragen im Betracht kommt, verzeichnet ist. Cust hat es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, jede afrikanische Sprache, deren Vorhandensein irgendwie erwähnt wird, auch geographisch zu fixieren, es ist ihm dabei gelungen eine Anzahl von Sprachen, welche frühere Autoren aufführten, mit anderen zu identifizieren, und in das Chaos von Sprachennamen wenigstens einige Ordnung zu bringen. Fortwährend stößt man in seinem Buche auf ganze Reihen von Namen für eine einzige Sprache, z. B. Idzo = Ijo, Ojo, Ejo, Iyo, Udzo, Oru (im Nigerdelta); oder Ashanti = Otshi, Oji, O-tyi, Odschi, Odjii, Otsui, Tyi, Tshi, Chwee, Twi; Verschiedenheiten, welche teils durch die Auffassung des Hörers, teils durch die englische, deutsche u. s. w. Schreibart der Laute, teils auch dadurch verursacht wurden, daß demselben Volke von den Nachbarn verschiedene Namen gegeben wurden (vergl. Deutsche = Allemand, Germans, Tedesci, Niemecz u. s. w.). Es ist selbstverständlich, daß es auch Cust nicht gelungen ist, überall völlig hindurch zu dringen, wie denn Karten bekanntlich immer wieder der Verbesserungen bedürfen. Vor allem auf seiner Karte, im Buche selbst weniger, sind noch manche Synonymen als separate Stämme aufgeführt, wie z. B. in der Gegend von Damaraland die „Ngova, Tkobaab, Kuba" separat aufgeführt sind, da die drei Formen doch nur die verschiedene Aussprache der Herero, Nama, Sotho für dasselbe Wort fixieren, ebenso sind die Shimba und Tyimba Synonyma für Herero. Aber das und ähnliches sind Kleinigkeiten, welche denjenigen, welcher die Karte zum selbständigen Weiterstudium befragen will, wenig stören.

Durch verschiedene Farben sind die sechs angeführten Hauptgruppen auf der Karte deutlich unterschieden, und man erkennt nun klar, wie die semitischen Sprachen in weitem Halbkreise die Sahara im Osten, Norden, Westen umgeben. Die Hamiten zerfallen in zwei große Gruppen, eine im Centrum der Sahara, die andere an der Ostecke des Kontinents. Oberguinea gehört den Negern, welche indessen auch im Gebiet der Sahara sich zwischen die Hamiten und Semiten eindrängen. Quer durch die größte Breite Afrikas finden wir auf einem verhältnismäßig schmalen Strich die Nuba-Fulah in viele kleine Gruppen zerstreut. Südlich vom Äquator wohnen im weiten, ununterbrochenen Gebiet die Bantu. Den Hottentotten-Buschmännern gehört nur noch die Südwestspitze des Kontinents, indessen weisen noch manche durch das ganze Gebiet der Bantuvölker zerstreute Reste darauf hin, daß dieselben früher auf diesem ganzen Gebiet frei umherschweifen durften.

Beiläufig möchte ich übrigens noch besonders darauf aufmerksam

machen, daß es mit zu den wichtigsten Entdeckungen der Afrikaforschung gehört, daß die Pygmäen der alten geographischen Sage und die Buschmänner Südafrikas ein und derselben Völkerfamilie angehören. Vielleicht ist der Zusammenhang der einzelnen Stämme noch viel größer als man denkt. Die Verschiedenheit der Namen für dieselben bedeutet wohl nicht viel, wenn eine Vergleichung der afrikanischen Sprachen ergiebt, daß die San der Kalahari und der angrenzenden Gebiete von den benachbarten Bantu (Herero und Zulu) verächtlicher Weise auch ova-tua, oder nach englischer Schreibart ova-twa genannt werden; nur dialektisch davon verschieden ist es, wenn die Betschuanen dieselben Leute va-rua nennen; also wir haben hier im Süden genau dasselbe Wort für die kleine gelbe, vagabundierende Jägerrasse, wie am Kongo; und aus der Differenz in der Schreibung von Twa (am Kongo) und Tua (in der Nähe der Delagoabai) kann noch niemand beweisen, daß hier verschiedene Völker vorhanden sind. Die San werden nun von den Herero auch ova-kuuna genannt, auch eben dieser Name findet sich am Kongo bei den „Twa" Stanleys. Die Herero erklärten mir auch, ohne sich zu besinnen, die in Schweinfurths Werke abgebildeten Pygmäen für ova-tua.

Neben der Karte ist das Buch mit ausführlichsten Registern versehen, deren äußerlicher Umfang (100 Seiten Register auf 462 Seiten Text) beweist, wie sehr durch dieselben der Gebrauch des namenreichen Buchs für den täglichen Gebrauch befördert wird. Das wichtigste dieser Register enthält die vollständigste Nachweisung alles desjenigen, was über die afrikanischen Sprachen veröffentlicht ist. Ich selber habe mich zwar nur mit dem Kreise der Bantusprachen beschäftigt, aber mich doch trotz der geringen mir zu Gebote stehenden Mittel, mit manchem sonst wenig bekannten Buche befassen können. Dennoch kann ich nicht sagen, daß Cust irgend etwas von dem mir bekannten Material entgangen ist, und ich denke aus dieser Stichprobe auf die Verläßlichkeit des ganzen gesammelten Materials schließen zu können. Cust hat die allerdings überaus günstige Stellung, welche er als honorary secretary der Royal Asiatic Society, als Vorstandsmitglied der Royal geographical society, als Komiteemitglied der Church missionary society und der Brittish and foreign Bible society, als Glied des Übersetzungskomitee der Society for promoting christian knowledge einnimmt, völlig ausgenutzt um eine Arbeit zu liefern, welche allen Erforschern Afrikas, vor allen aber den afrikanischen Linguisten d. h. in erster Reihe den Missionaren zu gute kommt.

Allerdings ist mit seinen Anführungen und in den von ihm citierten Quellen das bereits faktisch gesammelte Material noch lange nicht

erschöpft. Denn der größere und, ich möchte sagen, der wertvollere Teil dessen, was über afrikanische Sprachen bereits erarbeitet ist, ist noch nicht im Druck vorhanden, sondern liegt als Manuskript, teils hier, teils dort zerstreut, fast vergraben. Cust selbst erwähnt, was noch alles von linguistischen Forschungen in den Archiven der Missionsgesellschaften, in der Sir George Grey Bibliothek in Capstadt und sonst noch verborgen ist. Noch mehr ist in den Händen der Missionare selbst, und es wächst täglich mehr hinzu. Nur durch Zufall wird das eine oder andere Vokabular gedruckt; am ehesten noch die allererstenunreifen Versuche, die späteren Verbesserungen finden keinen Drucker und Verleger mehr, weil sich „zu wenige dafür interessieren." Vielleicht daß Custs Buch Ursache wird, daß auch noch von den übrigen sprachwissenschaftlichen Schätzen immer mehr gehoben werden kann.

So ist denn dieses Buch eine direkte Förderung der Missionsarbeit, ebenso ist es aber auch eine Apologie der Missionsarbeit wie wenige, eine Apologie nicht durch Worte, sondern durch Aufweisung von Thaten. Die Mythe von der lächerlichen Unwissenheit der ungebildeten Missionare, welche zu den Heiden hinaus gehen um da in aller Gemütlichkeit auf der Bärenhaut zu liegen und ihr Schäfchen zu scheren, die in Deutschland so lange die öffentliche Meinung beherrscht hat, und in so manchen Köpfen noch herumspukt, wird bei niemand Stich halten, der Custs Buch auch nur ganz flüchtig durchblättert. Wiewohl nur das geringste Teil der wirklich von den Missionaren geleisteten Spracharbeit veröffentlicht ist, tritt Seite für Seite immer wieder der Missionar auf mit seinen Wörtersammlungen und Grammatiken. Ja, in den allermeisten Fällen, wo für die afrikanischen Sprachen mehr gedrucktes Material vorhanden ist, als bloße Wörtersammlungen und grammatikalische Bemerkungen, da sind es eben immer wieder nur die Schulbücher, Gebetbücher, Katechismen, Übersetzungen von Liedern und heiligen Schriften wie sie von der Mission für die Mission gearbeitet sind. Und wenn sich hie und da eine Sammlung von einheimischen Fabeln und Geschichten aufgeschrieben findet, da ist es unter fünfmalen viermal der Missionar, der dieselbe entweder selbst aufgezeichnet oder hat aufzeichnen lassen. Die 591 afrikanischen Sprachen und Dialekte, welche Cust gesammelt, sie bezeugen laut vor aller Welt, was die Mission auch in diesem Fach, unter den schwierigsten Verhältnissen, die sich denken lassen, gearbeitet hat.

Cust hat sein Buch mit den Photographien von 31 berühmten Erforschern der afrikanischen Sprachen geschmückt, darunter sind fast die Hälfte Missionare, und unter denselben auch — drei wirkliche Ne-

ger,[1]) wiederum ein thatsächlicher Beweis, daß die Missionsarbeit durch „das Wort" bis ins Herz gedrungen, ja daß sie sich nicht mit bloßer „Bekehrung" begnügt hat, sondern daß sie auch aus der verachtetsten und in greulichsten Fetisch- und Wollustdienst versunkensten Rasse, schon in der ersten Generation Männer heraus gebildet hat, welche auch der europäischen Wissenschaft alle Ehre machen würden. Hören wir Custs eigene Worte über die sprachlichen Arbeiten der Missionare (S. 68):

„Die am meisten die Kenntnis der Sprachen Afrikas sowohl, wie Asiens, Amerikas und Australiens befördert haben, waren die Sendboten von Christi Königreich. Ihr Motiv für die Spracharbeiten geht auf weit höheres, als bloße Ansammlung toten Wissens. Kein anderer Beweggrund wäre imstande, so viele gelehrte und fleißige Männer dahin zu bringen, daß sie allen Gefahren, der Krankheit, ja selbst dem Tode Trotz bieten um aus dem Gerede richtiger Wilden eine Literatursprache zu fixieren, wenn es nicht das Bestreben wäre, diese Wilden in der Religion zu unterrichten und das bewundernswerte Verlangen auch ihre Seelen zu erretten und ihnen zur Seligkeit zu verhelfen. In vielen Sprachen ist die heilige Schrift das einzige veröffentlichte Buch, und der Gelehrte würde völlig aller Dankesgefühle bar sein, der nicht aufs herzlichste der Mission dafür danken würde, daß sie ihm bis dahin verborgene Quellen des Wissens geöffnet."

Ja fragen wir uns, wie kommt es, daß Herr Cust, der doch eigentlich ein Rechtsgelehrter und Beamter ist, der die besten Jahre seines Lebens in Indien zugebracht, an die horrend trockene und mühevolle Arbeit geht, alles, was über moderne afrikanische Sprachen veröffentlicht ist, zu sammeln, eine Arbeit, vor welcher die Linguisten von Fach bisher zurückgeschreckt sind, dazu das in unzähligen Büchern und Journalen zerstreute zusammen zu bringen, für diese Arbeit gewiß hunderte, wenn nicht tausende von Briefen zu schreiben, alle Bücher, welche aus öffentlichen Bibliotheken nicht zu erhalten waren, kurzweg anzukaufen, alles dieses verworrene Material zu sichten und zu ordnen, und womöglich noch mit Aufwendung bedeutender Unkosten zu veröffentlichen. Er hat es auch nicht gethan, um nur zu den hunderttausenden von Büchern noch ein weiteres hinzuzufügen, sondern weil er an der Leitung der bedeutendsten für die Zwecke der Mission arbeitenden Gesellschaften empfand, daß ein solches Buch für die Mission nötig war. Und in demselben Sinne hat er, ehe er seine Modern languages of Africa schrieb, seine Modern languages of East India vollendet, in demselben Sinne schickt er sich an, nun auch, wenn anders ihm noch Kraft und Leben geschenkt wird, die Sprachen von Amerika und Australasien zu sammeln, Probleme, an die bisher ein einzelner Sprachforscher zu denken nicht gewagt, wie sie nur in

[1]) Bischof Crowther, Archidiakon Johnson, Archidiakon Crowther.

dem Herzen eines Mannes entspringen können, der das Wort Christi kennt: Der Acker ist die Welt.

Ich schließe mit einigen Stellen aus dem Schlußworte des besprochenen Buches:

„Noch ein anderes Resultat entsprang aus meinem Durchforschen der afrikanischen Literatur. Die gewöhnliche Manier einen Afrikaner zu beschreiben ist, daß er grausam ist, schmutzig, abergläubisch, egoistisch, ein Kannibale und Fetischdiener, verlangend nach Menschenopfer, befleckt mit Zauberei und Menschenraub, überdies ein Trunkenbold, ein Polygamist, ein Verächter aller Familienbande, ein Lügner und ein Schwätzer. Wie verschieden ist doch der Eindruck, den ich gewonnen, nachdem ich durch die Sprachen auch ein wenig Einsicht in sein Inneres gewonnen!“ . . . . . „Lassen Sie mich noch einmal den Missionaren Lebewohl sagen, diesen guten und selbstlosen Leuten, welche wohl in ihrem eigenen Lande es hätten zu hohen Ehren bringen können, und sind doch ausgegangen, in elenden Hütten zu wohnen, oft genug um darin zu sterben; welche während sie auf dem Ambos Afrika mit dem Hammer des Evangeliums hart arbeiteten, auch helle Funken sprachwissenschaftlichen Lichtes hervorlockten, eine vorher in tiefstes Dunkel gehüllte Welt zu erhellen.“ . . . . „Wohlgemerkt, die Zeit ist wohl noch nicht da, um über diese Sache ein völliges Urteil auszusprechen. Der Missionar ist das besondere Erzeugnis, der höchste Ruhm des 19. Jahrhunderts. Ich kümmere mich nicht darum, wer diese letzten Zeilen liest oder ungelesen läßt; aber sie sind durch eine lange und bewährte Erfahrung in Asien, durch eine genaue Beobachtung Afrikas diktiert, durch die Überzeugung, wie gut es für das Menschengeschlecht ist, daß neben dem Lärm der Kriegstrommel, dem egoistischen Ruf des Kaufmanns, dem Zischen der Peitsche des Sklavenhändlers, inmitten der Kolonien, des Handels, des Krieges, in jedem Teile der Welt, besonders in den dunkelsten, immer wieder ein ehrlicher selbstloser Mann sich finde, in Person die höchste und ritterlichste Form der Moralität gerade dort darstellend, wo dieselbe sonst am wenigsten zu finden; einer der sich nicht fürchtet für die Unterdrückten zu streiten, die übeln Sitten aufzudecken, gegen das Unrecht zu protestieren. Und wenn es einigen wenigen dieser Sendboten Christi gegeben ist, nun auch noch große Gelehrte zu sein, desto besser. Ich weiß gar wohl, daß von allen den Sprachen, in welchen Xerxes, der große König von Persien, Briefe ergehen ließ, an jede Provinz in ihrer Sprache, nur die beiden noch auf Menschenlippen leben, denen die Geheimnisse Gottes überliefert waren: Hebräisch und Griechisch. Ich finde nicht, daß irgend eine Sprache untergegangen ist, welche zu der Würde erhoben ist, ein Gefäß des göttlichen Wortes zu sein, und ich möchte die Aufmerksamkeit meiner geschätzten Freunde, der Negergelehrten am Niger, auf diese zwei Punkte richten. Wenn sie als rechte Patrioten den wunderbaren Sprachen ihres Landes ein langes Leben wünschen, möchten sie keine Zeit verlieren, denselben irgend einen Teil des Wortes Gottes zu überweisen. Denn schon die bloße Thatsache, daß eine Sprache ein auserwähltes Rüstzeug gewesen ist um die göttliche Wahrheit armen Menschenkindern zu überliefern, verbürgt ihr auch die Unsterblichkeit.“

C. G. Büttner. — Wormditt.

Die Mission der Church Miss. Soc. in der chinesischen Prov. Fukien.

Von Hauptpastor Ranke.

(Fortsetzung.)

IV. Ein Sieg um den andern.

Es ist einer der charakteristischen Züge der ältesten christlichen Mission, daß die eben erst für den Glauben Gewonnenen alsbald von der göttlichen Wahrheit zu zeugen beginnen und so gewissermaßen zu Missionaren in ihrer Umgebung werden. Aus derselben Ursache erklären sich die Erfolge der Mission von Fukien. Gott wendete die geringe Zahl der europäischen Missionare, die man für ein Hindernis hätte halten können, vielmehr zum Segen, sofern den eingebornen Christen dadurch Gelegenheit geboten ward, den ihnen einwohnenden Trieb zur Selbstthätigkeit desto kräftiger zu entfalten.

Noch im Jahre 1864 wurde in der Stadt Lieng-Kong, nordwestlich von Futschau am Meeresufer, die erste Außenstation eröffnet. Ein Jahr später rückte man weiter nach Norden vor und besetzte die wichtige See- und Handelsstadt Lo-Nguong. Fast zu gleicher Zeit wurde in Ku-tscheng, westlich im Binnenlande, das Kreuzespanier aufgepflanzt. Wieder ein Jahr darnach begann die Missionsarbeit in Ning-Taik, einer Seestadt nördlich von Lo-Nguong. Meist war es Wolfe, der den ersten Besuch machte. Dann folgte ein Katechist, d. h. ein eingeborner Prediger, dessen nächste Aufgabe es war, ein Haus zu mieten, was bei dem Mißtrauen der Chinesen gegen die Fremden und ihre Religion mitunter einige Mühe machte. War dies gelungen, so begann die Predigt des Evangeliums unter den Heiden, die durch ihre Neugier getrieben, scharenweise zu den Gottesdiensten sich einstellten.

Wer aber waren die Katechisten in dieser Anfangszeit? Es waren schlichte Männer, bewährte Glieder der kleinen Gemeinde von Futschau, meist nur wenig ausgebildet, zum Teil auch nur wenig begabt. Doch diese Mängel wurden aufgewogen durch ihre Glaubensfreudigkeit und ihren Zeugeneifer. Und Wolfe stand ihnen zur Seite mit der ganzen Fülle seiner Weisheit und Energie, Frische und Leutseligkeit. Immer wieder finden wir ihn auf Reisen, jetzt aber nicht mehr um Entdeckungen zu machen, sondern um auf den neugewonnenen Arbeitsfeldern zu raten, zu helfen, nach dem Rechten zu sehen. Missionar Cribb unterstützte ihn dabei aufs treulichste.

In Lieng-Kong und Lo-Nguong fanden schon im Jahre 1866, in

Ku-tscheng ein Jahr später die ersten Taufen statt. Länger dauerte es in Ning-Taik. Nach dreijähriger Thätigkeit (1869) gab es daselbst noch nicht einen Bekehrten, so daß man daran dachte, die Station aufzugeben. Aber auch hier trug die „Geduld der Heiligen" zuletzt ihre Frucht. Acht Jahre nach Eröffnung der Station (1874) waren 11 Getaufte und 46 Taufbewerber in Ning-Taik vorhanden.

Allmählich bildete sich um jede dieser Städte ein förmlicher Kranz von Landgemeinden. Bei Lieng-Kong wurden es allmählich 7, wir nennen Tang-Jong und Tong-A, bei Lo-Nguong 15, darunter O-Jong, A-tschia, bei Ku-tscheng 42, z. B. Lang-A, Ngu-Tu, Ang-Jong, bei Ning-Taik 14, wie Lek-Tu, King-Se-Hung, Sioh-tschio.

Diese Ausbreitung des Evangeliums in immer weitere Kreise ging vielfach ohne direktes Eingreifen der Missionare und Katechisten ganz wie von selbst vor sich. Landleute, die durch Geschäfte in die Stadt geführt worden waren, wohnten dem christlichen Gottesdienste bei und nahmen den heiligen Samen mit sich in ihre Heimat.

So hörte im Jahre 1866 oder 1867 ein Tischler aus Ang-Jong, Ngoi-Tscheng-Tung, in Ku-tscheng, den dortigen Katechisten predigen und ergriff die Botschaft von dem in Christo für alle Sünder erschienenen Heile mit ganzem Herzen. Zu Hause angelangt erzählte er seinem Halbbruder, Ung-Kung, einem Schneider, was er erlebt habe, und ruhte nicht, bis auch dieser „kam und sah" und seinen Glauben und seine Freude teilen lernte. Die zwei redeten hierauf mit einem dritten, der in einem andern Dorfe wohnte und brachten ihn dahin, für eine Zeit lang zu Ung-Kung zu ziehen, um sich von ihm unterrichten zu lassen. Und so ging es weiter. Als Missionar Cribb nach einiger Zeit Ang-Jong besuchte, fand er, daß der Tischler ganz aus eigenem Antrieb das Amt eines Evangelisten verwaltete, während der Schneider, „ein stiller und gedankenvoller Mann", allen denen, welche durch seinen Bruder gesammelt worden waren, als Lehrer des göttlichen Wortes diente.

Von Lo-Nuong aus machte gegen Ende des Jahres 1866, also ein Jahr nach Eröffnung der Station der Katechist Tsching-Mi, von einigen Bekehrten begleitet, eine Predigtreise durch die umliegenden Dörfer. Auf dieser Reise kam er auch nach A-tschia, wo ein junger Mann, Sia-Seu-Ong, einen so tiefen Eindruck durch die Verkündigung des Gotteswortes empfing, daß er nicht lange darnach erklärte, er sei bereit, ein Jünger Jesu zu werden. Von dem Katechisten erhielt er eine Bibel, mit der er nun von Haus zu Haus ging, um die Leute zu bitten, doch auch zu lesen, wie Gottes Sohn in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen.

Sieben seiner Altersgenossen stellten sich unter seine Leitung. Der Katechist fand, als er wieder nach A-tschia kam, daß die jungen Leute sich zu gemeinschaftlichem Gebet zu versammeln pflegten und den Sonntag heilig hielten. Nun aber erhob sich der Widerwille der Dorfbewohner gegen die kleine Schar und jene Sieben fielen ab; Sia selbst aber blieb fest. Seine Nachbarn schalten ihn „Fremdling", seine Mutter schleppte ihn gewaltsam aus seinem Zimmer, als sie ihn einmal auf den Knieen liegen sah, sein Weib tadelte ihn aufs heftigste wegen seines Abfalls von der Religion seiner Ahnen. Aber das alles bestärkte ihn nur in seinem Entschluß. Eines Tages holte er sämtliche Götzenbilder und Ahnentafeln aus seinem Hause und warf sie vor den Augen der entsetzten Dorfbewohner ins Feuer. Das gab natürlich eine gewaltige Aufregung. Er mußte fliehen und in einem stillen Versteck so lange warten, bis die gegen ihn entflammte Wut sich abgekühlt hatte.

Sia-Seu-Ong wurde im Dezember 1866 in Lo-Nguong getauft. Sein Eifer, für den Herrn zu wirken, entflammte infolge dessen noch mehr. Zunächst durfte er erleben, wie das Herz seiner Frau sich der göttlichen Wahrheit erschloß. Dann fing auch seine Mutter an milder zu werden. Zugleich entstand eine Bewegung unter den Dorfbewohnern. Als Missionar Wolfe im Mai 1867 nach A-tschia kam, empfing er die günstigsten Eindrücke.

Sobald ich, schreibt er, das Dorf betrat, kamen mir mehrere Christen entgegen, begrüßten mich aufs herzlichste und führten mich zu meinem Nachtquartier. Ich sollte in einem großen, freiliegenden Hause wohnen. Hier fand ich 12—15 Personen damit beschäftigt, die Bibel zu lesen. Der Besitzer des Hauses und seine ganze Familie, die aus 5 Gliedern besteht, sind gläubig geworden, 4 von ihnen haben auch bereits die Taufe empfangen. Abends stellten etwa 40 Personen sich ein, um Gottes Wort zu hören, darunter ungefähr 20 Taufkandidaten. Am folgenden Tage fand Gottesdienst statt, bei welchem 5 Männer und ein junger Mensch von 18 Jahren die Taufe empfingen. Dann begab ich mich in das Haus des Dorfältesten, wo ich zum Mittagessen festgehalten wurde. Der Älteste selbst fühlt offenbar die Macht der Wahrheit, sein Sohn aber ist noch zu sehr mit der Welt verflochten und vermag sich nicht los zu machen. — Das Weib, welche vor 4 Monaten gedroht hatte, sie wolle mich töten, wenn ich das Dorf beträte (Sias Mutter), fand ich wie sie Eier, Reis ꝛc. zu meiner Bewirtung zurüstete. Ich näherte mich dem Hause mit einer gewissen Neugier, aber meine Neugier verwandelte sich in Überraschung und Dankbarkeit. Das Haus wird von nun an als Kapelle und Schule und als christlicher Versammlungsort für die Dorfbewohner dienen.

Nach Oh-Jong, gleichfalls einer Außenstation von Lo-Nguong, kam die erste Kunde vom Evangelium ziemlich um dieselbe Zeit.

Ein Korbmacher von Lo-Nguong, der erst kürzlich durch den Einfluß seines älteren Bruders zum Glauben gebracht worden war, kam dahin. Er sprach zu den Dorfbewohnern von Jesu, dem Heiland der Welt, und

von dem großen Vater im Himmel und bat sie, ihre Götzen aufzugeben. Anfangs wurde er geschmäht und verfolgt. Nur wenige wagten es ihm zuzuhören. Unter diesen Wenigen war einer der treuesten Tschung-Te. Dieser öffnete der Botschaft des Evangeliums sein Herz und durch Gottes Gnade geschah es, daß er selbst und sein ganzes Haus zum Glauben kam. Später wurde ein Katechist nach Oh-Jong gesandt, dessen Wirksamkeit jedoch von nur kurzer Dauer war. Er stieß auf den heftigsten Widerstand, drei Häuser, in denen er nacheinander seine Wohnung aufschlug, wurden von den heidnischen Dorfbewohnern zerstört. Der Katechist mußte weichen. Aber die kleine Herde war darum doch nicht ohne Hirten. Ein eifriger Christ von Ning-Taik kam jeden Sonntag herüber, um Gottesdienst zu halten. Das war kein geringes Opfer, denn er mußte jedesmal einen Weg von 13 Meilen zurücklegen. In wenigen Monaten hatte sich eine Gemeinde von 30 Personen zusammengefunden.

Man sieht, wie das Evangelium, nachdem es erst einmal Eingang in die Distriktshauptstädte gefunden hatte, sich ohne viel Zuthun der Missionare in immer weiterem Umkreis durch die ländliche Bevölkerung verbreitete. Immer neue Außenstationen konnten begründet, immer neue Katechisten ausgesandt werden. Die Zahl der Zuhörer, der Taufbewerber, der Getauften war in beständiger Zunahme. Nicht lange so erhoben sich auch hin und wieder im Lande christliche Kapellen, deren Bau weit weniger durch die Missionsgesellschaft als durch die kleinen Gemeinden der eingebornen Christen bestritten ward.

Das heilige Feuer hatte gezündet und weithin sprühten seine Funken.

V. Innerer Fortschritt.

Ein Baum, der die Äste seines Wipfels auszubreiten beginnt, muß gleichzeitig seine Wurzeln immer tiefer in die Erde graben. Nur so gewinnt er jene Festigkeit, durch die er den Stürmen Trotz bieten kann.

In der Mission von Fukien ging mit der Ausdehnung des Werkes die Vertiefung und Ausgestaltung desselben Hand in Hand.

Seit 1867 verfügte man in Futschau über drei gottesdienstliche Lokale, die Kirche in der „Hinterstraße", in welcher Wolfe, die Kapelle in der „Südstraße", in welcher der Katechist Wong-Kiu-Taik, und eine neuerrichtete Kapelle in der „Nordstraße", in welcher Cribb zu predigen pflegte. Die zahlreichen Dörfer am Min in der Umgebung der Hauptstadt besuchte Cribb allwöchentlich, um daselbst zu predigen. Er führte die Oberaufsicht über den nordwestlichen Teil der Provinz mit dem Mittelpunkt Ku-tscheng. Auch gründete und leitete er in Futschau selbst eine Erziehungsanstalt für Knaben.

Im Jahre 1868 fand die erste bischöfliche Visitation statt. Bischof Alford kam von Hongkong, wohin er kurz zuvor berufen worden war, nach Futschau und durchreiste von hier aus mit Missionar Wolfe das ganze Missionsgebiet in der Provinz. Neunzig chinesische Christen empfingen bei dieser Gelegenheit die Konfirmation. Über die Konfirmationshandlung in Futschau berichtet Alford:

In der Missionskirche versammelte sich diesen Nachmittag (Dienstag den 16. Mai) eine Schar frommer und freudiger Christen, die schon in reiferen Jahren auf ihr eigenes Bekenntnis hin getauft worden waren, nun aber bei ihrer Konfirmation vor einander, vor der Kirche und ihren Dienern und vor ihrem Herrn und Meister das feierliche Gelübde des Taufbundes erneuern sollten. 18 Männer, 10 Frauen und 5 junge Leute traten vor, beantworteten die Konfirmationsfrage einzeln mit lautem Ja, worauf über jedem von dem Bischof in englischer, von dem Missionar in chinesischer Sprache das ergreifende Gebet gesprochen ward: Schütze, Herr, diesen deinen Diener u. s. w. Es war ein ungewohnter Anblick, chinesische Frauen öffentlich auftreten zu sehen, um Christum zu bekennen, und zu hören, wie jede für sich selbst Antwort gab. Gegenüber der Abgeschlossenheit, in welcher die eingebornen Frauen zu leben gewöhnt sind, erscheint es nach chinesischen Begriffen fast als etwas Unanständiges, daß sie sich öffentlich zeigen oder gar öffentlich etwas sagen sollen. Es war kein geringer Beweis für ihre Aufrichtigkeit, daß sie sich entschlossen, dies zu thun; die Missionare legten großen Wert darauf. Unter den Katechisten befanden sich schwergeprüfte Männer, welche um Christi willen Verfolgung erlitten hatten, zum Teil bis zu Schlägen und Mißhandlung und Verlust von Hab und Gut, und die jetzt, ein jeder auf seinem besonderen Arbeitsfelde, mutige und eifrige Evangelisten sind. Von solcher Art waren die Konfirmanden bei dieser Gelegenheit. Ich kann mir kaum vorstellen, daß ein Bischof jemals einer aufrichtigeren, andächtigeren, seiner Teilnahme würdigeren Schar von Christen die Hand aufgelegt hat.

Wenige Tage später, am Himmelfahrtstage, vollzog der Bischof eine für die Geschichte der Mission in Fukien noch bedeutungsvollere Handlung, die Ordination des bisherigen ältesten Katechisten und nun ersten eingebornen Geistlichen, Wong-Kiu-Taik.

Im folgenden Jahre (1869) traf ein neuer Missionar J. E. Mahood in Futschau ein, eben recht, um Missionar Wolfe abzulösen, dessen Gesundheitszustand inzwischen ein sehr ungünstiger geworden war, so daß er auf mehrere Jahre (1870—1872) nach Europa zurückkehren mußte.

Bei der zweiten bischöflichen Visitation im Jahre 1871, die 9 Tage lang dauerte, betrug die Gesamtzahl der eingebornen Christen schon mehr als 300. Mit froher Hoffnung durfte man der Zukunft entgegensehen, als abermals einer jener Fälle eintrat, an denen die Anfangsgeschichte der Mission von Fukien so reich ist. Missionar Cribb mußte mit gebrochener Kraft nach Hause reisen und Mahood, der allein zurückblieb, war in China noch ein Neuling. Dennoch ging es gerade in dieser Zeit mächtig vorwärts. An Wong-Kiu-Taik hatte der Missionar einen trefflichen

Helfer und die im Lande zerstreuten Katechisten rasteten nicht. Bei Wolfes Rückkehr, die im Dezember 1872 erfolgte, hatte sich die Zahl der eingebornen Christen bereits auf 800, die der Kommunikanten auf 280 vermehrt.

Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Futschau machte Wolfe eine Rundreise, auf der er alle Stationen besuchte. An einigen Orten fand er, daß das Werk nicht vorwärts gekommen oder gar zurückgegangen war. Im ganzen aber waren die Eindrücke, die er empfing, höchst ermutigend. Die Freude der eingebornen Christen über seine Rückkehr zeigte sich nicht selten in geradezu rührender Weise. So schreibt er aus Lo-Nguong:

Ehe ich mich zum Frühstück niedersetzen konnte, war die Halle von Christen angefüllt, die vom Lande zum Gottesdienst kamen. Die guten Menschen waren offenbar außer sich vor Freude. Einer setzte sich dicht neben mich und flüsterte mir, während ich frühstückte, von Zeit zu Zeit ins Ohr, wie er sich nach meiner Rückkehr gesehnt habe und wie er sich nun freue, mich wiederzusehen. Ein anderer, der hinter mir stand, erzählte mir von einem Traume, in welchem er mich an seinem Bette hatte stehen sehen. Andere warfen die Frage dazwischen, warum ich so sorgenvoll aussehe und so mager im Gesicht geworden sei. Darauf bemerkte denn wieder einer, er wisse wohl warum, ich hätte ja meine kleinen Kinder in England zurücklassen müssen. Dann folgte eine wahre Flut von Fragen über meine Kinder, ob ich sie doch bei Freunden gelassen hätte, die gut gegen sie sein und sie lieb haben würden. Diese und tausend andere kleine Zeichen von Aufmerksamkeit bewiesen mir, daß die guten Leute froh waren, mich wiederzusehen. Als sie diesen Sonntag Morgen um mich her standen wie eine Schar Kinder, begierig ein freundliches Wort von meinen Lippen zu hören, da fühlte ich mich unaussprechlich glücklich in dem Bewußtsein, daß unsere Arbeit hier nicht vergeblich gewesen ist.

Im Jahre 1874 traf ein neuer Schlag die Mission. Mahood unternahm eine weite Rekognoszierungsreise, die ihn nordwärts bis über die Grenze der Provinz Tsche-kiang hinaus führte. Auf dieser Reise wurde er vom Sonnenstich getroffen und kehrte schwer krank nach Futschau zurück. Die Besserung, welche nach einiger Zeit eintrat, war nicht von Dauer. Auf Weisung der Ärzte mußte er China verlassen und starb, ehe er die Heimat erreichte.

Im Dezember 1874 wurde in Futschau die erste Jahreskonferenz gehalten. Sämtliche Katechisten und Lehrer stellten sich bei derselben ein. Die Beschlüsse, welche gefaßt wurden, waren von nicht geringer Bedeutung. Sie betrafen: 1. die Frage des Selbstunterhaltes: „vom Jahre 1875 an sollten 4 Katechisten von den durch die eingebornen Christen gesammelten Mitteln erhalten werden," 2. den Landesbrauch, nach welchem man die Füße der kleinen Mädchen bis zur Verkrüppelung einschnürt: „dieser Brauch widerspreche dem Geiste des Christentums und der wahren Menschlichkeit und müsse deshalb von den Gliedern der einheimischen Christengemeinden auf jede Weise bekämpft werden."

Die Einrichtung der Jahreskonferenzen hat sich in der Folgezeit trefflich bewährt. Dieselben nahmen allmählich immer mehr den Charakter von Synoden an, doch mit der eigentümlichen Modifikation, daß auf ihnen nicht nur diskutiert, sondern auch examiniert wird. Ein besonders klares Bild giebt ein etwas späterer Bericht (1880):

Unsere Konferenz, so heißt es da, begann am 4. Dezember und dauerte 8 Tage. Es nahmen 186 Personen daran Teil, zur Hälfte Katechisten, zur Hälfte Vertreter der einzelnen Gemeinden. Die beiden ersten Wochentage waren für das Examen bestimmt, in welchem die Bücher Esra, Nehemia, Esther, Apostelgeschichte und außerdem von den 39 Artikeln die 5 ersten durchgenommen wurden. Wir teilten die Katechisten nach ihren Distrikten in 4 Klassen. Zwei eingeborne Geistliche und zwei Missionare waren die Examinatoren. Im ganzen hatten wir den Eindruck, daß die Examinanden entschiedene Fortschritte gemacht hatten. In einzelnen Fällen freilich mußte auch Tadel ausgesprochen werden. Die anderen Wochentage brachten dann mannigfaltige Verhandlungen. Es wurde gesprochen über „Knaben- Mädchen- und Sonntagsschulen", „Bibelfrauen", „Zweck der Verfolgungen nach dem Willen dessen, der sie sendet", „Aufgabe des Katechisten" u. s. w. An den Abenden fanden Gebetsversammlungen statt, geleitet von Männern, welche wir schon lange vorher als die hiefür geeignetsten ausgewählt hatten. Solchen Männern zuhören zu dürfen wie Ting-Sing-ki, Ngoi Kaik-ki und der gute alte Tang, der jetzt bei dem Heiland ist, von dem er damals zu uns sprach, konnte für die Anwesenden nur heilsam sein. Doch sprachen nicht nur die anerkannten „Säulen der Kirche", — bei jeder Versammlung durfte schließlich reden, wer Lust hatte, und die beiden ersten Tage ausgenommen, an welchen das Examen einen entmutigenden Eindruck gemacht hatte, war die Beteiligung bis zu Ende eine lebhafte. Einige von den jüngeren Katechisten sprachen ausgezeichnet und gaben beherzigenswerte Winke. Bisweilen redeten auch einfache Gemeindeglieder und brachten Grüße von den Gemeinden, deren Vertreter sie waren. Die erfreulichste Versammlung war wohl diejenige, in welcher die Anwesenden aufgefordert wurden, besonders interessante Erfahrungen und Erlebnisse aus dem letzten Jahrgang mitzuteilen. Einer nach dem andern erhob sich, um aus unzweifelhaften Anzeichen den Beweis zu führen, daß unser hochgelobter Herr und Heiland seinen Dienern nahe gewesen ist. Am Samstag Abend vor der Konferenz wurde über einen schon früher gegründeten Verein zur Unterstützung der Witwen und Waisen verstorbener Christen verhandelt. Ehe man sich trennte, ging eine Subskriptionsliste von Hand zu Hand, auf welcher 184 Dollar gezeichnet wurden. Niemand hatte zu hoffen gewagt, daß eine so große Summe eingehen würde.

Auf der vorerwähnten ersten Konferenz, im Jahre 1874, erschien auch der neue Bischof von Viktoria auf Hong-Kong, Dr. Burdon. In früheren Jahren war er der eifrige und furchtlose Pionier der Missionsgesellschaft auf verschiedenen Stationen im nördlichen China gewesen. Nun kam er, um mit seiner langjährigen und reichen Erfahrung der jüngeren aber rascher sich entwickelnden Mission von Fukien zu dienen.

Im Jahre 1875 unternahm Bischof Burdon eine Rundreise durch das ganze Gebiet, wobei er 176 Personen taufte und 515 konfirmierte. In seinem Urteil über den Eindruck, den die junge Kirche von Fukien auf

ihn gemacht, hob er drei Mängel und drei Vorzüge hervor. Es fehle noch, so äußerte er, an genügender Erziehung, an Reinlichkeit in den Häusern, an ehrfurchtsvollem Benehmen beim Gottesdienst. Dagegen freue er sich von Herzen über das furchtlose Bekenntnis der Christen, über ihre Standhaftigkeit unter Verfolgungen, über ihre Willigkeit zum Geben (für Kirchenbauten u. s. w.).

Am Ostersonntag, den 16. April 1875, erteilte Bischof Burdon vier erprobten Katechisten, nachdem sie das vorgeschriebene Predigtamtsexamen glücklich bestanden hatten, die Ordination. Drei von den damals Ordinierten starben schon in den nächsten Jahren. Doch wurden die Lücken, die so entstanden waren, durch neue Ordinationen ausgefüllt.

Die Zahl der europäischen Missionare vergrößerte sich gleichfalls. Ende 1876 traten Missionar Stewart und Lloyd in die Arbeit ein. Drei Jahre später folgte der Missionsarzt van Someren Taylor und wieder ein Jahr darnach der Missionar Banister. Nicht lange nach Taylors Ankunft, im Sommer 1879, mußte Wolfe, dessen Gesundheit wieder in bedenklichem Grade wankend geworden war, zum zweitenmal eine Erholungsreise nach England antreten. Doch hatte diese Reise dann auch den gewünschten Erfolg und als Wolfe Ende 1881 an Leib und Seele erfrischt nach Futschau zurückkehrte, brachte er überdies noch einen weiteren Gehülfen, den Missionar Martin, mit.

Durch die Ankunft Stewarts und Lloyds wurde zuerst eine Arbeitsteilung in der Weise möglich, daß einer der Missionare die Ausbildung der Katechisten, mit der Wolfe seit dem Jahre 1872 begonnen hatte, zu seiner Hauptaufgabe machen konnte. Es war Missionar Stewart, der dieses Werk übernahm. In seinem Berichte vom Jahre 1878 schreibt er darüber:

Das Seminar zählt gegenwärtig 39 Zöglinge im Alter von 17—30 Jahren. Man hat sie aus der großen Zahl unserer unbesoldeten Helfer durch unser ganzes Missionsgebiet hin ausgewählt als diejenigen, welche am meisten Hoffnung für die Zukunft boten. Der eingeborne Senior des Seminars, Ngoi-Kaik-ki, gehört zu der Klasse der Literaten. Schon das giebt ihm großen Einfluß gegenüber den Zöglingen. Dieser Einfluß wird verstärkt durch seine Klugheit, seine aufrichtige Frömmigkeit, seine Demut und seinen standhaften und stillen Christenwandel. Der Hauptgegenstand des Studiums meiner Schüler ist der Text des Schriftwortes. Im letzten Kursus beschäftigten wir uns mit dem Evangelium St. Lukas, worüber ich sie auch examinierte, ehe sie ihre Winter-Vakanz antraten. Drei Nachmittage in der Woche verwandten sie auf die chinesischen Klassiker. Beim Morgen- und Abendsegen geben sie der Reihe nach eine kurze Erklärung des verlesenen Schriftabschnittes. Die Kritik besorgt bis jetzt der Senior, da ich selbst noch nicht genügend des Chinesischen mächtig bin. In dieser Weise wurden während des letzten Kursus im alten Testamente Genesis und ein Teil des Exodus, im neuen Testamente die Briefe an die Römer, Korinther, Galater und

Epheser durchgenommen. Jede Woche machen die jungen Leute für mich einen schriftlichen Aufsatz über ein biblisches Thema. An einem Nachmittag wöchentlich verfassen sie eine Predigt über einen gegebenen Text, und an einem weiteren Nachmittag gehen sie zu je Zweien aus, um in den drei Kapellen, die wir in Futschau haben, an den Stadtthoren und an sonst geeigneten Plätzen unter freiem Himmel zu predigen. Dasselbe thun sie auch am Sonnabend Nachmittag. Ich wundere mich oft, wie sanftmütig sie sich den Spott und die Mißhandlungen der Vorübergehenden gefallen lassen.

Durch Hilfe seiner Freunde in Irland wurde Stewart in den Stand gesetzt, für das Seminar ein eigenes Gebäude zu errichten. Wir werden im nächsten Kapitel hören, welche verhängnisvollen Folgen das hatte.

Auch ein Institut zur Ausbildung eingeborner „Bibelfrauen" wurde nunmehr errichtet. Die Leitung dieses Instituts übernahm die Frau des Missionars Stewart, die Zöglinge sind zum Teil Frauen oder Witwen von Katechisten. Man liest mit ihnen die heilige Schrift und bemüht sich, sie in das Verständnis derselben tiefer einzuführen. Der Erfolg beweist die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung. „Die Thätigkeit der bereits ausgesandten Bibelfrauen ist für das Missionswerk von hohem Werte namentlich an solchen Orten, wo die Katechisten unverheiratet sind und deshalb mit ihrer Predigt das weibliche Geschlecht nicht erreichen können."

Ein Mädchenpensionat war schon viel früher (1864) gegründet worden, aber nicht direkt von der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft, sondern von der mit ihr in Verbindung stehenden „Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung des weiblichen Geschlechtes im Orient." Zuerst stand Fräulein Houston diesem Pensionat vor, später ging die Leitung an Frl. Foster über. Die Bedeutung der Anstalt ergiebt sich aus den Mitteilungen, welche Missionar Wolfe in seinem Berichte vom Jahre 1877 über dieselbe macht.

Die Anstalt beherbergt jetzt 23 Mädchen, lauter Kinder christlicher Eltern. Der ursprüngliche Zweck, nämlich christlich gesinnte und wohlerzogene Frauen für unsere Katechisten auszubilden, ist während des Jahres fest im Auge behalten worden und hat bereits angefangen, in erfreulicher Weise sich zu verwirklichen. Fünf junge Mädchen sind an fünf unserer Katechisten verheiratet worden und haben ihre Männer auf ihre Stationen begleitet. Einige von ihnen — wir hoffen alle — üben eine gesegnete Thätigkeit, indem sie die armen unwissenden chinesischen Frauen Gottes Wort lesen lehren. Mehrere von den Mädchen, die sich jetzt in der Anstalt befinden, sind die Bräute von Zöglingen unseres Seminars. Die Anstalt ist von Anfang an in freigebiger Weise von den in Futschau wohnenden Europäern (foreign community) unterstützt worden.

Einen großen Schritt vorwärts für das gesamte Missionswerk bedeutete die Sendung eines Missionsarztes, des Dr. van Someren Taylor, der, wie schon bemerkt, im Jahre 1879 in Futschau ankam. Derselbe schreibt in seinem ersten Berichte:

Ich reiste nach dem Distrikt von Hok-tschiang. Mein Plan war, die verschiedenen Stationen des Distrikts zu besuchen und auf jeder einige Tage zu bleiben. Über 14 Tage war ich abwesend und sah im ganzen 650 Patienten. Überall nahm man mich mit Freuden auf. In dem Dorfe Seng-Jong lud mich ein Christ, in dessen Hause allsonntäglich Gottesdienst gehalten wird, zu längerem Bleiben ein und versprach, mir einen Teil seines Hauses zu überlassen, damit ich darin ein kleines Hospital einrichten könnte. Ich begab mich dahin während der kalten Zeit, blieb über drei Wochen und sah mehr als 1600 Patienten. Ich sagte den Kranken, welche sich täglich einstellten, um Arzenei zu erbitten, daß sie Tag für Tag wiederkommen sollten. Ich konnte auf diese Art kontrollieren, daß sie die Arzenei wirklich anwendeten, und es ist mir eine Freude zu bezeugen, daß nicht wenige, namentlich solche, die an Hautkrankheiten litten, entschieden besser wurden. Es gab in diesem Ort einen wohlhabenden Mann, der den Christen mit seiner Feindschaft nicht geringe Schwierigkeiten bereitet hatte. Ich wurde zu ihm gerufen, und erkannte, daß er aussätzig war. Doch zeigten sich bei ihm einige Symptome, die mich hoffen ließen, daß ich ihm, wenn nicht Heilung, doch Erleichterung würde verschaffen können. Ich sagte ihm das und gab ihm eine Arzenei, die er mit größtem Danke annahm. Seitdem hat er, wie ich höre, alle Feindseligkeit gegen die Christen aufgegeben. Nach einer Ruhezeit von wenigen Tagen verließ ich Futschau abermals und reiste in den Distrikt von Ku-tscheng. Ich verweilte in der Stadt Ku-tscheng 10 Tage und sah 200 Patienten. Dann begab ich mich in den Distrikt von Lo-Nguong, wo ich gleichfalls in der Stadt, nach welcher der Distrikt genannt wird, meinen Aufenthalt nahm. Ich blieb nur 4½ Tage, sah 600 Patienten und mußte dann nach Futschau zurückkehren, weil mein Vorrat an Arzeneien vollständig erschöpft war. An dem Tage meiner Abreise stellten sich, wie ich nachträglich erfuhr, noch weitere 200 Patienten ein. In Lo-Nguong wie in Ku-tscheng wurde während meines Verweilens Gottesdienst in der Kapelle gehalten, so daß den hilfesuchenden Kranken Gelegenheit gegeben war, Gottes Wort zu hören. Ich kann nicht umhin die Aufmerksamkeit auf die große Bedeutung meines Werkes zu lenken. Das Volk hat sich allmählich an die Predigt des Evangeliums gewöhnt und, in den Städten wenigstens, kommt, obwohl die Thüren der Kapellen offen stehen, kein Fremder mehr, um zuzuhören. Dagegen drängen sich die Leute scharenweise herzu, sobald sie erfahren, daß ein europäischer Arzt angekommen ist, und so hat man dann bald eine schöne Versammlung beieinander. Überdies geben wir durch dieses Werk einen besonders augenfälligen Beweis dafür, daß uns nur daran liegt, diesem Volke wohlzuthun. Ich hatte zwei chinesische Studenten bei mir, um ihnen ärztliche Kenntnisse mitzuteilen. Während der Monate August und September las ich mit ihnen ein kleines Buch über Arzeneimittellehre und Professor Huxleys Handbuch der Physiologie, welch letzteres ich ihnen auf chinesisch erklärte.

Noch sei erwähnt, daß unter der Leitung des Missionars Lloyd auch mit dem Druck geeigneter chinesischer Schriften begonnen ward. Die hiezu nötigen Mittel werden zum Teil von der „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis“ und der „christlichen Traktatgesellschaft (Society for Promoting Christian Knowledge und Religious Tract Society)“ dargeboten.

Die Zahl der eingebornen Christen befand sich in all diesen Jahren in stetigem Wachstum. Sie betrug 1875: 1443; 1876: 1648; 1877:

2323; 1880: 3556. In 4 Jahren hatte sich die Gesamtzahl mehr als verdoppelt, trotzdem daß manche von den Taufbewerbern und auch einige von den Getauften abgefallen waren und viele Todesfälle sich ereignet hatten. (Schluß folgt.)

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Das bedeutungsvollste Missionsproblem, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

(Fortsetzung.)

5) Chinesische Schrift oder Lautschrift.

So lautet eine andere brennende Frage für Missionare, welche im Feuer stehen. Unter chinesischer Schrift ist hier die gewöhnliche chinesische Bilderschrift, welche für jedes Wort ein besonderes Schriftzeichen gebraucht, gemeint.

Unter Lautschrift versteht man unsere europäische Art, jedes Wort in seine Laute zu zerlegen, und nur für jeden Laut ein Zeichen, gewöhnlich römische Buchstaben, zu verwenden. Für die chinesische Sprache sind dann nur etliche 20 Buchstaben nötig, etwa so viel wie im Deutschen gebraucht werden. Für die Wort- oder Zeichenschrift sind dagegen schon im gewöhnlichen Wörterbuche 40000 verschiedene Zeichen vorhanden. Durch Einführung wissenschaftlicher Ausdrücke steigt diese Zahl von Jahr zu Jahr und wird wohl bald in die hunderttausende geraten. Das ist mißlich. Aber die Missionare können daran nichts ändern, sondern helfen eifrig mit die Zahl der Schriftzeichen zu vermehren. Jedes neue wissenschaftliche Werk enthält mehr oder weniger neue Schriftzeichen, daneben aber eine noch größere Anzahl altbekannter Zeichen, mit einem neuen Sinne. Die Schwierigkeit der Erlernung dieser Zeichenschrift wird damit immer größer. Sehr erwünscht wäre es deshalb für den Forschritt chinesischer Bildung, wenn für wissenschaftliche Zwecke eine Lautschrift fixiert würde, da dann die Übernahme ausländischer, technischer Ausdrücke, Orts- und Personennamen, u. dgl. wesentlich erleichtert würde. Eine Lautsprache, also einer der vielen gesprochenen Dialekte Chinas würde damit zur Schriftsprache und zur Sprache aller Gebildeten des Reiches erhoben. Dazu eignet sich wohl das südliche Mandarin, oder Nankingsprache am besten, da dieser Dialekt jetzt schon die weiteste Verbreitung hat. Einige geringe Verbesserungen ließen sich ja leicht bewerkstelligen. Aber ohne energische Mitwirkung der chinesischen Staatsregierung ist der Gedanke

schwerlich durchführbar. Jetzt ist allerdings Lautschrift schon vielfach im Gebrauch, aber ausschließlich in der Mission. Merkwürdig bleibt es freilich, daß die chinesische Regierung, welche doch im Mandschurischen ein Lautalphabet hat, noch nicht den Gedanken fassen konnte, eine alphabetische Schrift in China einzuführen oder doch Vorbereitungen dazu zu treffen. Auch der chinesische Buddhismus hat nach der Seite nichts gethan. Selbst die römisch-katholische Mission lehrt wohl Latein in den Priesterseminaren, aber keine Lautschrift für die Chinesen. Es bleibt also der evangelischen Mission das Verdienst, damit den Anfang gemacht zu haben. Auch die bisherigen Leistungen darin sind nicht gering anzuschlagen. Nur darf man sich einen großen Übelstand nicht verhehlen. Das chinesische Reich wird durch diese vielen Missionslautschriften in eine große Anzahl verschiedener Sprachgebiete zersplittert. Jeder Lokaldialekt wird damit zu einer in sich abgeschlossenen Schriftsprache mit eigener Literatur erhoben und damit von den Nachbardialekten streng abgeschlossen. Dies natürlich unter der Voraussetzung, daß diese Unternehmungen größere Erfolge haben. Der Erfolg geht aber zunächst nicht über Gemeinde und besonders Missionsschule hinaus. Innerhalb der Gemeinden sind die Predigt-Gehilfen, Lehrer und selbst die Schüler nichts weniger als Freunde dieser Neuerung. Dadurch braucht man sich jedoch nicht irre machen zu lassen. Die gebildeten und noch mehr die eingebildeten Chinesen wenden sich gerne verächtlich von der Volkssprache als einem unwürdigen Gegenstand für Leute von Bildung. Diese Richtung findet begreiflicher Weise auch ihre Vertreter unter den Missionaren. Man übersieht da leider, daß es den betreffenden Chinesen schließlich immer wieder um ihre Klassiker und den ganzen chinesischen Schulzopf zu thun ist. Dem gegenüber ist nachdrücklich geltend zu machen, daß gute Realbildung mit dem schriftlichen Gebrauch der Volkssprache Hand in Hand geht. Eine allgemeinere Volksbildung, das weibliche Geschlecht mit eingeschlossen, ist bei alleiniger Herrschaft der chinesischen Zeichenschrift ein Ding der Unmöglichkeit. Ferner verlieren die Gemeindegottesdienste und die häusliche Andacht ungemein viel, so lange nur Schriftsprache herrschen darf. Die Gesangbücher sind z. B. nur für eine Minderzahl der Anwesenden verständlich. Auch die in Schriftsprache verlesenen Abschnitte der heil. Schrift müssen übersetzt werden, wenn die Hörer den Inhalt fassen sollen. Ich habe deshalb stets der Volkssprache das Wort geredet, obwohl ich schon seit Jahren ausschließlich in der Schrift- oder Gelehrten-Sprache arbeite, um für ganz China wirken zu können. Wir haben auch Bibel und Traktate, sowie gelehrte Werke in dieser Büchersprache nötig,

eben weil sie für die Gebildeten des ganzen großen chinesischen Reiches verständlich sind, aber immer nur fürs Auge, nicht geeignet zum Vorlesen. Was jedoch für Haus und Gemeinde bestimmt ist, das sollte in der betreffenden Volkssprache abgefaßt sein. In der Mandarinsprache (Nankingvolkssprache) giebt es bereits seit Jahrhunderten eine reiche Literatur, aber in Schriftzeichen, nicht in Lautschrift. Auch im Kantonesischen ist eine kleine Anzahl derartiger Werke vorhanden, meist von Missionaren verfaßt und mit einziger Ausnahme ebenfalls in chinesischer Zeichenschrift gedruckt. Selbst dagegen sind manche Missionare und geben vor, man mache durch die Volkssprache das Evangelium verächtlich vor den Gelehrten. Das ist jedenfalls ein sonderbarer Einwand aus dem Munde von evangelischen Missionaren. Natürlich, pöbelhaft darf die Sprache nicht werden, und daß hie und da ein Verstoß gegen guten Geschmack gemacht wird, ist begreiflich, da es eben noch Anfänge sind. Man sollte aber wohl bedenken, daß Ausdrücke, welche gedruckt nicht annehmbar sind, auch gesprochen anstößig sein müssen; solche Missionare wären also genötigt, auch auf der Kanzel und dem Katheder die Volkssprache gründlich zu vermeiden. Da das nicht angeht, so sollten die Missionare und mehr noch alle Gemeindevorsteher eifrig auf Reinigung der Volkssprache von allem heidnischen Unflat hinwirken. Dahin gehören nicht nur, alle obscönen Anspielungen, sondern auch Schimpfwörter, gröbere und feinere, Mißbrauch des Namens Gottes, des Teufels ꝛc. Christen sollen sich dessen befleißigen, was lieblich ist und wohllautet. Zu warnen ist auch mit dem Apostel vor Scherzen, welche sich für Christen nicht geziemen. Christliches Salz und sonstige edle Würze mögen jedoch dazu dienen, der Umgangssprache guten Geschmack zu verleihen. Schriftliche Bearbeitung ist aber auch zu diesem Zweck nicht nur erwünscht, sondern ein Bedürfnis. Je mehr die Volkssprache schriftlich von uns bearbeitet wird, um so mehr wird sie ein gefügiges Werkzeug für den christlichen Gedanken. Die Schwierigkeit liegt auch da in dem Neuen, das geschaffen werden muß. Für die Schriftsprache sind die fertigen Muster in den Klassikern vorhanden, für die Volkssprache giebt es noch keine Muster, außer etwa im Mandarin. Auch von der Lautschrift sollten sich die betreffenden Missionare, trotz aller unvermeidlichen Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen. Es bietet die Lautschrift nach manchen Seiten zu große Vorteile im Vergleich mit der Zeichenschrift. Die Bücherſprache mag weiter die Einheit des chinesischen Reiches repräsentieren, die schriftliche fixierte Volkssprache wird die Besonderheiten innerhalb des Reiches darstellen. Die Zersplitterung wird nicht übergroß werden, denn jedes

Sprachgebiet umfaßt in China immerhin Millionen Seelen. Jede kleine Lokalabweichung fixieren zu wollen, wäre Thorheit. In anderen Missionsgebieten umfaßt eine Sprache wohl nur etliche zehntausend oder hunderttausend Seelen. Auch in Indien werden viele Sprachen bearbeitet ohne Nachteil für die Mission. Hier in China würde ja überdies die Schriftsprache, welche durchaus nicht abgethan werden soll — noch kann — das Bindemittel für alle Provinzen und etliche Nachbarländer bleiben. Die Schrift könnte aber sehr vereinfacht werden, auch der Unterricht in der Schriftsprache hätte eine Reform nötig. Davon hatten sogar die Schulherren auf Hongkong vor einigen Jahren ein richtiges Gefühl, aber man blieb in einem schwachen Versuch stecken. Jetzt legt man auf Hongkong (in den government-schools) alles Gewicht aufs Englische, während Chinesisch und Englisch stets mit einander behandelt werden sollten, um die Schüler zur möglichsten Meisterschaft in beiden Sprachen zu erziehen.

B. Fragen in Beziehung auf den Kultus.

6. Anbetung des Konfutius.

Daß der heidnische Götzendienst rein abgethan werden muß, darüber sind alle christlichen Denominationen einig. In Beziehung auf die Verehrung des Konfutius herrschte jedoch unter den römischen Sendboten bitterer Streit, und unter den evangelischen waltet keine Einigkeit. Allerdings ist ein Streit darüber evangelischerseits noch nicht zu Tage getreten, aber er schlummert nur und wird bald erwachen. Die Frage ist keine geringere als die um Zulässigkeit der Christen zu den heidnischen Staatsexamina. Die Missionare, welche ihren Christen den Zutritt dazu freigeben, ja sogar junge Leute in Missionsschulen darauf vorbereiten, müssen auch die mit dem Examen verbundene Verehrung resp. Anbetung des Konfutius verstatten, also für christlich zulässig erklären. Man mag diese Zulassung noch so schön verklausulieren, der Kandidat ist und bleibt ein aktiver Teilnehmer an den Gebräuchen zur Anbetung des Konfutius. Worin diese Gebräuche bestehen, ist im 2. Abschnitt schon ausführlich dargelegt worden. Nicht allein aber bei dem Examen wird Konfutius angebetet, sondern auch, allerdings in sehr abgeschwächter Form, in allen heidnischen Schulen. Jeder Schüler hat beim Eintritt in die Schulstube sich vor dem Namen des Konfutius, der im Schulraum eine besondere Stelle hat, zu verbeugen mit dreimaliger Handbewegung. Die brennenden Räucherkerzen besorgt der Lehrer. Nun ist allerdings anzuerkennen, daß Konfutius nicht als Götze angebetet wird d. h. er wird nicht um Hilfe noch um irgend eine Gabe, noch um Vergebung der Sünden angerufen,

ſondern die Verehrung iſt Anbetung im eigentlichen Sinne, Huldigung vor ſeiner Vortrefflichkeit. Dieſe Vortrefflichkeit wird jedoch weit über das menſchlich berechtigte Maß erhoben. Konfutius wird Himmel und Erde gleich geſtellt, als der dritte mit ihnen. Ferner iſt die Art der Verehrung an den Hauptfeſten, durch blutige Opfer, eine Ehre, welche nur Gott allein zukommt. Solche Opfer bezeichnen den höchſten Ausdruck des Gefühls der Abhängigkeit und unbedingter Unterwerfung, das Leben des Opfertiers wird für das eigene Leben dargebracht. Auch unblutige Opfer beſagen mehr als Reſpektsbezeugung, nämlich eine Anerkennung, daß die Opfergabe ein Segen deſſen iſt, dem ſie dargebracht wird. Wir können deshalb vom evangeliſchen Standpunkte eine Verehrung irgend welcher Kreatur durch irgend welche Opfer nicht anerkennen, ſondern haben dieſelbe als götzendieneriſch zu verwerfen, da dem Geſchöpfe dargebracht wird, was dem Schöpfer allein gebührt. Die römiſche Kirche dagegen hat in dieſer Frage einen unklaren Standpunkt. Warum ſollte Konfutius nicht als Nationalheiliger der Chineſen verehrt werden können, wie irgend ein Heiliger Roms? Konfutius hätte ſogar noch mehr Anſpruch darauf, da die Chineſen nicht einmal Fürbitte von ihm erwarten. Wir können dagegen unſere evangeliſche Grundwahrheit zur Geltung bringen: wir beten nur einen Gott an, den Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge und einen Heiland, den Gottmenſchen, als Mittler zwiſchen Gott und uns Menſchen.

Menſchliche Ehrerbietung dürfen wir jedoch ausgezeichneten Menſchen, je nach ihrem Range, erweiſen, den Toten wie den Lebenden. Wollen die Chineſen ihren Konfutius als Muſter chineſiſcher Klaſſizität verehren und obendrein als Ideal uralter Staatsweisheit, ſo können wir das gelten laſſen. Daß Konfutius für die Chineſen wirklich dieſe Bedeutung hat, ſollten die Miſſionare bereitwillig und allgemein anerkennen. Konfutius iſt der Höhepunkt des Chineſentums. Die Gefühle der Chineſen können wir achten und unſeren eigenen Standpunkt um ſo beſſer geltend machen. Als Lehrer der Religion wollte Konfutius nie gelten und als Moraliſt iſt er ein Kind ſeiner Zeit, obſchon auch in der Moral das beſte bietend, was China hervorgebracht hat. Seine Moral iſt der Standpunkt edlen Weltlebens, während die chriſtliche Moral göttliches Leben zur Vorausſetzung hat. Dieſen Unterſchied muß man den Chineſen begreiflich zu machen ſuchen. Als höchſtes Menſchenideal oder als Ideal-Menſch kann uns Konfutius nicht gelten, eben wegen ſeiner Unwiſſenheit in göttlichen Dingen, der Ideal-Menſch muß Gottmenſch ſein, und das iſt allein Jeſus Chriſtus. Daraus ergiebt ſich alſo, daß

ein christliches Gewissen die chinesische Anbetung des Konfutius, obschon dieselbe vom populären Götzendienst zu unterscheiden ist, nicht mitmachen kann und vom Standpunkt der christlichen Gemeinde aus *nicht darf*. Christliche Schüler für die heidnischen Staatsexamina vorzubereiten, halte ich schon aus diesem Grunde für das Gegenteil von Missionsarbeit. Es gilt die Christenkinder in der Schule für christliches Leben und Wirken in ihrer Sphäre tüchtig zu machen. Darum müssen wir auch christliche Eltern warnen, ihre Söhne einer heidnischen Schule anzuvertrauen. Wo es irgend angeht, sollte eine christliche Schule eröffnet werden, damit das junge Geschlecht heranwachse frei von allem Aberglauben, Gott zur Ehre, den Eltern eine Freude und für China zum Segen.

7. *Christen in heidnischen Diensten.*

Unter den jetzigen Verhältnissen des chinesischen Reichs ist es für einen Mandarinen ein Ding der Unmöglichkeit, als Christ ein reines Gewissen zu bewahren. Nicht nur hat jeder Mandarin ex officio bestimmte Götzen an den festgesetzten Tagen anzubeten, sondern es ist die ganze Amtspraxis so durchwachsen mit allerlei Ungerechtigkeit und sittlicher Korruption, daß der Christ hier in China noch mehr Ursache hat, als früher in Rom nötig war, sich vom Civil- und Militärdienst fern zu halten. Es ist eine gründliche Staatsreform von Innen heraus abzuwarten und bis dahin Geduld und Langmut der Heiligen zu üben. Für jeden chinesischen Beamten, sei er hoher Mandarin, oder irgend ein Unterbeamter bis zum gemeinen Soldaten herab, ist daher *das Christwerden eine unmittelbare Frage der Existenz*. Einzelne Fälle kommen ja vor, die gewöhnlich mit vielen Schwierigkeiten verknüpft sind.

Häufiger ist es der Fall, daß Dienstboten, Lehrlinge, Gesellen oder auch weibliche Personen zum Christentum bekehrt werden. Diese alle leben in abhängiger Stellung und haben mit ihrer Herrschaft öfters gemeinsam, aber auch zum Teil für dieselben götzendienstliche Funktionen zu verrichten. Was nun? — Weigerung, den Götzen zu dienen, von seiten der Untergebenen hat meist harte, zuweilen grausame Behandlung zur Folge, Verlust des Dienstes ist noch mildester Ausgang. Frauen und Kinder sind aber gewöhnlich in sehr übler Lage, da sie ihr Verhältnis nicht lösen können. Wer denkt da nicht an das Beispiel des Naemann 2 Kön. 4, 18. 19. Aber dürfen wir das jetzt in der neutestamentlichen Zeit nachahmen? Wohl kaum. — Ich selber kann in solchen Fällen keinen andern Rat erteilen als: *Treue der Überzeugung!* Götzendienst ist ein Greuel vor Gott. Ist aber dessen Sündhaftigkeit erkannt, so kann und darf man sich nicht mehr daran beteiligen. Es handelt sich dabei um den

faktischen Beweis, daß man Gott verehrt und liebt über alles. Die Folgen kann man getrost seinem Gott überlassen. Wo Zeugen-, ja Märtyrer-Mut vorhanden ist, da wird solcher Glaube auch seine Wirkung auf die heidnische Herrschaft nicht verfehlen. Beweise dafür liefert die alte Kirche und die neuere Mission in hinreichender Menge, auch China hat bereits Exempel der Art aufzuweisen. In manchen Fällen ist jedoch anzuraten, mit der Taufe von solchen völlig abhängigen Personen, namentlich Kindern und Frauen, nicht zu schnell bei der Hand zu sein. Manchmal sind die Eltern oder auch der Brotherr schon halb gewonnen, wenn ihre Autorität anerkannt wird und sie vor dem eigentlichen Übertritt zum Christentum von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt werden. Das ist dann eine gute Veranlassung für die Herrschaft, sich etwas eingehender nach dem Christentum zu erkundigen. Allerdings warten auch da noch in den meisten Fällen mehr oder minder schwierige Glaubensproben auf die gläubige Seele. Darauf ist vorher vorzubereiten. Wer in der Einfalt des Glaubens und im Gebet verhandelt, der wird durch Gottes Gnade auch den Sieg gewinnen. Je fester aber die Gläubigen jede Versuchung zum Götzendienst abweisen müssen, desto *treuer* und *gewissenhafter* haben sie sich in allen andern Stücken gegen ihre Herrschaft und Eltern zu beweisen. Zeigt sich die Herzenserneuerung in einem neuen, reinen Wandel, so wird jedem Widerstand von außen die Spitze abgebrochen. Wo das Christentum nur im Missionshause und in der Kirche zur Schau getragen, dagegen zu Hause ängstlich versteckt wird, da wird *Heuchelei* gepflegt, und der sittlich religiöse Charakter verdorben.

8. *Christliche Herrschaft und heidnische Untergebene.*

Wir sind in neuerer Zeit sehr an Toleranz gewöhnt. *Duldsamkeit* gegen anders Denkende ist auch wirklich eine christliche Tugend. Fanatismus und Verfolgungssucht dagegen sind durchaus nicht im Geist Christi. Wahre Toleranz kann sich jedoch nie auf das wirklich Böse ausdehnen. Andere Meinungen sollen wir tolerieren, überhaupt das innere geistige Leben, das Denken und Fühlen, den Geschmack und das Urteil anderer, nicht in konventionelle Schranken bannen wollen. Auch die Gewissen müssen frei sein.

Anders ist es mit den *öffentlichen* Handlungen der Menschen. Darüber sollen wir ein *sittliches Urteil* üben, nicht alles gut heißen. So ist und bleibt *Götzendienst*, als Voraussetzung aller andern heidnischen Laster, ein *Greuel vor Gott*, und soll es auch jedem Christen sein. Der Christ darf also keine Toleranz den Götzen und dem Götzendienst erweisen, aber er soll Mitleid mit den verblendeten Götzendienern

an den Tag legen. Es ist sogar Christenpflicht, Abscheu vor dem Götzendienst kund zu geben, damit die Götzendiener einen Eindruck von der Abscheulichkeit desselben bekommen. Die in China sich aufhaltenden christlichen Kaufleute und Beamten, ich rede hier von denen aus den Westländern, dulden jedoch Götzendienst in ihren eigenen Häusern und Warenlagern. Überall wo ihre chinesischen Dienstboten und Geschäftsleute sich aufhalten, sind auch Götzenaltäre errichtet und finden regelmäßige Götzenopfer statt. Selbst einzelne Missionare erlauben ihren heidnischen Dienstboten diese Freiheit, innerhalb ihres Missionshauses. Das ist eine Toleranz, die entschieden verwerflich ist. Allerdings soll man keinen Druck auf Heiden ausüben, dieselben zu veranlassen, aus äußeren Rücksichten Christen zu werden. Ich selbst bin weit davon entfernt. Nur aus freier Herzensüberzeugung sollen meine Leute glauben, was sie glauben. Deshalb aber eben darf ich meine Überzeugung um so weniger verleugnen. Bei den ungläubigen Kaufleuten ꝛc. liegt ihrem Verhalten gegenüber den Götzen in ihren Häusern religiöser Indifferentismus zu Grunde. Man hört gar zu oft die Äußerung, es sei ein Glaube wie der andere. Richtiger wäre: „Ein Unglaube gleicht dem andern.“ Um so mehr sollten aber wirkliche Christen wissen, was sie zu thun haben. Jeder Herr hat das Recht in seinem Hause, Götzendienst zu verbieten. Es geht viel leichter mit manchen andern Dingen, wenn man ein für allemal erklärt: Dieses Haus oder Familie steht unter dem Schutze des alleinigen Gottes, dieser wird hier allein angebetet, jeder andere Kultus ist eine Rebellion gegen Gott. Sind die Chinesen nicht zu überzeugen von der Thorheit und Verwerflichkeit des Götzendienstes, so können sie leicht ihre Bedürfnisse in Götzentempeln, deren es unzählige giebt, befriedigen. Aber sie kennen damit die Überzeugung und den entschiedenen Willen ihres Herrn und werden mehr Respekt vor einem solchen Herrn haben, als vor indifferenten. Sollte aber ein Diener ein Lästerer sein, so ist einfach das Verhältnis zu lösen.

Unter den Chinesen selber sind die sozialen Verhältnisse oft recht verwickelt. Ein Christ ist z. B. nur Teilhaber an einem Geschäfte, die übrigen Teilhaber sind Götzendiener. In solchem Falle sollte ein Christ stets offen seine Stellung als Christ darlegen. In den wenigsten Fällen wird sich aber ein befriedigendes Abkommen treffen lassen, namentlich nicht ohne Verzicht auf manche Vorteile, welche der Christ um des Gewissens willen dran geben sollte. Jeder aufrichtige Christ wird aber bald einsehen, daß er unmöglich mit Heiden verbundene Geschäfte treiben kann; der Bruch kann nicht ausbleiben, da auch die heidnische Unredlichkeit aufhören

feiert. Dem Heidentum gegenüber ist es jedoch sehr wichtig, klar und unzweideutig hervorzuheben, daß nicht die Natur, noch bestimmte Zeitabschnitte, noch besondere Tage, von uns als etwas Göttliches oder als besonders glückbringend verehrt werden. Unsere Feier ist nur zur Verehrung des Herrn über das alles, der der Schöpfer und Erhalter aller Dinge ist und zugleich Herr der Gnade und des Erbarmens. Daran soll uns eben der Sonntag erinnern, der außerdem ein Vorschmack sein soll der Ruhe, die dem Volke Gottes bereitet ist. Mit andern Feiertagen kirchlicher Satzung, zwei bis drei Tagen der hohen Feste, Apostteltagen, Marientagen u. dergl. sollte man die Chinesen verschonen. Man legt damit eine schwere Last auf, bereitet durchaus keine Freude, außer etwa den von der Mission unterhaltenen Leuten der Faullenzerei wegen. Will man gerne mit der Heimatgemeinde feiern, so kann man ja eine Abendversammlung anberaumen und den Chinesen die Teilnahme freistellen. Dieses Verfahren ist um so nötiger, da selbst die regelmäßige Sonntagsfeier mit vielen Schwierigkeiten umgeben ist. Was sollen arme Arbeiter, Frauen und Sklaven thun, die ganz abhängig sind von ihren Herren und eben arbeiten müssen? In vielen Fällen wird es aber doch möglich sein, Erlaubnis zu erwirken, sonntäglich wenigstens einem Gemeindegottesdienst beizuwohnen. Darauf muß der Missionar bestehen, und die Gemeindeältesten sollten strenge Kontrolle üben über den regelmäßigen Besuch der Gottesdienste. Jede Versäumnis sollte untersucht und geeignete Maßnahmen getroffen werden, die Anfänge von Lauigkeit im Keime zu ersticken. Bei Christen, die Herren ihrer Zeit sind, ist auch darauf zu achten, daß sie mit allen Hausgenossen, soweit es in ihrer Macht liegt, wirklich den ganzen Sonntag feiern. Es müssen dazu auch passende Gelegenheiten geschaffen werden, populäre Gottesdienste, Sonntagsschulen, freie Versammlungen mit Mitteilungen aller Art aus dem Reiche Gottes. Besonders aber ist ein stiller und geweihter Sonntag in den christlichen Familien anzubahnen, so daß sich alle Familienglieder auf den Sonntag freuen können. Manche Rigoristen, denen sabbath-keeping zum höchsten Gebot geworden ist, machen leider sich und ihrer Umgebung diesen Tag zu einer Qual. Man lerne daher von unserm Herrn Jesus selber.

11. Gottesdienstordnung.

In Beziehung auf den Kultus, besonders die sonntägliche Gottesdienstordnung, ist vor allem der specifische Charakter des evangelischen Gottesdienstes fest zu halten. Die Gemeinde versammelt sich als Leib Christi. Die Gegenwart Christi und die Gliederschaft der Einzelnen untereinander ist also das, worauf es ankommt. Der evan-

gelische Gottesdienst hat nichts gemein mit Schauspielerei, auch nichts mit symbolischen Darstellungen(?); die Gegenwart Gottes muß Realität sein. Um Schaulustige zu ergötzen oder sinnliches Volk anzulocken mit allerlei Kunstwerk, dazu kann man andere Versammlungen anberaumen, das ist ja doch nicht Gemeindegottesdienst. Ich möchte durchaus nichts einwenden gegen solche Veranstaltungen, halte sie sogar für ausgezeichnet, auf die große Masse zu wirken, ich wahre mich nur gegen jede Verquickung des Gemeindegottesdienstes mit anderen Elementen, welche mit seinem evangelischen Wesen nichts zu thun haben. Der Gemeindegottesdienst beruht auf der innigen Gemeinschaft aller Glieder untereinander und mit dem Haupte, alles andre ist in sich selber bedeutungsloses Beiwerk. Damit sind alle ritualistischen wie alle hierarchischen Tendenzen abgeschnitten.

Die Grundzüge des evangelischen Gemeindegottesdienstes stellen sich auf solcher Basis in einfachster Weise dar: 1) als Gesang, der wesentlich Gemeindegesang sein muß. Darin drückt sich die harmonische Einheit der Seelenstimmung aller Anwesenden aus. Daß dagegen ein Geistlicher eine Liturgie samt Gebet und Segen absingt, ist jedenfalls vorläufig unnötig. Chorgesang mag in manchen Fällen zulässig sein, auch Wechselgesänge nach Art der Brüdergemeinde. In China hat es mit dem Gemeindegesang zunächst große Schwierigkeiten, da die Leute keine Schulung im Gesang haben und unsere Melodien überdies ausländisch sind.

Das zweite Glied im Gemeindegottesdienst ist das Gebet, das ebenfalls als Gemeindegebet gefaßt sein muß. Es zerfällt in Sündenbekenntnis, Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung. Das Glaubensbekenntnis ist schon darin enthalten, kann jedoch in der gewöhnlichen Form besonders folgen. Sowohl das Gebet (?) als auch das Bekenntnis sollte von der ganzen Gemeinde gesprochen werden unter Vorgang des Pastors. Um aber das Gewirre der Stimmen, das in englischen Kirchen oft recht störend ist, zu vermeiden, sollte irgendwie der Takt bei jedem Worte hörbar durch ein Instrument gegeben, auch vielleicht nach jedem Satze eine kleine Pause markiert werden.

Das dritte ist Vorlesung eines Schriftabschnittes oder mehrerer. Es wäre gut, das von Laien thun zu lassen, wie es in der englischen Kirche der Fall ist. Ob Perikopen vorzulesen sind oder eine sonstige passende Auswahl, vielleicht mit Rücksicht auf die Predigt, darüber mag die Gemeindevertretung entscheiden.

Viertens, die Predigt. Wenn die Predigt ein Teil des Gemeindegottesdienstes sein soll, so darf sie nicht allerlei Ansichten und Meinungen der Menschen vorbringen, sondern sie muß bestehen in einer Darlegung

der Thaten und Worte Gottes in einer für die versammelte Gemeinde entsprechenden Weise. Was „geschrieben steht," soll zum lebendigen Eigentum der christlichen Gemeinde werden, und jeder einzelne muß das am inwendigen Menschen fühlen können.

Fünftens, Kommunion. Diese bildet die Krone des evangelischen Gemeindegottesdienstes, da sich darin die Gemeinschaft und Einheit der Einzelnen unter einander und mit Christo auch sichtbar darstellt. Die Kommunion ist nach der heil. Schrift und nach der Lehre der Reformatoren streng genommen nicht eigentlich Mittel sondern Siegel der Vergebung der Sünden. Die Rechtfertigung vor Gott geschieht durch Glauben allein d. h. durch persönliche Aneignung der durch Christum geschehenen Versöhnung und Erlösung. Weder die Kirche, noch das Amt ist als Schatzmeister über die göttliche Gnade gesetzt. Der evangelische Christ darf sich sein Kindesrecht, den freien Zugang zum himmlischen Vater und die unmittelbare innige Gemeinschaft mit dem Heiland der Seelen durch keine Macht der Erde rauben lassen. Die Schlüsselgewalt, auf welche man sich beruft, gehört der Gemeinde und bezieht sich auf Ausschluß und Wiederaufnahme von Sündern, welche öffentliches Ärgernis gegeben haben, nach 2 Kor. 2, 10 vgl. mit 1 Kor. 5, 4 ff. Die Eigentümlichkeit der Feier des heil. Abendmahls in der Heimat ist durch historische Verhältnisse bedingt, und kann deren Abwesenheit in China durchaus nicht bedauernswert genannt werden.

Sechtens, der Segen. Der apostolische Segen entspricht dem christlichen Bewußtsein der Gemeinde besser als der hoheprieſterliche.

Die heilige Taufe gehört ebenfalls zum Gemeindegottesdienst; darüber finden sich in Kap. 13 einige Gedanken. Im Obigen habe ich nur kurz die Grundzüge des regelmäßigen Gottesdienstes entworfen, der Ausführung im einzelnen kann voller Spielraum gestattet werden.

12. Altar und Zubehör.

Aus dem Gemeindebegriff, der die reale Gegenwart des dreieinigen Gottes in sich schließt, folgt auch das Unstatthafte des Opfers im Sinne der katholischen Messe. Die Versöhnung ist vollbracht ein für allemal. Selbst die Ungläubigen bedürfen keines weiteren Opfers, sondern haben sich nur die in Christo vollendete Erlösung anzueignen. Der biblisch christliche Opferbegriff unterscheidet sich vom heidnischen eben dadurch, daß uns Gott das Opfer gebracht hat, wodurch wir selig werden; die Heiden aber meinen, der Mensch müsse sich durch seine Opfer Gott oder den Göttern wohlgefällig machen. Die Glieder der christlichen Gemeinde sind bereits Kinder Gottes und haben in Gott einen liebenden himmlischen

Vater, für die täglichen Sünden aber steht ihnen der Zugang zum Gnadenstuhl beständig offen. Die alttestamentlichen Opfer waren typisch auf Christum. Christus aber wurde nicht auf einem geheiligten Altar geopfert, sondern an einem verfluchten Orte. Sein Opfer bestand in seinem gottgeweihten Leben mitten in der sündigen Welt. Nach dem Vorbilde Christi aber hat die christliche Gemeinde sich selber zu opfern, d. h. Gott Gehorsam zu leisten, allüberall, nicht nur in der Kirche, und bis zum Tode d. h. mit Daransetzung aller irdischen Güter, ja des Lebens selber. Nicht irdische Lust, sondern himmlische Gesinnung erfüllt die Seele. Wir können Gott gar nichts bringen nach Schrift, Lehre der Reformatoren und eigener Erfahrung, sondern wir empfangen Gnade um Gnade. Die christliche Liebesthätigkeit, obschon Werke der Liebe genannt, besteht ihrem Wesen nach in Früchten des göttlichen Geistes, der im erneuerten Herzen wirkt. In den evangelischen Kirchen und Kapellen werden also keinerlei Opfer dargebracht. Wo aber nicht geopfert wird, da ist es auch unstatthaft, von einem eigentlichen Altar zu reden, denn ein Altar ohne Opfer ist streng genommen kein Altar. Der erste christliche Gemeindegottesdienst gestaltete sich nach der Synagoge, nicht nach dem Tempelkultus, hatte also auch keinen Altar. Ein Kruzifix auf dem Altare hat in jungen heidenchristlichen Gemeinden auch seine Bedenken, weil sich leicht götzendienerische Verwechselungen einstellen. Brennende Kerzen auf dem Altare finden sich in jedem heidnischen Tempel. Ich halte dafür, daß wir unser Licht in anderer Weise leuchten lassen sollen, ebenso das Licht der beiden Testamente. Das Symbol hat noch kein Herz erleuchtet.[1]) Für Räucherwerk, das die Irvingianer aus Mißverstand in die evangelische Kirche einführen, haben wir Realität, das Gebet im Namen Jesu.

13. Gemeindeordnung.

Natürlich ist es nicht meine Absicht, eine allgemeingiltige Gemeindeordnung aufstellen zu wollen, ich hebe nur einige wichtige Punkte hervor, über welche Meinungsverschiedenheit herrscht.

Es mag auf den ersten Blick auffällig erscheinen, die Gemeindeordnung als Kultus aufzufassen, wie es hier von mir geschieht. Aber recht verstanden darf sogar die christliche Gemeindeordnung nichts anders sein als Kultus. Gemeindeordnung ist Ordnung der christlichen Gemeinde, die Handlungen, welche die Gemeinde vollzieht, geschehen also nicht willkürlich, sondern nach bestimmter Regel. Die Regel darf aber auch nicht auf rein menschlicher Übereinkunft, wie die Statuten eines Klubs beruhen, sondern müssen von Christo selber herrühren und aus dem Charakter der

[1]) Ich achte, der Verf. unterschätzt die Bedeutung des Symbols. D. H.

Gemeinde als Darſtellung des Leibes Chriſti, d. i. der Gemeinſchaft der Glieder mit ihrem Haupte und untereinander, ſich folgerichtig ergeben.

Ein wichtiges Moment iſt die Aufnahme in die Gemeinde. Dieſes geſchieht durch die heilige Taufe. Perſonen, welche dazu zugelaſſen werden, müſſen innerlich in der rechten Verfaſſung ſein. Man ſoll nichts totes in den Leib Chriſti pflanzen. Nur wenn die Bedingung im Täufling vorhanden iſt, wirkt die heilige Taufe als Bad der Wiedergeburt. Der Akt an und für ſich vollbringt keine magiſche Umwandlung des Herzens. In der alten Kirche wurde deshalb ein Katechumenat eingerichtet und jeder Taufbewerber ſorgfältig vorbereitet. Wenn irgendwo, iſt eine ſolche Einrichtung in China wünſchenswert. Selbſt bei großer Sorgfalt macht man noch traurige Erfahrungen. Ein Jahr Wartezeit, von der Meldung zur Taufe an gerechnet, iſt zu empfehlen. In dieſem Jahre hat der Taufbewerber die Gottesdienſte regelmäßig zu beſuchen und ſeine freie Zeit zu benutzen, ſich in den Inhalt der göttlichen Heilsbotſchaft zu vertiefen. Er ſteht unter Aufſicht ſämtlicher Chriſten, welche ſich auch bekannt machen müſſen mit ſeinen häuslichen Verhältniſſen, ſeiner Beſchäftigung, ſeinem Wandel und Gerücht unter den Heiden. Alles das ſoll zur Kenntnis der eingeborenen Vorſteher der Gemeinde kommen. Die Vorſteher verſammeln ſich nach Ablauf der Probezeit und teilen dem Miſſionar ihren Befund mit. Danach wird ſich ſtets erkennen laſſen, ob die Taufhandlung vollzogen werden darf oder ob Aufſchub nötig iſt. Iſt letzteres der Fall, ſo wird der Betreffende bis zum nächſten Termine weiter liebevoll vermahnt und unterwieſen. Man kann auch, wie in der alten Kirche, die Taufhandlung auf beſtimmte Zeiten des Jahres beſchränken, das Katechumenat wird dadurch erleichtert. Ob man die Täuflinge in deren Heimat oder auf der Centralſtation tauft, hängt von Umſtänden ab. Feierlicher iſt die Handlung, wenn viele Gemeindeglieder zugegen ſind. Durch die heilige Taufe ſollte ein Erwachſener ſofort vollberechtigtes Glied der Gemeinde werden. Kindertaufe halte ich ebenfalls dem Sinne Chriſti für gemäß. Dieſes jedoch nur unter der Bedingung, daß die Eltern oder Vormünder die Kinder im Glauben zur Taufe bringen und alſo aus Herzensüberzeugung dieſelben dem dreieinigen Gott weihen. Eine weitere Bedingung iſt die nachfolgende chriſtliche Erziehung. Die Paten ſollen bei der Taufhandlung nicht nur pro forma zugegen ſein, ſondern ihr Ja iſt ein feierliches Gelübde, dem Herrn und der Gemeinde gegeben. Jeder heidniſche Aberglaube muß darum ſchon von getauften Kindern ferne gehalten werden.

Kirchenzucht iſt neuteſtamentlich zu handhaben, öffentliches Ärgernis

durch Ausschluß aus der Gemeinde, geheime Sünden oder alte Nationalsünden durch brüderliche und ernste Ermahnung, unter Umständen durch Ausschluß vom heiligen Abendmahl. Viele Fragen der Kirchenzucht sind in den folgenden Kapiteln indirekt behandelt. Meinungsverschiedenheiten in dogmatischen Fragen sollte man stets mit Milde behandeln. Das ewige Heil ist nicht davon abhängig, wie man sich dies oder jenes denkt. Aber zu leugnen, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gottmensch ist, schließt selbstverständlich aus von der Gemeinde, welche auf dieses Bekenntnis gegründet ist. Dasselbe gilt von der Auferstehung der Toten. Nur wenn Christus auferstanden ist und gen Himmel gefahren zur Rechten Gottes sitzt, kann er in allen Gemeinden gegenwärtig sein.

Die Vorsteher sind von der Gemeinde selber zu wählen, doch ist es gut, wenn nach der Wahl der Missionar dieselben feierlich einsetzt. Der Missionar sollte das Recht der Kontrolle in allen Gemeindeangelegenheiten sich wahren. In China ist aufmerksame Kontrolle eine dringende Notwendigkeit, sonst folgt auf den besten Anfang bald Nachlässigkeit, ja Korruption, analog den ganz chinesischen Verbindungen. Zur Förderung der Gemeinde und Ausbreitung des Reiches Gottes soll jedes Gemeindeglied nach Kräften mithelfen, und die Vorsteher sollten ausfindig machen, wozu jede Person sich am besten eignet. Die Freude an der Missionssache wächst durch persönliche Beteiligung. Darum sollte auch in den sonntäglichen Gottesdiensten der Missionar nicht allein funktionieren, sondern Laien mit heranziehen zum Vorlesen der Schriftabschnitte, zu Ansprachen, und bei Austeilung des heiligen Abendmahls. So war es auch in der alten Kirche.

Jede Gemeinde soll nicht nur ihren eigenen Bedarf an Geld selber aufbringen, sondern auch noch nach Kräften für anderwärtige Arbeit mithelfen. Um dies zu erreichen, ist es einem jeden Christen zur Pflicht zu machen, nach Vermögen zur Gemeindekasse beizusteuern. Das viele Gerede von großer Armut entspringt aus unlauterer Quelle. Auch der ärmste Heide hat für seine Götzen so viel übrig, täglich Räucherkerzen verbrennen zu können, an Festtagen und bei andern Gelegenheiten verbunden mit vielen andern Auslagen. Wer erklärt für seinen Gott und Heiland gar nichts erübrigen zu können, der ist nicht nur kein Christ, sondern steht tief unter den Heiden. Sobald die Regel feststeht, daß jeder Christ einen Beitrag zu geben hat, so geschieht es auch ganz selbstverständlich. Jetzt geht es an manchen Orten so schwer, weil die Chinesen durch frühere Missionare teilweise verwöhnt worden sind. Sie empfingen nur, der Missionar sorgte für alles. Ja es giebt noch immer einzelne

Missionare, welche sich zum großen Schaden des Werkes auf solche Weise bei den Chinesen beliebt zu machen suchen. Das ist ein lieber Mann, der ein Herz hat für uns Chinesen, heißt es; die andern werden verdächtigt, daß sie nach Mandarinenart das viele Geld der Westländer in die eigene Tasche schlüpfen lassen. Wo in einer Mission ein solcher Kollege ist, da wird es natürlich den andern Missionaren sehr erschwert selbst mit den notwendigsten Dingen durchzudringen. Und doch hängt für die Zukunft der Mission in China sehr viel von diesem Selbstunterhalt der Gemeinden ab. „Geiz ist die Wurzel alles Übels", ist ein ernstes Wort. Christen sollen im Gegenteil Haushalter Gottes sein. Alles, was sie haben, für Gott zum Dienst seines Reiches verwalten. Die Gemeinde soll diesen Sinn pflegen und nicht Habgier befördern.

Ein wichtiger Punkt ist die Ansammlung von Gemeindevermögen. Ich selber bin entschieden dagegen, ohne jedoch Aussicht zu haben, gegen solche Strömung mit Erfolg zu kämpfen. Die Kirchengeschichte lehrt aber unzweifelhaft, daß in der Kirche angesammelte irdische Reichtümer, einerlei in welcher Form und zu welchem Zwecke dieses geschah, der christlichen Wirksamkeit nie förderlich gewesen sind. Im Gegenteil werden bald faule Bäuche damit gepflegt, auch Neid und Habgier der Gewaltigen der Erde erregt und das Ende ist immer, daß die Kirchengüter in weltliche Hände geraten, ja gegen das wahre Christentum Verwendung finden. Regel sollte sein, daß das, was einkommt, im Laufe des Jahres auch verausgabt wird für die Gemeinde und das Reich Gottes im weitesten Sinne. Damit wird dem Leben gedient, und das Interesse rege erhalten. Auch Grundeigentum und Gebäulichkeiten sollten nie mehr erworben werden, als der unmittelbare Bedarf erfordert. Das Reich Gottes wird gebaut durch Gaben der Liebe, gegeben für den besonderen Zweck, aber nicht durch gewaltsam eingetriebene Zinsen, Frohnden, Renten und andere Erträge, vielleicht gar durch Wucher und anderen ungerechten Mammon. Dergleichen ist als weltliche Verblendung des christlichen Sinnes zu bezeichnen. Bei den Chinesen ist große Gefahr nach der Seite vorhanden, und leider wird diese Gefahr nur von einer sehr geringen Anzahl Missionare überhaupt erkannt.

Was Witwen-, Waisen-, Krankenkassen u. dgl. anbetrifft, so würde ich einen Verband zu gegenseitiger Unterstützung den Verhältnissen für entsprechender halten als Kapitalanlage. Es geschieht sonst gar zu leicht, daß man Gelegenheiten, wo etwas geschehen könnte fürs Reich Gottes, vorübergehen läßt, daß man auch Arme und Notleidende in ihrer Trübsal garnicht, oder kümmerlich unterstützt, nur um Kapitalien für die Zukunft zusammenzuscharren.

Es ist von Anfang an darauf zu achten, daß die Gemeinde als solche auch mit andern evangelischen Gemeinden, nicht nur derselben Missionsgesellschaft, Gemeinschaft suche und pflege. Auf welche Weise das geschieht, wird stets von Umständen abhängig bleiben. Auch die einzelnen Gemeindeglieder können anderwärts das heilige Abendmahl genießen und Glieder anderer Gemeinden mit der unsrigen. Dadurch allein wird das Bewußtsein einer allgemeinen evangelischen Kirche geweckt. Voraussetzung ist jedoch, daß wirklich eine lebendige Gemeinschaft mit dem Herrn vorhanden ist. Wer diese Abendmahlsgemeinschaft andern lebendigen Christen verweigert, der stempelt seine eigene Gemeinschaft oder Kirche zur Sekte. Man zerstückt damit den Leib Christi, das ist, recht betrachtet, nicht nur eine Sünde gegen seine Mitchristen, sondern gegen den Herrn selber, an dessen Leib und Blut eben doch alle Gläubigen Anteil haben.

Über die Frage, welches die beste Art von Kirchenregiment für die chinesischen Christen sein möchte, läßt sich so viel vorauserkennen, daß die Chinesen selber einmal die christlichen Gemeinden nach Art ihrer Clans verwalten werden, nämlich durch Älteste und einen angestammten oder bestallten Vorsteher, der zugleich Pastor der Gemeinde ist. — Ein Synodalverband wird sich auch leicht herstellen lassen.

Für die Gesamtkirche in China wäre ein Organ zu schaffen, welches die Kirche der Staatsgewalt gegenüber vertritt, auch den Kultus beaufsichtigt, ohne Gesetzmacherei, aber dafür sorgend, daß sich keine Auswüchse bilden, sondern die Mannigfaltigkeit sich auf Grund der Einheit entfalte. Auch als oberste Schulbehörde müßte dieses Centralorgan thätig sein. Für manche Gemeindeämter, wie Lehrer und Prediger, sind auch Examina anzuordnen, deren Regeln für alle Gemeinden giltig sein sollten. Ferner wäre dieses Centralorgan die oberste Instanz in allen christlichen Streitsachen. Was die einzelne Gemeinde und Synode nicht bewältigen kann, müßte dort entschieden werden.

Doch des Sprichworts eingedenk: „Kommt Zeit, kommt Rat" will ich der Zeit nicht zu weit vorauseilen. (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Von Dr. Grundemann.

Nachträge zu I. und II.

Wie wir aus den Zeitungen erfahren, geht die italienische Regierung jetzt damit um, das in ca. 8 Millionen Mk. bestehende Immobiliarvermögen der Propaganda in Staatsrente zu konvertieren. Trotz der Versicherung der Regierung, daß durch diese

Manipulation der betreffenden Anstalt kein pekuniärer Verlust erwachse, bedauern wir diese Maßregel und gönnten der Propaganda von Herzen, daß ihr Grundbesitz ihr belassen würde. Aber die leidenschaftliche Art, in welcher die Kath. Missionen (1884, 69) diese Konvertierung geradezu als eine „jedes Recht verhöhnende, himmelschreiende Beraubung ihrer Güter" darstellen, gehört in die Kategorie derselben Übertreibungen, mit denen man z. B. von einer „Diokletianischen Verfolgung der kath. Kirche in Preußen" redet. „Der höchste Gerichtshof hatte die Stirn, das Scherflein der kath. Missionen der Regierung zuzusprechen, welche ihn besoldet." Wir begreifen den Unwillen der kath. Organe, aber die beleidigende Sprache, die sie führen und die in ihrer Zweideutigkeit bis an die Grenze der Unwahrheit geht, kann ihrer Sache schwerlich nützen. Auch wird man das Immobiliarvermögen der Propaganda kaum als das „Scherflein der kath. Missionen" bezeichnen dürfen. Jedenfalls ist dieses Ereignis ein bedeutsamer Wink, wie das Wort des Herrn von dem Schätze sammeln auch auf die Missionssache zutrifft. Die Missionsgesellschaften sollen die Mittel, die er ihnen zufließen läßt, als gute Haushalter verwenden, aber nicht im Kleinglauben, als werde er in künftigen Zeiten die Mittel zum Bau seines Reiches nicht mehr beschaffen können, große Kapitalien aufhäufen. Es war jedenfalls das Richtige, wenn der Am. Board jenes große Vermächtnis von 4 Millionen Mark nach wohl überlegtem Plane in einigen Jahren zur Förderung seiner Arbeiten verwendet hat, oder bald verwendet haben wird. Lieber eine Mission, die dann und wann einmal unter einem Defizit zu seufzen hat, als eine solche, die mit den Renten eines Kapitals und nicht mit den Gaben einer lebendigen Missionsgemeinde getrieben wird.

Wie der Herr aber auch durch Vermächtnisse drohenden Mangel abwenden kann, zeigt das Beispiel der Goßnerschen Mission, welche in vergangenem Jahre, nachdem alle Reserven erschöpft waren, vor bedenklicher Not stand. Doch zur rechten Zeit mußten ihr zwei Vermächtnisse zufallen. Das eine von 52000, das andere von 146000 Mark. (Biene 26 f). Freilich zur Zeit fließt aus diesen Kapitalien der Gesellschaft noch nicht die volle Einnahme zu, da noch ziemlich große Renten an Angehörige der Erblasser abzugeben sind. Jedenfalls wird man auch später nicht daran denken, die Summe zu kapitalisieren, sondern sie für die laufenden Bedürfnisse verausgaben müssen. Die Goßnersche Mission bedarf also vor wie nach der thatkräftigsten Unterstützung ihrer Freunde.

Im Juni dieses Jahres werden es hundert Jahre, daß von Missionsfreunden der erste Montagabend in jedem Monat zu gemeinsamem Missionsgebet bestimmt wurde. Die Einrichtung ging von einer Verbindung von Baptistenpredigern zu Nottingham aus und bürgerte sich in einigen Missionskreisen ohne Unterschied der Denominationen ein. Allmählich, namentlich zu anfang unsres Jahrhunderts, gewann sie weitere Ausdehnung; doch wurde vielfach anstatt des Montags der Sonntag gewählt. Dadurch ist der schöne Gedanke eines gemeinsamen, resp. kontinuierlichen Betens um das Kommen des Gottesreiches auf dem ganzen Erdkreise in dieser Form illusorisch geworden. Bei uns waren vielfach die monatlichen Missionsstunden aus jenen „Monthly Concert of Prayer" hervorgegangen. Neuerlich scheint man jedoch die Zeit, den ersten Montag oder Sonntag im Monat, weniger zu berücksichtigen. In England und Amerika sucht man jene Einrichtung mit der 100jährigen Gedenkfeier neu zu beleben. (Bo. Her. 135, Bapt. Mag. 35.) Wir wissen nicht, ob wir grade auf die Form, die in allen Gemeinden regelmäßig inne zuhalten nicht möglich ist,[1]) so viel Gewicht legen sollen. Wir ver-

[1]) So z. B. wird ein Pfarrer, der mehrere Dörfer hat, nicht zu gleicher Zeit in allen die Missionsstunde halten können.

trauen darauf, daß von den Kindern Gottes in allen Landen auch im Kämmerlein kontinuierlich um das Kommen seines Reiches gebetet wird. Immerhin wollen wir uns freuen, wenn auch bei uns mancher sich jener Form der Gebetsgemeinschaft anschließt.

Nachdem 36 Jahre lang die zahlreichen Missionsgeschwister, welche aus der Brüdergemeinde fortwährend auf Reisen sich befinden, ohne ein einzigen Unglücksfall zu erleben, behütet worden sind, ist jüngst der junge strebsame Missionar Brodbeck, der durch seine Entdeckungen auf der Ostküste Grönlands ziemlich allgemein bekannt geworden war, beim Untergang des Schiffs, das ihn auf sein Arbeitsfeld zurückführte, leider ertrunken. Ein schwerer Verlust für die grönländische Mission (Miss.-Bl. d. Brüdergem. 81 ff.).

Afrika. Die Südlichen Baptisten machen den Versuch unter den Kabylen in Algier, die zwar nominell Mohammedaner aber wenig fanatisch sind, eine Mission zu begründen. Einer ihrer Pastoren ist zu einer Untersuchungsreise dahin abgegangen. (Bapt. Mag. 50.)

Im Limba-Gebiet 25 dtsch. M. ostnordöstlich von Sierra Leone haben die Wesl. Methodisten eine junge schnell aufblühende Mission. Die Gegend wurde 1878 zum erstenmal besucht. Die beschwerliche Reise dahin folgt dem großen Scarcias-Fluß, soweit dieser mit dem Boot zu befahren ist. Im Nov. 1880 wurde die feste Station zu Fouracariah gegründet und bald einige Bekehrte gewonnen. Zu ihnen gehörte der alte König, welcher bald darauf im Glauben starb, nachdem er die Mission seinem Volke als teuerstes Vermächtnis an das Herz gelegt hatte. Seitdem ist es vorwärts gegangen. Das Jahr des letzten Berichtes wurde mit zwei Kommunikanten, 11 auf Probe und 123 Katechumenen begonnen; am Schlusse desselben waren die entsprechenden Zahlen 46, 44 und 183. Es sind schon zwei Kirchen gebaut. Missionar Booth wird die Station vielleicht etwas weiter östlich nach Kapoto verlegen, wo der jetzige König residiert. Eine weitere Verpflanzung der Mission nach dem benachbarten Sellah-Gebiet 20 M. östlich, wo ein alter Häuptling dringend um einen Lehrer bittet, steht bevor (Not. 90 ff.).

Goldküste. Zur Aufsuchung gesunderer Orte, die für Stationen geeignet sind, ist Dr. Mühly mit einigen Brüdern ins Innere aufgebrochen und auch bereits glücklich zurückgekehrt, ohne daß bis jetzt jedoch das Ergebnis der Reise bekannt geworden (Heidenb. 23. 38). Nach neueren Nachrichten war Dr. M. erkrankt, und sollte schleunigst heimkehren.

Stanley hat in letzter Zeit den Aruwimi erforscht, nachdem er auf dem Kongo selbst bis zu den Stanley-Fällen vorgedrungen war. Er hat mit verschiedenen Stämmen Verträge abgeschlossen und mehrere neue Stationen gegründet — alles ohne einen Flintenschuß. Nun ist er gesund nach Leopoldville zurückgekehrt. — Die Livingstone Inland Mission geht daran, zu Bolobo, 80 Meilen stromaufwärts vom Stanley Pool, eine neue Station anzulegen (Reg. Beyond 50).

Während Lieutnant Wißmann aufs neue in den schwarzen Erdteil eindringt, melden die Zeitungen den Tod seines früheren Reisegefährten, des erst 25 jährigen Dr. Pogge, der mutig im Innern auf W.'s Rückkunft gewartet hatte.

Das oben erwähnte Gerücht über Mr. Arnot bestätigt sich nicht; derselbe befindet sich vielmehr ganz sicher in Lialui am Sambesi. In der Regenzeit hatte er große Mühsale zu bestehen und mußte schließlich, um sich mit Proviant zu versorgen, die Reise nach Pandamatenka machen, wobei er die Viktoria-Fälle besuchte. Wie sehr er bereits das Vertrauen der Eingebornen erworben hat, ist daraus ersichtlich, daß sie ihn für einen Sohn Livingstones halten (Reg. Beyond 43).

Missionar Mackenzie ist vom Gouverneur des Kaplandes zum Kommissionar der

Regierung für das Betschuanaland eingesetzt worden. Er war die geeignetste Persönlichkeit, die sich zur Vertretung der Eingebornen fand. Die Buhren freilich werden ihm noch manche Not machen. Die Londoner M.-G., in deren Dienst er 25 Jahre lang als ein wertgeschätzter Arbeiter gestanden, hat ihn mit einer gewissen Feierlichkeit und einem sehr ehrenvollen Zeugnisse entlassen, da unter den augenblicklichen Umständen die ihm von der Regierung angetragene Stellung für das Gedeihen der Mission wie für das Wohl der Eingebornen von der größten Wichtigkeit ist. Chron. 119.

Am 9. Febr. d. J. ist Ketschwayo gestorben, nachdem einige Zeit zuvor die norwegischen Missionare Norgaard und Stavem vor ihm und seinem Gefolge gepredigt hatten. Er ist plötzlich gestorben, ob vergiftet ist noch nicht festgestellt. Im Sululande atmet alles auf. Die Engländer werden nun doch irgend etwas thun müssen, um im Lande geordnete Verhältnisse herzustellen (Norsk M. tidende 113).

Miss. Coillard ist am 2. Jan. zu der lange geplanten Gründung einer Mission am Sambesi aufgebrochen. Basl. M. 210.

In der Nähe von Bandawe am Nyassa-See ist bei dem Häuptlinge Mirenga eine neue Schule eröffnet worden, die über Erwarten täglich von 150 Schülern besucht wird. — Im Angoni-Gebiete ist der Friede erhalten geblieben (F. C. Rec. 112).

Die Gegend am Südende des Tanganyika-Sees ist durch Sklavenjagden so entvölkert, daß die Station zum Zusammenstellen des Londoner Missionsschiffes etwa acht d. Meilen westlicher zu Liendwe genommen werden mußte (F. C. Rec. 112).

Von Uganda aus hat M. Mackay eine Reise im Süden des Sees gemacht um einen Ort aufzusuchen, wohin die jetzt sehr ungünstig gelegene Station Kagei verlegt werden könnte. Er machte dabei wichtige geographische Entdeckungen über die südlichen Zuflüsse des Sees und drang bis in das Gebiet Mirambos vor, wo er in dem Distrikte Msalala bei dem Dorfe des inzwischen verstorbenen Häuptlings Sonda einen passenden Ort für eine Station fand. Mirambo hat zur Anlegung derselben seine Erlaubnis gegeben (Int. 154 ff.).

In Uganda selbst macht die Mission jetzt erfreuliche Fortschritte: Im August wurden neun Männer, sieben Frauen und fünf Kinder getauft, so daß nun die Wanganda Gemeinde aus 27 Seelen besteht. Vier Paare wurden getraut. Viele kommen zum Lernen. Überhaupt zeigt sich der durchs ganze Reich gehende Einfluß der Mission sehr deutlich. Vornehme Leute kommen von weit her um das Missionshaus zu sehen. Der König Koki bei Karagwe hielt sich mit sieben Brüdern eine Zeitlang bei den Missionaren auf und lernte lesen. Er verlangt sehr darnach, daß man ihm einen eignen Lehrer sende. Von manchen wird der Vorzug des Christentums vor dem Lubaridienste offen anerkannt.

Die litterarischen Arbeiten machen gute Fortschritte. O Flaherti hat 15000 Wörter gesammelt nebst Fabeln und Sprichwörtern, die für das Volksleben charakteristisch sind. Die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, die drei ersten Evangelien, Ruganda-Grammatik und Lesebücher sind fertig. Mit wunderbarem Geschick hat Mackay die nötigen Lehrmittel auf der kleinen (Spielzeug-) Presse gedruckt. Zahlreiche Schüler aus allen Volksklassen und von beiden Geschlechtern lernen nun mit seltener Leichtigkeit lesen und viele von ihnen bringen, was sie gelernt haben, auch andern bei. — Glückliche ärztliche Kuren befestigen das Ansehen der Missionare im Volke. — Bezüglich Mtesas sinken die Hoffnungen immer mehr. Die Araber gewinnen wieder viel Einfluß und nehmen gegen die Missionare eine bedrohliche Haltung an. Bei Gelegenheit einer Epidemie stellten sie das Aufgeben des mohammedanischen Gottesdienstes als Ursache

dar, und der König beauftragte den Katekiro wieder in der Moschee zu beten. Dabei sind Raubzüge und Sklavenhandel in vollem Gange. Die Missionare verhehlen sich nicht, daß gar leicht ein Sturm wider sie und ihr Werk ausbrechen kann, und daß sie selbst auf die Bluttaufe gefaßt sein müssen — und dies um so mehr, als auch der Lubarikult neuen Aufschwung nimmt, der übrigens sich immer mehr als ein kompliziertes System herausstellt, in dem O'F. Spuren alexandrinischen Gnostizismus zu entdecken meint (Int. 181. 218 ff.).

Auf der erwähnten Reise nach dem Süden fand Mackay im Urima-Gebiet das in einzelnen Teilen von Freunden in England ausgesandte Boot „Eleanor" vor. Obgleich stark beschädigt wurde es zusammengesetzt und seetüchtig gemacht. Die Arbeiten mußten um des Häuptlings willen, welcher Zauberei fürchtete, beschleunigt werden. Nun ist das nette Schiffchen im Gebrauch und wird in Ruganda „Mirembé" genannt, d. h. Friede (Int. 258). Es ist, beiläufig bemerkt, auf unsrer Liste neuer Missionsschiffe Nr. 25 — eine stattliche Flotte!

Die Christen in Kamlikeni (Girihama) wurden von Suahili überfallen. Zwei wurden getötet, die andern zerstreut. Auch das bekannte Haupt der kleinen Gemeinde, Abe Sidi, scheint in Gefangenschaft geraten zu sein (Int. 258).

Madagaskar. In Antananarivo hat am 22. Nov. v. J. die Krönung der jungen Königin mit großem Pomp stattgefunden. In ihrer Ansprache hob sie das patriotische und das christliche Moment hervor. Wie ein Mann wolle sie mit ihrem ganzen Volke feststehen gegen den Feind — „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk und die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang." Besonderen Nachdruck legte sie auf die Weiterführung des Schulunterrichts (Chron. 76 f.).

Im Sudan liegen die Verhältnisse sehr traurig. Wir haben hier nicht nötig auf dieselben näher einzugehen, da die Nachrichten durch die Tagesblätter bekannt geworden sind, und bemerken nur, daß sich die katholischen Missionare aus Chartum nach Oberägypten zurückgezogen haben — sehr verständig, obwohl nicht ganz im Einklange mit der Märtyrerfreudigkeit, deren angeblicher Mangel von katholischer Seite immer den evangelischen Missionaren vorgeworfen wird. — Die kathol. Missionare in der Gefangenschaft zu Kordofan sind am Leben, aber leiden not an Kleidern und Nahrungsmitteln. (Kathol. Miss. 84 f.).

III.

Amerika. Der Bischof von Caledonia, dessen Diözese den nördlichen Teil von Brit. Columbia, also auch Metlakahtla umfaßt, ist in London eingetroffen, und hat dem Vorstande der C. M. S. eingehenden Bericht erstattet über die auf genannter Station infolge der Sezession herrschenden Zustände. Die Anhänger der C. M. S. sind auf alle mögliche Weise belästigt worden — boycotted wie man jetzt in England sagt. Sie wurden vom gemeinsamen Lachsfang ausgeschlossen, durften in Mr. Duncans Laden nichts kaufen und allerwegen machte man ihnen unerträgliche Schwierigkeiten; sodaß sie selbst ihre Häuser nicht reparieren oder ihre Gärten einzäunen durften. Selbst ein Regierungsagent konnte nichts ausrichten. Als letztes Mittel unternahm dann Bischof Ridley die Reise nach Kanada, um über die Sache mit der Regierung selbst zu verhandeln. Von dort kam er bei dieser Gelegenheit nach England herüber. — Im Innern der Diözese ist eine neue Station, Kitwingah, 6—8 d. Meilen von Hazelton angelegt worden. Obgleich zu Metlakahtla die Majorität der Christen sich von der C. M. S. losgesagt hat, zählen die Bekehrten derselben in der genannten Diözese über 2000 Seelen.

Die Provinzialsynode von Rupertsland, welche von Vertretern der Diözesen Athabaska, Musoni, Saskatschewan, und Rupertsland besucht, im August v. J. zu Winnipeg tagte, beschloß die Bildung einer neuen Diözese Assiniboia zu beantragen. Die Bevölkerung der Provinz hat sich in den vier letzten Jahren verdoppelt. Seitdem die Canadian Pacific Eisenbahn vom Oberen See bis zum Felsengebirge reicht, ergießt sich der Strom der Einwanderer ins Land und in der weiten Prärie entstehen zahlreiche Niederlassungen. Natürlich tritt hier die Indianermission hinter der kirchlichen Fürsorge für die Kolonisten zurück. Soviel uns bekannt ist die Station der C. M. S. Touchwood Hill der einzige Ort der neuen Diözese, wo unter Indianern missioniert wird. Dieselbe fällt mit der politischen Provinz gleiches Namens zusammen, deren Hauptstadt Regina schnell emporwächst. Die große Diöcese Saskatschewan umfaßt jetzt nach etwas veränderter Einteilung die Provinzen Saskatschewan und Alberta mit den Hauptstädten Victoria und Prince Albert (M. Field 323. Int. 97 f.).

Um die Indianer unter den neuen Verhältnissen zu schützen, werden sie in Reservationen gesammelt. Auf manchen der letzteren haben sie schon bedeutende Fortschritte im Ackerbau gemacht und sich an ein seßhaftes Leben gewöhnt, wie aus dem Bericht des Bischofs von Saskatschewan über eine Visitation bei den Pigean-Indianern hervorgeht. Der 900—1000 Seelen starke Stamm, welcher zum Volke der Schwarzfüße (Blackfeet) gehört, hat seine Reservation in der Nähe von Fort Mac Leod etwa vier d. Meilen vom Fuß des Felsengebirges. Der Bischof war erstaunt über die wohl kultivierten Felder und netten reinlichen Häuschen. „Sie werden von dem wilden Leben gerettet und lernen ihr Brot mit ehrlicher Arbeit gewinnen." Eine Schar von Kindern empfing den Bischof mit christlichen Liedern in ihrer Muttersprache (M. Field 366 f.).

Ein interessantes Beispiel von Gefahren zu Wasser, denen manche Missionare ausgesetzt sind, bietet die kühne Reise des Rev C. Harrison in einem einfachen Kanoe von der Westküste nach Queen Charlotte J. Er war als Missionar für die dort seit 1876 bestehende, aber in letzter Zeit vakante Mission in Metlakahtla angekommen und suchte vergeblich nach einer Schiffsgelegenheit um den Ort seiner Bestimmung zu erreichen. In seinem Pflichteifer wagte der brave Mann und seine nicht minder mutige Frau die gefährliche Fahrt 15. d. M. über das offene Meer. Ein Sturm nötigte sie alles Gepäck über Bord zu werfen, und es war wie ein Wunder, daß sie freilich in höchster Erschöpfung — die Insel erreichten. Unter den Eingeborenen (Heida) war große Freude. Solange sie während des Winters auf der Station blieben, waren die Gottesdienste in der hübschen Kirche immer von 150 Personen besucht. Zwei Häuptlinge wurden getauft (Int. 54 ff.).

Die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten hat sich in neuerer Zeit sehr gebessert. Die Früchte derselben zeigen sich besonders deutlich in N. Mexiko und Arizona, wo der Stamm der Navajo's in 15 Jahren von 9000 bis auf 16000 Seelen sich gemehrt hat — eine treffende Widerlegung der früher als ethnographisches Dogma geltenden Annahme, daß die Rothäute zum Aussterben prädestiniert seien. Jener Stamm ist durch Ackerbau (mit Bewässerung) und Viehzucht zum Wohlstand gekommen und besitzt 25 000 Pferde und eine Million Schafe (For. Miss. 270).

Für die Indianer der V. St. überhaupt existieren jetzt 296 Kirchen (einschl. der christlichen Stationen im Indianergebiet). Von 260 000 Personen haben 100 000 europäische Kleidung angenommen; 160 000 tragen noch ihre Decken. Die sämtlichen Reservationen umfassen über 270 Millionen Morgen, von denen wenigstens 32 Mill. zur Kultur geeignet sind — doch befindet sich bis jetzt noch nicht eine Million unter

Kultur (American Missionary 328). — Die Schulen wurden 1869 von 2069 Kindern besucht, 1882 von 85000. Englisch lesen können 11000 Personen (M. Review 461).

Die deutsch reformierte Kirche in Amerika hat nun auch eine Indianermission u. z. unter den Winnebago in Wiskonsin (Miss. Review 46). Ebenso wird eine solche der Cumberland-Presbyterianer erwähnt (ib. 47. 48).

Die Quäker haben keine besondere Mission unter den Indianern organisiert, aber sie wirken sehr segensreich, indem ihre Arbeiter im Dienste der Regierung als Agenten, Superintendenten und Schullehrer thätig sind. Durch ihre Vermittelung werden von den Freunden verschiedene Anstalten (z. B. auch einige Schulen) für die Indianer unterhalten. Der Aufwand zu diesem Zwecke soll sich auf etwa 52 000 M. belaufen (M. Rev. 460).

Die Missionsschule in Fort Wrangell im Alaska-Gebiet macht gute Fortschritte und manche Zöglinge sind Christen geworden. Ein zweiter Missionsposten ist am oberen Tschilkat angelegt (Am Miss. 328 f.).

Die Dakota Mission, welche vom American Board an die American Miss. Association übergegangen ist, umfaßt jetzt 5 Stationen, 9 Schulen, 5 Kirchen, 12 Missionare, 25 Lehrer und 271 Kommunikanten (ib. 358).

Über die Neger resp. Farbigen in N. Amerika enthält African Repository folgende Angaben: Eine Million Kinder werden in Schulen unterrichtet, an denen fast 16000 farbige Lehrer arbeiten; 15000 bereiten sich vor zum Lehrerberuf. Die Mitglieder der Methodisten und Baptisten zählen zwei Millionen. 80 Zeitschriften werden von Farbigen herausgegeben. In weniger als 20 Jahren hat diese Klasse der Bevölkerung allein im Staate Georgia über eine Million Morgen an Grundbesitz erworben, überhaupt in den Südstaaten gegen neun Millionen. Die jetzige Baumwollen-Produktion übersteigt die früher durch Sklavenarbeit bewirkte jährlich um 100 000 Ballen. Das steuerpflichtige Vermögen der Schwarzen kommt auf 91 Mill. Dollar. Rev. C. K. Marshall preist sie als den besten Bauernstand der ganzen Welt. „Ihre Laster sind nicht größer (als die andrer), sie sind weniger servil (cringing and craven), freier von Bettelei, männlicher und höflicher, verstehen menschliche Rechte und Pflichten besser zu schätzen. Sie sind weniger gottlos (profane) — sehr viel weniger — als weiße Leute, weniger bitter, rachsüchtig (vindictive) und blutdürstig, weniger unmäßig und weit, weit weniger rachgierig (revengeful)." AR. 26 f. —

Was wird zu dieser Herabsetzung auf Rechnung der Schwarzen der ehrenwerte Bauernstand Schottlands oder Norwegens, Westfalens oder Pommerns sagen! Wäre die Sache nicht so ernst, so würde uns dieser Panegyrikus auf die Schwarzen ungemein lächerlich vorkommen. Möchten die Freunde derselben doch endlich einsehen, daß man einem unter langer Mishandlung verdorbenen Geschlechte keinen schlimmeren Dienst erweisen kann, als wenn man es mit solchen groben, unwahren Schmeicheleien verhätschelt. Sehr treffend sagte neulich Pastor v. Bodelschwingh: „Barmherzigkeit ohne Zucht wird zur größten Unbarmherzigkeit."

Westindien. Auf den Bahama-Inseln hat ein furchtbarer Orkan, wie er seit 17 Jahren nicht dagewesen war, am 8. Sept. v. J. den ausgedehntesten Schaden angerichtet. Eine Anzahl von Kirchen ist zerstört worden, andre Missionsgebäude sind schwer beschädigt, die Pflanzungen völlig vernichtet. Die schwergeprüfte Bevölkerung ist um so härter betroffen, als bereits neun Monate lang große Dürre geherrscht hatte. Um der drohenden Hungersnot zu begegnen, hatte die Regierung bereits mehrere Schiffe mit Korn nach Nassau kommen lassen; doch sie gingen im Sturm zu grunde, ebenso

wie der größte Teil der gerade anwesenden Schiffe. Der Schooner (Baynes) der Baptisten Mission ist nur weniger beschädigt; die Jacht der anglik. Diözesan-Mission (Message af Peace) wurde dadurch gerettet, daß der Kapitän sie noch zur rechten Zeit auf den Strand laufen ließ. Doch hat diese mit der S. P. G. verbundene Mission einen noch schweren Verlust zu beklagen. Einer ihrer ältester Arbeiter Rev. J. S. J. Higgs, der nach 35jähriger Thätigkeit eine Erholungsreise gemacht hatte und nun auf sein Feld zurückkehren wollte, ertrank samt seiner Frau und zehn andern Passagieren im Schiffbruch angesichts seines Zieles. Der auf einer Amtsreise begriffene Wesleyan. Rev. J. C. Richardson kam knapp mit dem Leben davon. — Dreißig Mitglieder der Baptistengemeinde zu Nassau haben all ihr Hab und Gut verloren (Miss. Field 395 ff, Herald 385 f. Wesl. Not. 310).

Auch auf Dominica hat ein Sturm am 4. Sept. den Pflanzungen viel Schaden gethan. Die Häuser der Stadt Roseau sind fast alle zerstört. Die Bevölkerung trägt das Unglück mit Ergebung, wie der Bischof von Antigua berichtet (M. F. 386).

Auf Jamaica haben die Unierten Presbyterianer die Anzahl ihrer Stationen auf 38 gebracht, indem sie die der Americ. Miss. Association gehörigen übernahmen. Die jüngst übernommene ist Brainerd; die andern waren schon früher der U. P. Mission überwiesen. Dieses ganze Gebiet wurde im vorigen Sommer distiert. Bei der Gelegenheit erhalten wir eine, leider sehr kurze Notiz, über das Mico-Seminar (cf. Kleine Missionsbiblioth. I. 3, 172) zu Kingston, welches für die verschiedenen Missionen Lehrkräfte liefert (U. P. Rec. 335 cf. 180 ff.). Die Errichtung eines Lehrerinnen-Seminars daselbst wurde von verschiedenen Denominationen durch eine Petition an den Gouverneur angeregt. Der letztere ist der Sache geneigt, vorausgesetzt, daß die Aufbringung der Kosten durch Steuerschlag bewilligt wird (ib. 14). Die U. P. Mission hat auch die bis jetzt völlig vernachlässigten 14000 Kulis auf Jamaica ins Auge gefaßt (ib. 363).

Auf Haiti herrscht in der gleichnamigen Republick große Not infolge der am 27. März 1883 ausgebrochenen Empörung, welche die ganze soziale Bitterkeit und Feindschaft zwischen Negern und Mulatten wieder einmal entfaltet hat. Verschiedene blutige Schlachten haben stattgefunden. In Jacmel war die Mission der Baptisten hart bedrängt durch Belagerung und Bombardement; ebenso die der Methodisten und Episkopalen zu Port au Prince. Alle Warenlager wurden dort verbrannt, nur ein Teil konnte von den Mannschaften europäischer Kriegsschiffe gerettet werden. Doch waren, nachdem schon viel Blut geflossen, die Mulatten und Weißen dort noch nicht der Gefahr eines allgemeinen Blutbades überhoben. Die Neger haben die Parole ausgegeben: „Für uns das ganze Land." Mehrfach wird gemeldet, daß unter den Schrecken des Krieges ein weiteres religiöses Interesse erwacht. Die Werke der Barmherzigkeit an den Verwundeten seitens der Missionare mögen auch dazu beigetragen haben. Ein einflußreicher katholischer Priester war zu der protestant. Episkopal-Kirche übergetreten, die beiläufig bemerkt 18 Gemeinden mit 401 Kommunikanten zählt. Ein in Paris lebender vornehmer Haitier hat an den Bischof derselben einen Brief gerichtet, in dem er erklärt, die einzige Hilfe für sein armes, zerrissenes Vaterland sei von dem Protestantismus zu erwarten. Er bittet dringend die ganze evangelische Christenheit aufzurufen zur Rettung der Haitier aus den Händen des Romanismus, „dieser Religion für Kinder, Weiber und Greise in ihrem Altenteil." Der Herr wünscht eine Haitische orthodox apostolische Nationalkirche (Her. 32. 66. Wesl. Not. 311. 18. Spirito M. 593 ff.). Unsere Freude über die letztere Kundgebung wird in etwas gedämpft durch den Beigeschmack, an dem man einen Mangel an nationaler Selbsterkenntnis und Bescheidenheit merkt. Die letztere Tugend scheint uns der schwarzen Race am aller-

meisten not zu thun und ohne dieselbe wird auch eine Nationalkirche nicht helfen können. — Nach neueren Nachrichten ist die Revolution nun mehr unterdrückt worden, nachdem noch viel Blut geflossen war. Wesl. Not. 66.

Trinidad hat 50000 indische Kuli, ein Dritteil der gesamten Bevölkerung. Die oben (83,567) erwähnte kanadische Mission unter denselben steht in Verbindung mit derjenigen der schottischen U. P., welche einen ihrer früheren Missionare in Radschputana auf dieses Feld gesendet haben. Die älteren Leute verstehen nämlich nur Hindustani; die auf der Insel gebornen haben in den Schulen englisch gelernt. Im Vergleich mit den Negern und Mulatten erscheinen die Inder als eine entschieden höher stehende Race U. P. Rec. 312. 363. Die verschiedenen presbyterianischen Denominationen auf der Insel — außer den beiden genannten auch die schottische Freikirche — sind eine Union eingegangen, wie wir solche schon von andern Feldern erwähnten (ib. 361. cf. oben 239).

Die Brüdergemeinde hat auf ihren westindischen Stationen die Folgen anhaltender Dürre zu beklagen, welche der Mission vielfache Hindernisse bereiten. Auch im Geistlichen zeigt sich Dürre, wie von Tobago gemeldet wird, schlechter Kirchenbesuch, Unsittlichkeit — von 22 Paaren, die getraut wurden, hatten 16 schon in wilder Ehe gelebt — und Unredlichkeit im Handel und Wandel. Andrerseits aber giebt es auch Brüder, die aus eignem Antriebe Gottes Wort den Kranken bringen oder den auf der Straße gesammelten Kindern einprägen (M. Bl. d. B. G. 199 ff. 213 f.).

Mittelamerika. Auf der Moskitoküste bemerkt man die Nachwirkungen der jüngsten Erweckung nach drei Seiten hin. Es giebt Leute, denen es in rechter Weise ernst ist um das Seligwerden. Dann aber zeigen sich auch solche, die unter geistlichem Hochmut auf schwärmerische Abwege geraten sind. So z. B. ein früherer Trunkenbold, der angeblich allerhand absonderliche Offenbarungen empfängt und um sich eine Schar gesammelt hat, die er wie es scheint zu einer besondern Sekte gestalten will. Er wird als „der Geistliche für das geringe Volk" bezeichnet. Ein andrer nennt sich „the body", weil der Herr durch ihn spricht — wie er vorgiebt. Er redet auch seit seiner Erweckung eine Sprache, die niemand versteht. In neuerer Zeit ist er etwas von seiner Übergeistlichkeit zurückgekommen; hoffentlich wird er noch ganz nüchtern. Die dritte Klasse der Erweckten aber hat nur den Schein eines gottseligen Wesens. Sie geben etwas auf das „Zittern", aber sündigen z. T. nach alter Weise, so daß solche schon wieder ausgeschlossen werden mußten (ib. 13 f.). Man sieht aus diesem Beispiel wieder, daß die Revivals durch die unvermeidlichen Anregungen rein psychischer Mächte erhebliche Gefahren mit sich bringen. — Freilich auch erfreuliche Früchte werden von der Moskitoküste gemeldet, wie sie besonders dem Br. Siebörger auf einer Diasporareise ins Nikaraguanische Gebiet entgegentraten. So fand er z. B. in einem abgelegenen Gebirgsdorfe, dessen indianische Bevölkerung früher für sehr wild und unzugänglich galt, nun 160 Christen. Dieselben zeigten sich bei aller Inbrunst und Angethanheit doch demütig und nüchtern (ib. 34).

Auf Antrag der Brüder hat das Miss. Departement beschlossen auf der Moskitoküste eine neue Station anzulegen. Das „Wo?" ist noch nicht bestimmt (ib. 52).

Von Belize aus wird die Wesleyan. Mission, wie es scheint, einen Absenker nach dem südlich gelegenen „spanischen" Honduras (wie die Republick zum Unterschiede von der britischen Kolonie genannt wird) verpflanzen. Ein Missionar brachte in Puerto Cortez (P. Caballo) seine Ferien zu, um einigen dort wohnenden Europäern zu predigen. Er machte jedoch auf die Bevölkerung in öffentlichen mit der Laterna Magica illustrierten Vorträgen einen so günstigen Eindruck, daß er den Boden für geeignet hält um dort weitere Missionsthätigkeit zu beginnen (Not. 306).

Auf der zu der Republick gehörigen Insel Ruatan, die erst 1839 v. Gr. Caymaan J. besiedelt worden ist, arbeitet dieselbe Denomination seit 1844. Die Britische Regierung hatte diese samt den andern sogenannten Bai-Inseln 1852 in Besitz genommen, mußte sie jedoch auf Reklamation 1861 wieder zurückgeben. Die Religionsfreiheit blieb garantiert. Die Wesleyaner haben sechs Kapellen und über 300 volle Mitglieder. Manche derselben zeigen leider eine betrübende Unbeständigkeit und es kommen oft schwere Vergehen vor, welche mit Ausschließung geahndet werden müssen. Es giebt aber auch besonders unter den alten Einwanderern echte Gotteskinder. Der Unterricht in der spanischen Regierungsschule ist sehr mangelhaft. Leider sind auch die Leistungen der beiden Missionsschulen nicht sehr befriedigend. Man hört sonst nur sehr selten etwas von diesem entlegenen Missionsfelde (Not. 15).

Südamerika. In Britisch Guiana befindet sich die Kuli-Mission in sehr versprechendem Zustande. Im Laufe des letzten Jahres wurden drei Kirchen eröffnet. Zur Deckung der Baukosten einer derselben trug einer der Bekehrten, ein schlichter Gärtner, 21 M. bei. Um die Summa zu erhöhen, legte er den 1½ M. langen Weg längs der Eisenbahn zu Fuß zurück und fügte das Fahrgeld bei (M. Field 353).

In Surinam werden die Neger in der Plantagenarbeit immer mehr durch Kuli ersetzt. Die Ersteren ziehen es vor in der Stadt zu wohnen, oder lassen sich auf aufgegebenen Plantagen nieder, wo sie sich ganz nach ihrer Bequemlichkeit einrichten können. Vor regelmäßiger Plantagenarbeit scheuen sie sich. Manche ziehen als sogenannte „Taskganger" umher, nehmen bald hier, bald da eine Accordarbeit an und ziehen weiter sobald sie fertig sind. So fühlen sie sich freier, auch darum, weil sie von dem Missionar weniger beobachtet sind. Unter diesen erwacht wieder manches Stück des alten Heidentums — Zauberei, Tänze und dergl. Selbst solche, die in der Stadt ansäßig sind und zur Gemeinde gehören beteiligen sich daran (M. Bl. der Brüder. 206).

Auch die Kuli fangen an nach Gottes Wort zu fragen. Auf der Station Katharina Sophia baten mehrere derselben um die heil. Taufe und eine Frau zeichnete sich durch einen so exemplarischen Lebenswandel während der Wartezeit aus, daß sie schon das Sakrament empfangen hat. Ein großes Hindernis bildet die Sprache; oft müssen Zeichen aushelfen. Auch in Clevia sind schon vier dieser Hindu getauft (ib. 215. 217).

In neuerer Zeit sind römische Sendboten sehr geschäftig, die evangelischen Neger zu ihrer Kirche herüberzuziehen. Um ihrem Treiben in der Gegend von Salem entgegenzutreten wurden zwei neue Predigtplätze angelegt. Das Lutherfest wurde mit regster Teilnahme gefeiert.[1])

Die Südamerikanische Missionsgesellschaft hat beschlossen einen Missionar nach dem Isthmus von Panama zu senden. Der Bischof von Jamaica gab die Anregung dazu, und einige dortige Freunde unterstützen die Sache (S. A. Miss. Magazine 221). An stelle des jetzigen Segelschiffs Allen Gardiner wird ein Dampfer angeschafft werden, der um so nötiger wird, als die Mission im Feuerlande sich zu weiteren Stämmen ausdehnt. Die Kosten sind auf 50 000 M. veranschlagt (ib. 250. 257).

Im August wurden zu Uschuwaia wieder 23 Schiffbrüchige gerettet u. z. von dem auf offner See verbrannten deutschen Kohlenschiff „Erwin". Die franz. wissenschaftl. Expedition hat ihre Gebäude an der Orangebay, die einen Wert von 20 000 M. haben, der Mission geschenkt (ib. 270).

[1]) Von den meisten Missionsgebieten enthalten die uns für diese Rundschau vorliegenden Blätter Berichte über die Lutherfeier, die namentlich in den deutschen Missionen wohl auf keiner Station fehlte. Unser Raum gestattet nicht überall näher darauf einzugehen.

Die Mission der Church Miss. Soc. in der chinesischen Prov. Fukien.

Von Hauptpastor Ranke.

(Schluß.)

VI. Trübsalsstürme.

„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert," dieses Wort des Herrn erfüllt sich, wie in den Tagen der Apostel, auch jetzt noch auf jedem Missionsgebiete. Sobald die Aussaat des Evangeliums Erfolg hat, erhebt sich der Widerstand des in seinem Dasein bedrohten Heidentums.

Auf dem Gebiete der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft in der Provinz Fukien erlebte man den ersten ernsten Sturm im Jahre 1869. Die Gemeinde von Lo-Nguong, damals wohl nach innen und außen die blühendste von allen, sollte auch im Leiden den andern vorangehen.

Es war in der Nacht des 20. Juni 1869, eines Sonntags, daß eine Schar chinesischer Soldaten und Polizisten, von einigen Literaten begleitet, einen Angriff auf die Missionskapelle in Lo-Nguong machte. Die Thür wurde erbrochen, das Mobiliar zerstört, das Gebäude schwer beschädigt. Nachdem dann noch der Katechist, der nebenan, unter einem Dache mit der Kapelle, wohnte, war ausgeplündert worden, wandte man sich zu dem Hause des angesehensten Gemeindegliedes, eines Kaufmanns, Namens Siek. Auch hier erzwang man den Eintritt und trieb die Bewohner, die bereits zur Ruhe gegangen waren, mit roher Gewalt auf die Straße.

Und warum das? Die Mandarinen behaupteten, Siek und einige andere hätten mutwilligerweise in einem Tempel die Götzenbilder zerstört. Dieser Vorwurf, für welchen niemals der Beweis erbracht wurde, war höchstwahrscheinlich völlig aus der Luft gegriffen. Es mag ja sein, daß einzelne Gemeindeglieder den Heiden gegenüber mehr Eifer als Takt bewiesen hatten. Die Gemeinde im ganzen aber hatte jedenfalls nichts gethan, wodurch der Zorn des Volkes hätte erregt werden können. Auch war es gar nicht das Volk, welches sich gegen die Christen erhob. Alles ging von der herrschenden Klasse aus, die offenbar nur eine günstige Gelegenheit abgewartet hatte, um die Anhänger der verhaßten ausländischen Religion ihren Widerwillen fühlen zu lassen. Das schlimmste für die

Auf der zu der Republick gehörigen Insel Ruatan, die erst 1839 v. Gr. Cayman J. besiedelt worden ist, arbeitet dieselbe Denomination seit 1844. Die Britische Regierung hatte diese samt den andern sogenannten Bai-Inseln 1852 in Besitz genommen, mußte sie jedoch auf Reklamation 1861 wieder zurückgeben. Die Religionsfreiheit blieb garantiert. Die Wesleyaner haben sechs Kapellen und über 300 volle Mitglieder. Manche derselben zeigen leider eine betrübende Unbeständigkeit und es kommen oft schwere Vergehen vor, welche mit Ausschließung geahndet werden müssen. Es giebt aber auch besonders unter den alten Einwanderern echte Gotteskinder. Der Unterricht in der spanischen Regierungsschule ist sehr mangelhaft. Leider sind auch die Leistungen der beiden Missionsschulen nicht sehr befriedigend. Man hört sonst nur sehr selten etwas von diesem entlegenen Missionsfelde (Not. 15).

Südamerika. In Britisch Guiana befindet sich die Kuli-Mission in sehr versprechenden Zustande. Im Laufe des letzten Jahres wurden drei Kirchen eröffnet. Zur Deckung der Baukosten einer derselben trug einer der Bekehrten, ein schlichter Gärtner, 21 M. bei. Um die Summa zu erhöhen, legte er den $1^1/_2$ M. langen Weg längs der Eisenbahn zu Fuß zurück und fügte das Fahrgeld bei (M. Field 353).

In Suriname werden die Neger in der Plantagenarbeit immer mehr durch Kuli ersetzt. Die Ersteren ziehen es vor in der Stadt zu wohnen, oder lassen sich auf aufgegebenen Plantagen nieder, wo sie sich ganz nach ihrer Bequemlichkeit einrichten können. Vor regelmäßiger Plantagenarbeit scheuen sie sich. Manche ziehen als sogenannte „Taskganger" umher, nehmen bald hier, bald da eine Accordarbeit an und ziehen weiter sobald sie fertig sind. So fühlen sie sich freier, auch darum, weil sie von dem Missionar weniger beobachtet sind. Unter diesen erwacht wieder manches Stück des alten Heidentums — Zauberei, Tänze und dergl. Selbst solche, die in der Stadt ansäßig sind und zur Gemeinde gehören beteiligen sich daran (M. Bl. der Brüder. 206).

Auch die Kuli fangen an nach Gottes Wort zu fragen. Auf der Station Katharina Sophia baten mehrere derselben um die heil. Taufe und eine Frau zeichnete sich durch einen so exemplarischen Lebenswandel während der Wartezeit aus, daß sie schon das Sakrament empfangen hat. Ein großes Hindernis bildet die Sprache; oft müssen Zeichen aushelfen. Auch in Clevia sind schon vier dieser Hindu getauft (ib. 215. 217).

In neuerer Zeit sind römische Sendboten sehr geschäftig, die evangelischen Neger zu ihrer Kirche herüberzuziehen. Um ihrem Treiben in der Gegend von Salem entgegenzutreten wurden zwei neue Predigtplätze angelegt. Das Lutherfest wurde mit regster Teilnahme gefeiert.[1])

Die Südamerikanische Missionsgesellschaft hat beschlossen einen Missionar nach dem Isthmus von Panama zu senden. Der Bischof von Jamaica gab die Anregung dazu, und einige dortige Freunde unterstützen die Sache (S. A. Miss. Magazine 221). An stelle des jetzigen Segelschiffs Allen Gardiner wird ein Dampfer angeschafft werden, der um so nötiger wird, als die Mission im Feuerlande sich zu weiteren Stämmen ausdehnt. Die Kosten sind auf 50 000 M. veranschlagt (ib. 250. 257).

Im August wurden zu Uschuwaia wieder 23 Schiffbrüchige gerettet u. z. von dem auf offner See verbrannten deutschen Kohlenschiff „Erwin". Die franz. wissenschaftl. Expedition hat ihre Gebäude an der Orangebay, die einen Wert von 20 000 M. haben, der Mission geschenkt (ib. 270).

[1]) Von den meisten Missionsgebieten enthalten die uns für diese Rundschau vorliegenden Blätter Berichte über die Lutherfeier, die namentlich in den deutschen Missionen wohl auf keiner Station fehlte. Unser Raum gestattet nicht überall näher darauf einzugehen.

Die Mission der Church Miss. Soc. in der chinesischen Prov. Fukien.

Von Hauptpastor Ranke.

(Schluß.)

VI. Trübsalsstürme.

„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert," dieses Wort des Herrn erfüllt sich, wie in den Tagen der Apostel, auch jetzt noch auf jedem Missionsgebiete. Sobald die Aussaat des Evangeliums Erfolg hat, erhebt sich der Widerstand des in seinem Dasein bedrohten Heidentums.

Auf dem Gebiete der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft in der Provinz Fukien erlebte man den ersten ernsten Sturm im Jahre 1869. Die Gemeinde von Lo-Nguong, damals wohl nach innen und außen die blühendste von allen, sollte auch im Leiden den andern vorangehen.

Es war in der Nacht des 20. Juni 1869, eines Sonntags, daß eine Schar chinesischer Soldaten und Polizisten, von einigen Literaten begleitet, einen Angriff auf die Missionskapelle in Lo-Nguong machte. Die Thür wurde erbrochen, das Mobiliar zerstört, das Gebäude schwer beschädigt. Nachdem dann noch der Katechist, der nebenan, unter einem Dache mit der Kapelle, wohnte, war ausgeplündert worden, wandte man sich zu dem Hause des angesehensten Gemeindegliedes, eines Kaufmanns, Namens Siek. Auch hier erzwang man den Eintritt und trieb die Bewohner, die bereits zur Ruhe gegangen waren, mit roher Gewalt auf die Straße.

Und warum das? Die Mandarinen behaupteten, Siek und einige andere hätten mutwilligerweise in einem Tempel die Götzenbilder zerstört. Dieser Vorwurf, für welchen niemals der Beweis erbracht wurde, war höchstwahrscheinlich völlig aus der Luft gegriffen. Es mag ja sein, daß einzelne Gemeindeglieder den Heiden gegenüber mehr Eifer als Takt bewiesen hatten. Die Gemeinde im ganzen aber hatte jedenfalls nichts gethan, wodurch der Zorn des Volkes hätte erregt werden können. Auch war es gar nicht das Volk, welches sich gegen die Christen erhob. Alles ging von der herrschenden Klasse aus, die offenbar nur eine günstige Gelegenheit abgewartet hatte, um die Anhänger der verhaßten ausländischen Religion ihren Widerwillen fühlen zu lassen. Das schlimmste für die

junge Gemeinde war, daß auch die Mandarinen zu ihren entschiedenen Gegnern gehörten.

So folgten denn schwere Zeiten für die Christen von Lo-Nguong. Einige von ihnen wurden zur Prügelstrafe verurteilt, andere verloren all ihr Hab und Gut, noch andre mußten auf falsche Anklagen hin vor der Obrigkeit erscheinen und viel Geld bezahlen, um nur wieder freigelassen zu werden. In einem Falle legte der Distriktspolizist einen sterbenden Dieb, der auf frischer That ergriffen und dabei verwundet worden war, vor die Thüre eines Christen und zeigte diesen hierauf als Mörder an. Ein anderer Christ schmachtete lange Zeit im Gefängnis und starb zuletzt daselbst.

Mehrere Monate dauerte diese Verfolgung. Gottesdienst konnte in Lo-Nguong nicht mehr gehalten werden, die Kapelle, halb zur Ruine geworden, stand unbenützt. Der englische Konsul forderte Schadenersatz, ein Bericht um den andern wurde nach Peking gesandt. Dort aber verzögerte man die Entscheidung. Die feindseligen Mandarinen triumphierten. Nun konnte doch jedermann sehen, daß das Christentum eine geächtete Religion war. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen ein Teil der jungen Gemeinde sich zerstreute. Die Spreu wurde durch den Verfolgungssturm vom Weizen gesondert. Mehrere Taufbewerber zogen sich zurück, auch einige bereits Getaufte wollten es nicht mehr Wort haben, daß sie Christen seien. Die Mehrzahl jedoch blieb treu. Mehr als 100 Personen kamen allsonntäglich in dem Dorfe Kipo, drei Meilen von Lo-Nguong, zum Gottesdienst zusammen. Der Besitzer des Hauses, welches hier als Kapelle diente, ein treuer alter Christ, wußte sehr wohl, was für Gefahren er sich aussetze. Auch er hatte Anfechtungen und Belästigungen in Menge zu bestehen. Aber er ließ sich dadurch nicht irre machen.

Und was war das Ende? Ungefähr ein Jahr nach Beginn der Feindseligkeiten wurde die geforderte Entschädigungssumme, 1600 Dollars = 6400 M., auf Befehl der Behörden in Peking an die Missionsgesellschaft ausgezahlt. Sie diente als Fond zur Erbauung einer förmlichen Kirche an demselben Platze, auf welchem die zerstörte Kapelle gestanden war. Nicht augenfälliger hätte der Beweis geführt werden können, daß die fanatischen Literaten und ihre Freunde, die Mandarinen, mit allem, was sie gethan, nur für die Sache des Evangeliums gearbeitet hatten. Der anfängliche Rückgang in der Zahl der Gemeindeglieder, wie er durch die Verfolgung herbeigeführt worden war, hat denn auch seitdem dem erfreulichsten Wachstum weichen müssen.

In demselben Jahre, in welchem die neue Kirche in Lo-Nguong eingeweiht werden konnte, — die Einweihung fand im Frühling 1871 durch

Bischof Alford statt, — brach auf einem anderen Teile des Missionsgebietes ein neuer noch viel gefährlicherer Sturm aus. Es hatte sich nämlich in der Stille eine förmliche Verschwörung gebildet, bei der es darauf abgesehen war, mit einem Schlage das ganze Missionswerk im Süden von China zu vernichten.

Im Juli 1871 wurde durch die Verschworenen in sämtlichen südlichen Provinzen des Reiches insgeheim ein Pulver, Schan-Sin-Fan d. i. Geisterpulver, ausgeteilt, das vorgeblich gegen allerlei Krankheit und Unglück schützen sollte. Das Volk griff voll Eifer nach dem neuen Mittel, in Massen wurde das Wunderpulver abgesetzt. Da erschienen plötzlich tausende von Plakaten, die in der kürzesten Frist nach allen Richtungen sich verbreiteten: sie enthielten eine ernste Warnung für die Käufer jenes Pulvers, das von den „fremden Teufeln" stamme und in der hinterlistigsten Weise mit einem feinen Gifte versetzt sei. Wer das Pulver genommen, der werde innerhalb zwanzig Tagen von einer heftigen Krankheit befallen werden. Nur die „fremden Teufel" würden die Krankheit heilen können. Die Heilung aber werde allein unter der Bedingung erfolgen, daß die armen Betrogenen Christen werden und als Christen die ärgsten Laster verüben müßten.

Diese Plakate verursachten eine ungeheure Aufregung. An verschiedenen Orten erhob sich das Volk gegen die eingebornen Christen, mißhandelte sie und riß ihre Häuser nieder. In Ku-tscheng, Ang-Jong, Sang-Jong und Sek-Paik-Tu wurden die Missionskapellen zerstört. Selbst in Futschan war es für jeden Fremden lebensgefährlich, sich auch nur auf der Straße zu zeigen.

Als die Aufregung sich einigermaßen gelegt zu haben schien, reiste Missionar Mahood nach Ku-tscheng. Ohne es zu beabsichtigen, bekam er auf dieser Reise einen unmittelbaren Eindruck von der Lage, in welcher sich die jungen Gemeinden unter ihren heidnischen Landsleuten befanden. Er erzählt in seinem Tagebuch, wie er nach Ku-tscheng gekommen sei, dort die Ruinen der eine Nacht zuvor zerstörten Kapelle besucht und hierauf den Weg nach Ang-Jong eingeschlagen habe.

Zwanzig Erwachsene, so schreibt er, hatten sich während des verflossenen Jahres zur Taufe angemeldet und ich wollte sie nun in die christliche Kirche aufnehmen. Als ich auf dem Wege nach Ang-Jong war, hörte ich, daß dort keine Unruhen vorgefallen seien, dachte demnach, ich würde alles in schönster Ordnung finden. Bei meiner Ankunft wurde ich jedoch durch die Nachricht überrascht, daß die Grundmauern der Kirche, welche die Gemeindeglieder zu bauen begonnen hatten, zerstört worden seien, und daß man das Haus eines Christen ausgeplündert habe. Während ich noch mit den Leuten darüber sprach, versammelte sich ein wütender Volkshaufe rund um das Haus, in das ich ein-

gekehrt war. „Sie seien entschlossen," so schrieen sie, „den gottlosen Barbaren umzubringen." Dann stellten sie Wachen aus, die mit Messern u. dgl. bewaffnet waren. Als ich gleichwohl einen Versuch machen wollte, zu entfliehen, baten mich die Christen, das doch ja nicht zu thun, da ich in der Dunkelheit unfehlbar getötet werden würde. So blieb ich denn die Nacht über in dem Hause. Meine Sänfte, die draußen stehen geblieben war, wurde von dem Pöbelhaufen in kleine Stücke zerbrochen: sie wollten mir offenbar dadurch zeigen, wie sie gegen mich gesinnt seien. Am nächsten Morgen gaben die Belagerer durch Hornsignale das Zeichen zum Angriff auf das Haus. Da ich die Entschlossenheit der Feinde sah, flehte ich mit den Christen zu Gott, ihren schändlichen Plan zu nichte zu machen .... Zuletzt forderten die Belagerer von mir, ich sollte sie zu dem Beamten in Ku-tscheng begleiten, damit dieser die Sache untersuchen könne. Er werde, so ließen sie sich vernehmen, mir gewiß den Kopf abschlagen lassen. Ich nahm den Vorschlag an, und so ging es denn in langem Zuge nach Ku-tscheng, voran ich selbst wie ein verurteilter Missethäter, hinter mir eine Schar treuer und standhafter Christen, zuletzt unsere Ankläger. Müde und durstig unter einer glühenden Sonne wanderten wir auf schlechtem Wege 15 Meilen weit, bis wir zuletzt der Stadt ansichtig wurden. Als ich noch eine halbe Meile vom Thor entfernt war, überfiel mich ein Mann, der auf dem Felde gearbeitet hatte. Mit einer schweren eisernen Hacke führte er einen Streich nach mir, um mich zu töten. Zum Glück ging der erste Streich fehl, den zweiten vermochte ich zu parieren, vor weiteren Angriffen sicherten mich meine Christen, die indes herbeigeeilt waren. Am Stadtthor angekommen, sandte ich einen Katechisten voraus, damit er mir so schnell wie möglich den Yamun, d. i. die Amtswohnung des Mandarins, zeigen möchte. Wir gingen durch eine lange Straße und rannten dann in den Yamun. Unmittelbar hinter uns wurden die Thüren zugeschlossen. Kaum waren wir drinnen, so versammelte sich das Volk zu tausenden. Als der Mandarin hörte, daß ich mich unter seinen Schutz stellen wollte, kam er heraus und behandelte mich äußerst freundlich. Er fragte nach allem und erklärte schließlich, es sei ein schändliches Ding um diese Verfolgung, die sich gegen gute und völlig unbescholtene Leute richte. Eine Stunde lang saß ich in dem Yamun, bis es draußen etwas ruhiger geworden war. Dann versuchte der Mandarin, mich aus der Stadt zu bringen. Aber kaum hatte ich die Thüre hinter mir, als die Steine von allen Seiten zu fliegen begannen. In diesem Augenblick galt die Würde des Mandarins den Leuten so viel wie nichts; man mußte der Sache für eine zeitlang ihren Lauf lassen."

Erst am nächsten Morgen konnte Mahood unter Begleitung einiger Soldaten Ku-tscheng verlassen, worauf er ohne weitere Gefahr nach Futschau gelangte.

Auch dieser Sturm übrigens that schließlich dem Evangelium keinen Schaden. Im Gegenteil. Als die Leute erkannten, daß die vorerwähnten Plakate wegen der „Geisterpulver" nichts als Lügen enthalten hatten, wurden viele nur desto begieriger, Gottes Wort zu hören.

Die Feinde der Mission gaben jedoch darum ihre Sache nicht auf. Ihr nächster Angriff galt den Gemeinden in der Umgegend von Ning-Taik. Dort war im Jahre 1875 eine neue Station in Tschek-Tu eröffnet worden. Im November vollzog Missionar Wolfe die ersten Taufen. Er befand sich dabei kaum in geringerer Gefahr als Mahood in Ang-Jong.

Ich taufte, schreibt Wolfe, 7 Männer, die sich freudig zu Christo bekannten. Die Kapelle war während der heiligen Handlung von einem Pöbelhaufen umringt. Man forderte mit Geschrei den Tod der Christen, man drohte die Kapelle niederzureißen. Ich selbst bekam von einem aus der Menge einen heftigen Schlag. Ein freundlich gesinnter Heide teilte dem Katechisten heimlich mit, es sei der Plan der Literaten, mich zur Nachtzeit aus der Kapelle zu vertreiben und dieselbe sodann anzuzünden. Dies machte uns etwas besorgt. Doch knieten wir nieder und befahlen uns dem Schutze unseres himmlischen Vaters, gingen dann ruhig zu Bett und schliefen ungestört bis zum Morgen.

Ein Jahr später nahmen die Literaten die Kapelle von Tschek-Tu als ihr Eigentum in Anspruch, obwohl Wolfe das Gebäude nach aller Form Rechtens gemietet hatte. Zunächst sollte eine abgöttische Totenfeier darin stattfinden. Als die Christen sich widersetzten, wurden sie geschlagen und ihre Bücher vernichtet. Der Beamte, dessen Hülfe man anrief, war so weit entfernt, seine Pflicht zu thun, daß er vielmehr die Ortspolizei beauftragte, die Christen auch ihrerseits möglichst zu beunruhigen.

Unter solchen Verhältnissen war es begreiflich, daß die Literaten der benachbarten Ortschaft Ni-Tu Lust bekamen, dem von ihren Freunden in Tschek-Tu gegebenen Beispiel zu folgen.

Ein Mann starb am Fieber. Alsbald schrien die Literaten, die Christen seien an der Krankheit schuld, und die Götzen zürnten. Am Sonntag Morgen zog ein Volkshaufe von den Literaten geführt unter Trommelschlag zu der Kapelle, in welcher die Christen ihren Gottesdienst hielten. Man riß sie mit Gewalt heraus, schlug sie und drohte ihnen, man werde sie töten, wenn sie ihren Glauben nicht aufgeben und zur Verehrung der Götzen zurückkehren würden. Die Christen kamen trotzdem nach ihrer Gewohnheit auch am Nachmittag zum Gottesdienst zusammen. Da überfiel man sie abermals und mißhandelte sie in so roher und blutiger Weise, daß ein Mann tot auf dem Platze blieb, während drei andere gefährliche Wunden empfingen. Der Mandarin von Ning-Taik, bei dem die Mutter und der Sohn des gemordeten Christen Klage stellten, kam erst nach 5 Tagen zur Untersuchung nach Ni-Tu, und als er den bereits in voller Verwesung begriffenen Leichnam besichtigt hatte, erklärte er, es liege hier ein Fall von Selbstmord vor, der Mann habe Gift genommen! In Wirklichkeit war der Mandarin samt seinem Unterbeamten von den Mördern durch eine Summe von 4000 Dollars bestochen worden.

Der gemordete Christ hieß Ling-Tschek-Ang. Sein Name wird in der Kirche von Fukien als der ihres ersten Märtyrers unvergessen bleiben.

Doch nicht nur in den Außenstationen litt die Mission unter der Feindschaft der Literaten. Im Jahre 1878 erfolgte ein Angriff in Futschau selbst. Die Veranlassung gab der bereits erwähnte Bau eines Seminars auf dem Hügel Wu-schi-schan.

Wie sämtliche Missionsgebäude war auch das neue Seminar auf einem gepachteten Grundstück errichtet worden. Doch hatte das nach chinesischen Rechtsgrundsätzen nichts Verfängliches. Vorausgesetzt, daß der

Pachtzins regelmäßig bezahlt wurde, durften die Besitzer der betreffenden Grundstücke nicht daran denken, das Pachtverhältnis zu kündigen.

Der Bauplan hatte dem englischen Konsul vorgelegen und dessen Billigung erlangt. Auch während des Baues hatte niemand eine Einwendung gemacht, obwohl die Mauern des neuen Gebäudes dem Vereinshause der Literaten (Literati Club House) gerade gegenüber in die Höhe stiegen. Da kehrte im August 1878, als eben alles fertig geworden war, und das Seminar zur Aufnahme der Zöglinge bereit stand, ein Hauptführer der fremdenfeindlichen Partei, Lin-Ying-Lin, aus Canton, wo er sich aufgehalten hatte, nach Futschau zurück. Unmittelbar darnach wurde beim englischen Konsul eine Klage gegen die Mission eingereicht, weil sie bei jenem Bau die Grenzen des von ihr gepachteten Grundstückes überschritten und also in fremden Besitz eingegriffen habe. Es war das ein purer Vorwand. Dennoch wurde bestimmt, daß ein Beamter des Konsulates mit den Mandarinen, welche die Klage vertraten, auf dem Grundstück selbst zusammentreffen und die Sache untersuchen sollte. Der 30. August war als Termin festgesetzt worden. Die Mandarinen kamen, aber gefolgt von einem Pöbelhaufen, der in das Missionshaus und Missionsgehöfte eindrang und zu plündern begann. Man forderte die Mandarinen auf, dem Unfug zu wehren, diese aber ließen alles gehen, wie es ging: offenbar war die ganze Sache längst abgekartet. Am Nachmittag erschien der englische Konsul, doch vermochte auch er nichts auszurichten. Vor seinen Augen wurde das neue Seminar zerstört, teils niedergerissen, teils verbrannt. Am folgenden Morgen wurde das Haus, welches Fräulein Houston mit ihren Pensionärinnen bewohnte, gleichfalls angegriffen. Die Damen samt den Mädchen der Erziehungsanstalt kamen übrigens unbeschädigt davon. Auf dem ganzen Wege bis zum Fremdenviertel, dessen Länge vier Meilen beträgt, wagte es niemand, sie zu belästigen. Vielmehr wurden sie bei ihrer Flucht vom Volke noch unterstützt — zum deutlichen Beweise, daß die Tumultuanten nicht als Vertreter der Volksstimmung angesehen werden durften. Der Konsul forderte von den chinesischen Behörden Genugthuung. Er erreichte nichts weiter, als daß eine kleine Entschädigungssumme an ihn ausbezahlt und eine Proklamation gegen öffentlichen Tumult erlassen wurde. Zwei oder drei Subalternbeamte wurden überdies ihres Amtes entsetzt. Die eigentlichen Übelthäter blieben unbestraft und das Seminar wurde nicht wieder aufgebaut.

Nun ging man auf gegnerischer Seite noch einen Schritt weiter. Was man zunächst nur von dem Grundstück, auf welchem das Seminar erbaut worden war, behauptet hatte, behauptete man jetzt von sämtlichen seit 27 Jahren von der Mission besetzten Grundstücken. Die Klage wurde bei dem „Oberrichter des obersten englischen Gerichtshofes in China", einem Herrn French, eingereicht, sie war gegen Wolfe als den Vertreter des ganzen Missionswerkes in der Provinz Fukien gerichtet. Wolfe sollte Land, das der Mission nicht gehörte, bebaut haben oder doch bei der Benützung der von ihm gepachteten Grundstücke in unbefugter und ungehöriger Weise vorgegangen sein. Beide Klagen erwiesen sich als nichtig. Gleichwohl erlangten die Kläger eine richterliche Entscheidung, nach welcher es den Eigentümern der betreffenden Grundstücke frei stehen sollte, ihr Eigentum wieder in Besitz zu nehmen, wenn sie dasselbe für die Zwecke des

angrenzenden Tempels zurückfordern wollten, nur müßten sie drei Monate vorher kündigen.

Die Kündigung erfolgte sofort und die Missionare standen nun vor der Frage, ob sie an das Privy Council, d. i. an den Gerichtshof in London, welcher für den vorliegenden Fall die höchste Instanz gewesen sein würde, appellieren oder sich vom Wu-schi-schan verdrängen lassen wollten. Eine Appellation erschien durchaus nicht aussichtslos, da durch die vorerwähnte Entscheidung des Oberrichters French der in China allgemein geltende Rechtsbrauch verletzt worden war. Bei den Missionaren aber drang die Erwägung durch, daß sie, auch wenn das Urteil der höchsten Instanz zu ihren Gunsten ausfiele, dadurch nichts gewinnen würden. „Eine Entscheidung gegen die Mandarinen von Seiten eines Gerichthofes, der in London seinen Sitz hat, würde, wenn auch in voller Übereinstimmung mit den geltenden Verträgen (zwischen China und England), allenthalben im Volke, dessen Stimmung bisher eine so freundliche gewesen war, ein Vorurteil gegen die Mission erweckt haben." So entschloß man sich denn zuletzt, wenn auch mit Widerstreben, einen Vergleich anzunehmen, den der englische Konsul zustande gebracht hatte. Man räumte den Wu-schi-schan, erhielt aber dafür höchst geeignete Grundstücke im Fremdenviertel der Vorstadt Nantai angewiesen und eine nicht unbedeutende Entschädigungssumme ausbezahlt.

Ob die Mission dadurch einen wirklichen Verlust erlitten hat? Wir meinen es nicht. Das Recht, in der Kirche und in den verschiedenen Kapellen Futschaus zu predigen, blieb unverkürzt. Nur die Missionsgebäude und Missionsanstalten wurden nach Nantai verlegt. Für diese aber scheint die Verlegung nur vorteilhaft gewesen zu sein. Es liegen uns Mitteilungen vor, nach welchen der Gesundheitszustand der Zöglinge des Knabenpensionats seit der Verlegung weit günstiger ist als zuvor. Gewiß gilt das nicht nur von den Knaben, sondern ebenso von den Seminaristen und vor allem auch von den Missionaren. Gott hat es so gefügt, daß der Wu-schi-schan inmitten der mit Miasmen erfüllten Atmosphäre der inneren Stadt verlassen werden mußte. Es wird der Mission schließlich nur zum Segen gereichen, daß ihre Vertreter sich dieser Fügung nicht widersetzt haben.

VII. Ein unerwarteter Zuwachs.

„Hebe deine Augen auf und siehe umher, alle diese kommen versammelt zu dir. Du aber wirst sagen in deinem Herzen, wer hat mir diese gezeugt."

Ein eigentümliches Beispiel für die Erfüllung dieser Weissagung bietet die Geschichte der Mission von Fukien.

Verschiedene Versuche waren gemacht worden, weiter nach Norden vorzudringen. Man hatte dabei insbesondere die drei großen Städte erster Klasse, Hok-Ning an der Küste, Jong-Ping, und Kiong-Ning im Binnenlande ins Auge gefaßt. Doch nur in einer von diesen Städten in Hok-Ning war es gelungen, eine kleine Gemeinde zu sammeln. In den beiden andern waren die dorthin gesandten Katechisten mißhandelt und ausgetrieben worden.

Während aber Gott im Norden, für jetzt wenigstens, einen Riegel vorschob, that er im Süden, in einer Gegend, welche die englisch kirchliche Missionsgesellschaft bisher noch nicht zu ihrem Arbeitsfelde gerechnet hatte, desto weiter die Thüre auf.

In dem Distrikt von Hok-tschiang, welcher südlich von Futschau an der Küste liegt, hatte sich unter dem Einfluß der Predigt des Evangeliums durch Missionare der amerikanischen Methodisten eine Anzahl unabhängiger Gemeinden gebildet, in deren Mitte, man weiß nicht aus welcher Ursache, der Wunsch entstand, mit der englisch kirchlichen Mission in Verbindung zu treten. Von Seite dieser Mission aber beobachtete man Jahre lang die größte Zurückhaltung. Man wollte nicht in das Gebiet der Methodisten übergreifen, gegen welches bis dahin der Min die Demarkationslinie bildete. Als Missionar Mahood in der Zeit, da er allein in Futschau stand (1872), den dringenden Bitten, die an ihn ergangen waren, nachgegeben und auf einer Rundreise durch den Distrikt von Hok-tschiang 60 Personen getauft, auch einige Katechisten dahin gesendet hatte, mußte er es erleben, daß dieser Schritt von Wolfe bei dessen Rückkehr (1873) förmlich zurückgenommen wurde. Die Katechisten der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft verließen ihren Posten wieder und den Christen von Hok-tschang wurde der Rat gegeben, sich an die amerikanische Mission anzuschließen. Infolge davon aber kam es nun zu einem geradezu unhaltbaren Zustand. Die Christen von Hok-tschiang weigerten sich, jenem Rate zu folgen und blieben jahrelang ohne alle Aufsicht und Leitung europäischer Missionare. Da entschloß man sich endlich, im Dezember 1878 auf einer Jahreskonferenz in Futschau, nachdem man sich zuvor der Beistimmung der amerikanischen Brüder versichert hatte, den Verhältnissen Rechnung zu tragen und in die Arbeit im Distrikte von Hok-tschiang einzutreten.

Missionar Stewart schreibt in seinem Berichte für das Jahr 1879:

Fünf bis sechs Jahre, ehe wir die Aufsicht übernahmen, existierten diese Gemeinden und erfreuten sich bei vollkommener Selbständigkeit raschen Wachstums. Obwohl sie sich

nach unserem Namen nannten, bezogen sie bis jetzt weder Lehrer noch irgend eine andere Hülfsleistung von uns. Ihre Angehörigen mieteten oder bauten ihre eigenen Kapellen, wählten aus ihrer eigenen Mitte die passendsten Persönlichkeiten zu Katechisten und Lehrern, kamen zweimal an jedem Sonntag zusammen, um die Perikopen und die betreffenden Abschnitte des englischen Gebetbuches zu lesen, und der Segen Gottes ruhte unverkennbar auf all ihrem Thun. Endlich, vor nun einem Jahre, erhörten wir ihre dringende Bitte um Hilfe und sandten ihnen sechs Katechisten. Wir konnten nicht anders, denn die Gefahr, daß sie, wenn man sie länger ohne förmlich ausgebildete Lehrer ließ, in allerlei Irrtümer und Häresieen geraten möchten, war sehr groß.

Durch die Aufnahme der Christen von Hok-tschiang erhielt die englisch kirchliche Mission in Fukien mit einem Mal einen Zuwachs von 5—600 Seelen. Im Jahre 1880 zählte man in dem Distrikt bereits 689 Seelen, worunter 315 Getaufte und 219 Kommunikanten.

Höchst interessant ist der Bericht, welchen Missionar Wolfe über seine Visitation dieses Distriktes im Frühling 1882 erstattet hat. Nur ungern verzichtet man darauf, diesen Bericht, der von Anfang bis zu Ende das Gepräge der größten Frische und Anschaulichkeit trägt, in seiner ganzen Ausdehnung mitzuteilen. Wir versuchen es das Wichtigste daraus kurz zusammenzufassen, und zwar so, daß dabei der tagebuchartige Gang der Erzählung möglichst gewahrt bleibt.

Am Morgen des ersten März verläßt Wolfe, von chinesischen Kulis in einer Sänfte getragen, die Stadt Futschau. Sein Weg führt ihn zunächst durch das wohlangebaute Thal des Min, dann, unter Benützung eines Fährbootes, über den südlichen Arm dieses Flusses. So gelangt er zu einem Dorfe, in dem er während der heißen Mittagsstunden rastet. Sein Wirt ist ein alter Junggeselle, ein gewohnheitsmäßiger Opiumraucher. Der Unglückliche fühlt das Elend, in das er geraten ist, und schüttet dem Missionar sein Herz aus. Aber als dieser ihn auf Jesum hinweist, der alle Fesseln der Sünde und des Lasters zerbrechen könne, schüttelt er traurig das Haupt. Für ihn, meint er, gebe es keinen anderen Erlöser als den Tod.

Da stand er vor mir als ein Bild hoffnungslosen Jammers, und ich verfluchte das Opium in meinem Herzen. Viele in diesem Dorfe und in allen Städten und Dörfern rundumher sind nicht minder schlimm daran als dieser Unglückliche. Und das Laster verbreitet sich rapid und trägt Kummer, Armut, Elend, Ruin, Tod in tausend und abertausend Familien. Es ist das stärkste Hindernis, für die Ausbreitung des Christentums und ein Feind jeder Tugend.

An dieser Stelle mag angemerkt werden, daß die evangelischen Missionare keinen Opiumraucher zur Taufe zulassen, wenn er nicht gelobt, dem Opium für immer zu entsagen. Fällt er zurück, so wird er von der Gemeinde ausgeschlossen.

Am Nachmittag setzt Wolfe in südlicher Richtung seine Reise fort. Die Gegend, durch die er kommt, bildet mit ihren wohlangebauten Feldern, schönen Bergen, frischen Wassern ein überaus liebliches Bild. Aber „die Sünde hat aus diesem Paradiese einen Vorhof der Hölle gemacht." Zwischen den Dorfgemeinden dieses Thales herrscht unaufhörliche Fehde. Mitunter finden förmliche Gefechte statt, bei denen es dann wohl auch zum Blutvergießen kommt. Der gegenwärtige Vicekönig in Futschau sucht dem Unwesen zu steuern. Er hat den Leuten Truppen ins Quartier gelegt, wodurch sie, wenigstens für den Augenblick, gezwungen werden, sich ruhig zu halten. Wolfes Kulis sprechen mit verhaltenem Atem und beschleunigen ihren Schritt, bis sie die übelberüchtigten Ortschaften weit hinter sich haben. Dann erst erheben sie ihre Stimme wieder, um mit Abscheu von den schändlichen Thaten der Leute von Siong-Kang (so heißt eins dieser Dörfer) zu erzählen.

Nicht lange darnach erreicht Wolfe ein Dorf, wo er in einer chinesischen Herberge sein Nachtquartier aufschlägt. Ein Getümmel auf der Straße lockt ihn ins Freie. Man feiert den Geburtstag einer der Ortsgottheiten. Der Tempel am Ende des Dorfes ist mit Menschen überfüllt, immer neue Scharen strömen aus der Umgegend herein. Die Götzenbilder werden geschmückt, Fackeln angezündet u. s. w. Da tritt der Missionar unter die Menge, liest die Stelle Joh. 3, 16, „Also hat Gott die Welt geliebt," und predigt von dem großen Schöpfer Himmels und der Erde. Einige verspotten ihn, andere aber rufen: „Laßt ihn! was er sagt, ist gut und vernünftig." Als er in seine Herberge zurückkehrt, gehen mehrere mit ihm, und er hat Gelegenheit, diesen in freundlichem Gespräch noch mehr von Gottes Wort zu sagen.

Nach einer beinahe schlaflosen Nacht (Lärm draußen, Ungeziefer drinnen!) geht es am folgenden Morgen, noch immer in südlicher Richtung, weiter. Wolfe gelangt über den „Berg des Nachsinnens," auf dem man, wie ein alter chinesischer Vers sagt, zur Frühlingszeit nicht „sinnend verweilen" darf, gegen Abend nach der Hauptstadt des Distriktes, Hok-tschiang. Hier zuerst findet er ein Missionshaus seiner Missionsgesellschaft, ein solides Gebäude in günstiger Lage, im Innern aber arg verwahrlost. Weder Stühle noch Bänke stehen in dem Raume, der als Kapelle dient. Der Bericht des Katechisten lautet trübe. Auch in Hok-tschiang wie in den meisten größeren und großen chinesischen Städten hat bei dem rastlosen Getümmel des täglichen Geschäftsverkehrs fast niemand Zeit das Evangelium zu hören! Heute jedoch, da man den Fremden hat ankommen sehen, versammelt sich rasch eine Anzahl von Zuhörern. Wolfe und der

Katechist predigen. Die meisten Anwesenden halten aus, obwohl sie stehen müssen, hören aufmerksam zu und stellen zum Teil dann auch Fragen, an die sich ein Gespräch anknüpfen läßt. So ganz hoffnungslos also scheint das Feld doch nicht zu sein. Nachdem der Missionar hierauf noch dem Katechisten wegen besserer Ausstattung der Kapelle Rat und Weisung erteilt hat, setzt er am nächsten Morgen in östlicher Richtung seine Reise fort.

Die Scenerie wechselt unablässig. Kleine rötlich gefärbte Hügel, kahl und felsig, ragen aus der Ebene empor, dann geht es über breite Strecken öden Sandes, dann wieder zeigen sich Thäler voll Getreidefelder und Gemüsegärten. Einige bewaffnete Männer ziehen vorüber. Sie kommen aus einem Dorfe, dessen Bewohner sich den Genuß theatralischer Aufführungen zu verschaffen wünschen. Schon ist eine Bude zu diesem Zwecke aufgeschlagen. Aber die Schauspieler, die sich in einem der Nachbardörfer aufhalten, weigern sich zu kommen. So ist man denn entschlossen, sie zu nötigen, — wenn es nicht anders geht, mit Anwendung von Gewalt. Wolfe erwägt, indem ihm das erzählt wird, die Folgen, die daraus entstehen können. Wohl möglich, daß eine blutige Fehde zwischen den beiden Dorfschaften daraus erwächst. Sind doch erst vor kurzem ganz in der Nähe zwei Männer in einer solchen Dorffehde erschlagen worden aus keinem anderen Grunde, als weil die Kuh des einen durch den Garten des andern gelaufen war.

Zur Mittagszeit macht Wolfe in der Stadt Ngu-tscheng halt, wo er von einem eingebornen Prediger der amerikanischen Methodisten, der eine hoffnungsvolle Gemeinde um sich gesammelt hat, aufs freundlichste aufgenommen wird. Die nächste Station ist Keng-Tau, der erste Ort nach Hok-tschiang, an welchem er als Visitator thätig sein soll. Die „Ermahner" (d. i. die eingebornen freiwilligen und unbesoldeten Helfer) nebst einigen von den Christen kommen ihm schon eine Meile weit entgegen und geleiten ihn bis zu dem Hause, das als Kapelle und Katechistenwohnung dient. Nach dem Abendessen wird vor zahlreicher Versammlung — die Gemeinde zählt 100 Seelen — Gottesdienst gehalten. Wolfe predigt auf Grund von Joh. 3 über „das neue Herz." Verschiedene Taufbewerber werden ihm von den Katechisten vorgeführt. Er prüft sie, findet sie aber nicht genügend vorbereitet und bestimmt, daß sie noch auf vier Monate zurückgestellt werden sollen.

Meine Gewohnheit ist, schreibt Wolfe, das Glaubensbekenntnis in meinem Examen durchzunehmen. Natürlich wird dabei auch der geistliche Zustand der Taufbewerber in Erwägung gezogen. Oft sehe ich mich genötigt, Personen zur Taufe zuzulassen, die nicht alle meine Fragen beantworten können, bei denen ich aber nicht daran zweifeln

darf, daß sie es aufrichtig meinen und an den Herrn Christum glauben. Umgekehrt weise ich mitunter auch solche zurück, die mir keine Frage schuldig bleiben. Daß diesmal alle Taufbewerber zurückgewiesen wurden, machte auf den Katechisten großen Eindruck. Er empfand diese Thatsache als eine Züchtigung, die ihm selbst gelte, und ich war froh, daß er die Sache so aufnahm. Übrigens traten hernach manche von den Zurückgewiesenen auf und erklärten, nicht an dem Katechisten liege die Schuld, ihr Stumpfsinn, ihre Dummheit habe den ungünstigen Ausfall herbeigeführt.

Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß viele von denen, die Christen werden wollen, in ziemlich großer Entfernung von der Kapelle wohnen. Noch schlimmer ist, daß die wenigsten lesen können. So müssen sie sich denn all ihre christliche Erkenntnis aus der mündlichen Unterweisung des „Katechisten" und der noch weniger ausgebildeten „Ermahner" aneignen. Und man kann sich denken, daß die Fortschritte, die auf diesem Wege erzielt werden, keine allzuraschen sind.

Am folgenden Tage besucht Wolfe sämtliche Christen und Taufbewerber in ihren Wohnungen. „Ihre Häuser," sagt er, „sind meist eng und schmutzig. Die Aussicht auf einen Besuch des Missionars hat den Erfolg, daß sie alles hübsch in Ordnung bringen." Überdies geben diese Besuche zu traulichem Gespräch mit den Einzelnen und zu gemeinschaftlichem Gebet die beste Gelegenheit.

Die Taschen vollgepackt mit gerösteten „Erdnüssen," die ihm von den Hausfrauen in den Christenhäusern zugesteckt worden sind, wandert Wolfe gegen Abend weiter nach Keung-Kiang, wo sich die größte Gemeinde des Distrikts befindet. Hier ist seine erste Aufgabe, einige Mißhelligkeiten zu schlichten, die sich zwischen einem Teile der Gemeinde und dem Katechisten erhoben haben. Es gelingt ihm das über Erwarten schnell: die unbotmäßigen Gemeindeglieder unterwerfen sich sofort der Entscheidung des Missionars. Der nächste Tag ist Sonntag. Wolfe predigt am Morgen vor versammelter Gemeinde über das apostolische Glaubensbekenntnis, hält hierauf Taufexamen und hat die Freude, mehrere Erwachsene nebst einigen Kindern taufen zu können. Den Nachmittag bringt er in dem zwei Meilen von Keung-Kiang entfernten Hause eines „Ermahners" zu, der jeden Sonntag einige seiner Nachbarn bei sich versammelt, um ihnen, so gut ers versteht, Gottes Wort auszulegen.

Wird Wolfe schon in Keung-Kiang daran erinnert, daß die Gemeinde viel größer sein könnte, wenn man nicht so lange gezögert hätte, einen Katechisten hierherzusenden, — „mehr als die Hälfte von denen," schreibt er, „die sich vor einigen Jahren zum Christentum bekannten, sind zurückgegangen" — so ist es ein geradezu niederschlagender Eindruck, den er in dem benachbarten Dorfe Tschiang-Puang empfängt. Hier stand es vor

vier bis fünf Jahren so, daß man erwarten konnte, das Heidentum werde völlig verschwinden. Damals gab es fast keine Familie in dieser Ortschaft, die sich nicht entweder ganz zum Christentum bekannte, oder doch ein Glied in ihrer Mitte zählte, welches mit der Gemeinde in Verbindung stand. Jetzt ist nur ein geringer Rest noch übrig. Dagegen hat das Christenhäuflein des nächsten Dorfes, Ngiang-Tau unter schweren Verfolgungen die Treue bewahrt und überdies einen verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Fond (150 Dollars = 600 M.) zum Bau einer Kapelle gesammelt. Hier soll in Zukunft der Katechist von Keung-Kiang allwöchentlich einmal Gottesdienst halten. Auch Tschiang-Puang wird von Zeit zu Zeit besucht werden.

Unser Reisender befindet sich nun mitten auf der Halbinsel, welche den östlichen Teil des Distrikts von Hok-tschiang bildet. Durch flaches, morastiges Land, an kleinen ausgemauerten Teichen vorbei, in denen man das Seewasser sammelt und verdunsten läßt, um aus dem zurückbleibenden Bodensatz Salz zu gewinnen, wandert er nach Hong-A. Die Gemeinde dieses Ortes besitzt eine Kapelle und wird von einem Katechisten seelsorgerlich bedient. Nachdem Wolfe gepredigt und mehrere Taufen vollzogen hat, tritt der Katechist mit den „Ermahnern" vor ihn, um gegen ein Gemeindeglied, welches eines Diebstahls beschuldigt wird, Klage zu führen. Die Sache wird untersucht, die vorgebrachten Beweise lassen keinen Zweifel aufkommen. Es bleibt nichts anders übrig, als feierlich die Exkommunikation auszusprechen. „Die Heiden müssen wissen, daß die Religion Jesu in Bezug auf die Heiligkeit des Lebenswandels, die sie von ihren Bekennern fordert, unter allen Religionen des Landes einzig dasteht."

Am Dienstag der zweiten Woche kommt Wolfe nach Seung-Seik. Hier wird ihm eine besonders wohlthuende Erfahrung zu teil. In einem Hause dieses Dorfes — es steht unmittelbar am Ufer der See, deren Wellen vor der Hausthüre heranrauschen, — pflegt ein Christ, der als Hausierer umherzieht, seit Jahren sein Absteigquartier zu nehmen. Der Mann hat seine Christenpflicht treulich erfüllt und seinen Wirten Gottes Wort nicht vorenthalten. Das Herz der alten Großmutter ist dadurch gerührt worden. Seit lange schon lernt sie christliche Lieder, Sprüche aus der heiligen Schrift u. s. w. und verlangt nach nichts so sehnlich, als daß ein Missionar ihr Haus besuchen möchte. Heute erst hat sie wieder zu Gott gefleht, er möge doch endlich ihren Wunsch erfüllen und sie zur Taufe gelangen lassen. Da tritt ganz unerwartet Wolfe bei ihr ein. Die alte Frau ist fast überwältigt von Freude. Sie beantwortet die Fragen des Missionars klar und bestimmt und wird auf der Stelle getauft.

Wolfe nimmt die Hoffnung mit fort, daß durch das Vorbild der Großmutter, zu der ihre Söhne samt ihren Frauen und Kindern mit der größten Verehrung aufschauen, in Kürze die ganze Familie gewonnen werden wird.

Über die „Marktstadt" Ko-Sang-tsche, wo sich ein kleines Häuflein Christen und eine Schule befindet, wandert Wolfe nach dem Dorfe Sang-Au. Es ist das ein nur kleiner Ort, der aber für viele andere kleine in der Umgegend den Mittelpunkt bildet. Hier wohnt der Katechist Tscheng-Mi,[1]) der „Hauptkatechist" des ganzen Distriktes, ein Mann, der in jüngeren Jahren in Lo-Nguong, A-tschia und anderen Orten als Missionspionier gedient hat. Wolfe hat das Dorf schon früher einmal besucht, als Tscheng-Mi sein Werk begann. Damals gab es erst drei bis vier Personen, die auf die Predigt des Evangeliums achteten. Jetzt zählt die Gemeinde schon beinahe 100 Seelen. Eine Kirche, welche die Christen aus eigenen Mitteln gebaut haben, wird bald eingeweiht werden können.

Indem er weiter an der Seeküste entlang wandert, wird das Land immer wilder, das Volk immer uncivilisierter. Er erreicht Teng-Aing, ein Dorf, dessen Bewohner früher äußerst feindlich gegen das Evangelium gesinnt waren. Jetzt giebt es hier einige Taufbewerber. Kaum ist Wolfe angelangt, so sieht er sich von einer Menge Volks umgeben. Auf einem Reste der in Trümmern liegenden Ringmauer wie auf einer Kanzel stehend, predigt der Missionar von der in Christo erschienenen Gottesgnade. Der Katechist Tscheng-Mi, der ihn begleitet, fügt einige kräftige Worte hinzu. Die Leute wollen nicht satt werden zu hören. In einem Tiangtong, der Halle eines Privathauses, muß Wolfe noch ein zweites Mal zu einer zahlreichen Versammlung reden, die seinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit folgt. Das Ende ist, daß die Leute sich willig zeigen, ein Haus in ihrem Dorfe als Kapelle einrichten zu lassen.

Auf einem rauhen Pfade über Felsklippen hin kommt Wolfe dann nach Nang-Sa-Sang. Er wird von den wenigen Christen freudig willkommen geheißen und redet hierauf zu den Heiden, die sich um ihn sammeln. Aber als er sie auffordert, mit ihm zum Gebete niederzuknien, laufen sie alle davon, weil sie fürchten, dadurch in die Gewalt eines mächtigen Zaubers zu geraten.

In Tuai-ku, der nächsten Reisestation steht eine Kapelle. Der frühere Katechist mußte wegen anstößigen Lebenswandels entlassen werden, Wolfe bringt deshalb einen neuen mit. Tuai-ku kann noch einmal von Bedeutung werden, wenn der Katechist nur treulich seine Pflicht erfüllt. Auf den

[1]) Vgl. oben Seite 253.

Klippen und an der Seeküste entlang liegen kleine Dörfer und Weiler in Menge. „Diese isolierten Familien öffnen sich leichter dem Einfluß eines christlichen Lehrers als diejenigen, welche in den Städten und Dörfern des Binnenlandes leben, wo sie von der Macht des Götzendienstes umgeben sind und von den Vorurteilen ihrer Nachbarn beherrscht und von den Drohungen der Literaten in Furcht gehalten werden."

Als Wolfe am nächsten Morgen, es ist der Donnerstag der zweiten Woche, seine Wanderung fortsetzt, hat er Gelegenheit, als Friedensstifter aufzutreten. Er trifft auf dem Wege zwei Männer an, die wütend auf einander losschlagen. Scharenweise sind die beiderseitigen Freunde herbeigeeilt und bilden einen dichten Kreis um die Kämpfenden, entschlossen, wenn einer von den beiden unterliegen sollte, gleichfalls handgemein zu werden. Wolfe erkundigt sich nach der Ursache des Streites und erfährt, daß es sich um eine unbedeutende Summe handelt, die A dem B zahlen soll, aber nicht zahlen kann. Der Missionar greift in die eigene Tasche und zahlt für ihn, worauf der Kampf sein Ende erreicht, und die aufgeregte Menge ruhig auseinander geht.

Durch einen „wahren Ocean" schwarzer Felsblöcke, die allenthalben zerstreut umherliegen, geht es nun zu einem Orte, der den Namen Siong-Neng-Tschiong, d. i. „Geisterhand" trägt. Ein Fels, der einer Hand gleicht, hat zu diesem Namen den Anlaß gegeben. Hier liegt einsam, mitten zwischen den schwarzen Klippen das Haus eines Christen, welches den umwohnenden Gemeindegliedern als Versammlungsort dient. Einige Taufbewerber, die man dem Missionar hier vorstellt, müssen wegen ihrer Unwissenheit abgewiesen werden. Die schlimmste Erfahrung dieser Art macht Wolfe in dem Dorfe Sieng-Song, das er am Abend desselben Tages erreicht. Er findet hier sechs Taufbewerber, die, als er sie zu examinieren beginnt, nicht einmal zu sagen wissen, wer Jesus war. Hier verbringt der Missionar die traurigste Nacht auf der ganzen Reise. Er fühlt mit tiefem Schmerz, wie viel versäumt worden ist.

Den folgenden Morgen besucht Wolfe, der nun wieder in westlicher Richtung, also rückwärts reist, das Dorf Sa-Keung, wo sich wie in Sieng-Song zwar eine Kapelle aber kein Katechist befindet, weshalb der Zustand der Gemeinde gleichfalls viel zu wünschen übrig läßt. Dann gelangt er zu der neueröffneten Station Kuang-A im südwestlichen Teil der Halbinsel, für den bis jetzt noch nichts geschehen war. Es liegen hier 108 Dörfer, die durchschnittlich von 300 Familien bewohnt werden. Kuang-A, eins der größten, liegt unmittelbar an der Küste und erfreut sich eines regen, durch Boote vermittelten Handelsverkehrs mit Hing-Hua und A-Nang.

Als Wolfe, noch immer von dem Katechisten Tscheng-Mi begleitet, in Kuang-A ankommt, entsteht unter den Bewohnern, die nie einen „Fremden" gesehen haben, die gewaltigste Aufregung. Wolfe und sein Begleiter bringen dann den Tag und einen großen Teil der Nacht mit Predigen hin. Die Leute zeigen sich voll Interesse.

Ein alter Mann, schreibt Wolfe, fiel mir besonders auf. Er blieb den ganzen Tag und verteidigte den Götzendienst aufs eifrigste. Ich disputierte mehr als zwei Stunden mit ihm und Tscheng-Mi noch länger, während eine große Menge uns zuhörte. Auch der Ortskatechist nahm Anteil an dem Redekampf mit dem eifrigen alten Heiden. Zuletzt ging er hinweg. Aber die übrigen Zuhörer ließen sich dadurch nicht irre machen. So verlebten wir einen äußerst inhaltreichen Tag.

Tong-Kang ist der letzte bedeutendere Ort, den Wolfe besucht. Auch hier ist er früher, vor 4—5 Jahren, schon einmal gewesen. Damals gab es erst zwei oder drei Männer am Ort, die sich für die göttliche Wahrheit interessierten. Durch ihren Deinst hat sich seitdem eine Gemeinde von 70 Seelen gesammelt, die eine kleine Kapelle besitzt und damit umgeht, aus eigenen Mitteln eine Kirche zu bauen. Ein Katechist ist noch nicht angestellt, einer von jenen zuerst Bekehrten wirkt als „Ermahner." Hier bringt Wolfe den zweiten Sonntag zu. Das Examen der Taufbewerber fällt befriedigend aus, so daß zwölf Erwachsene zum Sakrament zugelassen werden können.

Über Hong-A und Keng-Tau kehrt dann der Missionar nach Hok-tschiang, von da nach Futschau zurück.

Die Schwierigkeiten, die das Christentum zu überwinden hat, so schreibt Wolfe am Schlusse seines Berichtes, sind in der That sehr groß. Sie heißen: Unwissenheit und Aberglaube der Massen, Stolz und Selbstzufriedenheit der Höherstehenden und Gebildeteren. Feindschaft und Haß aller gegen die Fremden. Aber die Religion Jesu macht sich stetig und sicher Bahn zu den Gefühlen und Überzeugungen dieses Volkes. Vor einiger Zeit gab es in einem Dorfe des Distriktes einen Streit zwischen zwei Parteien. Es kam zu einem Prozesse und beide Parteien erschienen vor dem Mandarin in Hok-tschiang. Der Beamte vermochte die betreffenden Rechtsverhältnisse nicht zu durchschauen. Er fragte, ob es Christen in dem Dorfe gäbe? Als man das bejahte, erwiederte er: „Die Christen werden die Wahrheit sagen." Er sandte einen der vornehmsten Edelleute zu dem Katechisten jenes Dorfes, um sich bei ihm über den vorliegenden Fall zu unterrichten. Der Katechist erzählte ihm alle Thatsachen und am nächsten Tage war in Übereinstimmung mit der von dem Katechisten erteilten Information der Prozeß entschieden.

Vor allem betont der Missionar auf Grund seiner Visitationserfahrungen, daß mehr gründlich ausgebildete eingeborne Lehrer (Katechisten) angestellt werden müssen. Die Mahnungen, welche er in dieser Beziehung an die Leiter seiner Missionsgesellschaft richtet, sind so nachdrücklich, daß sie nicht verfehlen werden, durchschlagenden Eindruck zu machen. Es ist

das um so mehr zu wünschen, als der Distrikt von Hok-tschiang, wenn nur gehörig für die Bedienung und Weiterentwickelung der dortigen Gemeinden gesorgt wird, allen Anzeichen nach eine schöne Zukunft vor sich hat.

VIII. Gegenwärtiger Stand.

„So hatte nun die Gemeinde Frieden und bauete sich und wandelte in der Furcht des Herrn und ward erfüllet mit Trost des heiligen Geistes." Das ist nach den letzten Berichten[1]) der Zustand, dessen sich die Mission der Ch. M. S. in Fukien gegenwärtig erfreut.

Es befinden sich jetzt sieben europäische Missionare auf diesem Arbeitsfelde. Wolfe, Stewart, Lloyd, Banister, Martin, Shaw und der Missionsarzt Taylor.

Wolfe führt die Aufsicht über das Werk in den Distrikten von Lo-Nguong und Hok-tschiang. Es ist ihm während des Jahres 1882 gelungen, dieses Gebiet in derselben Weise zu organisieren, in welcher früher die Gemeinden der Ch. M. S. in Indien (namentlich in Tinnevelly) organisiert worden sind. Der Distrikt von Lo-Nguong, zu dem in kirchlicher Beziehung auch Lieng-Kong mit seinen Außenstationen gehört, ist in neun „Kirchspiele," der Distrikt von Hok-tschiang in acht „Kirchspiele" geteilt worden. Jedes dieser Kirchspiele besitzt einen durch die Gemeindeglieder gewählten Kirchenvorstand, der seinerseits eine Anzahl von Deputierten in die jährlich einmal abzuhaltende Distriktskirchenversammlung sendet. Wolfe rühmt die Beihülfe, die ihm bei seiner Organisationsarbeit durch die Katechisten und eingebornen Geistlichen geleistet worden ist und hofft, daß die chinesischen Christen als Angehörige eines für Organisation besonders begabten Volkes (organizing race) sich rasch in den neuen Formen zurechtfinden werden.

Auf die Zeit der bahnbrechenden Thätigkeit von einst, so schreibt er, ist jetzt, wenigstens in unsern am weitesten geförderten Distrikten eine Zeit mehr regulärer und befestigter Zustände gefolgt. Der Missionar erfüllt seine Aufgabe, indem er eine kleine Gemeinde nach der andern besucht, die Dinge, wo dies nötig, in Ordnung bringt, die Christen zur Standhaftigkeit nnd zu ernster Hingabe an die Sache Christi ermahnt und sich bemüht, den Pastoren, Katechisten und Gemeindegliedern einen Geist der Unabhängigkeit einzuhauchen. Von solcher Art war während des letzten Jahres meine Arbeit in Lo-Nguong und Hok-tschiang.

Aus dem Distrikte von Lo-Nguong hat Wolfe nur Gutes zu berichten. In Lo-Nguong selbst, der Hauptstadt des Distriktes, wo jetzt der eingeborne Geistliche Sia-Seu-Ong (aus A-tschia) seinen Sitz hat, ist der Zudrang zum christlichen Gottesdienste so stark geworden, daß man darauf denken muß, eine neue größere Kirche (die bisherige faßte 150 Personen) zu erbauen. Die Mittel hiefür (2000 Dollars = 8000 M.) sind, und zwar

[1]) Anfang 1883.

vornehmlich durch Eingeborne, größtenteils schon aufgebracht. Auch in den anderen Kirchspielen dieses Distriktes geht es im ganzen in erfreulicher Weise vorwärts.

Weniger befriedigt äußert sich Wolfe über den Distrikt von Hok-tschiang. Er wiederholt die Klage, die uns in seinem (im vorigen Kapitel mitgeteilten) Reiseberichte bereits entgegentrat, daß für die geistlichen Bedürfnisse der dortigen Christen noch viel zu wenig gesorgt ist. Er schreibt:

Diese armen Leute sind es wohl wert, Lehrer zu erhalten. Sie haben in diesem und in vergangenem Jahre eine schöne Summe Geldes zur Errichtung würdiger Gotteshäuser aufgebracht. Aber wie können sie zum richtigen Verständnis gelangen, wenn niemand ihnen predigt.

Auch das Werk im Mittelpunkt der Provinz, in Futschau, steht unter Wolfes Leitung. An seiner Seite arbeitet hier noch immer der treffliche eingeborne Prediger Wong-Kiu-Taik. Bisher gab es in Futschau nur drei Predigtplätze, die Kirche in der Hinterstraße und zwei Kapellen, die eine in der Nord-, die andere in der Südstraße. Neuerdings ist eine dritte Kapelle, im südlichen Vorstadtgebiete, eröffnet worden. Wolfe rühmt die Lage derselben und berichtet, daß sie jederzeit gefüllt sei. Schon haben sich auch sieben Taufbewerber bei dem dortigen Katechisten angemeldet. Sonst ist der Erfolg in Futschau, wie in den meisten Handelsstädten Chinas noch immer gering. Doch bemerkt Wolfe:

Obwohl wir sehr wenig geistlichen Fortschritt in der Stadt sehen, werden wir doch bisweilen ermutigt, indem wir von diesem und jenem unsrer Christen aus verschiedenen, zum teil entfernten Gegenden der Provinz hören, daß sie die ersten Eindrücke in einer unserer Predigtkapellen in Futschau empfangen haben.

Die Aufsicht über den Distrikt von Ning-Taik führt Missionar Lloyd. In der Stadt Ning-Taik arbeitet der eingeborne Geistliche Ting-Sing-Ki mit gutem Erfolge. Unter den Außenstationen werden Kwo-Seng, Siotschio und Ting-Sang-A genannt. Allenthalben geht es vorwärts, am besten, wie es scheint, an dem letztgenannten Orte.

Im Distrikt von Ku-tscheng liegt die Leitung in Missionar Banisters Hand. Der eingeborne Geistliche in der Stadt Ku-tscheng ist Ngoi-Kaik-Ki, derselbe, welcher einst die Stelle des Seniors im Seminar bekleidete. Auch in diesem Distrikt fehlt es nicht an erfreulichen Anzeichen äußeren und inneren Fortschrittes.

Einen Anhang zu Banisters Aufsichtsgebiete bilden die Distrikte von Hing-hwa und Taik-hwa im Südwesten von Hok-tschiang. Dieselben sind von Futschau so weit entfernt — fünf Tagereisen! —, daß sie nur selten besucht werden können. Auch spricht man daselbst einen ganz anderen Dialekt als in Futschau. Hiedurch wird die Pflege der kleinen Christengemeinden und die weitere Ausbreitung des Evangeliums in jenen Gegenden

außerordentlich erschwert. Glücklicherweise befinden sich gegenwärtig im Seminar in Futschau einige Zöglinge, welche den Hing-hwa Dialekt verstehen. Durch ihre demnächst bevorstehende Aussendung wird hoffentlich dieser Teil des Werkes in neuen frischeren Zug gebracht werden.

Sämtliche bis jetzt genannte Missionare haben in Futschau ihr Standquartier, bringen aber einen nicht geringen Teil des Jahres auf Reisen zu.

Fester als sie ist Missionar Stewart an die Provinzialhauptstadt gefesselt, der noch immer das Seminar und das Knabenpensionat zu leiten hat. Seit vorigem Jahre wird er in dieser Aufgabe von Missionar Shaw unterstützt. Im Knabenpensionat befanden sich im Jahre 1882 17, im Seminar 21 Zöglinge. Von letzteren wurden zwei als Katechisten ausgesandt, während einer in die Stellung eines Seminar-Hilfslehrers eintrat. Auch über die Landschulen führt Stewart die Aufsicht, visitiert dieselben auch hin und wieder. In diesen Schulen wurden im Jahre 1882 im ganzen 390 Kinder — gegen ungefähr 200 im Jahre 1879 — unterrichtet. Man sieht, daß hier trotz des neuerdings erfolgten Fortschrittes noch immer (vgl. oben S. 259 das Urteil Bischof Burdons) die schwächste Seite dieses sonst so gesegneten Werkes liegt, und begreift den vielfach von den Missionaren geäußerten Wunsch, daß es gelingen möchte, mehr Lehrer (an der Seite der Prediger) auszusenden.

In der „Schule für Bibelfrauen" befanden sich 16 Schülerinnen, wovon neun am Schlusse des Jahres abgingen. Drei von diesen wurden nach Beschluß der Jahreskonferenz förmlich zu „Bibelfrauen" für die Distrikte Lo-Nguong, Hok-tschiang und Ning-Taik ernannt. Das Mädchenpensionat, jetzt von Fräulein Goldie geleitet, zählte 38 Zöglinge. Drei verließen die Anstalt als Neuvermählte, sieben andere kehrten nach Vollendung ihrer Schulzeit in ihre Heimat zurück.

Bewegt sich alles bisher Berichtete im wesentlichen in den bereits bekannten Geleisen, so zielt dagegen die Thätigkeit der beiden noch übrigen Missionare Dr. Taylor und Martin auf die Eröffnung neuer Bahnen ab. Dieselben haben zu Anfang des Jahres 1883 in Hok-Ning, welches, wie oben bemerkt, eine Stadt erster Klasse, d. i. Hauptstadt eines Gouvernements (Fu) ist, ihren Sitz aufgeschlagen. Eine seit Jahren daselbst schon vorhandene kleine Gemeinde, die eine Kapelle besitzt und von einem tüchtigen Katechisten geleitet wird, dient ihnen als Stützpunkt. Sie hoffen von Hok-Ning aus erfolgreiche Vorstöße in die mehr nördlich gelegenen Teile der Provinz zu machen. Es leuchtet ein, daß für diesen Zweck die ärztliche Thätigkeit des Dr. Taylor von größter Bedeutung werden kann.

Auch für jene beiden anderen Städte erster Klasse im Westen und Nordwesten von Futschau, Iong-Ping und Kiong-Ning, in welchen man

anfangs (vgl. oben S. 296) auf so heftigen Widerstand gestoßen war, sind die Aussichten besser geworden. In Jong-Ping darf die zerstörte Station wieder hergestellt und neu besetzt werden. Kiong-Ning selbst bleibt zwar fürs erste noch verschlossen. Doch haben die Mandarinen wenigstens zur Eröffnung eines Predigtplatzes in einem nahe bei der Stadt gelegenen Dorfe die Erlaubnis gegeben.

Besonders wohlthuend berührt die Mitteilung daß zu Anfang des Jahres 1883 der Neubau des Seminars in Futschau (genauer Nantai) bereits in vollem Gange war. Wahrscheinlich ist dieser Neubau jetzt vollendet und damit alles wieder gut gemacht, was die Mission durch ihre Vertreibung vom Hügel Wu-schi-schan verloren hatte.

Die Statistik für 1882 enthält folgende Zahlen:

Stationen und Außenstationen . .	119
Eingeborne Katechisten	102
Getaufte Christen	2458
Taufkandidaten	1996
Anhänger (adherents) im ganzen .	4454
Kommunikanten	1334
Taufen von Erwachsenen	184
Taufen von Kindern	109
Ausgeschlossen	29
Gestorben	40

Fast jede dieser Zahlen bedeutet im Vergleich mit dem Jahre 1881 einen Fortschritt. Nur die Zahl der getauften Erwachsenen (184 gegen 264) sowie die der Kommunikanten (1334 gegen 1386) zeigt eine Abnahme Doch wird diese Abnahme reichlich dadurch aufgewogen, daß die Zahl der Taufkandidaten sich entschieden gemehrt (1996 gegen 1855), die Zahl der Excommunizierten (29 gegen 67) sich entschieden vermindert hat.

Wer hätte vor 20 Jahren diese Entwickelung, dieses Wachstum erwarten dürfen? Das hat der Herr gethan, und es ist ein Wunder vor unsern Augen. Ja, das Himmelreich ist einem Senfkorn gleich, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker, welches das kleinste ist unter allen Samen. Wenn es aber erwächst, so wird es ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen.[1])

[1]) Außer der Ch. M. S. arbeiten im ganzen noch 5 evangelische Missionsgesellschaften in der Provinz Fukien. Drei davon, die Londoner Missionsgesellschaft, die Missionsgesellschaft der englischen Presbyterianer und diejenige der reformierten Kirche in Amerika (American Dutch Reformed Church) haben ihr Hauptquartier in Amoy. Die Londoner besitzen 21 Außenstationen, 811 Kirchenglieder, 25 eingeborne Gehilfen (agents), die Presbyterianer 24 Außenstationen, 650 Kommunikanten, 29 eingeborne

Sechste kontinentale Missions-Konferenz in Bremen,

20.—23. Mai 1884.

Die Konferenz vereinigte folgende Deputierte: Von Basel Pfr. Kinzler und Herr Hesse; von Barmen Dr. Fabri und Dr. Schreiber; von Berlin Direktor Wangemann, Inspektor Wendland und Prof. Plath; von Leipzig Direktor Hardeland; von Hermannsburg Seminarlehrer Harms; von der Brüdergemeinde Direktor Reichel; von Brecklum Inspektor Gröning; von Bremen Pastor Dr. Vietor und Inspektor Zahn; von Halle Direktor Dr. Frick; von der dänischen Mission Pastor Holm aus Gladsaxe bei Kopenhagen; von der niederländischen Gesellschaft Dr. Drost und Pastor Schuller tot Peursum; von Utrecht Inspektor van Looyen; von der schwedischen Ev. Fosterlands Stiftelsen Pastor Olsson; von der norwegischen Mission Pastor Dr. Borchgrevink. Außerdem nahmen Teil: Dr. Grundemann aus Mörz, Pastor Kurze aus Schlöben bei Jena; Dr. Gundert aus Calw. Die Pariser und die Finnen waren leider verhindert, sich persönlich vertreten zu lassen. Zu allgemeinem Bedauern fehlte wegen Erkrankung auch Dr. Warneck.

Nachdem am Abend des 19. Mai in dem Hause des Herrn J. H. Schröder eine Begrüßung der Gäste stattgefunden, wurden die Verhandlungen am 20. morgens 9 Uhr in dem wiederum in herzlicher Freundlichkeit zur Verfügung gestellten Gartensaal des Herrn F. Vietor eröffnet. Pastor Dr. Vietor begrüßte die Versammlung nach Verlesung eines Schriftabschnittes und sprach das Eingangsgebet, worauf Inspektor Zahn geschäftliche Mitteilungen machte und das Bureau aus den Herren Direktor Wangemann und Hardeland als Präsidenten (der traditionelle Präsident Inspektor Dr. Fabri war am ersten Tage noch nicht erschienen), Pastor Kurze und Inspektor Wendland als Protokollführern zu bilden vorschlug. Nach Annahme dieses Vorschlags hielt Herr Hesse sein Referat über: „die Schule in der Mission."

Dasselbe zerfiel in die Beantwortung der beiden Fragen: Welches Recht resp. welche Bedeutung hat die Schulthätigkeit in der Mission?

Gehilfen, die amerikanischen Reformierten 14 Außenstationen, 600 Kommunikanten, 15 eingeborne Gehilfen. Zwei andere Missionsgesellschaften, die der nordamerikanischen Kongregationalisten (board of commissioners of foreign mission) und die der bischöflichen Methodisten (in Amerika) haben ihren Sitz wie die Ch. M. S. in Futschau und arbeiten teils auf demselben Felde wie diese, teils in ihrer Nachbarschaft. Die Stationen der Kongregationalisten liegen insgesamt in der Nähe der Hauptstadt auf der Südseite des Min. Es giebt deren 22 mit 6 Missionaren und 40 eingebornen Gehilfen. Die bischöflichen Methodisten haben sich im Süden des Min kräftig ausgebreitet und sind im Westen der Provinz bis Ku-tscheng und Jong-Ping vorgedrungen. Sie verfügen über eine Missionsdruckerei, ein Hospital, ein theologisches Seminar, eine „hohe Schule" für Knaben, ein „weibliches Erziehungsinstitut" u. s. w. Die Zahl ihrer (getauften) Kirchenglieder beläuft sich auf 2165, die ihrer eingebornen Prediger auf 95, wovon 14 ordiniert sind. Vgl. the story of the Fuh-Kien Mission. London 1882. S. 300 f. Die oben angeführten Zahlen geben den Stand für 1880.

und: Welche Ratschläge sind für die Praxis der Missionsschule zu geben? — Bei der ersten Frage ward betont, daß das Referat es nur mit der Heidenschule, nicht mit der in Christengemeinden selbstverständlichen Gemeindeschule zu thun habe. Die Grenzscheide zwischen beiderlei Schulen bilde im allgemeinen die Taufe. Es handle sich für uns also nur um Schulen für Ungetaufte, und es frage sich, ob dieselben ein berechtigtes und erlaubtes Missionsmittel seien? Die Schrift lasse uns ebenso wie die Tradition der alten Kirche bezüglich der Beantwortung dieser Frage im Stich. Erst die Jesuiten haben diesen Weg betreten, die älteren englischen und holländischen Kolonial-Missionare seien ihren Fußtapfen gefolgt, und die Deutschen hätten es bereits als selbstverständlich angesehen. In neuerer Zeit werde diese Praxis namentlich durch die Schotten geübt, wie denn Dr. Duff ein begeisterter Freund der Heidenschule sei. Doch zeigen sich allenthalben auch bedenkliche Mißstände, vor allem in Indien, wo die Konkurrenz mit dem Regierungsschulwesen es mit sich brachte, daß man die eigentlichen Missionszwecke vielfach aus dem Auge verlor, dem Examensfieber Raum gönnte ꝛc. Darüber wird mit vollem Recht bitter geklagt. Miss. Bayerlein betont, daß die in der Schule geschehende Beschäftigung mit der heidnischen Jugend oft genug den Eindruck mache, als ob die Missionare an der Gewinnung der Erwachsenen verzweifelten. Daher verwerfen z. B. Hermannsburg und Leipzig die Heidenschule, und auch von andern Seiten (so z. B. selbst durch Keschub Chander Sen) hat sich die Mission daran erinnern lassen müssen, daß ihre Pflicht vor allem Predigt des Evangeliums, nicht Schulhalten sei. Vor allem hat Missionar Goffin neuerdings sehr energisch gegen die Heidenschule, namentlich gegen die höheren Anstalten geeifert. — Um zu unbefangenem Urteil zu gelangen, bedarfs einer klaren Definition über das was Mission, Missions-Gesellschaft, Ziel, Aufgabe und Motiv der Missionsarbeit ist. Mission ist die Funktion der Kirche, wodurch sie sich nach außen ausbreitet und fortpflanzt. Die Missionsgesellschaft ist das diesbezügliche Organ der Gesamtkirche. Dieselbe kann demnach nur thun, was die Kirche selbst thut. Hält also die Kirche Schule, so muß das auch durch die Missionsgesellschaft geschehen. Das Ziel ist: Pflanzung der Kirche auf der ganzen Erde, Einführung der Nationen in die Kirche — nicht Einzelbekehrung, sondern Kirchengründung. Die Aufgabe ist demnach: Alle erlaubten und sittlich zulässigen Mittel zur Erreichung dieses Ziels treulich und fleißig zu verwenden. Das Motiv dazu: Die Liebe zum Herrn, die Sehnsucht nach der Vollendung seines Reiches — auch der heilige Eigennutz, das Streben nach einer Krone, wie sie für Paulus die bekehrten Gemeinden waren — und namentlich die Liebe zu den Heiden, das Verlangen, ihnen zu helfen. — Aus dem allem ergiebt sich: Nichts darf ungeübt bleiben, wodurch das Ziel erreicht werden kann. Was die Kirche in der Heimat thut, soll und muß auch die Mission thun, die sich ebensowenig gegen die Arbeit auch der allergewöhnlichsten Menschenliebe verschließen darf, wie die Kirche in der Heimat. Es muß also auch Schule gehalten werden, um den Heiden soviel als möglich Gewinn zu bringen aus der Berührung mit der christlichen Kirche!

Die Missionsschule hat denselben Zweck zunächst, wie die heimische Schule: Die Kinder sollen nicht nur für den Himmel, sondern auch für die Erde und die irdische Berufserfüllung tüchtig gemacht werden. Man soll eben alles thun, um den Fluch des Heidentums zu untergraben! Darum müssen neben den niedern Schulen auch höhere sein. Aber die Schule hat auch direkte Missionszwecke zu erfüllen. Oder ist es nicht etwas Großes, wenn die Kinderwelt schon früh mit dem Evangelium bekannt gemacht wird? Allerlei Erfahrungen sprechen denn auch für den reichen Segen der Heidenschule. So urteilt derselbe Missionar Bayerlein, der vordem ein entschiedener Gegner derselben war, daß durch sie die Kenntnis des Evangeliums in viele Heidenfamilien eindringe, und allerorten Zuneigung für das Christentum hervorrufe. Ähnlich sprechen sich Prof. Williams aus Oxford und der bekannte Schweizer Buß aus; auch erklären die Baseler Brüder, daß der Segen der Schule unverkennbar sei; die Reiseprediger können fast allenthalben die Spuren der Schule entdecken und erkennen in ihr einen der wichtigsten Pioniere für die Evangelisation. Nachweislich sei eine große Zahl von Bekehrungen auf die Schule zurückzuführen.

In der Diskussion, welche sich unmittelbar an diesen ersten Teil des Referats anschloß, erfuhren des Referenten Ansichten zum Teil kräftigen Widerspruch. Es wurde betont, daß die Schule allerdings wohl nicht entbehrlich sei, aber sie sei doch nur als Hilfsthätigkeit zu taxieren, und dürfe nie mit der eigentlichen Missionsarbeit Gleichberechtigung verlangen. Die Mission habe eben doch nicht eine Kultur-, sondern eine Heilsaufgabe. In Indien trete oft in widerlicher Weise hervor, wie die jungen Hindus, mit dem Götzenzeichen an der Stirn, alle Geheimnisse des Christentums verstandesmäßig verarbeiteten, ohne auch nur das Allergeringste wirklich zu glauben. Auch erscheine die Heidenschule leicht als unehrliches Mittel, die Leute heranzulocken zum Evangelium unter dem ostensibeln Schein weltlicher Bildung. Andrerseits aber ward dem Referenten auch in manchem zugestimmt, wenn auch in Bezug auf die Beurteilung dessen, ob die aus der Schule resultierenden Bekehrungen echt und von Dauer seien, auf Grund sehr verschieden lautender Berichte ein Dissensus blieb.

Aus den praktischen Winken, welche Referent nun folgen ließ, sei nur einiges hervorgehoben. So müsse vor allem eine Art von Accommodation walten, vermöge deren das christliche Element nur insofern hervortrete, als es das heidnische Element vertrage. Man solle in der Heidenschule auch zur Not heidnische Lehrer dulden und auf deren Eigentümlichkeiten und Methode möglichst eingehen, wenn sichs nur mit dem eigentlichen Schulzweck vertrage; solle an die schon vorhandenen nationalen Schulen Anschluß suchen, deren Lehrer heranziehen, sie mit Bildungsmaterial versehen und ihr Vertrauen gewinnen; vor allem aber sobald als möglich christliche Lehrer heranbilden und anstellen. Regelmäßige Visitation der Schule, zeitweise Beteiligung am Unterricht, ein Fortbildungskurs mit den Lehrern sei unerläßlich. Namentlich aber gelte es, nicht ein europäisches Schulideal vor Augen haben, sondern die Kinder für ihr Land und dessen Anforderungen zu erziehen. Anfangs sei kein

Schulgeld zu erheben, doch müsse damit baldmöglichst vorgegangen werden. Jede solcher Schule sei als Mittelpunkt für die Evangelisation der Gegend anzusehen; die Reiseprediger haben die Schüler zu besuchen, in dem Schullokale seien Bücherdepots anzulegen ꝛc. Dabei sei alle künstliche Bekehrungstreiberei zu vermeiden.

Auch für die höheren Heidenschulen wurden praktische Andeutungen gegeben. Man müsse dabei die Mitte zu halten suchen zwischen dem mit Vernachlässigung des religiösen Lebens verbundenen Haschen nach glänzenden wissenschaftlichen Resultaten — und dem übertriebenen Betonen des religiösen Moments gegenüber dem allgemeinen kulturellen. Wichtig sei, daß derselbe Lehrer, der in den wissenschaftlichen Fächern unterweise, auch den Religionsunterricht habe. Mit den entlassenen Zöglingen sei möglichst die Verbindung festzuhalten. Der Religionsunterricht müsse obligatorisch sein. Diese praktischen Auslassungen des Referenten fanden, einige wenige Punkte abgerechnet, allgemeine Zustimmung.

Nach der Pause verlas Dr. Schreiber sein Referat über: „Die Fortschritte in den Anforderungen an die Gemeinden aus den Heiden in Bezug auf Selbständigkeit und Mitarbeit am Missionswerk." In dreifacher Hinsicht sei vom Fortschritt zu reden: 1) im Blick auf einzelne Christengemeinden der Heidenwelt; 2) im Blick auf ganze Missionsgebiete; 3) im Blick auf die Stellung der Missionsgesellschaften zu dieser Frage.

Der Grundsatz des Apostels, von den Neubekehrten in Achaja nichts anzunehmen, müsse sorgsam beachtet werden vor allem da, wo es sich in einem heidnischen Lande um allererste Anfänge handle. Der Missionar müsse sogar die ersten Schulen und Kapellen selbst erbauen, um alles und jedes Mißtrauen zu dämpfen, als lägen seiner Arbeit gewinnsüchtige Motive zu Grunde. Auch müßten die durch den Übertritt materiell Geschädigten entschädigt werden, selbstverständlich aber nur innerhalb der Grenzen des äußerst Notwendigen! Daß eine Gemeinde sich selbst erhalten solle, sei den Leuten meist sehr schwer beizubringen. In vielen Fällen bringe der Übergang zur Selbsterhaltung eine Krisis mit sich, in welcher manche innerlich faule Zweige abfielen. Man müsse früh schon über diese Pflicht belehren, aber sehr sorgsam prüfen, wann man mit der Anwendung in der Praxis beginnen dürfe. — Anders stehe es, wo es sich nur um Neugründung einer Gemeinde in schon bebautem Missionsgebiet handle. Da wissen die Leute schon, warum sichs handelt, man kann also viel kühner vorgehen, viel größere Anforderungen stellen. In Sumatra werden die jungen Gemeinden von Anfang an bereits zum Kapellenbau und zur Zahlung von Schulgeld angehalten. Das Verlangen nach Lehrern, wenn es in solch einem Bezirk laut wird, ergiebt ganz von selbst die Basis von Anforderungen an die selbsteigne Opferwilligkeit der Leute. — Endlich gehört hierher die Hinzugesellung von eingebornen Lehrern zu den europäischen Missionskräften. In den letzten 30 Jahren sei in dieser Hinsicht bedeutendes geschehen. Wer aber soll die eingebornen Mitarbeiter unterhalten? Die haben recht gehabt, die schon vor 30—40 Jahren betonten, daß dies eine Pflicht der eingebornen Gemeinden sei. Das ist freilich im Princip allgemein anerkannt, in der Praxis aber vielfach außer

Acht gelassen, und manche Missions-Gesellschaft brauchte und braucht mehr Geld für Nationalgehülfen als für ihre Missionare. Man kam mit der Erziehung zur Selbständigkeit nicht rasch genug voran, verlor darüber die Geduld und das Resultat war, daß man die Gemeinden zu chronischer Kindischheit und Unmündigkeit erzog. Instruktiv sind hier die Erfahrungen auf den zwei Gebieten der Karenen-Mission Moulmein und Basseïn. Auf letzterem Gebiet erhalten sich die Gemeinden jetzt selbst; man hat von Anfang an auf tüchtige Heranziehung von eingebornen Kräften und Besoldung derselben durch die Gemeinden nachdrücklich hingearbeitet, und die eingebornen Prediger bekennen, daß ihr Verhältnis zu den Gemeinden ein gutes sei. Anders in Moulmein, wo man den Gemeinden alle Last abgenommen hat, und wo nun entschiedene Stagnation eingetreten ist — solche Fehler sind hernach oft nur sehr schwer wieder gut zu machen, sie setzen sich immer fester, der erste Anfang einer Änderung wird meist von den betreffenden als ein schreiendes Unrecht empfunden. Daher reißt auch so leicht Mangel an Energie, Erschlaffen des Glaubensmutes ein, und es sollte allgemein zur Regel gemacht werden, mit dem von außen her Regieren so sparsam als möglich zu sein. — Eine andre Frage ist: Sollen die Gemeinden aus den Heiden auch verpflichtet werden, Evangelisten zu den Heiden zu senden, also selbst Mission zu treiben? Gewiß nicht von Anfang an; da haben die Gemeinden noch genug mit sich selbst zu thun. Aber man soll das Interesse dafür zu wecken suchen, und haben wir erst einmal ausländische Volkskirchen; so wird dort auch schon Mission getrieben werden. So sehen wirs in Japan schon beginnen. Auf einer Konferenz in Osaka wurde die Frage aufgeworfen: Soll hier fremdes Geld zur Missionierung unseres Landes angewandt werden? und die Antwort lautete: Nein! Der Erfolg hats bisher bewiesen, daß die Sache gesund ist. Abbott meint: Wir müssen jeder heidnischen Nation eine Bibelübersetzung, einen gebildeten Lehrerstand ꝛc. geben — dann muß sich das andere von selbst machen!

Die Diskussion über das Referat ergab im allgemeinen zustimmende Voten. Es wurde berichtet, daß ein urteilsfähiger Hindu auf die Frage: Würde das Christentum in Indien zu Grunde gehen, wenn die Russen den Himalaya überstiegen und die Engländer verjagten? geantwortet haben: Nimmermehr, sondern dann würden sich nationale Kräfte entwickeln, die das Christentum aufrecht hielten. Überhaupt sei eine gar zu enge und andauernde Bevormundung der Entwicklung einer Nationalkirche sehr hinderlich. Andrerseits aber dürfe man doch auch nicht zu rasch vorangehen. Es sei gefährlich, Gemeinden aus den Heiden gar zu früh nach der Seite der Berechtigungen wie der Verpflichtungen auf eigne Füße zu stellen. Belehren solle man frühe, aber ein zu frühzeitiger Anfang mit der Praxis könne vieles schädigen. Interessante Beispiele wurden angeführt: so die Minahassee, wo man zu lange gezögert habe; dann die Missionsgebiete der Brüdergemeinde in Suriname und bei den Mosquitos in Nicaragua, wo das Princip der Selbstunterhaltung durchaus durchgeführt sei. Auf den westindischen Inseln beanspruchten die Gemeinden bis 1879 jährlich 60000 M., von da an werden alle Jahre 6000 M. abgezogen, so daß von 1889 an nichts mehr beigetragen zu

werden brauche. Übrigens werde man immer je nach den verschiedenen Gebieten, nach Charakter und socialen Verhältnissen der betreffenden Völker verschieden verfahren müssen.

Am Mittwoch 20. Mai eröffnet Direktor Wangemann die Sitzung mit Schriftvorlesung und Gebet und übergiebt das Präsidium an den inzwischen eingetroffenen Dr. Fabri. Letzterer beginnt sofort mit seinem Referat über: „Die Bedeutung geordneter politischer Zustände für die Entwicklung der Mission.“ Die politische Entwicklungsstufe der Völker sei für die Arbeit der Mission und deren Erfolg von eingreifender Bedeutung. Es biete sich da ein dreifacher Standpunkt.

1) Bei unkultivierten und zugleich freien Völkerschaften sei die Mission notwendig auch die Bringerin neuer und höherer Kultur. Die Missionare werden die Berater der Häuptlinge in öffentlichen Angelegenheiten. Aber dabei giebts manche Schwierigkeiten. Auch bei den größten Missionserfolgen wird es der Mission doch nicht allein gelingen, ruhige und geordnete Zustände in politischer und socialer Hinsicht auf die Dauer herbeizuführen. Unwillkührlich gestaltet sich die Arbeit der Mission, wie die Geschichte ausweist (Südseeinseln, Borneo, Sumatra, Südwestafrika) zu einer Etappe und Vorarbeit für die Besitzergreifung durch eine europäische Kolonialmacht. Dies Verhältnis sei etwas providentiell geordnetes; ihm gegenüber habe sich der Missionar weder direkt fördernd noch absichtlich hemmend zu verhalten. Meistens wird man aber diese Entwicklung als der Mission dienlich begrüßen dürfen.

2) Anders da, wo die Missionsarbeit sich unter verhältnißmäßig geordneten Zuständen mit einer eigentümlichen heidnischen Kulturentwicklung bewegt (China, Japan, hinterindische Staaten). Hier darf der Missionar sich nicht in die politisch-socialen Bewegungen hineinmengen, sondern darf nur gegenüber inhumanen und sündlichen Volksgewohnheiten belehrend und warnend auftreten. Im übrigen hat er nach Röm. 13 zu verfahren und zu lehren. Übrigens werde der immer weiter vordringende Sieg der europäischen Kultur auch der Anfang der Christianisierung dieser Völker werden, und die heutige Missionsarbeit unter denselben ist wesentlich Vorarbeit für diese kommende Entscheidung. Dies gilt auch von den mohammedanischen Reichen, deren allmähliche Zersetzung durch das Eindringen europäischer Kultur unaufhaltsam fortschreitet, wenn auch der ihnen eigentümliche religiöse Fanatismus der Mission noch wenig Erfolg hat zu teil werden lassen.

3) Endlich ist die Missionsarbeit in denjenigen überseeischen Gebieten, die als Kolonien im Besitz europäischer Mächte stehen, wiederum eine verschiedene. Hier hat der Missionar im Grunde genommen keine politisch-sociale Aufgabe, wenn er auch wohl in der Presse und sonst gegen legislatorische Mißgriffe (Vorschubleistung für Götzendienst oder Islam, Protektion der religionslosen Schule) protestieren kann. Immerhin ist in Kolonien die Missionsarbeit am gesichertsten, und ist zweifellos am wirksamsten, wenn die Missionare derselben Nationalität angehören, wie die Beherrscher des Landes. Hat eine Nation eignen Kolonialbesitz, so wird, abgesehen von etwaigen besondern göttlichen Führungen, die von ihr aus-

gehende Missionsarbeit zunächst in diesem ihrem eignen Gebiet zu arbeiten Recht und Pflicht haben.

Geordnete politische Zustände sind also eine Voraussetzung größerer Missionserfolge. Und diese werden um so bedeutender sein, je einheitlicher die auf ein Volk wirkenden Kulturfaktoren mit denen sind, auf denen die Nationalität, welcher die Missionsarbeiter angehören, ruht.

Nachdem Referent die erste These namentlich durch Beispiele aus der südafrikanischen Missionsgeschichte illustriert, erhebt sich eine lebhafte Debatte über die Frage, wie sich die Missionare bei völlig unkultivierten Nationen zu verhalten haben. Es wird erwähnt, daß schottische Missionare am Blantyre einen Mörder selbst abgeurteilt und hingerichtet haben. Von andrer Seite wird gefragt, ob es überhaupt ratsam sei, mit der Mission in solche Gegenden vorzudringen? Doch wird diese Frage entschieden bejaht, wenn anders die übrigen Bedingungen dafür sprechen. Daß die Mission immer eine Vorläuferin der kolonialen Annexion sei, wird teilweise lebhaft bestritten. Auf der Mosquitoküste, wo seit 1865 Englands Herrschaft aufgehört, sei es gerade umgekehrt: dort arbeitet die Brüdergemeinde jetzt unter politisch völlig ungeordneten Zuständen. Madagaskar sei ein Beweis dafür, daß ein Land christianisiert werden könne, ohne seine Selbständigkeit zu verlieren. Andrerseits zeige sichs an Indien und an dem dortigen Umsichgreifen des Islam, daß europäische Kolonisation keineswegs immer der Mission dienlich sei. Übrigens thue es not, in den Missionaren jenen Heldenmut zu wecken und zu stärken, der auch vor dem Tod nicht zurückschrecke, und andrerseits dürfe kein Missionar ein politischer Agent sein. Es müsse allem und jedem Argwohn, als ob die Annahme des Evangeliums die nationale Freiheit gefährde, stets entgegengewirkt werden.

Weniger Meinungsverschiedenheit trat bei den beiden andern Thesen hervor, wenn auch bei der dritten auf Grund von Thatsachen behauptet ward, daß manche Völkerschaften sich lieber von Missionaren anderer Nationalität, als der sie beherrschenden Kolonialmacht, missionieren lassen, da sie gegen letztere eine unüberwindliche Abneigung haben.

Bevor die Verhandlungen weiter geführt werden, berichtet Direktor Frick über einen auf dem letzten Geographentag in München gestellten Antrag, die Missionsgesellschaften möchten zu geographischen Expeditionen geeignete Missionare bezeichnen und beurlauben. Ein diesbezügliches Promemoria solle umhergesandt werden und werde um freundliche Aufnahme desselben gebeten. Pastor Kurze überbringt den Dank der geographischen Gesellschaft in Jena für Übersendung von Blättern und Berichten und bittet um Fortsetzung derselben. Ebenso bittet die genannte Gesellschaft um Namhaftmachung von Missionaren, mit welchen direkte Verbindungen bezüglich wissenschaftlicher Forschungen angeknüpft werden können. Es entspinnt sich eine Debatte darüber, ob dergleichen innerhalb des Berufs der Missionare liege, was von einigen ebenso entschieden bestritten als von andern betont wird. Übrigens wird eine entgegenkommende Antwort seitens der Missionsgesellschaften in Aussicht gestellt.

Zwei Anträge, betreffend Fahrpreisermäßigung für Eisenbahnreisen in Sachen der äußern Mission und das Verfahren bei Vermächtnissen

zum Besten der Mission werden als zur Diskussion ungeeignet bezeichnet.

Nachdem nunmehr der norwegische Abgeordnete, Missionar Dr. Borchgrevink, in englischer Sprache über Arbeit und Zustände auf Madagaskar Bericht erstattet, gelangen die Thesen des leider abwesenden Dr. Warneck über „Mission und Kirchenregiment" zur Verlesung.[1])

1. Die Thatsache, daß im Laufe der letzten Jahre in Aufsätzen und Broschüren wie auf Konferenzen und Synoden von nicht genügend sachkundigen Missionsfreunden für eine Verkirchlichung der Mission plaidiert worden ist, die der Sache, welcher sie dienen will, schweren Schaden bereiten müßte, macht es notwendig, daß von kompetenter Seite ein Votum in dieser Angelegenheit abgegeben werde, damit die öffentliche Meinung eine sachlich richtige Direktive erhalte.

2. Die Frage nach einer gewissen Verkirchlichung der Mission, die für die Arbeiten der innern Mission eine viel brennendere als für die der äußern ist — hat natürlich für zweierlei Kreise gar keinen Wert: a) für diejenigen freikirchlichen, innerhalb deren die Heidenmission thatsächlich Kirchensache ist und b) für diejenigen — ich möchte sagen — außerkirchlichen, welche sich innerhalb der Bereiche ungläubiger Kirchenregimente befinden. Überhaupt ist auch diese, wie so viele Missionsfragen, nicht gleichmäßig für alle Kreise innerhalb des Protestantismus zu entscheiden, sondern bedarf der Individualisierung.

3. Die bisherige geschichtliche Entwickelung der protestantischen Missionsthätigkeit, die ihren Ursprung fast nirgends amtlichen Kirchenorganen verdankt, ist im ganzen nicht in einem kirchenfeindlichen Sinne verlaufen; im Gegenteil: es hat sich — mit geringen Ausnahmen — im Laufe der Jahrzehnte ein immer freundlicheres Verhältnis zu den amtlichen Kirchenorganen herausgebildet; eine Thatsache, für welche Gott hoch zu preisen ist. Aber nachdem die Scylla der Entkirchlichung der Mission glücklich vermieden worden, scheint jetzt eine Gefahr vorhanden: in die Charybdis einer Verkirchlichung hineinzusteuern; wenigstens laufen die in Nr. 1 erwähnten Stimmen darauf hinaus.

4. Die Übertragung der Missionsleitung ꝛc. auf die landeskirchlich-regimentlichen Organe, wie sie u. a. die bekannte Büttnersche Broschüre in einer allerdings sehr allgemeinen und unklaren Weise empfiehlt, ist eine utopische Schwärmerei. Abgesehen davon, daß die Verpflanzung eines in der Luft der Freiheit groß gewordenen Werkes in die Luft der landeskirchlichen Bureaukratie einer Verkrüppelung des Baumes gleich käme — so fehlen dem landeskirchlichen Regiment auch die rechten Hände, in welche die so komplizierte, arbeitsreiche und speciellste Sachkunde erfordernde Missionsleitung gelegt werden könnte. Dazu ist die Verwirrung gar nicht abzusehen, welche entstehen müßte, wenn die Frage entschieden werden soll: an welches Kirchenregiment die einzelnen Gesellschaften übergehen sollten oder wenn man diese einzelnen Gesellschaften in einen einzigen Organis-

[1]) Diese Thesen konnten von dem erkrankten Referenten nur sehr flüchtig hingeworfen werden.

mus verschmelzen wollte. Kurz: sobald man die in der Idee ja ganz ansprechende Verkirchlichung der Heidenmission, d. h. ihre einheitliche Leitung durch die amtlichen Organe der großen Kirchenkörper realisieren will, erheben sich im einzelnen sachliche Schwierigkeiten, die unüberwindbar sind. Innerhalb der protestantischen Christenheit wird es nie eine einheitliche Congregatio de propaganda fide geben.

5. Es ist eine besondere göttliche Leitung darin zu erkennen, daß gerade durch die Heidenmission eine freie Association in die protestantischen Kirchengemeinschaften eingeführt worden ist. Jede amtlich organisierte Kirche bedarf auch der freien Arbeit zu einem gesunden Leben. Das Kirchenregiment soll diese freie Arbeit pflegen, in gewissen Grenzen überwachen, aber sie nicht annektieren.

6. Hieraus ergeben sich gegenseitige Pflichten: a) für die Missionsleitungen: Fühlung, resp. ein freundliches Verhältnis zu den kirchlichen Behörden nach Möglichkeit anzustreben; diese Behörden von dem Stande ihres Werkes in Kenntnis zu erhalten; einige ihrer Vertreter (Generalsuperintendenten) als Ehrenmitglieder in ihren Vorstand zu wählen, ihnen einen Blick in den Bildungsgang der Missionszöglinge zu gewähren; bezüglich der Sammlung von Missionsbeiträgen ihre Mitwirkung zu erbitten und dergl. b) Für die Kirchenregimente: sich über den Stand derjenigen Missionsgesellschaften genau zu informieren, welche innerhalb ihres amtlichen Bereiches ihre heimatliche Gemeinde haben; die ihnen untergeordneten kirchlichen Organe (Pastoren, Presbyterien, Synoden) zu veranlassen, die Heidenmissionssache mit Ernst zu pflegen und die Wege anzugeben, auf denen dies geschehen muß; bei den Kandidaten des Predigtamts in den amtlichen Examinibus sich zu vergewissern, ob sie über die Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes die nötigen grundlegenden Kenntnisse besitzen; auf den Universitäten darauf hinzuwirken, daß die Studenten sich diese Kenntnisse aneignen ꝛc.

7. So entschieden einzutreten ist für den freiheitlichen Charakter der Heidenmission, so läßt sich doch nicht verkennen, daß derselbe auch eine Reihe von Schattenseiten und Schwächen an sich trägt, gegen welche eine möglichste Korrektur um so mehr in ernstliche Erwägung gezogen werden muß, als die großgewordene Mission heute viele der Institutionen kaum noch verträgt, welche vor einem halben Jahrhundert passend sein mochten, da das Werk noch in den Kinderschuhen stak. Ich begnüge mich jedoch bezüglich der mancherlei Punkte, die hier zur Sprache zu bringen wären, nur einige in der Form von Fragen namhaft zu machen.

8. Wie ist der Zersplitterung und der leider immer noch vorhandenen gegenseitigen Konkurrenz und Proselytenmacherei innerhalb der protestantischen M.-GG. möglichst zu wehren? Eine Frage, welche auch gegenüber der systematischen römischen Eindrängung und Propaganda von der größten praktischen Bedeutung ist. Soll auf einer demnächstigen allgemeinen Missionskonferenz nicht ein Antrag auf Einsetzung einer obersten freien Missionsbehörde gestellt werden?

9. Was wird aus den heidenchristlichen Gemeinden, welche die einzelnen M.-GG. sammeln? An welche heimatliche Kirchenkörperschaft schließen sie sich an, bis die Zeit gekommen zu einer selbständigen

nationalen Kirchenbildung? Unter wessen Leitung stehen sie, wenn die eigentliche Missionsarbeit unter ihnen beendet ist? Liegen hier nicht Nötigungen vor, die heimatlichen Kirchenleitungen mit dieser Frage wenigstens vorläufig bekannt zu machen?

10. Ist es wünschenswert, unsern seminaristisch gebildeten Missionaren das Recht einer Anstellung im heimischen Kirchendienst zu erwirken, falls sie aus ziehenden Gründen (und mit einem guten Zeugnis ihres Vorstandes) genötigt sind, das Missionsfeld zu verlassen?

11. Ist in Disciplinarfällen eine Appellinstanz, die über dem Missionsvorstande steht, den Missionaren, welche sich ungerecht behandelt glauben, einzuräumen? Ev. — da die sog. General-Versammlung diese Instanz nicht bilden kann, wer soll sie bilden? Das oberste Kirchenregiment? Der Gen.-Synodal-Vorstand? Wie mir scheint, eine sehr wichtige Frage, deren Lösung ebenso im Interesse der Missionsdirektoren wie der Missionare liegt.

12. Ist es nicht wünschenswert, daß die Wahl des Missionsdirektors und seiner theologischen Mitarbeiter dem Kirchenregiment offiziell angezeigt werde?

13. Ebenso, daß das Kirchenregiment einen speciellen Einblick in das Rechnungswesen erhalte? Mir scheint, daß auch in diesem Punkte die Zeit der Naivität vorbei ist. Auch der öffentlichen Meinung gegenüber ist es gut, wenn eine Behörde (am liebsten eine kirchliche) eine gewisse Mitaufsicht über das Kassenwesen führt.

14. Endlich: ist nicht zu beantragen, daß auf der Provinzial- und ganz besonders auf der General-Synode ein Tag der Besprechung über Missionsangelegenheiten gewidmet werde?

Die Debatte förderte manche Meinungsverschiedenheit besonders über den zweiten Teil der Thesen ans Licht, doch waren darin alle einig, daß bei dem jetzigen Zustand der Landeskirchen an eine Verkirchlichung der Mission nicht gedacht werden könne. Dazu müssen u. a. die Kirchenregimenter selbst mehr Kenntnis der Mission erlangen. In der Brüdergemeinde freilich decke sich ja Kirchenregiment mit Missionsleitung, doch sei dies Verhältnis nicht ohne weiteres übertragbar. Es sei selbstverständlich auf freundschaftliches Verhältnis mit dem Kirchenregiment hinzuarbeiten. Von einer Seite wurde der Gedanke angeregt, ob nicht ein Ausschuß aus der kontinentalen Konferenz, etwa durch einige Juristen verstärkt, als oberste Verwaltungs- und Entscheidungs-Instanz auf dem Missionsgebiet installiert werden könne.

Am Himmelfahrtstage predigten mehrere der anwesenden Deputierten in verschiedenen Kirchen der Stadt, und am Nachmittage versammelte sich eine zahlreiche Gemeinde in U. L. Frauen Kirche, um den Berichten aus den verschiedenen Arbeitsfeldern zu lauschen, die in lebendiger, anregender Weise, nach einem Einleitungswort von Inspektor Zahn, durch Dr. Schreiber über Sumatra, Herrn Hesse aus Indien und Afrika, Prof. Plath über die Kolhsmission, Dr. Borchgrevink (dem als Dollmetscher Pastor Kurze zur Seite stand) über Madagaskar, und Direktor Reichel über den Tod des Missionar Brodbeck und die Arbeit im Himalaya gegeben wurden.

Am 23. Mai sodann hörten wir Prof. Plaths Referat über:

„Die wachsende Zahl protestantischer Missionsherde." Es sei diese Frage eine vorwiegend ethische, nicht nach äußern Gesichtspunkten zu entscheidende. Er begnüge sich, die letzten Jahrzehnte allein ins Auge zu fassen, nehme also das Wort „wachsend" als partic. praes. im schärfsten Sinne. Die Bildung neuer Missionsherde geschehe entweder durch einzelne dazu sich getrieben fühlende Persönlichkeiten oder gehe von größeren oder kleineren kirchlichen Gemeinschaften aus. Nicht selten falle auch beides zusammen, oder eines löse das andre ab. Es sei nicht zu leugnen, daß oft genug ein gewisser, religiös-kirchlicher Lokalpatriotismus dabei mit im Spiele sei (konfessionelle Differenzen mit der bisherigen Mission ꝛc.) und es frage sich dann, ob solche Impulse kräftig genug seien, dem aus ihnen Entstehenden Lebenszeit und Lebenskraft zu garantieren? So sei in Hannover nach der Lossagung der Hermannsburger von der Landeskirche die Frage aufgetaucht, ob nicht eine eigene Mission zu unternehmen sei; ähnliche Fragen seien auch z. B. bei der ostpreußischen Missions-Hilfsgesellschaft aufgetaucht. Daß dies auch ferner geschehe, und daß thatsächlich sich neue Missionsherde bilden würden (wie denn in Deutschland in den allerletzten Jahren sich deren drei gebildet haben) sei wahrscheinlich. Vielleicht, wenn Deutschland Kolonien bekomme. Und warum sollen nicht wieder Männer wie Goßner, Knak ꝛc. aufstehen können? Warum sollte nicht, mit Wallmann zu reden, die Mission noch einmal wieder die noble Passion gekrönter Häupter (resp. auch der Senate freier Städte) werden können? Wie, wenn Männer wie Vanderbilt ꝛc. einmal auf die Idee kämen, eigne Missionsunternehmungen zu schaffen?

Für die Neubildung von Missionsherden spreche schon die Analogie des Wachstums in der Natur: auch der Baum der Mission müsse neue Ringe ansetzen. Viele Aufgaben seien noch ungelöst, viele Kräfte lägen noch gebunden da, auch in der Heimat. Von je mehr Seiten die Leute angefaßt werden, desto leistungsfähiger werden sie für das Reich Gottes. „Wer da hat, dem wird gegeben." — Gegen die Neubildung werde gesagt, sie beruhe fast nur auf dem außer Rand und Band gehenden protestantischen Subjektivismus und Individualismus; der gesunde Realismus müsse sich dessen erwehren. Vor allem aus drei Gründen: 1. Die bestehenden Missionen haben schon mit beständiger Geldnot zu kämpfen; neue Gesellschaften würden ungebührlich viel Geld an Verwaltungskosten ꝛc. beanspruchen. 2. Es müsse allem aus dem Wege gegangen werden, was nach Konkurrenz aussehe. Jede Rivalität bringe auch Friktionen mit sich, die sündlicher Art seien. Der „heilige Brotneid" mische sich dann darein. 3. Es gehe bei allen neuen Missionen nicht ohne empfindliche Schädigungen des allgemeinen Missionsinteresses her. Überall müsse Lehrgeld bezahlt werden, und das Ende vom Liede sei, wenn nicht Unionen und Fusionen, so doch gewiß Stillstand und Rückgang. Wo sollten schließlich alle die kleinen Missionen und Missiönchen bleiben?

Doch alle diese Gründe bedeuten gar wenig. Wo die Sache von Gott gemacht ist, da wird sie sich durch alle Schwierigkeiten durcharbeiten. Raum ist noch genug für tausende von Missionsarbeitern; der Teufel des Brotneides ist von uns durchs Gebet zu überwinden; christlichen Takt bedürfen wir für dergleichen Dinge. An Geldmangel ist noch nie

eine Mission zu Grunde gegangen, und wird auch nie daran zu Grunde gehen — wo alte Gesellschaften anscheinend fürs erste geschädigt werden, wird der Herr den Mangel schon ausgleichen! Also nur nicht ängstlich sein! nicht viel Besprechen mit Fleisch und Blut! Wo ein Trieb vom Herrn ist, da soll man unbedenklich gehorchen. Und wir vorhandenen Missionsgesellschaften wollen nicht abraten, wenn wir um Bildung neuer Gesellschaften gefragt werden.

Letztere Ansicht wurde stark angefochten, wie sich denn überhaupt die Mehrzahl der Konferenzmitglieder mehr gegen die Bildung neuer Missionsherde erklärte. Es ward dagegen noch geltend gemacht, daß damit auch die geistige Kraft, die in der Heimat hinter jeder Missionsarbeit stehen müsse, gespalten werde; daß auch die heimische Missionsgemeinde leicht untreu gemacht werde, wenn eine neue Gesellschaft mit neuen, pikanteren Berichten komme, als die alte. Gewiß müsse der Baum neue Ringe ansetzen, aber das Aufkommen von Wasserschößlingen sei nicht zu dulden. Manche Neubildungen verdankten dem Gedanken ihren Ursprung, daß die Missionare nicht mehr wissenschaftlich, sondern nur noch praktisch ausgebildet werden sollten. Aber alle auf diesen Unterschied der Methode basierten Missionen seien früher oder später doch immer wieder zu der bewährten Praxis der alten Gesellschaften zurückgekehrt. Naturgemäß sei es, wenn die Missionsprovinzen der Heidenwelt wieder neue Missionsheerde würden, und wird dabei erinnert an das bekannte Wort eines Hindu: Der Baum des Heidentums wird dann erst fallen, wenn die Stiele der Äxte, mit welchen er zu Fall gebracht werden soll, aus seinem eignen Holz gezimmert sind. Dagegen gehöre es gewiß nicht zu dem geringsten, weshalb Volkening zu loben sei, daß er die Erweckung im Ravensbergischen *nicht* zur Bildung einer neuen Missionsgesellschaft, sondern zur Stärkung der bereits vorhandenen rheinischen benutzt habe. Ob der Besitz resp. die Einnahme von Millionen für die Mission nützlich oder schädlich sei, blieb ein Differenzpunkt. Auch wurde der Satz des Referenten, daß die Heidenwelt noch Platz für tausende von Missionaren habe, im Blick auf die jetzige Sachlage stark in Anspruch genommen. Solche Frage könne nicht von irgend welchem mechanischen, sei es lokalen oder numerischen Standpunkt aus beantwortet werden, sondern einzig und allein von dem der göttlichen Reichsführung aus.

Dr. *Schreibers* Referat über das Thema: „*Welche Modifikationen resp. Einschränkungen sind bei der Anwendung des Lepsiusschen Standard-Alphabets in der Missions-Literatur nötig?*“ war nur kurz. Referent beklagte, daß manche Missionare der Verpflichtung, das Standard-Alphabet nach Möglichkeit zu benutzen, nicht nachkommen. Freilich sei eine strikte Bindung an dasselbe nicht möglich. Es sei dasselbe eben doch vielmehr für die gelehrte Linguistik als für den Gebrauch der bisher analphabetischen Völker berechnet. Das gehe z. B. schon aus der Unmenge von Vokalzeichen (23) hervor. Missionar Christaller freilich sei noch darüber hinausgegangen, und habe in seiner Otschi-Bibelübersetzung es auf 39 Vokalzeichen gebracht. Das sei des Guten viel zu viel. Niemandem falle es in den europäischen Sprachen ein, die verschiedenen Aussprachen eines und desselben Vokals mit

verschiedenen Zeichen zu bezeichnen. Je genauer ein Dialekt mit allen seinen Finessen schriftlich dargestellt werde, desto beschränkter sei naturgemäß auch der Bezirk, wo die betreffenden Bücher gebraucht werden können. Also man hüte sich, linguistische und Missionsinteressen auf diesem Gebiet zu vermengen. Man vermeide alles Überflüssige an dialektischen Zeichen, namentlich gehe man möglichst sparsam mit Accenten um und bilde auch nur im äußersten Notfall neue Konsonantbezeichnungen.

Die Debatte ergab Übereinstimmung mit dem Referat. Es sei z. B. verhängnisvoll, wenn Bibelübersetzungen zu früh, in noch unreifem Zustand, gedruckt würden, oder wenn eine Sprache von verschiedenen Nationen, Deutschen und Engländern, bearbeitet werde, und nun jede Nation die Eigentümlichkeiten derselben nach ihrem eignen Idiom wiederzugeben suche. Auch hier sollten nur berufene Geister Hand anlegen, und vor allem dürfe auch den auf diesem Gebiet arbeitenden Missionaren eine gewisse philologische Vorbildung nicht fehlen, damit sie nicht in jedem Dialekt alsbald eine neue Sprache vermuteten.

Ein Antrag, daß Konferenz sich öffentlich gegen die Schaustellung von Menschen überseeischer Nationalität in zoologischen Gärten ꝛc. erklären möge, wird mit der Modifikation angenommen, daß in allen Berichten über die Konferenz das tiefe und ernste Mißfallen derselben an dergleichen Ungehörigkeiten der modernen Schaulust und ihrer Befriedigung bezeugt werden solle. — Der Zeitpunkt der nächsten Konferenz wird sodann späterer Vereinbarung anheimgegeben, doch wird der Wunsch ausgesprochen, daß die von Bremen ausgehenden Anfragen möglichst rasch beantwortet und von den einzelnen Gesellschaften reichlich Themata angemeldet werden mögen. Ferner wird beschlossen, daß in der Warneckschen Zeitschrift ein Bericht im Auszuge mitgeteilt werden, die Protokolle in dem Baseler Magazin veröffentlicht werden sollen. Hierauf schließt Herr Dr. Fabri die Konferenz, deren Mitglieder sich sodann noch mit vielen Bremer Missionsfreunden in dem Parkhaus des Bürgerparks zu einem durch mancherlei Ansprachen belebten Mittagessen zusammenfanden. Der ganze Verlauf der Konferenz ist auch diesmal ein hoch befriedigender und durch keinen Mißklang gestörter zu nennen. Gott dem Herrn sei Lob und Preis dafür. Leipoldt.

Missionsrundschau.

Von Dr. Grundemann.

VI.

Asien. **Türkei-Persien.** Das bedeutendste Journal von Konstantinopel brachte im v. J. eine lange Reihe von Artikeln zur Abwehr christlicher Mission. Eine Entgegnung darauf und Verteidigung des Christentums wurde dem Redakteur zugestellt, der sie, wenn auch von seinen Bemerkungen begleitet, abdruckte. Es ist dies ein bisher unerhörtes Ereignis, daß eine muhammedanische Zeitung etwas zur Apologie des Christentums druckt (Bo. Herald 2).

Die Bibel hat in der Türkei und in Persien ihren freien Lauf, und wird nur hier und da von feindlich gesinnten Lokalbeamten gehindert. Es werden Wagenladungen

von Bibeln eingeführt. Der in Persien reisende Agent der Brit. Bibelgesellschaft, Rev. Dr. Bruce, berichtet trotz mancher Anfeindung über große Erfolge. Seinem Kolporteur wurden in Yezd 400 persische Bibeln mit Beschlag belegt. Auf telegraphische Reklamation wurden sie in Gegenwart einiger Mullahs herausgegeben aber mit einer Verwarnung, die hernach als nur wegen der nichtsnutzigen Priester gethan bezeichnet wurde. Man riet dem Kolporteur jedoch sich bald zu entfernen, da er seines Lebens nicht sicher sei. Doch dieser blieb — und verkaufte alle 400 Bibeln (Int. 113).

In Persien ist die Baabi-Sekte,[1]) welche sich seit einigen Jahrzehnten trotz der heftigsten Verfolgungen zu einer bedeutenden Macht im Volksleben entwickelt hat, immer noch in Ausdehnung begriffen. Ihre Lehre ist ein Gemisch aus Christentum, Islam und Pantheismus. Ihr Prophet Beha[2]) giebt sich für unsern wiedererschienenen Erlöser aus. Er ermahnt seine Anhänger: „Seid freundlich zu den Christen und lest ihre Bücher." Da die Sekte 100 000 Anhänger zählt, und täglich wächst, so wirkt dies für die Verbreitung der Bibel gewiß mit (ib. 114 f.).

Die Amer. Ref. Presbyt. Mission hat ihre Arbeiten in Syrien nun auch nach Kleinasien ausgedehnt und die sogen. Tarsus-Mission gegründet. Der Sitz ist in Adana; 4000 in der Umgegend wohnende Ansairiyeh sind besonders als Objekt der Wirksamkeit gewählt (M. Review 44).

Pera Johannes, ein in Hermannsburg ausgebildeter Nestorianer arbeitet unter seinen Landsleuten zu Wastrabad in Persien, erhält aber aus der Missionskasse keine Besoldung. Er hat mancherlei Anfechtungen zu bestehen. Da er die alte Kirchensprache und die nestorianische Gottesdienstordnung beibehält, und nur auf die reine, lutherische Lehre Gewicht legt, so haben sich die Presbyter. Missionare über ihn in Hermannsburg beschwert, doch ohne dort viel Gehör zu finden. Die Katholiken aber haben den Regierungsbeamten angestiftet, Johannes als Verbreiter einer neuen deutschen Religion in Strafe zu nehmen. Er mußte einen Tag im Kerker zubringen und 40 M. Strafe zahlen. Nichtsdestoweniger wirkt er unverdrossen weiter.

Indien. Am 8. Januar d. J. starb zu Kalkutta der bekannte Hindureformer Babu Keschab Tschandra Sen[3]) im Alter von 45 Jahren, gerade als er sich rüstete eine Reise um die Welt zu machen. Die Reformbewegung, in der er eine bedeutende Rolle gespielt hat, datiert in ihren ersten Anfängen schon aus dem Jahre 1816. Damals stiftete Rama Mohan Raja[4]) eine Gesellschaft, Atmiya Sabha, die sich aus dem durch die Einflüsse des Christentums und der abendländischen Kultur stark erschütterten Polytheismus und seinem unsinnigen Götzendienst in die „großartige, einfache Religion der Veden" zu retten suchte. Man hielt dieselbe bei der höchst ungenügenden Bekanntschaft mit dem Sanskrittexte der letzteren für einen reinen Monotheismus. Die A. S. hatte nicht lange Bestand; später trat an ihre Stelle die Brahmiya Sabha. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf die Beziehungen Rama Mohans zu Dr. Duff eingehen. Sie waren nach beiden Seiten nicht befriedigend. Doch gewann jener einen früheren Baptistenmissionar Mr. Adams, der fortan im Sinne des Unitarismus missionierte.[5]) Nach dem Tode des Stifters († 1833 in England) erkaltete der

---

[1]) Vergl. Bas. M. M. 1872 S. 14.
[2]) Im Bas. M. M. wird er Behejah Allah genannt.
[3]) Nach englischer Schreibart Baboo Keshub Chunder Sen.
[4]) Desgl. Ram Mohun Roy. Es ist bemerkenswert, daß derselbe über seine Reformpläne mit einem englischen Uhrmacher in Kalkutta Mr. David Hare vorher viel verhandelt hatte (Int. 131).
[5]) Vergl. Int. 133.

Eifer für die Bewegung, die erst 1839 mit der Stiftung der „Tatwabodhini Sabha," der „wahrheitssuchenden Gesellschaft" einen neuen Aufschwung nahm. Einen bedeutenden Führer aber erlangte sie erst 1841 in der Person des Babu Debendra Nath Tagara. Die Grundlage der Veda wurde immer mehr aufgegeben. Zunächst galt die Natur, endlich die Vernunft als die Quelle der neuen theistischen Religion, die jedoch je mehr und mehr eine national-indische Färbung annahm, verbunden mit Bitterkeit gegen das Christentum und die Engländer. Da indessen die Gesellschaft sich größtenteils aus den Missionsschulen rekrutierte, so entstand in derselben eine andre Strömung, in der sich eine leise Wendung zum Christentum spüren ließ. Das Gefühl der Sündhaftigkeit, das Bedürfnis des Gebets sind dafür bezeichnend. Auch drängte die neue Richtung mehr auf praktische Umgestaltung sozialer Verhältnisse. Tschandra Sen, welcher der Gesellschaft als 18jähriger junger Mann beitrat (1857), wurde mehr und mehr der Vertreter dieser Richtung, bis er als Führer einer Sezession (1865) das Haupt der neuen Partei ward, welcher er den Namen des Brahmo Somâdsch[1]) von Indien beilegte. Dieser seltsame Mann von nicht unbedeutender Begabung stammte aus einer angesehenen Familie Kalkuttas, welche zur Kaste der Ärzte gehört. Er war früh durch den Tod der Eltern verwaist; besuchte eine englische Schule, dann das Calcutta College. Schon damals zeichnete er sich als Schauspieler aus sowie durch Taschenspielerkünste (Int. 136). Er eignete sich eine umfassende europäische Bildung an, unter der er sich bald von der Hindu-Religion frei machte. Mit inniger Wärme durchdrang ihn der Glaube an einen wahren Gott und Vater aller Menschen und er scheute sich nicht die praktische Konsequenz desselben in Bezug auf Kastenwesen und die andern sozialen Verhältnisse zu ziehen. Je mehr sich bei Tschandra Sen diese Anschauungsweise konsolidierte, desto mehr zerfiel er mit Debendra Nath, bis es zu dem erwähnten Bruch kam. Seine bei jener Veranlassung gehaltene Rede (Bas. M. M. 1867 S. 3 ff.) bezeugt den tiefen Einfluß des Christentums, und enthält größere Zugeständnisse für dasselbe, als sie seinen Freunden willkommen waren. Im Enthusiasmus, mit dem er für eine große Sache eintrat, war er in der aus dem Stegreif gehaltenen Rede so weit gegangen, daß die Konsequenz auch den letzten Schritt, das offene Bekenntnis zum Christentum gefordert hätte. Hier zeigt sich nun ein offenbarer Wendepunkt in der Entwicklung des Parteistifters. Einige Monate später hielt er einen Vortrag über „Große Männer", in dem er Jesum nicht mehr in seiner einzigartigen Bedeutung für das Wohl der Menschheit zeigt (wie er es in jener ersten Rede gethan hatte), sondern als einen unter vielen guten und großen Reformatoren, wie es zu allen Zeiten und unter allen Völkern sie gegeben habe. Seitdem ist Tschandra Sens Religion eine trübe Mischung verschiedenartigster Elemente geworden, aus der er sich nie wieder los zu machen vermochte. Recht charakteristisch hierfür ist das Brahmo Jahrbuch, ein Taschenkalender der Sekte, für 1883, in dem zur Verehrung für die verschiedenen Wochentage empfohlen werden: Montags die Rischi, Dienstags Tschaitanya,[2]) Mittwochs Moses, Donnerstag Sokrates, Freitags Buddha, Sonnabend die Vedantisten, Sonntags Jesus. Wir haben hier nicht Raum, um auf die weitere Entwicklung des Somâdsch näher einzugehen, und erwähnen nur, daß er mit wechselndem Eifer und Erfolge seither nicht bloß in Indien missioniert hat, sondern sogar die Absicht eine neue Weltreligion werden zu wollen zuletzt unverhüllt zu Tage treten ließ. Leider

[1]) Der O-Laut ist dem Bengali eigen; mehrfach wird der Name nach der Sanskrit-Vokalisation Brahma Samâdsch geschrieben.

[2]) Ein mystischer Philosoph Indiens im 16. Jahrhundert, bei dessen Anhängern Tsch. S. 1867 noch in die Schule ging.

hat diese Arroganz auch aus der Christenheit einiges Entgegenkommen gefunden. Es ist bekannt, wie auch bei uns manche Vertreter der liberalen Theologie mit dem Hindu-Reformer liebäugeln. Nicht minder geschieht dies in England von ähnlich gerichteten Leuten besonders aus dem Kreise der Unitarier. Dieser Beachtung in Europa verdankt die Sache (wie Int. 129 ausgeführt wird) auch das immerhin sehr beschränkte Ansehen, das sie in Indien erlangt hat. Was den Reformer dazu gebracht hat, die Rolle des Stifters der vollkommsten Religion (die er als „New Dispensation" — neue Heilsanstalt u. Kirche — bezeichnet) zu übernehmen, ist augenscheinlich eine außergewöhnliche Eitelkeit, ein Fehler, in den die Orientalen sehr leicht verfallen. Besonders geweckt und genährt wurde dieselbe durch den reichlichen Weihrauch, der ihm bei seinem Besuche in England 1870 gestreut wurde.

Schon vor der betr. Reise war er von Anhängern seiner Partei als gottgesandter Prophet behandelt, ja förmlich angebetet worden, wogegen aus dem Kreise des Somâdsch selbst Protest erhoben wurde (Bas. M. M. 69, 174; 76, 411). Von einer Ablehnung derartiger Kundgebungen seitens des Religionsstifters ist nichts bekannt geworden. Es scheint sogar, daß nach dem Empfang in London, der als ein Zeichen, daß England sich zu der neuen Religion bekenne, gedeutet wurde, die Huldigungen in Indien noch bedeutend zugenommen haben. Schon dieser Punkt zeigt, wie sehr Tschandra Sen den Beruf eines religiösen Reformators Indiens verfehlt hat. Daß er zur Beseitigung mancher Schranken auf dem sozialen Gebiet beigetragen hat, wollen wir gern anerkennen, namentlich in Bezug auf die Ehegesetzgebung von 1872. In religiöser Hinsicht aber hat er nichts geleistet, das für Indiens Zukunft bleibend sein wird. Seine Religion gründet sich auf der Intuition, der subjektiven Offenbarung, die der grob-äußerlichen Buchoffenbarung gegenüber gestellt wird. Der schwärmerische, phrasenreiche Mysticismus nun, den er aus der Intuition entwickelt und in den er Brocken aus allen möglichen Religionen verwob, vermag nicht die Bedürfnisse einer Menschenseele wahrhaft zu befriedigen, denn er zeigt keinen Weg zu einer wirksamen Erlösung von Sünde und Schuld. Wir meinen nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die neue Religion nach dem Tode des Stifters immer weiter zu einer indischen Sekte verkümmern wird, wie deren mehrere vorhanden sind, ohne irgend welchen Einfluß auf die religiöse Erneuerung des Volkslebens. Die Spaltung, welche sich 1878 im Brahmo Somâdsch vollzog (vgl. oben 82, 275), indem der größere Teil der Gemeinde zu Kalkutta sowie 29 Provinzialgemeinden[1]) sich von Tsch. S. lossagten und den Sadharan Brahmo Somâdsch (allgemeinen B. S.) stifteten, deutet auf die Auflösung in der sich die weichende Lebenskraft der Gemeinschaft dokumentiert. Die Spielereien, die der Reformer noch (zu den bereits a. a. O. erwähnten) in jüngster Zeit in seinen Gottesdienst einführte, indem er durch Taschenspielerkunststücke die tiefsten Lehren seiner Kirche drastisch darstellen ließ, zeigen ebenfalls, wie die gedachte Verkümmerung schon beginnt.[2]) Die ganze Bewegung

[1]) Daß wir uns darunter nicht große Scharen vorstellen dürfen, ergiebt sich aus unsrer Notiz a. a. O. Es gab 1881 nur 514 wirkliche Mitglieder der verschiedenen Brahmo Sekten. Die Zahl der Anhänger ist wohl bedeutend größer; doch gab es z. B. in Kalkutta alles in allem nur 488 Brahmoisten, während die Zahl der dortigen Christen 4101 betrug.

[2]) So z. B. wurden allerlei Perlen und Edelsteine produziert, welche die in den verschiedensten Religionen zerstreuten Wahrheiten bedeuten sollten. Im Zauberkasten vereinigten sie sich zu einem herrlichen Schmuck; ebenso Kreuz, Halbmond und Dreizack. Ja eine tote Taube (der seit Jahrhunderten schweigende heil. Geist) wurde zum Leben gebracht und trug die Inschrift: „Sieg der neuen Kirche, Verschmelzung aller Religionen." (Int. 135.) Auch der Einführung des Tanzes in den Gottesdienst sei hier kurz Er-

hatte sich merklich mehr und mehr in Widerspruch gegen das Christentum gestellt; in demselben Maße mußten die Aussichten auf ihren Erfolg hinschwinden. Wäre Tschandra Sen auf dem Standpunkte seiner Antrittsrede geblieben, hätte er in Demut die Gefahren der Eitelkeit überwunden, so würde er seinem Volke eine bedeutungsvolle Vorstation errichtet haben auf dem Wege zu Christo dem Erlöser, bei dem alleine Heil für alle Menschen ist. Wir bedauern, daß der begabte Mann seine Aufgabe so wenig erfaßt und erfüllt hat (vgl. u. a. F. C. Rec. 66).

Auch ein weniger bekannter Hindureformer, Dajananda Saraswati, Gründer des Aria Somädsch, der sich bemühte die angeblich reine Religion der Veden einzuführen, war bereits einige Monate früher gestorben (Ind. Evang. Rev. 160).

Für Tschandra Sen ist bereits ein Nachfolger gefunden: Babu Protap Tschandra Mosumdar, ein Freund des Verstorbenen, der sich kürzlich auf einer Reise in Amerika in eingehender Weise über seine religiöse Stellung ausgesprochen hat. In einer religionslosen Regierungsschule gebildet, wurde in ihm durch das Vorbild einer sittlich reinen, ihm imponierenden Persönlichkeit das schmerzliche Gefühl seiner Unvollkommenheit hervorgerufen, das sich später im Brahmo Somädsch zu einem starken Sündengefühl ausbildete. In der tiefen Unruhe, die ihn dabei durchdrang, verspürte er in geheimnisvoller Weise einen persönlichen Zug zu Christo. Das ganze Leben wie der Tod Christi hatten eine wunderbare Anziehung für ihn. Er kam jedoch nicht zur Ruhe. Um das Jahr 1867 überfiel ihn eine sehr schmerzliche geistl. Vereinsamung. Er schildert die Situation, in der er damals unter heißen Thränen über den Zustand seiner Seele, über die Heilung alles geistlichen Elends und über das Licht und den Frieden, dessen Gottes Kinder sich erfreuen, meditierte. Da ward es ihm wie eine Offenbarung, daß ihm nahe eine heilige, selige, liebevolle Persönlichkeit sei, auf welche er sein müdes Haupt lehnen könne. „Jesus lag unverdeckt in meinem Herzen als eine seltene menschlich verwandte Liebe, als eine Ruhe, ein teilnehmender Trost, ein ungekaufter Schatz, zu welchem ich frei eingeladen ward. Von dem Tage an ward Jesus mir eine Realität, auf die ich mich stützen konnte. Es war damals wie ein Impuls; jetzt ist es ein Glaube, ein Prinzip geworden, eine Erfahrung, durch tausend Prüfungen bewährt. Es war kein leiblicher Christus damals, es ist noch weniger eine leibliche Emanation jetzt.

---

wähnung gethan. Drei konzentrische Kreise von Knaben, Jünglingen und Männern gelb, weiß und braun gekleidet bewegen sich zum Takte der Musik in entgegengesetzter Richtung. „Es war ein höchst gesegneter Anblick wie sie sich alle um ihre unsichtbare Mutter drehten" (ib. 134 f.). Das Urteil: „Es dürfte Wohlwollen sein partielle Geistes Störung anzunehmen" (ib.), mag hiernach nicht zu stark sein. Das Blatt des erwähnten Sadharan B. S., Brahmo Public Opinion, welches auch die Enthüllung macht, daß Herr Sen selber der Taschenspieler war, sagt er habe Gottes Namen mit solcher Spielerei lächerlich gemacht (ib. 136).

Noch ehe das Manuskript in die Druckerei geht kommen uns mancherlei weitere Nachrichten über Tsch. S. zu, aus denen wir kurz folgendes hervorheben. Noch am 1. Jan. hatte er schon krank den neuen Versammlungssaal mit einem schwülstigen Gebet an die „Geistmutter" eingeweiht. Einem Freunde schenkte er seine Photographie mit der Unterschrift: „Bleibet in mir." „Diese blasphemische Zweideutigkeit" ist höchst charakteristisch für den eiteln Mann. Seine Anhänger sind denn bereits in vollem Zuge ihm göttliche Verehrung zu erweisen. Der „Apostelrat" verordnet eine 14tägige Trauer für den zum Himmel gefahrenen Meister. Diese Zeit sollte der Meditation gewidmet sein und die Jünger sollten sich die Nähe der himmlischen Mutter mit dem Kinde (dem Meister) auf dem Schoß fühlbar werden lassen. Auch soll die Kanzel, auf der er gepredigt, nicht wieder betreten werden. Über diese Bestrebungen der Vergötterung Sens ist unter seinen Anhängern bereits Zwiespalt ausgebrochen. Mosumdar steht mit der Mehrzahl nüchterner jenen Fanatikern gegenüber (Basl. M. 162 f. 216 f.).

Es ist ein Charakter, ein Geist, ein heiliges, geopfertes, erhöhtes Selbst, das ich als den Sohn Gottes erkenne" (Ev. Luth. M. Bl. 87 ff.).

Dies Bekenntnis klingt allerdings sehr verschieden von allem, was Tschandra Sen seit seinem Vortrag über große Männer hat vernehmen lassen. Wir vermögen das psychologische Problem nicht zu lösen, wie Mosumdar bei dieser inneren Stellung Sens intimster Freund sein konnte. Ein indisches Blatt (vgl. Herald 154 f.) warnt die Christen Amerikas vor zu sanguinischen Schlüssen aus der obigen Darlegung. Es sei nicht zu verstehen, wie Herr M. bisher sein Licht so unter dem Scheffel verbergen konnte; man hätte erwarten sollen, daß er diesen Jesus auch andern verkündet habe und andre zu ihm zu führen gesucht, wovon nichts bekannt geworden sei. Daß, wie weiter dort bemerkt wird, jene Auffassung nicht von allen Brahmos geteilt wird, versteht sich nach allem, was wir oben mitteilten, von selbst. Die Folge muß es lehren, ob das neue Haupt der Gesellschaft imstande sein wird, derselben den Geist, den seine Aussprache atmet, einzuflößen, was natürlich ohne schwere Kämpfe mit der bisherigen Religionsmengerei nicht wird geschehen können. Ob er — was dazu gehört — das nötige Maß von Demut haben wird, um den sicherlich nicht leichten Versuchungen seiner jetzigen Stellung zur Eitelkeit zu widerstehen — darüber wissen wir nichts. Sollte der gedachte Fall eintreten, so wird der Somädsch ein reicher Segen für Indien werden können. Wir bezweifeln, daß in diesem Falle unsre liberalen Theologen noch mit ihm liebäugeln werden.

Die Behörden zeigen jetzt ein früher unbekanntes Entgegenkommen den Missionsschulen gegenüber. Dahin ist zu rechnen die Anstellung einer christlichen Dame, Frl. Rädschagopál, Tochter eines Missionars in Madras, als Inspektrice der Mädchenschulen in den vier südlichsten Distrikten der gleichnamigen Präsidentschaft. Ihren Sitz hat sie in Mádura genommen (F. C. Rec. 34). Noch beachtenswerter ist die von der Verwaltung des Hasaribagh Distrikts für die Unterabteilung Patschamba angebotene Subvention von 5 Rupi monatlich für jede eröffnete Schule. Infolgedessen ist es dem Missionar Stevenson möglich geworden, in wenigen Monaten 20 Schulen unter den Santhals zu gründen und noch mehr sind in Aussicht genommen. Die Schwierigkeit, die Kinder an die Schule zu gewöhnen, sucht er durch Verteilung von Preisen für den regelmäßigen Besuch und für die Fortschritte zu erreichen (F. C. Rec. 305).

Pandita Ramabai (vgl. 83, 278) ist in England, wo sie Medizin studiert, getauft worden und zwar in der anglikanischen Kirche (Bapt. Her. 27; Bost. Her. 48). Dieselbe war früher schon unter dem Einflusse der Church M. in Dschunir gewesen (Int. 259).

Ein Bericht über die Arbeit in der Senanaschule zu Adschmir erwähnt den Unterricht in englischer Sprache (U. P. Rec. 314). Es ist uns schlechthin unerfindlich, was die Frauen Indiens mit dem Englischen sollen? Oder wäre jene Einrichtung etwa getroffen, weil die betr. Lehrerin der Landessprache nicht mächtig ist?

Ein Zeichen bedeutenden Fortschrittes sind die selbständig von christlichen Eingebornen unternommenen Missionsarbeiten. So wirkt im östlichen Bengalen zu Gopalgandschi Rev. M. N. Bose und jetzt hört man von einer ähnlichen Station wo Mr. Mudu Krischnaia arbeitet. Beide Männer sind durch die F. C. Mission bekehrt worden. Der letztere erwirbt seinen Lebensunterhalt als Lehrer an einer Regierungsschule und predigt dabei ((F C. Rec. 81).

Nach anderer Seite hin bezeichnend für die wachsende Macht der Mission ist die verzweifelte Nachäffung derselben seitens der Brahmanen. Nur so läßt sich die Gründung

einer Native Philanthropic Association for Regeneration of the Pariahs verstehen (Bo. Her. 42). Die Brahmanen haben den Verein ins Leben gerufen um Freischulen für die Kastenlosen zu errichten und gelehrte Männer anzustellen, welche die Wahrheiten des Hinduismus predigen sollen (Ev. Luth. M. Bl. 20). Sie bedenken nicht, wie sie damit ihrem eigenen System einen Schlag ins Gesicht versetzen. So lange sie richtige Brahmanen sind, kann ihnen Schulbildung der Kastenlosen nicht viel anders vorkommen als uns etwa die Anstellung einer Bonne für kleine Schweine. Immermanns spottende Schilderung der Bemühungen der helikonischen Ziegen um Ausbildung der Mistkäfer u. s. w. (Münchhausen III 8) ist durchaus brahmanisch gedacht. — Wir sind nicht besorgt, daß diese neueste heidnische Mission der christlichen irgend welchen Abbruch thun könne.

Die Wesleyan. Missionare in der Präsidentschaft Madras, welche sich bisher nur auf die großen Städte beschränkten, sehen ein, wie nötig es ist, grade der Landbevölkerung das Evangelium nahe zu bringen. Sie verlangen Verstärkung um die Sache alsbald energisch in Angriff zu nehmen (Not. 3).

Bemerkenswert ist das Ergebnis einer statistischen Zusammenstellung über das Sterblichkeitsverhältnis unter den Heiden und den Christen in der Zeit der Hungersnot. Das unter den letzteren war auffallend geringer; ebenso zeigt überhaupt der Überschuß der Zahl der Geburten über die der Todesfälle bei den Christen einen höheren Prozentsatz als bei den Heiden (Bo. Her. 85). Das Wachstum der Bevölkerung in der Präsidentschaft Madras in seiner Verteilung auf die verschiedenen Religionen zeigen folgende Zahlen:

Unter 1000 Seelen waren	1871	1881	Zuwachs resp. Verlust
Hindus	923	914	— 2,39 %
Muhammedaner	59	62	+ 3,57 „
Christen	17	23	+ 30,39 „

Der Gesamtverlust (NB. Hungersnot) der Hindu beträgt 700 000; der Gewinn der Muhammedaner 66 547; der Christen 165 682.

Von den 711 072 Christen gehören 234 515 der evangelischen Kirche an. Unter den anderen sind bekanntlich die Thomaschristen sowie die Nachkommen der Bekehrten Xavers mit gezählt (Ev. Luth. M. Bl. 89).

Die Zerspaltung der evangelischen Kirche in viele Denominationen hat bis jetzt in Indien noch nicht viel Schaden angerichtet, da die Vertreter der letzteren in brüderlicher Weise zusammenarbeiten, wie sich dies besonders in den indischen Missionskonferenzen (cf. oben 83, 273. 553) bekundet. Ernstliche Gefahr aber droht von der katholisierenden hochkirchlichen Richtung, welche sich immer reger am Missionswerke beteiligt. Ein von dieser Seite in Kalkutta herausgegebener einfacher Katechismus enthält vollständig katholische Lehren, z. B. von der Transsubstantiation, Ohrenbeichte u. s. w. Dagegen hat nun die Konferenz der C. M. S. in Bengalen eine Anzahl Traktate herausgegeben, in denen ruhig und ohne scharfe Polemik die evangelische Lehre dargelegt wird (Int. 66 ff.).

Bengalen. Die von der erwähnten Missionskonferenz in Kalkutta organisierte Lutherfeier fand große Beteiligung. An 1000 Personen waren zu derselben versammelt (Int. 117). Eine interessante Entdeckung wurde kürzlich in Tschinsura gemacht, wo man eine meist aus Angehörigen höherer Kasten bestehende Gemeinde, die sich anglikanischen Gemeindegottesdienst eingerichtet hatte, auffand. Die Mitglieder sind Beamte und Kaufleute, die sich dort zusammengefunden haben, nachdem sie an verschiedenen Orten das Evangelium kennen gelernt hatten. Die C. M. S. hat nun einen Katechisten dort angestellt (Int. 744). Dieselbe hat in Kalkutta eine kleine Kolh-

Gemeinde von 30 Kommunikanten, die als fromme, standhafte Christen beschrieben werden. Man baut für sie eine schlichte Kapelle, in der Gottesdienst in Hindi gehalten werden soll, da sie Bengali nicht genügend verstehen (ib. 746).

Die Nationalhelfer der C. M. S. haben beschlossen einen Fonds zu gründen, um Bekehrten in der kritischen Zeit ihrer Taufe den Unterhalt zu sichern. — Ein schönes Beispiel von Selbstverleugnung giebt der Kolporteur, der auf den Gebrauch der Schuhe und des Sonnenschirms verzichtet, um die Ersparnis für die Mission zu geben (ib. 745).

Wir können nicht umhin einen Skandalprozeß zu erwähnen, der eine Zeit lang Kalkutta in Aufregung erhalten hat. Mr. Hastie, der Leiter der dortigen mit der Staatskirche von Schottland verbundenen Erziehungsanstalten, hatte die Vorsteherin des Mädchenpensionats, Frl. Pigot, eine Curasterin, deren Einfluß wie es scheint ihm unbequem war, so gröblich beleidigt, daß die Injurienklage von ihr angestrengt wurde. Sie gewann den Prozeß; durch die von Mr. H. gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen, welche nun vor das Publikum kamen, mußte jedoch ihre Ehre leiden. Freilich die meisten ihr zur Last gelegten Punkte mußte H. im Laufe der Verhandlungen fallen lassen; zwei derselben erkannte der Gerichtshof als thatsächlich an, indessen auf Grund so zweifelhafter Zeugenaussagen, daß die öffentliche Meinung von der Unschuld der Klägerin überzeugt bleibt. „Mr. Hastie," sagt eine Zeitung, „hat seinem eigenen Ruf mindestens ebensosehr geschadet, wie dem der Miß Pigot." Die gesamte englische und bengalische Presse stimmt in dieser Auffassung des Falles überein. Ein Blatt der letzteren, der „Liberal", sagt: „Worüber man am meisten staunen muß ist nicht, daß Unsittlichkeit vorgekommen ist — in Wahrheit ist solche nicht erwiesen — sondern daß andre sittliche Fehler, Fehler die zwar nicht nach dem Strafrecht zu verfolgen, aber sicher unchristlich sind, als in einer christlichen Gemeinde vorhanden unzweifelhaft festgestellt sind — Boshaftigkeit, Eifersucht, Grausamkeit, Rachsucht. Ob diese geringere Fehler sind als Unkeuschheit, weiß Gott allein." Die heimatliche Missionsleitung hat Mr. Hastie suspendiert. Die schließliche Entscheidung wird bis zur Erledigung der gerichtlichen Appellation aufgeschoben.[1]) (Ind. Ev. Review 114 ff. · Ch. o. Scotl. Rev. 59 ff. 62).

Die Gemeinden der englischen Baptisten im Backergandsch-Distrikt erhalten seit 8 Jahren eine eigne Mission in Madarepur (Her. 92).

Die Santhalmission zählte 1871 nur 900 Getaufte jetzt 5000. Außer der C. M. S., Free Church und den beiden Freimissionaren Skrefsrud und Börresen arbeitet in diesem Zweig der Bevölkerung auch die amerik. Free Will Bapt. Mission und der Freimissionar Hägert (E. L. M. Bl. 94).

Daß die Goßnersche Mission unter den Kolhs in neuster Zeit besonders unter der Proselytenmacherei der Katholiken zu leiden hat, ist S. 211 ff. ausführlich von Missionar Dr. Nottrott dargelegt worden. Man vergl. Biene 83, 88 f.

Die seit 1871 unbesetzt gebliebene Station Baxár in der Gangesmission soll, infolge einer Bestimmung im Testamente des Miss. Ziemann, der die Goßnersche Mission zu seiner Erbin eingesetzt hat, wieder einen eignen Missionar erhalten (ib. 10).

---

[1]) Dieselbe ist mittlerweile erfolgt und Mr. Hasties Beschuldigungen gegen Frl. Pigot sind im wesentlichen für unsubstantiiert erklärt worden (Ind. Christ. Herald v. 25. April). Es ist schwer — trotz des massenhaften Materials, das uns vorliegt — über diese ärgernisvollen Vorgänge sich ein zutreffendes Urteil zu bilden. Jedenfalls möchten wir über Mr. Hastie, obgleich ihm Taktlosigkeit und vielleicht auch einige Animosität zum Vorwurf gemacht werden muß, nicht so hart urteilen, wie die indische Presse es that. Für Fräulein Pigot können wir wenig Sympathie empfinden. D. H.

Der Frauenverein für Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande hat einen schmerzlichen Verlust erlitten durch den Tod der erst im Sept. v. J. ausgesandten Schwester Lina Bultmann. Sie starb zu Sikandra, wo sie in der Senanamission thätig sein sollte. Wie bereits im Beiblatt zur vorigen Nummer mitgeteilt wurde, bittet der Verein in einem besondern Aufruf die Missionsfreunde, um Darreichung besonderer Gaben um diese Lücke baldigst ausfüllen zu können. Wir benutzen diese Gelegenheit nochmals, um die Sache des Vereins bestens zu empfehlen. Nähere Auskunft erteilt Frau Generalin A. v. Döring geb. Gräfin Dohna, Berlin W, Schellingstr. 13.

Zu Peschawar wurde eine neue Kirche eingeweiht, an dem Tage wo vor 30 Jahren zum ersten mal dort christlicher Gottesdienst gehalten worden war (Int. 177).

Radschputana. Die dortige U. P. Mission wird auch von dem Verein der Missionsfreunde in Genf unterstützt. Dieselben haben dort 6 Jahre lang ein Lehrerin unterhalten, welche krankheitshalber zurückkehren mußte. In der Heimat hat sie sich jedoch so wieder erholt, daß sie aufs neue als Senanamissionarin hinausgeht (U. P. Rec. 368). Zwei Ärzte die auf dem genannten Felde längere Zeit treu gewirkt haben, erhielten die Ordination, obgleich sie kein theologisches Examen gemacht haben (ib. 36). Die Gattin des brit. Residenten in Dscheypur hat der Mission die Anstellung und Erhaltung einer ärztlich gebildeten Dame als Missionarin angeboten (ib. 36).

Weniger entgegenkommend beweist sich der Resident zu Indur, welcher die dortigen Missionare der Kanadischen Presbyterianer von den Behörden dieses unabhängigen Staats belästigen und ihnen die schwersten Hindernisse in den Weg legen ließ ohne Abhilfe zu schaffen. Neuerlichst soll sich ihre Lage etwas besser gestaltet haben (M. Rev. 13. 154).

Zu Bassim, nördlich von Bombay besteht eine von keiner Gesellschaft unterhaltene Mission, die nur von Damen betrieben wird. Die Gründerin Miß Drake mußte sich wegen Krankheit zurückziehen. Zwei andere folgten ihr, von denen jetzt Miß Wheeler allein thätig ist. Diese unter glänzenden Verhältnissen aufgewachsene Dame opferte allen Komfort, wohnt in einer leichten Hütte u. s. w. Sie wirkt nicht allein in dem dort errichteten Waisenhause sondern auch durch Basarpredigten. In neuster Zeit hatte sie 2 Gehülfinnen erhalten. Für die jährlichen Kosten der Station erhielt man nach Georg Müllers Methode 5000 Rupi (ib. 137). So hoch wir diese Opferfreudigkeit schätzen, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß solches Missionieren der Frauen auf eigene Hand gerade in Indien recht bedenklich ist.

In Bombay wird zu Ehren des D. Wilson eine neue Hochschule unter dem Namen Wilson College gegründet. Zu diesem Zwecke sind in Schottland 100 000 M. gesammelt worden. Die Studiosen in Glasgow allein opfern 10000 M. zur Gründung eines Internats für Theologiestudierende bei der neuen Anstalt (F. C. Rec. 45).

Die Gemeinde des A. Board in Bombay wird die Anstellung eines Missionars in Lalitpur (cf. 83, 558) übernehmen, da die schwedische Mission in Sagar zu schwach besetzt ist, um die Fürsorge übernehmen zu können (Her. 58).

Zufolge einer Notiz des Basler Magazins (93) wird die Mission der Deutschen Evang. M. G. in den Verein. Staaten mit den beiden Stationen Raipur und Bisrampur an die Evangelische Synode von Nordamerika übergehen, wie auf der Jahresversammlung der letzteren zu St. Louis beschlossen wurde. In dem Originalblatt der Gesellschaft haben wir darüber noch nichts gefunden.

In Mangalur wurde eine zweite Kirche für die Gemeinde des südlichen Stadtteils (Dscheppu) eingeweiht. Sie liegt dicht neben dem Tempel der Mangala; die Priester

sind besorgt, daß durch diese Nähe die Bhut entweichen und ihre Ceremonien kraftlos werden, besonders wenn erst die Kirche ihre Glocke haben wird. Bei der Einweihung wurde ein junger Mohammedaner getauft (Heidenb. 6).

Travankor. Zu Palpanabapuram, einer bisher als Festung des Heidentums bekannten Stadt, hat sich eine Gesellschaft gebildeter Hindu aufgethan zu dem Zweck, alle Dinge zu diskutieren. Die Versammlungen werden jeden Sonntag gehalten. Es wurde schon über das Thema verhandelt: „Ist die Kaste göttlichen Ursprungs?" Das Ergebnis war die Resolution: Die Kaste ist eine menschliche Einrichtung, schlecht in ihren Wirkungen und Folgen (Chron. 6).

Tinnevelli. Im letzten Jahre haben sich die Mitglieder der englisch kirchlichen Mission nur um 4—500 vermehrt; doch spürt man das Wachstum des persönlichen Christentums. Im ganzen zählen die Gemeinden 56000 Mitglieder, von denen 10000 abendmahlsfähig sind. Die von ihnen aufgebrachten Beiträge belaufen sich auf 48000 M. Einzelne Züge besonderer Opferwilligkeit werden erwähnt, wie z. B. einer der Christen auf eigene Kosten eine Kirche erbaute. Im Leiden zeigten sich schöne Beispiele von christlicher Ergebung. Ein alter Mann, der an einer schmerzhaften Wunde litt, sagte: Ich will die Rute küssen, die mir so gesendet ist, ich glaube, sie ist zum Heil meiner Seele. In einem Dorfe wurde den Anfängen der Trunksucht auf Bitten der Frauen durch ernste Ermahnungen des Pastors mit so gutem Erfolge vorgebeugt, daß man überhaupt die Toddy-Bereitung aufgab. Ein Christ, der sich verleiten ließ, einen gestohlenen Ochsen zu kaufen, verlor lieber den Ochsen und das Geld — obwohl er sich durch eine Lüge ohne Verlust hätte heraus ziehen können — so daß selbst der heidnische Richter bekannte: Das ist ein rechter Christ. — Für gnädige Bewahrung beim Fall von einer Palmyra brachte ein armer Schânân 6,00 M. als Dankopfer mit dem Versprechen, das gleiche in jedem Jahre zu bringen (Int. 33 ff.). Eine Schattenseite der Tinneveligemeinden sind mancherlei Streitigkeiten, deren Schlichtung sie vom Missionar verlangen, indem sie sich mit der meist korrekten Entscheidung des National-Pastors nicht beruhigen. Ein erfreuliches Zeichen dagegen ist es, daß in manchen Dörfern besondere Evangelisten angestellt sind, welche täglich heidnische Dörfer der Umgegend besuchen. Zu Pragasapuram hatte vor einigen Jahren ein von der S. P. G. entlassener Lehrer ein Schisma veranlaßt und gegen 1000 Personen verführt ihn als ihr religiöses Haupt anzuerkennen. Die meisten der Verführten sind jedoch wieder zurück gekommen, und jetzt ist das Schisma am erlöschen. — Unter den 798 Dörfern, in denen sich Gemeinden der C. M. S. befinden, sind 98, in denen ausschließlich Christen wohnen (ib. 101 ff.).

Übrigens bestreben sich die heidnischen Schânâr in neuerer Zeit eine höhere Kastenstellung zu gewinnen, indem sie allerlei Äußerlichkeiten von den oberen Kasten annehmen. Daß Bischof Sargent in einem seiner Bücher ihnen den arischen Ursprung abspricht (worüber unter den Ethnographen gar kein Zweifel ist), hatte eine große Erbitterung gegen den würdigen Mann hervorgerufen (Bo. Her. 492).

Auf einer Außenstation von Mayaveram hat der Leipziger Missionar Kabis in kleinem Maßstabe eine ärztliche Mission eingerichtet, indem er neben dem Katechisten einen tamulischen Doktor anstellte, der sehr bald das Vertrauen der Bevölkerung erworben hat. Die Sache fand allgemeinen Anklang und auf Verwendung des Kollektors stand ein jährlicher Zuschuß sowie eine Summe zur Errichtung eines kleinen Hospitals in Aussicht. Ein höherer Regierungsbeamter jedoch, dem die Missionshospitäler als „proselytizing agencies" verhaßt sind, hintertrieb die Sache. Ein anderer Be-

amter aber gab das erforderliche Geld und schon ist das kleine Hospital feierlich eröffnet (Ev. Luth. M. Bl. 9 ff. 21 ff.).

Für die Lutherfeier hatte der Landprediger Samuel jun. in Trankebar eine Lebensgeschichte Luthers bearbeitet, die den Gemeinden vorgelesen wurde (E. L. M. Bl. 87).

Die höhere Schule der Wesl. Methodisten in Negapatam ist in ein Kollege verwandelt worden, das erste dieser Denomination in Indien (Not. 58).

In Tritschinopoli hat die S. P. G. ein Seminar für Lehrerinnen gegründet (M. Field 353 f.). Zu Kolar bei Bangalur besteht eine ähnliche Glaubensmission wie die oben erwähnte. Miß Anstey hat dort nach der Hungersnot 600 Kinder gesammelt. Sie ist die einzige Weiße am Orte. Neben der Thätigkeit am Waisenhause hat sie auch sonst missioniert und eine Gemeinde gegründet die 168 Mitglieder zählt. Desgleichen arbeitet Miß Reade in Panruti, nicht weit von Pondicherri, wenn auch nicht mit so ausgedehntem Erfolge. Tamil spricht sie von Jugend an. Aber um auf die mohammedanischen Frauen Einfluß zu gewinnen, wünschte sie Hindustani zu sprechen. Sie bat den Herrn um die Gabe dieser Sprache und empfing sie. Einen Monat konnte sie nicht mehr als zwei bis drei Sätze sprechen. Im nächsten Monat war sie imstande zu predigen und zu beten, ohne daß ihr ein Wort fehlte (Miss. Rev. 52 f.). Wir fürchten, daß ein gut Teil Täuschung mit dabei unterläuft, und daß ihr Hindustani (abgesehen von formaler Korrektheit) die christlichen Gedanken den Zuhörern oft sehr entstellt mitteilt. Wir erinnern an jenen Missionar, der des Gudscherati mächtig geworden zu sein glaubte und doch infolge einer Verwechselung verschiedener T-Laute in seinem Gebet um „alte Weiber" flehte, anstatt um „Gottes Gnade". Nachträglich erfahren wir, daß in Panruti als Erstling ein junger Brahmane getauft worden ist. Die Handlung geschah nach baptistischem Ritus (Reg. Bey. 35). Wer sie vollzog, ersehen wir nicht. Hoffentlich hat die Dame einen ordinierten Eingebornen zur Hilfe. — Daß sie dem jungen Brahmanen gar gern eine englische Bildung geben möchte (womöglich in Spurgeons Seminar) und davon unschätzbar viel Gutes erwartet, zeigt uns, wie wenig Verständnis sie für die richtige Missionsmethode hat. Weiß Miß R. nicht, daß es im Tamillande verschiedene christliche Predigerseminare giebt?

Telugu land. Die Koi-Mission bedarf sehr der Verstärkung. Rev. J. Cain nebst Frau stehen allein auf der abgelegenen Station Dumagudem. Sein Katechist ist krank und kann nichts thun. Frau Cain arbeitet treulich mit, wozu sie ihre Kenntnis der Koisprache wohl befähigt, drei bis viermal in der Woche geht sie des Abends auf die Dörfer, um vor großen Versammlungen das Evangelium zu verkündigen. — Die ärztliche Hilfe wird stark begehrt. Das Volk, das noch halb nackt geht, steht auf einer sehr tiefen Stufe. Sie haben fast nur fürs Essen und Trinken Sinn (Int. 119).

Die Gemeinde der S. P. G. zu Kalsapâd hat sich seit 1880 mehr als verdoppelt und zählt nun im ganzen 3000 Angehörige (M. Field 35).

Die Baptisten finden immer noch viel Verlangen nach der Taufe. Bisher gehörten die Bekehrten nur zu den Mala und Madiga; es scheint aber, als wollten nun auch die Sudra in größerer Zahl übertreten (Bapt. Mag. 382. 427).

Die Lutherische Mission des General-Council in den V. St. hat von ihrer Station Râdschamandri erfreuliche Fortschritte zu berichten. Bei dem großen Zuwachs der Gemeinden (nähere Angaben fehlen) bitten die Missionare dringend um Verstärkung. Es wurde eine höhere Schule, die „Lutherische Missionshochschule" eröffnet. Auf der im Januar gehaltenen Konferenz waren mit den Missionaren 30 Lehrer und Katecheten versammelt (Missionsbote [Philadelphia] 28 f.).

Die Kanadischen Baptisten hatten 1882 auf diesem Gebiet 6 Stationen mit

1115 Mitgliedern, deren 297 im letzten Jahre getauft waren. Die Stationen Bimlipatam, Tschikakol, Bobbilis stehen unter dem Missionsausschuß der Küstenprovinzen, Kokonada, Tuni und Akidu unter dem von Ontario und Quebec. Im ganzen arbeiten in dieser Mission 7 Missionare und 2 Lehrer außer den eingebornen Gehilfen. Auf dem theol. Seminar in Samulkotta werden 19 junge Leute ausgebildet (Bapt. Mag. 383 f.)

Indischer Archipel. Java zeigt unter seinen 20 Millionen Mohammedanern bis jetzt freilich nur einen verschwindenden Prozentsatz von eingebornen Christen, doch arbeitet die Mission auch dort unter allen Schwierigkeiten mit Erfolg. Besonders ruht auf der Missionsstation Modjo Warno noch immer der Segen ihres Stifters, Jellesma, dessen Andenken treu bewahrt wird, wie die würdige Erhaltung seines Grabes seitens der Gemeinde bezeugt. Diese umfaßt jetzt einschließlich der Filiale 2600 Seelen, von denen im letzten Jahre 58 Erwachsene und 120 Kinder getauft sind. Die schöne neue Kirche wird bei gewöhnlichen Gottesdiensten von 700 Kirchgängern besucht. Zur Tilgung der noch auf derselben ruhenden Bauschuld brachten die meist nur armen Leutchen 1000 Fl. auf und überreichten außerdem dem Missionar zur Überraschung 400 Fl., die sie unter sich zur Beleuchtung der Kirche gesammelt hatten (Maandber. 17 f.).

Die Gereformeerde Zendingsvereeniging, die bekanntlich ihre beiden Stationen im mittleren Java zu Tagal und Purbolingo hat, befand sich durch fortwährend wachsendes Defizit in so ungünstiger finanzieller Lage, daß nach der vorletzten Jahresversammlung nur noch alle Kräfte auf die Abtragung der Schulden gerichtet werden sollten. Den Missionaren wurde angekündigt, daß sie von einem bestimmten Termin des Jahres 1884 ab kein festes Gehalt mehr erwarten dürften. Es schien, daß sie sich würden an andre Gesellschaften anschließen müssen und daß die G. Z. ihrer Auflösung entgegengehe. Durch die letzte Jahresversammlung indessen wurde jener Beschluß umgestoßen, und ist das Defizit durch ein paar Legate gedeckt worden (Mac. 313).

Die Utrechtsche Missiongesellschaft mußte, wie wir früher (1883 S. 333) erwähnten, nach der Ermordung ihres Missionars de Broom ihre Arbeit auf Bali einstellen. Der andre Missionar Wiggelendam hat sich bis jetzt zu Surabaia aufgehalten. Auf die Aufforderung eines Herrn O. wünschte er im Tengergebirge eine Mission anzufangen. Die Missionsverwaltung hat ihm gestattet, sich dort probeweis für ein Jahr niederzulassen (Verslag p. 5).

Sumatra. Über den jüngsten Krieg in Hochtoba liegen uns jetzt ausführlichere Berichte vor. Bekanntlich war das Land bereits 1878 unterworfen worden; doch erst zu Anfang des vorigen Jahres zog es die holländische Regierung in den Kreis ihrer Verwaltung und stationierte am See einen Kontrolleur mit 25 Soldaten. Singa Mangaradja, in dem noch unabhängigen westlichen Gebiet, der schon früher mit Atjeh unter einer Decke gespielt hatte und wahrscheinlich im geheimen schon Mohammedaner ist, verkündete mit vielem Bramarbasieren, daß er mit Hilfe seiner Bundesgenossen die Holländer vertreiben werde. Die Aussichten wurden für die jungen Missionsstationen jener Gegend höchst ungünstig. Von den wenigen holländischen Truppen hatten sie keinen Schutz zu erwarten. Dennoch blieben selbst auf den beiden exponiertesten Stationen Muara und Litongnihuta die Missionare Bonn und Kessel ungestört, obwohl Frau und Kind des ersteren nach Balige verhältnismäßig in Sicherheit gebracht war. Der letztere entschloß sich jedoch am 16. Juni, als durch Kundschafter ein Angriff auf seine Station bestimmt verkündigt wurde, auf Bitten des Häuptlings von Silindung her Hilfe zu holen. Sofort nach seiner Abreise erschien der Mangaradja auf der Station, die er vollständig zerstörte. Darauf zog sich auch Br. Bonn nach Balige zurück; wo auch

Kessel nach 2 Tagen wieder eintraf. Die Lage der Missionare sowie des Kontrolleurs mit seiner Handvoll Soldaten war äußerst kritisch, obgleich die letzteren durch 30 Mann verstärkt wurden. Man wollte die Frauen nach Silindung bringen; aber sie blieben, gefaßt auch zu sterben, wenn es Gottes Wille sei: der Mangaradja hatte auf den Kopf jedes Weißen die Summe von 750 Fl. ausgesetzt. Er rückte mit seinen Tausenden von Kriegern näher und näher. Am 30. Juni kam es zum Kampf. Mit großem Geschick und Kaltblütigkeit griff der Kontrolleur, Herr Welsing, die kolossal überlegenen Scharen mit nur 20 Mann an und lockte sie durch einen Scheinrückzug aus dem besetzten Dorfe heraus und nun gelang es durch anhaltendes Schnellfeuer der ganzen Mannschaft den Feind in die Flucht zu treiben. Noch an demselben Tage wurde ein Angriff der feindlichen Flotte abgeschlagen. Dieser Erfolg machte auf die Bevölkerung einen solchen Eindruck, daß schon nach wenigen Tagen mehrere Häuptlinge ihre Unterwerfung anboten. Als dann noch 100 Soldaten und 300 Lastträger am See anlangten, schien die Sache entschieden zu sein.

Dennoch kam es nochmals zum Kampf, nachdem die Emissionäre des Mangaradja in Sipoholon die Kirche abgebrannt hatten, fand am 29. Juli eine zweite Schlacht statt, bei der seine Truppen, wahrscheinlich durch Atjinesen verstärkt, viel hartnäckiger Widerstand leisteten. Nachdem fast den ganzen Tag gekämpft war, wurden sie zurückgeworfen. Bald darauf brannte das Regierungsgebäude in Silindung ab. Aber wieder unterwarf sich eine Anzahl von Häuptlingen. Am 12. und 13. August hat dann endlich der Entscheidungskampf stattgefunden zu Bakara, der Residenz des Mangaradja, welche eingenommen und mit 12 andern Dörfern zerstört wurde. Damit scheint der ärgste Feind der Mission am Tobasee beseitigt zu sein. Die Häuptlinge haben reichliche Buße zahlen müssen, und alle Verluste der rheinischen Missionsgesellschaft sind ersetzt worden. Die eingebornen Christen hatten sich in der kritischen Zeit treu zu den Missionaren gehalten (M. Ber. Nr. 11).

Die Mission des Java Komitees hat einen schweren Stand mitten unter fast ganz mohammedanischer Bevölkerung; dennoch sind die beiden Gemeinden, wenn auch langsam gewachsen. Huta Rimbaru zählt 115, Simapilapil 173 Seelen (Mac edonier 303).

Eine neue Mission auf Sumatra ist von dem Evang. Luth. Genootschap voor In en Uitwendige Zending unternommen. Man hat das Gebiet des noch heidnischen Stammes der Redjangs östlich von Benkulen zum Arbeitsfelde ersehen. Ein Missionar ist ausgesandt, der sich aber zunächst noch in der genannten Stadt aufhält (ib. 305).

In Atjeh baut die holländ. Regierung eine prächtige Moschee an stelle einer solchen, die im Kriege zerstört wurde. Das Modell prangte auf der großen Industrieausstellung. Kirchen in Atjeh zu bauen, oder Missionare dahin zu senden, daran denkt niemand (ib. 305).

Von Nias ist Zuwachs zu berichten. Die kleinen Christengemeinden zu Dahana und Ombolata haben ihre Mitgliederzahl verdoppelt. An ersterem Orte ist eine kleine Gehilfenschule errichtet. Auch liegen die ersten brauchbaren Bücher in der Nias-Sprache gedruckt vor. Auf dem südlichen Teil der Insel zu Telok Dalam wird nun eine Station angelegt und zur Verbindung derselben mit Gunong Sitoli ein nettes Segelschiffchen, der „Denniger" angeschafft. — Auch zu Padang ist eine kleine Niassergemeinde begründet; am 1. April wurden die dortigen Erstlinge getauft (M. Ber 17 ff. 21 ff.).

Im nordwestlichen Borneo hat die S. P. G. Mission neuerlichst bei dem Stamme der Serin Dajaken Eingang gefunden. Schon wurden 28 Personen getauft (M. Field 99).

Die ältere Rotterdamer M. G. hat auf Vorstellung der Indischen Kirchenverwaltung ein neues Arbeitsfeld in der Minahassa eröffnet und zwar zu Maombi, zwei Stunden von Menado (Maandb. 45), wahrscheinlich unter den Resten der Alifuren, die bisher dem Christentum trotzen.

In Nr. 2 des Export (1884) findet sich in einem A. F. v. M. unterzeichneten Artikel über Java folgendes anerkennende Urteil über die Minahassa: „Ich will hier nur die Minahassa im Norden der Insel Celebes erwähnen, wo europäische Bildung in Verbindung mit dem Christentum Wunder der Kultur bewirkt hat. Der Reisende begegnet dort hochgewachsenen, schönen Leuten in europäischen Kleidern und mit europäischen Manieren. Ackerbau und namentlich Pferdezucht stehen dort in hoher Blüte und man kann die Minahassa wohl ein indisches Mustervolk nennen." Der Artikel, der an sich sehr lesenswert ist, scheint nach dem ganzen Habitus von einem einsichtsvollen Kaufmann (oder Konsularbeamten) geschrieben zu sein.

Zu Kisser, einer der Südwestinseln, hat Missionar Rinnooy von der Utrechter M. G., der jetzt dort als Hilfsprediger angestellt ist, seit 43 Jahren die erste Taufhandlung vollzogen. Die Bevölkerung ist schon von den Portugiesen resp. Spaniern bekehrt worden, aber fast ganz ins Heidentum zurück gesunken, obgleich sie sich immer noch Orang Serani (Christen) nennen. Die Häuptlinge sind zugleich Priester. Es bestehen auf der Insel viele Götzentempel, aber nur eine Kirche. Zauberei wird reichlich getrieben, z. B. um die Felder fruchtbar zu machen. Eigentümlich sind Begräbnisceremonien, bei denen ein Hund geschlachtet wird — früher wurde ein Sklave geopfert, was durch die Regierung abgeschafft worden ist. Weihnachten wird als „großer Tag" gefeiert. — Trunksucht herrscht in ausgedehntem Maße. — Br. R. hat 27 junge Leute in christlichem Unterricht. Auch hat er ein Wörterbuch der Kisser-Sprache verfaßt (Berigten 184).

Von den Goßnerschen Missionaren auf den Sangi-Inseln, die dort als Hilfsprediger der Regierung wirken, ist schon lange nichts mehr zu hören gewesen. Endlich erhalten wir wieder einmal eine kurze Nachricht von dort. Kelling in Tagulandang ist beschäftigt mit der Übersetzung des Alten Testaments, nachdem bereits die des N. T. vollständig gedruckt ist. Das erste bibl. Buch in der Sangi-Sprache (Ev. Johannis) erschien 1877 (Maced 299).

Die S. P. G. war im Begriff eine Mission auf den Andamanen und Nikobaren anzufangen. Durch die Ermordung des britischen Residenten, des einzigen Europäers auf den ersteren Inseln, der dem Unternehmen günstig war, ist dasselbe aufgeschoben worden, aber nicht aufgegeben (M. Field 7).

Hinterindien. Missionar Brayton in Rangun hat die Übersetzung der ganzen Bibel in die Sprache der Pwo-Karenen vollendet (Bapt. Mag. 425). M. Thomas in Henthada klagt über den Mangel an Arbeitern. Im Süden, wo nur Pwo-Prediger stehen, zeigen die Sgau-Karenen sich empfänglich für das Wort Gottes; ein Reiseprediger könnte viele gewinnen, die jetzt der thätigen römischen Propaganda zufallen. Von beiden Seiten des westlichen Yomagebirges kommen von den Khyens Bitten um Lehrer, besonders aus Arrakan. Ein Reiseprediger wurde dort an vielen Orten dringend gebeten sich niederzulassen. In der Schule zu Henthada sind jetzt viele Khyen-Schüler, von denen hoffentlich mancher ein Prediger für seine Landsleute werden wird (ib. 373).

Unter den Karen-ni findet das Evangelium immer mehr Eingang. Bei dem

Häuptling des mittleren K.-Gebiets sind 2 Lehrer von Loungu aus stationiert. Derselbe hat eine Kirche gebaut. Auch andre Dörfer bekunden ihre Bereitwilligkeit, Kirchen zu bauen, falls sich Lehrer bei ihnen niederlassen wollen. Auch für dies Gebiet fehlt es an Arbeitern — sowie auch an Geld — denn das Leben in jenem Gebiet ist kostspielig wegen der nur kärglich vorhandenen Nahrungsmittel (ib. 426 f.).

In Bhamo[1]) ist mit der Taufe von 3 chinesischen Schan die erste Gemeinde aus diesem Volke begründet. Die Mission hat bei demselben die gleiche Schwierigkeit wie bei den Barmanen. Auch die Schans sind Buddhisten — doch die unter chinesischer Oberhoheit sind weniger streng (ib. 12. 21).

Daß aus Veranlassung des französischen Krieges in Tongking dort wieder Märtyrerblut fließen würde, war zu erwarten. Schon am Tage nach der Schlappe am 19. Mai v. J. wurde der junge Missionar Béchet, der seit noch nicht zwei Jahren in West-Tongking arbeitete und krank eine Erholungsreise in Nam Dinh machte, gefangen genommen und mit 7 andern Christen enthauptet (Kath. Miss. 214. 57 f.). Später wird berichtet, daß ein Missionar, 22 Katecheten und 215 Christen in West-Tongking getötet seien. Irreguläre bewaffnete Rotten durchziehen das Land überall raubend und mordend (ib. 83). Neuerlichst melden die Tagesblätter aufs neue ein Blutbad und zwar aus Than-hoa, wo 5 Missionare und 30 Katecheten ermordet wurden. Wir gedenken in Teilnahme dieser Opfer des Krieges, der mit dem nationalen Haß zugleich den Christenhaß wieder entflammt hat. Wenn wir den bekannten Bericht eines französischen Offiziers über die Ermordung elender Flüchtlinge, die förmlich als Sport beschrieben wird, vergleichen, so können wir uns allerdings nicht wundern, wenn von heidnischer Seite solche Blutthaten erfolgen.

China. An dieser Stelle sei zunächst die Petition gegen den Opiumhandel nachträglich erwähnt, welche im vorigen Jahre von 231 Missionaren in China an das englische Parlament gerichtet wurde. Ihr Los war die Ablehnung mit 120 gegen 68 Stimmen (Miss Rev. 464). Dieses Votum der englischen Volksvertretung wirft ein trauriges Licht auf die dortigen Zustände trotz aller Zeichen christlichen Lebens. — Einem Missionar machte ein Chinese Vorstellungen darüber, daß die Engländer, die selbst nicht Opium rauchen und es für ein Gift halten, es dennoch nach China einführen. Sein Katechet wollte die Ausrede machen, daß das Opium aus Indien komme, der Missionar aber aus England sei und daß dies Land mit Opium nichts zu thun habe. Jener aber mußte diese Vertuschung der Wahrheit desavouieren. „Doch niemals," fügt er hinzu, „habe ich mich so geschämt meine Nationalität anzuerkennen; es war eine bittere Erfahrung (U. P. Rec. 372). Der tiefe Abscheu der Chinesen gegen das Laster des Opiumrauchens zeigt sich in bildlichen Darstellungen, wie z. B. der Opiumsklave abgebildet wird als ein Subjekt, von dem sich selbst ein Tiger abwendet, weil es nicht mehr den Geruch des Menschenfleisches an sich trägt, oder wie er der auf einem Altar aufgepflanzten Opiumpfeife Opfer und göttliche Verehrung darbringt (Med. Miss. 350). In etlichen Distrikten haben die Mandarinen eine Verordnung erlassen, dergemäß kein Opiumraucher zu einem Examen zuzulassen ist. Sollte sich ein solcher dennoch unbemerkt einschleichen, so verliert er im Fall der Entdeckung alle seine bisherigen Grade. Im Militär werden 40 Tage zur Ablegung des Lasters gestattet. Wer sich bis dahin nicht von demselben entwöhnt hat, wird aus dem Dienste entlassen (Bapt. Mag. 435

[1]) In der Anzeige des Kl. Missionsatlasses (83 S. 526 f.) ist gesagt, daß diese (am oberen Irawadi gelegene) Station fehlt. Dies beruht auf einem Irrtum. Sie findet sich auf der Nebenkarte auf Nr. 7, auf welche die Notiz auf Nr. 8 ausdrücklich hinweist. Nachzutragen ist nur die Signatur CI. AB.

M. Rev. 66). Auch wird berichtet, daß Mandarinen die Mohnfelder in ihrem Distrikte zerstören ließen (Basl. M. M. 447).

Kanton. Die durch den französischen Krieg veranlaßten Unruhen in Kanton sind ihrer Zeit durch die Tagesblätter bekannt geworden.[1]) Auch ein Missionar der C. M. S. Rev. J. Grundy verlor sein Haus, das vom Pöbel zerstört wurde (Int. 755). Das Eigentum der Wesl. Methodisten blieb zwar unbeschädigt, doch wurde die ganze Missionsthätigkeit sehr gehindert, und ein Missionar samt Frau mußte sich durch die Flucht vor dem Pöbel retten. Auch aus Fatschan mußten die Missionare sich zurückziehen, wie überhaupt allen in den Distrikten wohnenden Missionaren von den Konsuln der bestimmte Rat erteilt wurde, nach der Hauptstadt zu kommen. Nach neuern Berichten war die Ruhe wieder hergestellt (Not. 276, 303 f., 4).

Die in Hongkong gegründete neue Mission des Am. Board (vergl. 83 S. 564) dehnt ihre Thätigkeit auch auf das Festland aus, wo man Anknüpfungen mit solchen Personen sucht, die schon in Amerika und Australien gewesen sind. Man findet sie reichlich (Her. 381). Zwischen Honkong und Kanton ist eine Telegraphenleitung hergestellt. Es bezeichnet dies ein Fortschritt gegen den chinesischen Geisterglauben, auf grund dessen bisher solche Leitung unmöglich war. Freilich herrscht auch jetzt noch einige Aufregung im Volke wegen der Neuerung (For. Miss. 213).

Auf der noch ziemlich wenig bekannten Insel Hainan ist ein gewisser C. C. Jeremiassen im Begriff, eine unabhängige Mission zu gründen. Er hat eine Untersuchungsreise nach dem Innern ausgeführt, wo in den Gebirgen die Aborigines malaischer Race wohnen, während nur die Küstengebiete von Chinesen besiedelt sind. Bei jenen fand er freundliche Aufnahme. Die Verhältnisse sind dort günstiger als unter Chinesen. Die Reise wurde sehr erschwert durch die vielen Blutigel auf dem Wege (Rev. 135).

Die Basler Missionare haben gebeten, die 23 Stunden nordöstlich von Tschongtschun gelegene Bezirkshauptstadt Kayin-tschu, die das Centrum des Hakka-Gebiets bildet, als Hauptstation zu besetzen, nachdem seit 1876 daselbst eine kleine Gemeinde bestanden hat. Die Gründung einer Gemeinde in dem halbwegs dorthin gelegenen Hinnen gab die Veranlassung dazu. K. war schon bisher der Mittelpunkt erfolgreicher Predigtreisen (Heidenb. 76).

Zu Swatau hat Frl. Adele Field in Diensten der Am. Baptistenmission ein Lexikon des dort gesprochenen Dialekts herausgegeben. Es ist ein starker Quartband und wird von der Kritik günstig beurteilt (Bap. Mag. 362).

Aus der C. M. in Fu-kien wird ein Fall berichtet, welcher zeigt, wie sich die Bekehrungen keineswegs auf die unteren Klassen beschränken. A-Hock ist ein reicher Kaufmann von bewährter christlicher Gesinnung, der bei jeder Gelegenheit reichliche Beiträge für gute Zwecke giebt. Sonntags hält er sein Geschäft geschlossen (Int. 719). Ebenso machte ein Kaufmann in Hong-kong sogleich nach seiner Taufe in den Zeitungen bekannt, daß fortan sein Geschäft Sonntags geschlossen bleibe (Lond. Chron. 416).

Über Dr. Mackey, den Missionar der kanadischen Presbyterianer in Formosa, bringt Miss. Rev. (19 ff.) einen ausführlichen Artikel. Der außergewöhnliche Mann ist geboren 1844. Von frommen Eltern von Jugend auf zu dem Herrn geführt, widmete er sich dem geistlichen Amte und studierte Theologie in Toronto und Princetown. Nach einem Aufenthalt in Edinburg beschloß er Missionar zu werden und stellte sich

[1]) Mittlerweile ist es ja zwischen Frankreich und China zu einer friedlichen Verständigung gekommen. Missionar Faber spricht die Befürchtung aus, daß dieses Nachgeben der chinesischen Regierung eine Rebellion im größeren Maßstabe zur Folge haben könne. D. H.

seiner heimatlichen Kirche als solcher zur Verfügung. Er wählte Formosa, wo er am 9. März 1873 eintraf und seinen Wohnsitz in Tamsui nahm. Nachdem er das Nötigste von der Sprache gelernt hatte, heftete er die h. zehn Gebote an seine Hausthür. Infolgedessen hatte er allerlei Belästigungen zu erdulden. Doch fand er bald seinen ersten Bekehrten, Giam-tscheng-hoa, der bis jetzt seine rechte Hand geblieben ist. Mit diesem nebst einigen andern, die sich dazu fanden, reiste er nun im Lande umher, der Bevölkerung predigend und seine Anhänger unterrichtend, vor allem in praktischer Theologie. Doch brachte er ihnen auch Botanik, Geologie, Geographie, Anatomie, Kirchengeschichte und systematische Theologie bei. Seine Erfolge waren staunenswert. In vier Jahren hatte er zehn Kapellen gebaut und sie der Obhut ebensovieler eingeborner Helfer anvertraut. Die Gottesdienste wurden von 500 Personen besucht, davon 75 Kommunikanten waren. Ein Jahr später war die letztere Zahl auf 160 gestiegen und tausend Eingeborne hatten den Götzendienst aufgegeben und hielten sich zum Gottesdienst. Damals trat M. in den Ehestand und zwar mit einer Chinesin. Sein Bericht von 1879 meldet 300 Kommunikanten und 2000 Anhänger, der von 1882: 350 und 3000, und jüngst nach einer Rückkunft von einer Reise in die Heimat konnte er telegraphieren, daß abermals 2000 Eingeborne ihren Götzen entsagt hätten. — Bezüglich der Gründe dieser außerordentlichen Erfolge führt der Artikel an, daß Mackay immer sein Leben für die Sache des Herrn eingesetzt habe, und zweitens, daß man ihm volle Freiheit in seiner Arbeit gelassen habe. Keine Deputation oder Sekretär habe ihm eine Zwangsjacke angelegt. Die letzte, gegen geordnete Missionsverwaltung gerichtete Bemerkung müssen wir für durchaus unzutreffend halten. Es giebt einerseits manchen Freimissionar, der trotz der völligsten Unabhängigkeit nur sehr geringe Erfolge aufzuweisen hat, und andrerseits haben Missionare unter strenger Kontrolle einer Missionsverwaltung ebenso große, wenn nicht noch größere Erfolge gehabt als Mackay. Er ist ein außergewöhnlicher Mann und solchen darf man nicht im allemeinen als Vorbild hinstellen. Der Versuch, ihn zu kopieren, dürfte bei manchem auch eifrigen und glaubensmutigen Manne nur zu traurigen Mißerfolgen führen. Die Aufgaben sind verschieden. Dann und wann gebraucht der Herr einmal einen Arbeiter, um eine weite Bresche in die feindlichen Mauern zu reißen; andre haben die stille geduldige Minierarbeit zu thun, die wir trotz ihrer Unscheinbarkeit nicht gering achten wollen. Übrigens wäre es eine Täuschung, wenn man meinte, daß Dr. M. mit seinen Siegen im Sturmlauf schon alles in jener Gegend ausrichte. Es wird nach ihm noch viel treue Arbeit im kleinen erforderlich sein, um den gegründeten Gemeinden die nötige Solidität des christlichen Lebens zu geben, und die heimatliche Kirche thäte wohl, wenn sie für Kräfte sorgte, die bald in diese Arbeit eintreten können.

Der Am. Baptistenmission in Ning-po hat ein Freund ein im Gebirge gelegenes zweistöckiges, massives Haus geschenkt, das die Missionare als ein Sanitarium benutzen sollen, um der ungesunden Sommerhitze der Großstadt zu entgehen. In der letzteren hat derselbe ein Haus, das zum Töchterpensionat eingerichtet werden soll, geschenkt (Bapt. Mag. 881).

Der Bischof der Protestantischen Episkopalkirche zu Schanghai, Schereschewsky hat wegen schwerer Erkrankung sein Amt niederlegen müssen. Er suchte Wiederherstellung in der Schweiz und hoffte doch noch einmal nach China zurückzukehren und dort einige Missionsarbeit thun zu dürfen (Spir. 35). Die P. E. Mission in Schanghai hat ein neues Hospital eröffnet. Die 40000 Mark betragenden Kosten sind größtenteils von einem Herrn Li-tschan-ping gedeckt worden (Spir. 96). Dieser Fall erinnert an

das vom Vizekönig von Pe-tschi-li, Herrn Li-hung-tschang, dem „chinesischen Bismarck", der Londoner Mission zu Tien-tsin geschenkte Hospital. Es befindet sich in erfreulicher Entwicklung. Mit demselben ist eine medizinische Schule verbunden, welche bald ihre ersten acht Zöglinge als geprüfte Doktoren entlassen wird (For. Miss. 296. 327).

Im nördlichen China haben jüngst nach anhaltendem Regen bedeutende Überschwemmungen furchtbaren Schaden angerichtet. Viele Häuser sind durch Unterwaschung der Mauern zerstört worden. Allein in Peking sollen 2000 Menschen ums Leben gekommen sein (ib. 266). Große Strecken Landes stehen völlig unter Wasser (Her. 99 f.).

Im vergangenen Sommer wurde die erste Trappisten-Niederlassung zu Yang-kia-ko in Nordchina begründet (Kath. M. 79 f.).

In der Provinz Schan-si[1]) haben die beiden dort kürzlich eingetretenen Missionen eine Übereinkunft getroffen, derzufolge die Missionare des Am. Board sich nach dem südlichen Teil zurückziehen und die Städte Tai-ku, Ping-yao (Ping-yang?) und Tschietsin besetzen werden, während die Hauptstadt, Tai-yuen-fu, und das nördliche Gebiet den englischen Baptisten überlassen wird. Tai-ku, eine Stadt von 120 000 Einw., wurde zunächst vorläufig besucht. Die Verhältnisse sind günstig. Es ist dort eine freundliche Bevölkerung in einem reichen Lande mit üppigen Weizenfeldern und gesundes, angenehmes Klima. Nach neueren Nachrichten sind die drei oben genannten Stationen bereits besetzt (Her. 382. 427. 439. Rep. 78).

Die China Inland M., welche in der genannten Provinz zu Tai-yuen-fu und Ping-yang arbeitet, hat den am ersteren Orte erfolgten Tod eines ungewöhnlich tüchtigen jungen Missionars Dr. Schofield zu beklagen (Ch. Miss. 155 f.).

In Schensi hat die letztgenannte Mission schon größere Erfolge. In Hangtschung-fu, der ehemaligen Hauptstadt des Reiches, wo vor 12 Jahrhunderten die Nestorianer das Christentum pflanzten, haben sich 70—80 Personen bekehrt. Die Station wurde 1879 besetzt. Auf der andern 1882 angefangenen zu Si-ngnan-fu zeigen sich noch viel Schwierigkeiten, und der Patriotismus der Bewohner verhält sich sehr ablehnend gegen die fremde Lehre, während die Landbevölkerung der Umgegend viel zugänglicher ist (ib. 34).

Korea ist nun durch die von verschiedenen europäischen Mächten mit der dortigen Regierung abgeschlossenen Verträge thatsächlich dem Evangelio offen. In dem französischen Vertrag ist ausdrücklich Zulassung und Schutz für die kath. Missionare ausgemacht. Nach der in den übrigen Verträgen enthaltenen Klausel bezüglich der Rechte der meist begünstigten Nation erhalten auch die evangelischen Missionare die gleichen Vergünstigungen. Sie dürfen ihren festen Wohnsitz im Lande nehmen, Häuser bauen, Schulen, Hospitäler u. s. w. einrichten, mit einem Paß im Lande umherreisen u. s. w. Diese neue Wendung ist besonders wichtig für die U. P. Mission in der Mantschurei, welche ihre Agenten bereits über die Grenze schickte, während die Missionare dieselbe nicht überschreiten durften (U. P. Rec. 15. For. Miss. 249). Miss. Roß in Niu-tschwang hatte bereits 6 Koreaner getauft. Einer derselben übersetzte das N. T., aber die Arbeit ist wegen mangelnder Sprachkenntnis unbrauchbar ausgefallen. Sie ist zwar gedruckt, aber durch Druckfehler vollends entstellt (Bo. Her. 483).

Noch wichtiger aber scheint der christliche Einfluß zu werden, der von Japan aus auf das lange verschlossene Land ausgeht. Der von uns 88 S. 566 schon erwähnte

---

[1]) Wir bitten den im vorigen Jahrgang S. 565 Z. 7 v. o. stehen gebliebenen Druckfehler zu berichtigen. Auch dort sollte es Schan-si heißen.

christliche Koreaner Rijutei in Tokijo hat einen Landsmann, der an der dortigen Universität als Lehrer der koreanischen Sprache thätig ist, Dr. Kitaumi, zum Christentum geführt, und dieser bildet sich nun in der christlichen Lehre und europäischen Medizin aus, um als Missionsarzt in seinem Vaterlande zu wirken. Auch von den (wie oben erwähnt) zur Ausbildung nach Japan geschickten jungen Koreanern gelang es Rijutei, zwei zu bekehren, die freilich von ihrem Hofmeister darüber scharf getadelt wurden. Er drohte, daß ihnen die Unterstützung entzogen und wenn sie nach Hause kämen, die Köpfe abgeschlagen werden würden. Die beiden blieben aber fest und studieren nun in der Missionsschule zu Tokijo. Da dort außerdem einige Koreaner getauft sind, wird demnächst ein regelmäßiger Gottesdienst in koreanischer Sprache eingerichtet werden. Rijutei ist eifrig mit der Übersetzung des N. T. beschäftigt. Ein kath. Priester versuchte vergeblich, ihn für seine Kirche zu gewinnen. (Bo. Her. 483.)

Nach neueren Nachrichten hat sich auch der eben erwähnte Hofmeister bekehrt und damit sind die seiner Leitung anvertrauten jungen Leute (jetzt 30) unter christlichen Einfluß gekommen (For. Miss. 336).

In Seoul, der Hauptstadt von Korea, ist schon eine englische Schule errichtet, in der englisch sprechende Chinesen den Unterricht geben (ib. 335). Der junge erst 25 J. alte König ist ernstlich bestrebt, seine Nation zu fördern. Er hat seinen Neffen nebst einem andern Edelmann nach Amerika gesandt, damit sie die westliche Kultur kennen lernen. In Bezug auf die Aufregung der Bevölkerung sind beruhigende Plakate an öffentlichen Orten angeheftet worden. Es heißt in der bez. Proklamation: „Unwissende Bauern und neugierige Weiber mögen sich durch die seltsame Erscheinung der Fremden und ihre unverständliche Sprache beunruhigen lassen. Wer aber die Hand an einen Fremden legt, oder ihn beschimpft, ist sogleich der Behörde anzuzeigen, die den Schuldigen mit dem Tode zu bestrafen hat" (ib. 184, 224, 297).

Die Begründung einer Mission in Korea wird besonders, wie es scheint, von den Am. Presbyterianern betrieben (ib. 374). Die japanesischen Christen aber sehen es als ihre besondere Aufgabe an, dort das Christentum einzuführen; man meint jedoch, daß vorläufig nur mit Schulunterricht und ärztlicher Thätigkeit begonnen werden dürfte (Bapt. Mag. 23).

Japan. Für Japan werden dringend mehr Missionare gefordert. Zwar ist das Land verhältnismäßig gut besetzt, denn es kommt je auf 400 000 Seelen ein Missionar. Aber Japan ist in besonderem Sinne ein reifes Feld, das man in seiner jetzigen Entwicklung nicht „dem Satan, dem Rationalismus und Atheismus" überlassen darf und von dem sich, wenn es christianisiert ist, eine weitere Ausbreitung des Christentums erwarten läßt (Int. 671. 678).

Im Lande selbst hört man es vielfach aussprechen, daß in 10—15 Jahren das Christentum die herrschende Religion sein werde. Ein buddhistischer Priester sagte dasselbe und betonte, daß die Zeit der Großväter vorbei sei (Bo. Her. 83. 98). Auch die Presse fährt fort, für das Christentum einzutreten. Das Regierungsorgan Nitschi Nitsch Schim (Tägliche Nachrichten) schrieb: „Die jungen Leute studieren die weltlichen Wissenschaften des Westens, sie sollten auch seine Moral studieren; denn Wissenschaft ohne Moral ist wie ein Wagen mit nur einem Rad." Auch andre Blätter brachten längere Artikel zu Gunsten des Christentums (U. P. Rec. 369).

Wie nötig eine moralische Erneuerung Japans ist, geht aus Andeutungen über dort herrschende Laster hervor. So z. B. verschlingt die Trunksucht jährlich gegen

240 Millionen Mark. Der fünfte Teil der gesamten Reisernte wird zu ihrer Befriedigung verwendet (Bo. Her. 29.)

Wie weit sich dagegen auch die christlichen Einflüsse ausgebreitet haben, erfahren Missionare, welche Reisen ins Innere unternehmen und an manchen Orten Anhänger des Evangeliums finden, wo man sie gar nicht erwarten konnte. So traf Mr. Curtis auf der Reise durch die Provinz Ise ein Häuflein, das christliche Lieder sang und höchst erfreut war, einige neue zu lernen. An einem andern Orte, wo derselbe einen Brief zur Post schickte, erhielt er bald darauf die Visitenkarte des Postmeisters, begleitet von einer Schachtel Süßigkeiten, mit dem Bedauern, daß seine Amtsgeschäfte nicht gestatteten, ihm persönlich die Aufwartung zu machen (ib. 384).

Anderwärts giebts freilich bei der Gründung christlicher Gemeinden noch Widerstand und Verfolgung. Beim Bau einer neuen Kirche in Kumamotsu wurden 200 Steine mit eingemauert, welche von Feinden gegen Christen oder in ihre Häuser oder Höfe geworfen worden waren (ib. 84). Doch finden wir auch Beispiele, wo die Opposition erloschen ist, wie in Imabari, einer Stadt von 12000 Einw., die durch die Taufe von 30 Personen sehr in Aufregung gesetzt war. Jetzt aber ist dort alles ruhig und selbst die vornehmen Klassen halten sich verpflichtet, den christlichen Versammlungen beizuwohnen, um ihre sociale Stellung aufrecht zu erhalten (ib. 387).

Es ist nicht anders zu erwarten, als daß die gesammelten Gemeinden oft der Vertiefung des religiösen Interesses noch sehr bedürfen. In dieser Beziehung wird viel segensreiches von der bereits gemeldeten Erweckung gemeldet. Sie begann in Yokohama, breitete sich nach Tokijo aus und teilte sich durch die Verbindung der Provinzen mit der Hauptstadt fast allen Gemeinden mit. Die Bewegung hielt sich „wunderbar frei von äußerer Erregung." Die Früchte offenbaren sich in tieferer Sündenerkenntnis, Stärkung der brüderlichen Liebe, Mut im Bekennen u. s. w. (U. P. Rec. 332).

Eine Konferenz von eingebornen Predigern und Gemeinde-Deputierten in Tokijo war besonders gesegnet. Es herrschte dabei ein Geist des Gebetes, der auch auf die durch jene vertretenen Gemeinden zurück wirkte. In Osaka wurden tägliche Gebetsversammlungen unter reger Beteiligung gehalten. Der Unterschied der Denominationen trat dabei ganz zurück, die eingeborenen kamen den ausländischen Christen näher, und das früher gegen diese herrschende Mißtrauen machte einem herzlich brüderlichen Gefühle Platz (Int. 679).

Wir können nicht entscheiden, ob die erwähnte Konferenz identisch ist mit der Jahresversammlung der Schim-boku-kai, der Gesellschaft zur Beförderung der Übereinstimmung und freundschaftlicher Gemeinschaft der verschiedenen christlichen Gemeinden, einer Art Evangel. Alliance, bei der etwa 40 Deputierte aus allen Teilen des Landes versammelt waren. Auch Nijutei war anwesend und sprach über die Mission in Korea. Zum Schluß wurde in der größten Kirche Tokijos das heil. Abendmahl gefeiert, an dem 4—500 Personen teilnahmen (U. P. Rec. 332).

Mehrfach wird die Lutherfeier erwähnt. In Kioto war eine solche ganz selbständig von den eingebornen Predigern veranstaltet und zwar in einem Hause, das einige Monate zuvor ein Buddhist gemietet hatte, um der Ausbreitung des Christentums durch regelmäßige Versammlungen entgegen zu arbeiten. Ein Zerwürfnis mit dem Hausbesitzer hatte der Sache ein Ende gemacht und das Lokal war zur Verfügung der Christen (Bo. Her. 64).

Eine große Bewegung fand im vorigen Jahr auf der Insel Kiuschiu statt, veranlaßt durch das falsche Gerücht, daß christliche Missionare kommen und Geld austeilen würden. Die buddhistischen Priester in ihrer Ratlosigkeit erbaten von ihren Obern

auf telegraphischem Wege Geldmittel, um der gefürchteten Maßregel zuvorzukommen. Herr Watanabe von der C. M. S. wurde hingeschickt und 200 Familien erklärten ihren Anschluß an die Christen ohne alle Geldverteilung. Später war einer der Missionare selber da und fand viel Erfreuliches, während doch auch manches Unechte bei der Bewegung mit untergelaufen war. Charakteristisch ist es, daß die Leiter der Bewegung, als sie bei der Regierungsbehörde anfragten, ob sie einen evangelischen Missionar einladen dürften? die Antwort erhielten: „Gewiß! In einigen Jahren wird das ganze Land evangelisch sein" (Int. 684).

In gewissen Kreisen der Hauptstadt soll sich eine starke Neigung zur anglikanischen Konfession zeigen, die dort durch drei Missionsgesellschaften vertreten ist. Die kleinen Gemeinden derselben haben eine Vereinigung ins Auge gefaßt, um sich ganz selbständig zu machen. Der Finanzplan aber, welcher jedes Mitglied mit einem Beitrag von 68 M. belasten würde, dürfte die Sache noch nicht zur Ausführung kommen lassen. Man erkennt bei diesen Bestrebungen die Überzeugung, daß Christen selbst für ihren Gottesdienst zu sorgen haben, aber auch den Wunsch, sich möglichst bald von der Aufsicht der Fremden zu emanzipieren (Spir. o. M. 586). — Bischof Williams hat die ersten japanischen Diakonen ordiniert, nachdem sie 4½ Jahr studiert und ein gutes Examen bestanden hatten. Zuvor waren sie bereits eine Zeitlang als Evangelisten thätig gewesen (ib. 586).

Nach der Miss. Review (p. 46) hat die (deutsche) reformierte Kirche in Amerika auch eine Mission in Japan, wo Missionar Gring sich schon 3 Jahre aufhält, um die Sprache zu lernen und ein zweiter, Moore, kürzlich eingetroffen ist.

Schließlich geben wir nach demselben Blatte (p. 487) folgende, dem IX. Jahresbericht der Evang. Alliance in Japan entnommene statistische Daten:

	Missionare Männer	Missionare Frauen	Gemeinden	Mitglieder[1])	Schüler
1883	89	128	93	4987	2617
1882	88	126	83	3811	2191
Zuwachs:	1	2	10	1176	426

	Eingeborne Helfer Ordinierte	Eingeborne Helfer Nicht ordinierte	Eingeborne Lehrer	Beiträge
1883	49	158	71	48 257,92 M.
1882	38	158	93	35 088,72 „
Zuwachs:	11	—	—22	13 169,20 M.

Die griechische Kirche hat 6 Missionare und 7217 Gemeindeglieder (Seelenzahl). Die entsprechenden Ziffern der katholischen Mission sind 46 und 25 633, wesentlich Reste alter Christengemeinden.

---

[1]) Es sind nur die abendmahlsfähigen Mitglieder gezählt. Wir bedauern, daß nicht die gesamte Seelenzahl der Gemeinden mit angegeben ist. Sie dürfte das 3—4-fache der Kommunikantenzahl betragen.

Literatur-Bericht.

1. **Warneck**: „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evang. Heidenmission. Ein Beitrag zur Charakteristik ultramontaner Geschichtschreibung" (Gütersloh, 1884. 3 Mk.). Die fortgehenden, zum Teil ganz maßlosen Angriffe der römischen Missionsliteratur auf die evangelische Heidenmission hätten eigentlich schon längst eine zusammenfassende Abwehr unsrerseits zur Pflicht gemacht. Zweierlei hat den Verfasser der obigen Beleuchtung bisher abgehalten, diese Abwehr, die notwendigerweise auch zum Angriff übergehen muß, selbst zu übernehmen: erstens die große Fülle fruchtbarerer Arbeit, die ihm oblag, und zweitens die Hoffnung, daß die wiederholt in der Allg. Miss.-Ztschr. ausgesprochene, namentlich an die Katholischen Missionen gerichtete Bitte: die verletzende Polemik gegen uns einzustellen, Gehör finden werde. Diese Hoffnung hat sich nicht nur nicht erfüllt, sondern die Angriffe haben sich gesteigert und zwar unter der unmittelbaren Autorisation des Papstes, der die evang. Missionare als „trügerische Männer" bezeichnet, „welche nur die Herrschaft des Fürsten der Finsternis ausbreiten." In dem „Zweiten Wort an meine Kritiker" hat auch Janssen an diesen Angriffen teilgenommen und auf grund des veralteten und durch und durch tendenziösen Werkes von Marshall, welches er sich nicht gescheut hat als „klassisch" zu kanonisieren, sich bis zu der Behauptung verstiegen: „die evang. Mission sei in ihrer Totalität fast ein einziger wunder Fleck." Nach solchen Provokationen wäre längeres Schweigen Schwäche gewesen.

Leider ist nun die Arbeit des Verfassers umfangreicher geworden als ihm selbst lieb ist. Aber da er es als seine Aufgabe erachtete, nicht allgemeine Behauptungen aufzustellen, sondern eine Fülle des Detailbeweises zu bieten, so war es nicht möglich, allzu kurz zu sein. Die römische Provokation und Aggression ist im evang. Lager viel zu wenig bekannt und wesentlich daher kommt es, daß man nicht überall die Notwendigkeit der entschlossensten Abwehr einsieht. Es mußte also viel Thatsachenmaterial mitgeteilt werden; die ultramontane Kölnische Volkszeitung findet vielleicht trotzdem, daß „die Unwissenheit des Verfassers eine klägliche ist". Das mitgeteilte Thatsachenmaterial, welches die vorliegende Schrift notwendigerweise sehr citatenreich machen mußte, stützt sich fast ausschließlich auf unanfechtbar echte ultramontane Quellen, eine Selbstbeschränkung, die natürlich nicht nur bei dem Charakter dieser Literatur, sondern auch insofern die Position des Verfassers zu einer ungünstigen machte, als sie ihn des gegnerischerseits mit Vorliebe gesuchten Vorteils beraubte, durch feindliche Zeugnisse seine Angriffe zu verstärken; hoffentlich findet wenigstens diese Noblesse in der Polemik Anerkennung im ultramontanen Lager. Auch hat sich der Verfasser ernstlich bemüht, trotz der oft ganz unqualifizierbaren römischen Schmähungen, in seiner Abwehr wie in seinem Angriff sich einer maßvollen Sprache zu befleißigen; macht sich aber trotzdem darauf gefaßt, daß die ultramontane Presse ihn wieder der „Schamlosigkeit" oder „Frechheit" beschuldigt. Denn es ist jetzt Mode in dieser Presse, daß sie mit dieser Beschuldigung jeden bewirft, der es wagt, ihren dreisten Übergriffen und Provokationen überhaupt entgegen zu treten.

„Gerade auf dem Missionsgebiete — heißt es im Vorwort — lernen wir den unverhüllten jesuitischen Ultramontanismus kennen." „Das Missionsfeld und Missionswerk ist in mehr als einer wichtigen Beziehung ein Prüfstein des Christentums. Hier zeigt der Romanismus sein genuines Gesicht. Hier tritt er auch in seiner programm-

mäßigen Feindseligkeit gegen jede christliche Bestrebung auf, die nicht von ihm selbst ausgeht."[1]) „Eine protestantische Polemik in Sachen der evang. Mission darf daher ein allgemein protestantisches Interesse beanspruchen. Die evangelische Mission führt die Verteidigung des evangelischen Christentums außerhalb der Christenheit. Unsre Missionen sind die äußersten Vorposten der evangelischen Kirche im Heidenlande und sie sind errichtet, um dieser Kirche dieses Land zu erobern. Es ist unbegreifliche Kurzsichtigkeit, wenn gewisse protest. Kreise der Heimat kein Interesse daran nehmen, so der Ultramontanismus jene wichtigen Vorposten zu verdrängen sucht. Die Augen zu öffnen über die hervorragende Wichtigkeit, welche der Schutz unsrer Mission für das evangelische Christentum und die evangelische Christenheit hat, ist unter den Zwecken, um derer willen dieses polemische Buch geschrieben wurde, nicht einer der geringsten. Es ist wahr: die positive Beschäftigung mit der evangelischen Mission ist ein direkterer Weg zur Erwärmung für ihre Arbeit als die Polemik gegen die römische. Aber meine Hoffnung ist, daß es manchem Leser gehen wird wie es mir selbst gegangen ist: nämlich daß ihm die genauere Kenntnis der römischen Mission die evangelische, trotz aller ihrer Schwachheiten, erst recht teuer und die Arbeit für sie zur doppelt fröhlichen Pflicht machen wird. Und das wäre die schönste Frucht dieses mühsamen Buchs."

Was augenblicklich geboten wird, ist nur die Hälfte der Arbeit des Verfassers; die andre Hälfte — die etwa den gleichen Umfang haben wird — soll, wills Gott, bis Anfang Oktober erscheinen. Die 6 Kapitel dieser ersten Hälfte haben folgenden Inhalt:

I. Die römische Provokation.
II. Eine „klassische" Missionsgeschichte.
III. Ein Wort wider Janssen.
IV. Die römische Citierkunst.
V. Die apostolische Mission im Spiegel ultramontaner Geschichtschreibung.
VI. Die römische Missionslegende.

Die zweite Hälfte wird noch folgende Kapitel behandeln:

VII. Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.
VIII. Specielle Angriffspunkte: Ehe, Gespaltenheit, Intoleranz, Missionskosten.
IX. Römische Eindrängung und Proselytenmacherei.
X. Einige Blicke in die römische Missionspraxis.
XI. Mission und Politik.
XII. Ein Verhängnis.
XIII. Römische Missionsstatistik.
XIV. Ein Schlußwort zum Frieden.

2. **Schreiber:** „Lebensbilder aus der Rheinischen Mission für Missionsstunden" (Barmen, Missionshaus, 1884. 1 Mk.). 12 meist kurze Lebensgeschichten resp. Charakteristiken von Heidenchristen (und auch einem Christenfeind) aus dem Herero- und Namaqualande, Sumatra, Nias, Borneo und China, teils von dem Herausgeber des Büchleins selbst, teils von Missionaren, die auf den betreffenden Gebieten thätig gewesen, bearbeitet. Die Erzählung ist schmucklos und ohne alle Schönfärberei. Bei der Benutzung für Missionsstunden dürfte es sich empfehlen, zur Belebung der Bilder hier und da noch manches erläuternde Wort und manche charakteristische Mitteilung über Land und Leute wie über die Missionsgeschichte des betreffenden Volks einzuflechten,

[1]) Church Miss. Int. 1880, 157.

weil das Büchlein selbst vieles voraussetzt, was nur den mit der übrigen Literatur der Rh. M.-G. Vertrauten bekannt ist.

3. **Fabri:** „Bedarf Deutschland der Kolonien?" Dritte Ausgabe (Perthes, 1884. 2 Mk.). Ein im wesentlichen unveränderter Abdruck der uns bereits bekannten 1879 zum ersten Male erschienenen bedeutungsvollen Schrift, die auch heute noch die allgemeinste Beachtung verdient.

4. **G. Smith:** Short history of christian missions from Abraham and Paul to Carey, Livingstone and Duff (Edinburgh, 1884. 226 S. 2½ Schill.) In den drei — kaum treffend bezeichneten — Abteilungen: Jüdische Präparation, lateinische Präparation und englische allg. Evangelisation behandelt das geschickt, populär, knapp und nicht ohne Sachkenntnis geschriebene Handbuch in 18 kurzen Kapiteln die gesamte Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Im 2. und 3. Teil ist der — mittlerweile ins Englische übersetzte — „Abriß einer Geschichte der protest. Missionen" von dem Herausgeber dieser Zeitschrift ziemlich ausgiebig benutzt. Daß trotzdem der Pharus missionis evang. noch Francke zugeschrieben wird, kommt wohl daher, daß der Verfasser die 2. Aufl. des „Abriß" noch nicht vor sich hatte. Auffallend ist aber, daß 1512 als das Jahr bezeichnend wird, in welchem Luther die Thesen an schlug. In der Statistik giebt G. Smith größere Zahlen als der Abriß. Nach ihm soll es 3040 evang. ord. Missionare, 2 700 000 Heidenchristen und unter ihnen 622 537 Kommunikanten geben.

5. **Carpenter:** Self-Support, illustrated in the history of the Bassein Karen Mission from 1840 to 1880 (Boston, 1883. 426 S. 6 Mk.). Eine sehr lesenswerte, mit einer Anzahl von Porträts, Bildern, Karten und statistischen Tabellen versehene Specialgeschichte des Basseinschen Zweiges der bekannten gesegneten amerikanischen Karenenmission, welche aber vieles wertvolle neue Material beibringt. Wie der Titel hervorhebt, ist das Buch eine energische Apologie des Princips der Selbstunterhaltung, welches in die junge Kirche sofort eingeführt und je länger desto erfolgreicher durchgeführt wurde. Unter diesem Gesichtspunkte ist seine Lektüre besonders den heimischen Missionsleitungen wie allen Missionaren dringend zu empfehlen. Wir gedenken in einem besondern Artikel auf die fleißige Arbeit des Verfassers zurück zu kommen.

6. **Bahl:** „Missions-Atlas". 2. Heft enthaltend Afrika: 1. die Generalkarte; 2. die Guineaküsten (eine Haupt- und 3 Specialkarten) und Südostafrika in 3 Specialkarten; 3. Südafrika; 4. Nordost- und Mittelostafrika; 5. Madagaskar (Hauptk. und 2 Specialkärtchen und 3 Kärtchen von Reunion, Mauritius und den Seychellen). Die reinlichen und übersichtlichen Karten dieses zweiten Heftes sind ebenso vorzüglich wie die des früher angezeigten ersten; auch ist wieder ein ziemlich starkes (256 S.) von bewundrungswürdigem Fleiße und großer Sachkunde und Belesenheit zeugendes Erklärungsheft beigegeben, welches für Missionsspecialisten als ein ganz unschätzbares Hilfsmittel bezeichnet werden muß. Da nach dem Erscheinen des Grundemannschen „Kleinen Missionsatlas" eine deutsche Ausgabe leider wenig Aussicht auf einen bedeutenden buchhändlerischen Erfolg bietet, so wäre es wünschenswert, daß die mühevolle Arbeit des Verfassers bald ins Englische übertragen würde. Ohne Zweifel würde sie in englischer Sprache auch in Deutschland in denjenigen Kreisen Absatz finden, welche specielle Missionsstudien treiben.

Die Insel Nias und die Mission daselbst.[1])

Von Missionar H. Sundermann auf Dahana.

1. Das Land.

Wo liegt die Insel Nias? wird vielleicht mancher Leser dieser Zeilen ausrufen, und man wird ihm um dieses Ausrufs willen noch nicht gerade den Vorwurf der Unwissenheit in der Geographie machen dürfen. Nias ist wirklich ein kleines unbedeutendes Inselchen und doch wieder nicht so unbedeutend, wie man nach dem ersten Blicke auf die Karte denken sollte, da es eine zahlreiche Bevölkerung hat, der nach dem Befehle unsers Herrn auch das Wort des Lebens verkündigt werden muß.

Die Insel Nias ist zu suchen auf dem ersten Grade nördlicher Breite und zwischen dem 97. und 98. Grade östlicher Länge von Greenwich an der Westküste von Sumatra. Sie ist die größte und weitaus die bedeutendste unter der Reihe von Inseln, die sich an der Westküste von Sumatra entlang zieht. Von letzterer Insel ist sie etwa 16 Meilen entfernt. Ihre Größe wird auf 17 M. Länge und 4—6 M. Breite angegeben. Die Insel besteht fast ausschließlich aus Hügelland. Höhere Berge fehlen; die höchsten sind der Sölömatrea im Süden und der Maziaja im Norden. Der erstere soll etwas über 2000′ hoch sein, der letztere gegen 2000′. Thätige Vulkane und heiße Quellen, woran Sumatra so reich ist, giebt es auf Nias nicht, dagegen giebt es allein hier in der Umgegend verschiedene Tropfsteinhöhlen. Obwohl, wenn auch unbedeutende, Gebirgsketten bestehen, so sind diese doch immer wieder in kleinere Hügel gespalten und zerklüftet, so daß das Terrain ungeheuer schwer zu passieren ist. Vielleicht 2—3 Stunden wirklicher Entfernung bilden oft, für einen Europäer wenigstens, eine Tagereise und wenn er dann des Abends im Quartier ankommt, dann ist er nicht bloß müde, sondern man kann fast sagen todmüde. Zu Pferde kann man fast nirgends anders hinkommen als von unsern beiden Stationen Ombölata und Dahana nach dem Hauptorte Goenoeng Sitoli, weil dort die holländ. Regierung die Wege auf eine notdürftige Weise hat machen lassen. Aber auch diese zu Pferd zu passieren, ist noch gefährlich genug. In der Regenzeit kann es geschehen, daß

[1]) Was die Aussprache des Niasischen betrifft, so bemerke ich folgendes: ö = nasaliertes o, w̃ = dem Engl. w in Wales, s = ß, z = ſ (weich), —'— Zeichen für scharfe Trennung der Silben; oe = u.

man beinahe oder ganz mit dem Pferd stecken bleibt und Br. Fehr brach hier hinter meinem Garten einmal mit dem Pferd durch die verfaulte Brücke, so daß beide, Reiter und Pferd, wenn auch, Gott sei Dank, unbeschädigt, unten im Flüßchen zurecht kamen. Noch vor kurzem wäre mir, als ich mich zu Pferde etwas weiter hinaus wagte, auf einem Ritte zweimal beinahe ein Unglück zugestoßen; einmal, indem ich nahezu mit dem Pferde einen Abhang hinunter rollte und zum zweitenmale, indem das Pferd, einen steilen Hohlweg erklimmend, ausglitt und mit mir nach hinten überschlug. Wenn uns der Herr nicht gnädig schützte, so hätten wir vielleicht schon oft Arme und Beine gebrochen.

Vielleicht wird mancher Leser sagen: „Warum geht ihr dann aber nicht lieber zu Fuß? Das zu Fuß gehen ermattet auf diesem Terrain und in der hiesigen Sonne so, daß, wenigstens ich, wenn ich auch nur einen Weg von einer Stunde hin und her mache, nach zwei Tagen noch die Wirkung davon in meinen Gliedern verspüre. Daß diese Umstände die Missionsarbeit hier in einem in Europa kaum denkbaren Maße erschweren, davon wird vielleicht mancher Leser nach dem Gesagten doch etwas ahnen. Ja, ausgedehntere Reisen sind hier für einen Missionar so zu sagen unausführbar, wie gerne er auch das Evangelium in einen weitern Umkreis tragen möchte.

Doch die hügelige Beschaffenheit des Landes bietet noch nicht die alleinige Schwierigkeit. Fast das ganze Land ist auch mit dem dichtesten Grase bewachsen, welches selbst mir, der ich doch nicht gerade zu den Zwergen gehöre, oft über dem Kopfe zusammen schlägt. Durch dieses Gras schlängeln sich die schmalen Pfade, die, da die Leute immer wie die Gänse hinter einander laufen, oft zu einer schmalen Rinne ausgetreten sind, in der sich wo möglich stellenweise der Stiefel festklemmt. Wo das Gras am dichtesten ist, kann man fünf Schritte vor sich schon keinen Weg mehr sehen. Daß die Hitze der Sonne dadurch noch bedeutend erhöht wird ist leicht ersichtlich. Auch die Flüsse können hier nur in geringem Maße als Kommunikationsmittel dienen. Die größten derselben sind der Mozoi, der im Norden mündet und der Ojó, der dem Westen zuströmt. Kleine Flüsse giebt es in Menge. Natürlich haben aber auch die großen nur eine sehr relative Größe, des geringen Umfangs der Insel wegen. Bei Regenwetter schwellen die Flüsse sehr rasch und stark an, und sind reißend, bei trockenem Wetter haben sie etwas höher hinauf nur sehr wenig Wasser, so daß man sie mit Leichtigkeit durchwaten kann. Den Ojó passierten wir einst als er gerade stark im Anschwellen war, am Abend eines starken Regentages, in einem ganz schmalen Kahn, nicht ohne Ge-

fahr; er soll voller Krokodile stecken. Die Mündungen der Flüsse sind meist sehr versandet.

An den Küsten von Nias liegen noch wieder verschiedene kleine Inseln, von denen die gewöhnlich Nakko-Inseln (niass. Hinako) genannten die wichtigsten sind. Sie liegen ziemlich nahe an der Westküste.

Was die Tier- und Pflanzenwelt auf Nias betrifft, so ist die erstere nur spärlich vertreten. An Hausthieren hat man nur Schweine, Hunde (nicht Haushunde, als Wächter, sondern für die Jagd), Katzen und Hühner und in beschränktem Maße auch Ziegen, die aber eigentlich nur hie und da von den Häuptlingen gehalten werden. Büffel halten die Malaien am Strande und der Militär-Kommandant auf Goenoeng Sitoli hält eine Herde Kühe für die Soldaten. Von letztern hat die Regierung früher einem Häuptlinge im Innern auf Toegale einige geschenkt, die sich dort auch vermehrt haben, jetzt indessen wild im Gebüsche umherlaufen und von den Krokodilen geraubt werden. Das Schwein ist das Ein und Alles des Niassers, so daß er fast sagen kann: „Wenn das Schwein nicht wär, so lebt' ich nicht mehr."

Gefährliche reißende Tiere giebt es hier, außer dem Krokodil, nicht. Von sonstigen wilden Tieren ist das Wildschwein am zahlreichsten vertreten. Die Felder werden von demselben sehr verwüstet, so daß man schon deshalb vielfach gezwungen ist Jagd auf dasselbe zu machen. Außerdem giebt es noch Hirsche, Rehe, wilde Katzen, Stachelschweine, Schuppentiere und einige andre kleinere Tiere. Auch Schlangen birgt das Dickicht in Menge, selbst Riesenschlangen und daneben Tausendfüße, Skorpionen und anderes Geschmeiß. Von Vögeln hat man eine ziemliche Anzahl verschiedener Arten.

Von Holzarten hat die kleine Insel eine geradezu erstaunliche Menge und darunter manche Arten von sehr gutem Bauholze. Von Fruchtbäumen haben nur die Kokospalme und der Durian eigentliche Bedeutung. Sonstige Fruchtbäume werden so gut wie nicht kultiviert und sind auch fast nicht vorhanden. Selbst auf die Durian-Bäume verwendet man wenig oder keinen Fleiß, außer daß man die reifen Früchte holt, die der Niasser für sein Leben gerne ißt. Die Kokosnüsse werden vielfach roh gegessen, oder auch man braucht die weiße fette Milch derselben zum Bereiten von allerlei Speisen. Ferner dienen sie als Futter für die Schweine und wenn man viele hat, so macht man Öl davon, welches in den Handel gebracht wird. In der letzten Zeit werden von den Chinesen auf Goenoeng Sitoli auch viele Kokosnüsse aufgekauft und getrocknet als Copra

ausgeführt. Von andern Palmenarten, die die Insel noch hat, werden noch die Sago- und die Zuckerpalme in etwa kultiviert.

Die noch übrigen Kulturgewächse sind bald gezählt. Wenn man außer dem Reis noch die süße indische Kartoffel (gowi), Caladima, Pisang, eine Art Spinat und eine Art kleiner Bohnen nennt, so ist man so ziemlich am Ende. Mißernten, Krankheit und Aussterben der Bewohner haben den Reisbau in den letzten Jahren, wenigstens in dieser Gegend, traurigerweise zurückgebracht, so daß jetzt Jahr für Jahr hier Reis eingeführt werden muß.

Das Klima ist für die Lage der Insel ein sehr gemäßigtes zu nennen. Die Temperatur schwankt zwischen 18 und 25° R. Der Nähe des Meeres und auch des vielen Regens wegen wird die Hitze sehr gemildert. Freilich kann die tropische Sonne sehr heiß hernieder brennen und kann einem im Freien die Hitze auch sehr empfindlich werden, aber unter Dach und Fach ist sie doch erträglich. Trotzdem erzeugt das Klima sehr viel Fieber und wirkt auf Europäer sehr erschlaffend. Wenn man auch nichts besonderes gethan hat den Tag über, so ist man des Abends doch oft so müde, daß man glaubt, die Beine trügen einen nicht mehr und müßten zusammenbrechen. Ganz besonders fühlt man diesen Schmerz in den Knien. Am Fieber leiden die Inländer wohl noch mehr als wir und dasselbe ist eigentlich der Hauptfeind und wohl der eigentliche Grund des allmählichen Aussterbens. Wenn auch hie und da die Cholera und die Pocken auftreten, so raffen sie doch, aufs ganze angesehen, nicht so viele Leute dahin, als das Fieber, da letzteres eben nie aufhört und oft sogar geradezu epidemisch auftritt. Die Niasser haben aber auch keine Idee davon, sich etwas vor dem Fieber zu schützen, im Gegenteil, sie thun alles um dasselbe hervorzurufen. Wenn sie im stärksten Schweiße sind, so nehmen sie ein kaltes Bad, oder sie stellen sich in den Zugwind, um nur schnell kühl zu werden, oder aber, sie laufen oder sitzen mit nassen Kleidern, soweit sie solche überhaupt besitzen. Und dazu kommt dann noch die kümmerliche und oft recht unpassende Nahrung, auf die ich weiter unten zurückkommen werde.

2. Die Bewohner.[1])

Die Bewohner von Nias nennen sich „niha“, was auch im allgemeinen „Mensch“ bedeutet im Unterschied von „Tier“, oder auch „ono

[1]) Was ich hier mitteile, gilt im speciellen nur von der hiesigen Gegend, in der Mitte der Insel; besonders im Süden finden manche Abweichungen statt.

niha" = Kinder der Menschen. Daher auch der Name der Insel „tanõ niha" = Land der Menschen, woraus man dann Nias gemacht hat, welchen Namen kein Niasser kennt, wie ja fast alle Namen, oder doch ein großer Teil derselben, auch hier, auf den Karten entsetzlich entstellt sind. Ich habe indessen nie gemerkt, daß die Niasser mit dieser Benennung sagen wollen, daß sie allein Menschen seien. Vielleicht haben sie wenig oder nichts von der Außenwelt gewußt und sich nur einfach im Unterschied von den Tieren „niha" genannt. Für Tier im allgemeinen haben sie, nebenbei bemerkt, auch keinen eigentlichen Namen, außer saliwaliwa ba danõ d. h. was sich regt (bewegt) auf der Erde. Alle andern Menschen nennen sie dawa. Die eigentliche Bedeutung dieses Wortes ist mir unbekannt, vielleicht könnte man es mit „Fremdling", „Ausländer" übersetzen. (dawa Sina sind die Chinesen, dawa Malajoe die Malaien u. s. w.)

Über die Herkunft des Volkes ist nichts Näheres bekannt. Sie selbst sagen, ihre Ahnen seien nidada d. h. vom Himmel hernieder gelassen, worauf ich noch zurückkomme. Ein mohammedanischer Zimmermann, früher Niasser, erzählte mir folgendes: „Ein Häuptling der Batta auf Sumatra verstieß seine Tochter wegen Hurerei. Er setzte sie in einen Kahn und ließ sie aufs Meer hinaustreiben. Sie landete auf Nias und gebar dort einen Sohn, der, als er groß war, mit seiner Mutter Kinder zeugte und so der Stammvater der Niasser wurde." Was daran ist, weiß ich nicht, nur scheint soviel richtig zu sein, daß sie mit den Batta ziemlich nahe zusammenhängen, was schon aus der Sprache ersichtlich ist, da manche Bezeichnungen im Niassischen noch mit dem Battaischen übereinstimmen. Dies soll, wie mir der genannte Zimmermann, der früher auf Siboga war, auch erzählte, noch mehr der Fall sein bei den Bezeichnungen, die man für manche Dinge, z. B. in der Erntezeit gebraucht, wo man nämlich die Dinge nicht bei ihrem rechten Namen nennen darf. (Es beruht dies auf Aberglauben.) Auch mit dem Malaiischen berührt sich die Sprache vielfach. Daß die Niasser übrigens schon früher mit den Bewohnern anderer Inseln, besonders wohl Sumatras, in Berührung kamen, geht aus alten märchenhaften Erzählungen hervor. Es wird daselbst erzählt, daß ein Priester von drüben sich auf Nias eine Frau holte u. dgl. m.

Die Niasser selbst glauben von verschiedenen, vielleicht vier oder fünf, Stammvätern abzustammen, die an verschiedenen Orten der Insel hernieder gelassen wurden. Jetzt ist das Volk indessen in eine große Anzahl von Stämmen geteilt, als da sind: Ono Namõlõ, Mado Harefa, Mado

Mendröfa, Mado Dela mbanoea, Iraono Lase,[1]) Iraono Gea, Iraono Zai, Iraono Hoena, Iraono Zo, Ono Simboe u. s. w.

Über die Zahl des Volkes ist ebenfalls nichts bestimmtes anzugeben. Sie ist angegeben worden auf 800000, auf 270000 und auf 170000. Letztere Zahl mag vielleicht zu niedrig sein, aber die erstere ist ohne Zweifel viel zu hoch. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Zahl sich, wie schon oben angedeutet, von Jahr zu Jahr vermindert, und zwar nicht allein des Aussterbens wegen, sondern auch weil viele Leute, besonders nach Padang, auswandern.

Was den Körperbau der Niasser betrifft, so sind sie von mittlerer Größe. Sie behaupten indessen, daß sie gegenüber ihren Vorfahren sehr zurück gegangen seien in dieser Hinsicht. Und es ist wahr, obwohl man noch manche, wenigstens relativ, kräftige Gestalten sieht, so giebt es doch auch viele, die weit unter mittelmäßig sind. Im allgemeinen können sie sich keiner bedeutenden Stärke rühmen. Wenn sie Lasten tragen sollen, so sagen sie gar bald: „Tebai", d. h. „Es geht nicht". Die Batta tragen viel schwerer, wie ich mich bei meiner Reise durch das Battaland im Jahre 1876 überzeugt habe. Auch dies ist natürlich wieder zu einem großen Teile auf die schlechte Nahrung der Niasser zurück zu führen.

Ihre Gesichtsbildung weicht von der der Malaien immerhin nicht unbedeutend ab. Im allgemeinen ist die Farbe wohl dunkler zu nennen, wenn sie auch heller ist, wie die der Batta. Die Nase ist meist eingedrückt, große Nasen sind selten, wiewohl nicht ausgeschlossen. Die Schneidezähne werden meistens stumpf gefeilt und auch die Vorderseite wird noch abgefeilt.

Die Frauen findet man gewöhnlich als sehr schön gerühmt, indessen habe ich in den 8 Jahren meines Hierseins von dieser Schönheit nicht allzu viel entdecken können, sie sind im Gegenteil, besonders wenn sie schon etwas älter werden, oft recht häßlich. Auf Padang, wo sie schon vermischt sind, sollen sie freilich schön sein und daher stammt wohl die Behauptung.

Die Kleidung ist recht primitiv, aber doch sieht man außer Kindern niemand nackt. Die Männer tragen für gewöhnlich nur einen schmalen Streifen Leinen, oder in Ermangelung desselben weichgeklopften Baumbast, den sie einige Male um die Lenden schlagen und einmal zwischen den Schenkeln durchziehen. Das eine Ende baumelt vorne lang hinunter, oft

[1]) Nicht Ironolase, wie man gewöhnlich geschrieben findet. Ira ist der plur. des pron. pers. und ono heißt Kind oder Kinder, also Kinder des Lase; so auch bei den andern mit Iraono. Mado heißt Volk, Stamm.

bis beinahe auf die Füße, damit ist der allereinfachste Anzug schon fertig. Als Zugabe kommt nun aber hinzu: hier in dieser Gegend, wenigstens schon ziemlich allgemein, ein Kopftuch und eine Jacke, wiewohl man diese Kleidungsstücke den Tag über keineswegs immer anhat. Ferner ein oder auch eine ganze Anzahl Gürtel, die aus schmalen Streifen Zeug bestehen, wenn man noch nicht bis zu einem ledernen Gürtel fortgeschritten ist. Diese Gürtel dienen zu gleicher Zeit als Geldkatze. Gehen sie auf ein Fest, oder auf Reisen, so haben sie auch noch einen Sarong, mit dem sie aber nichts rechtes anzufangen wissen. Sie hängen denselben auf die Schulter, eigentlich wohl nur um zu zeigen, daß sie ihn haben. Die Frauen schlagen einen viereckigen Lappen Zeug um die Hüften, dessen Rand mit verschiedenfarbigen Läppchen besetzt, resp. gestickt ist (bei den bessern mit Perlen) und der dann eine Art Röckchen bildet, welches aber an der Seite offen ist. Darunter haben sie dann gewöhnlich noch einen kleineren Lappen. Begegnen sie einem, so halten sie der Scham halber die offene Seite zu. Diese Röckchen, wenn man sie so nennen will, werden durch einen Gürtel, ebenfalls von Zeug, über den Unterleib festgehalten. Hierzu kommt ein aus Zeug und Messingdraht oder Perlen hergestelltes Kopfband um die Haare, die in einen Knoten geschürzt und mit messingnen oder silbernen, im besten Falle goldenen, Haarnadeln befestigt werden. Haben die Frauen eine Jacke, so ist es gut, haben sie keine, so geht es auch so. Nötig ist eine solche nur, wenn man auf die Hochzeit oder auf Reisen geht; hat man dann keine, so leiht man eine. Außerdem muß man dann noch eine Slendang (langes Tuch) um die Schultern und einen etwa 5 Fuß langen mit Messing beschlagenen Stock, mit Bleiknopf, in der Hand haben.

Dies wäre so die Kleidung von denen, die keinen weiteren Schmuck von Gold tragen. Aus letzterem verfertigen sie nämlich noch allerlei eigentliche Schmucksachen. Das Hauptstück sind die **Kronen** der Männer (nicht nur der Häuptlinge). Es sind dies eigentlich beinahe unbeschreibliche Dinger. Die Basis bildet ein aus gespaltenem Rottan geflochtener Trichter, dessen untere Öffnung die Weite hat, daß sie auf den Kopf paßt. An der Vorderseite befestigt man eine Stange und vor dieser eine dünne Goldplatte, ungefähr in Gestalt eines spitzen Baumblattes, auf deren Fläche man unten eine Art menschlichen Gesichtes hergestellt hat und an deren Seiten und Spitze man noch kleinere Nebenblättchen anbringt. Um den obern Rand des Trichters werden kleine Palmbäumchen aufgepflanzt, deren Stamm eine Holzstange bildet und deren Blätter aus Zeug und Goldplättchen bestehen. Um den untern Rand bindet man einen Streifen

Zeug, der mit einer Reihe kleiner Hütchen aus Goldblech besetzt ist. Hinten im Nacken wird an die Krone ein langes Tuch gehängt um das Ding im Gleichgewichte zu erhalten, was ohnehin, besonders beim Tanze, noch eine Kunst ist.

Außer diesen Kronen hat man auch kleine Kappen mit Schirm, alles aus Goldblech. Daneben noch Halsringe, entweder aus Golddraht gedreht, oder aus einer dünnen gerippten Platte bestehend. Diese letzteren, wie auch die kleinere zur Krone gehörigen Sachen werden auch von den Frauen im Haar, oder um den Hals, getragen. Außerdem werden für dieselben wohl auch noch spitze, mit Goldblech beschlagene Hüte angefertigt. Bei den Männern sieht man auch goldene Schnurrbärte und große goldene Ohrringe in Form einer Acht. Die Ohrringe der Frauen sind von verschiedener Form und es wird sowohl Gold als auch Messing dazu verwandt. Der wirkliche Wert dieser Goldsachen läßt sich schwer bestimmen. Sie halten ihn wohl meistens für viel höher, als er wirklich ist, da man viel Silber und sogar Kupfer unter das Gold mischt.[1]) Charakteristisch war folgendes, was ich noch gestern von einem Manne hörte. Derselbe bot mir einige bronzene Ohrbummel zum Verkauf an. Als ich ihm 1/6 Fl. bot, sagte er: „O nein, das geht nicht, da kann Gold daraus werden; man muß einige Silbermünzen damit zusammen schmelzen, dann wird es Gold, wenn ein Meister das thut."

Nach diesen lächerlichen Dingen wird nun gejagt, ja es ist darauf so zu sagen das ganze Dichten und Trachten gerichtet, d. h. wenigstens bei denen, die keine Schulden abzubezahlen haben und vor allem bei den Häuptlingen. Um ihretwillen werden die armen Leute gedrillt und geschunden, um ihretwillen kennt man oft weder Recht noch Unrecht im Richten, von wem man am besten bezahlt bekommt, dem steht man bei; daß es nicht zusammen paßt, wenn man auf dem Kopfe eine goldene Krone, am Leibe aber eine schmierige Jacke hat, von der man am Ende kaum noch sehen kann, ob sie einst weiß war oder nicht, davon hat der Niasser wenig Begriff. Wer kein Gold hat, wenn man auf Hochzeiten und Feste geht, der hat keinen tôi, keinen Namen. Zum Schmucke gehören auch noch aus verschiedenfarbigen Stoffen zusammengenähte Jacken

[1]) Herr H. v. Rosenberg schätzt in seinem Werke „Der malaiische Archipel. Leipzig, 1878" das Vermögen eines Häuptlings auf Nord-Nias, inkl. des Hauses, auf durchschnittlich 1800 Fl. und er mag damit nicht so ganz fehl gegriffen haben. Wie aber der genannte Herr den ganzen Besitz (etwa mit Einschluß von Grund und Boden?) auf 6000 Fl. schätzen kann, ist mir nicht ganz klar.

und Kopfbedeckungen und bei den Häuptlingen lange Festmäntel aus rotem Tuche, sowie das Besetzen der Jacken mit Silbermünzen bei den Frauen.

Die Waffen sind ziemlich einfach. Sie bestehen aus Lanze, Messer (Schwert) und Schild. Zum Schutze gegen Hiebe und Stiche zieht man eine ganze Anzahl dicker Jacken übereinander an und hie und da hat man auch Panzer aus Büffelhaut und Helme aus den Fasern, die sich an den Blattstielen einiger Palmenarten finden (idjoek) oder aus den äußeren Schalen der Kokosnüsse. Schießgewehre hat man in größerer Anzahl nur im Süden; hier findet man nur hie und da ein altes verrostetes Ding. Die Einfuhr von Pulver ist schon lange streng verboten. Einige Häuptlinge besitzen freilich auch kleine Kanonen, von den Atchinesen, aus denen man bei Festen und Begräbnissen gerne einige Schüsse löst, wenn man etwas Pulver bekommen kann. In der Gegend des Ojó fanden wir auch im Dorfe eine Art Blockhaus, welches mit einigen Kanonen armiert war und dessen Erdgeschoß als Gefängnis diente. Die Bewohner der südlichern Mentawai-Inseln sollen mit Pfeil und Bogen schießen, aber obwohl hier auch der Name dafür, aus dem Malaiischen, existiert (fana, mal. panah), womit man hier jetzt ein Gewehr bezeichnet, so scheint die Sache selbst hier doch niemals im Gebrauch gewesen zu sein.

Auch andere Geräte sind nur spärlich vertreten. Einige Matten dienen um darauf zu schlafen und sich damit zuzudecken, ein Klotz als Kopfkissen und nur in seltenen Fällen hat man dünne Matratzen und Kissen von Kapok (einer Art Baumwolle). Einige porzellanene Teller und Schüsseln findet man wohl in den meisten Häusern und im Süden haben die Häuptlinge sogar hunderte derselben. Für gewöhnlich bedient man sich aber anstatt der Teller der Pisangblätter, die man nicht zu waschen braucht. Übrigens macht man es mit dem Waschen der Teller auch umgekehrt wie weiland die Pharisäer, man wäscht nämlich nur das Innere ein wenig und um das Aussehen der Außenseite kümmert man sich wenig. Größere hölzerne Schüsseln dienen zur Aufnahme und zu etwaigem Waschen des Schweinefleisches beim Schlachten, eine Wage dient zum Wiegen desselben und eine kleinere zum Wiegen des Goldes. Zur Aufbewahrung dieser letztern mit Gewichten, etwaiger Goldstückchen und eines kleinen schwarzen Steines, auf dem man das Gold zur Probe reibt, bedient man sich eines kleinen Beutels (tokosa). Das fertige Gold und die Festkleider werden in einer Art Schrein, den man wohl zugleich als Schlafstätte benutzt, geborgen. Daneben hat man noch ausgehöhlte geschnitzte Baumstämme, mit Deckel, als Behälter für dergleichen Sachen. Hiezu kommen noch Reisbehälter und -Block zum Stampfen, selbstgemachte irdene Koch-

muß alles zum besten dienen. Aber ein Zusammenhang der Natur und des Menschenlebens findet nach der heil. Schrift doch statt. Abergläubische Erklärungen der Naturphänomene sind allerdings entschieden verwerflich, und wir haben unsere Christen darüber aufzuklären. Auch die Sterne in ihrem Lauf haben ganz andere Bedeutung als uns, nach heidnischem Sinne, besondere Andeutungen zu geben für die kleinlichen Dinge unseres irdischen Lebens. Aber für die Entwicklung des Reiches Gottes giebt es Anzeichen in der Natur, am Himmel wie auf Erden; sie und andere Ereignisse sind Fingerzeige, daß Gott im Regimente sitzt und die Geschicke der Völker und der Einzelnen lenkt. Diese Sätze können durch keine Naturgesetze umgestoßen werden, ebensowenig wie das Eingreifen eines Arztes in den gesetzmäßigen Verlauf mancher Krankheiten durch die exacte Wissenschaft ausgeschlossen wird. Weiter ist es Thatsache, daß das menschliche Sinnen und Trachten, auch des Christen, sich gar zu leicht an irdischen Erfolg und ans Wohlsein im leiblichen Leben anheftet. Da sind Mahnungen an die Ewigkeit memento mori von hoher Bedeutung. Auch ist es nur zu sehr nötig, die christliche Aufmerksamkeit von der weltlichen Politik abzulenken durch irgend einen bedeutsamen Hinweis auf den Gang des Reiches Gottes mit seinen Gesetzen des unauflöslichen Lebens. Alle solche Zeichen und Mahnungen soll der Christ wohl betrachten, sie auch tief zu Herzen nehmen und zu aufrichtiger Buße vor Gott dienen lassen. Heidnische Furcht darf jedoch niemals im Herzen eines Christen Platz greifen. Wir haben einen Heiland, an dessen Herz wir flüchten können, und die Seligkeit des Bewußtseins der göttlichen Kindschaft muß selbst im Todesschmerz das Herz mit Wonne erfüllen.

15. Wahrsagen und Tagewählen.

Die Chinesen sind gewohnt, nichts zu unternehmen, ohne vorher die Schicksalsbestimmung zu erfragen. In wichtigeren Fällen geht man in Götzentempel, bei Familienangelegenheiten in die Ahnenhalle und fragt da das Loos. Das Loos besteht aus einer Anzahl Bambusstäbe mit Nummern oder Marken. Man schüttelt nach vorherigem Gebet und Opfer das Gefäß mit den Stäbchen vor dem Götzen, bis ein Stäbchen herausfällt. Nach der Nummer desselben erhält der Fragende einen gedruckten Zettel in verständlicher Schrift, oft in Versen. Da aber der Zusammenhang zwischen der Frage und dieser Antwort selbstverständlich dunkel ist, so geht der Fragende damit zu einem der vielen Wahrsager, welche in Tempeln und auf allen Hauptstraßen ihre Tische aufgestellt haben. In geringen Sachen begiebt sich der Chinese, Mann oder Frau,

jung oder alt, sofort zu einem Wahrsager. Die meisten dieser Wahrsind verunglückte Gelehrte, man sieht aber auch viele Blinde, welche sich auf diese Art ihren Unterhalt erwerben. Die Wahrsagerei beruht allerdings auf grobem Irrtum, ist aber nicht so plumper Betrug, wie man sich das oft einbildet. Es giebt eine ansehnliche Litteratur darüber, welche auf bestimmten Voraussetzungen naturalistischer Art beruht. Die Dualkräfte, die fünf Elemente, die acht Diagramme des Buches der Wandlungen, die Sternbilder, die Bezeichnung der Tage, des Monats u. s. w. bilden die Elemente, mit denen manipuliert wird. In manchen Fällen ist die Constellation der Gestirne am Geburtstag die Hauptsache. Der Wahrsager verfährt also nicht willkürlich, sondern nach einem allgemein anerkannten System, das ihm sehr geläufig sein muß. Er giebt auch nicht nur einen Ausspruch, sondern begründet, was er sagt, nach diesen grundlegenden Voraussetzungen. Besonders ist es die Stellung des individuellen Menschen zum Universum und somit die Einwirkung der Hauptfaktoren des Universums auf den Menschen, welche maßgebend ist. Jeder einzelne Fall im menschlichen Leben wird dann wieder in Beziehung auf seine Bedeutung zum Ganzen des Schicksals des betreffenden Menschen wie auch jene zum Universum untersucht. Dabei wird jedoch die Welt naturalistisch als All der sichtbaren Natur aufgefaßt, in welchem jedes einzelne Ding determiniert ist. Ein richtiger Gedanke liegt also, trotz alles Irrtums, auch in diesem Aberglauben zu Grunde. Aber abgesehen davon, daß eine richtige Erkenntnis der Naturgesetze das Verfahren der Wahrsager als Unsinn bloßstellt, paßt dergleichen nicht zum Glauben an einen lebendigen Gott. Das menschliche Geschick wird nicht bestimmt durch ein blind wirkendes Fatum der Naturmächte, sondern durch göttlichen Willen und religiös sittliches Verhalten der Menschen. Daß sich das Herz und der Wandel immer mehr nach Gott gestalte, das muß die Hauptsorge des Christen werden, dann sorgt unser himmlischer Vater für alles andere. Die chinesischen Christen müssen darum der Wahrsagerei in jeder Form absagen. Schwer ist es für viele derselben, sich darein zu finden, da sie zu sehr daran gewöhnt sind, nicht selbst zu überlegen, um eine endgültige Entscheidung zu treffen. Man erlaubt deshalb wohl das Loos, was unter Gebet in christlichem Geiste gebraucht, ja auch nicht absolut verwerflich ist; nur gilt auch da Vorsicht gegen leichtfertigen Mißbrauch. Den Aufrichtigen giebt Gott in allen wichtigen Fragen auf irgendwelche Weise Licht durch seinen heil. Geist. Wer sich dafür noch nicht vollbereitet genug findet, der sollte sich im Vertrauen an verständige Männer oder Frauen wenden, welche Erfahrung haben

und den Geist Gottes besitzen. In rein weltlichen Dingen ist die Entscheidung meist nicht so schwierig, aber auch solche Dinge sind oft fürs ewige Leben sehr wichtig. Im Blick auf die Ewigkeit sollte der Christ sein ganzes irdisches Leben in allen Einzelheiten bestimmen. Dieses kann der einfältigste Christ leicht durchführen, wenn er betend überlegt, ob die betreffende Angelegenheit der eignen Seligkeit und dem Reiche Gottes förderlich ist oder nicht. Wo nur weltliche Vorteile in Aussicht stehen, geistlicher Gewinn dagegen mindestens fraglich bleibt da soll man sich hüten als vor einer drohenden Gefahr. Gott läßt ein kindlich aufrichtiges Gemüt nie in langer Ungewißheit, außer etwa eine Zeit lang den Glauben zu prüfen und zu stärken.

Tagewählerei ist in China ebenfalls allgemeiner Brauch. Dieselbe ist auch nicht abhängig von der Willkür des Einzelnen, sondern wird bestimmt vom Kalender, der unter kaiserlicher Autorität erscheint. Auch das Strafgesetz nimmt bezug darauf. Es ist z. B. ein Verbrechen, sich rasieren zu lassen, Hochzeit zu feiern, den Grund zu einem Gebäude zu legen, ein Begräbnis zu vollziehen ꝛc., überhaupt irgend etwas besonderes vorzunehmen, außer an den dazu bestimmten Tagen. Auch dafür werden Combinationen der Planeten mit Sonne und Mond zu Grunde gelegt, also astrologischer Mißbrauch der Sternkunde bildet die Grundlage dieser Einrichtung. Man bedenke wohl, daß dieser Unfug von der chinesischen Regierung getrieben wird, jetzt noch, nach mehr als 300-jähriger Bekanntschaft mit der Astronomie christlicher Länder. Die Tagewählerei stammt aber eben aus dem hohen chinesischen Altertum und ist von den confutianischen Klassikern sanktioniert, mit dem chinesischen Staatswesen so verwachsen, daß man, trotz besserer Einsicht, doch keine Änderung zu treffen wagt. Christen müssen natürlich zu der Überzeugung gebracht werden, daß ein Tag dem andern gleich ist. Es ist zu solcher Einsicht gar nicht viel elementare astronomische Kenntnis erforderlich. Auch der Sonntag darf nicht als an sich glückbringend betrachtet werden, wie gar zu leicht von abergläubischen Christen geschieht, es kommt vielmehr darauf an, daß man ihn recht heiligt. Geheiligt wird aber etwas im christlichen Sinne nur durch eine besondere Hingabe in Gott. Die Ruhe Gottes in seinem Ebenbilde macht den Sonntag zum Sabbath. Ähnlich ist es mit allen andern Tagen; thut man Gutes, das vor Gott bestehen kann, so ist der Tag segensreich, für böse Anschläge dagegen ist jeder Tag unheilbringend. Der Tag bleibt derselbe, nur das menschliche Thun und die damit correspondierende göttliche Vergeltung d. h. Segen oder Unsegen sind verschieden.

Einen Konflikt mit den Staatsgesetzen können jedoch die Christen in solchen Dingen thunlichst vermeiden. Man kann leicht für sein Vorhaben die verbotenen Tage vorübergehen lassen, darf aber als Christ nie für irgend eine Handlung durch einen Wahrsager einen Glückstag auswählen lassen. Es sei hier noch bemerkt, daß die Bestimmungen im Kalender allgemein gehalten sind, z. B. verboten sind etwa die zweiten Tage, also der 2., 12., 22. des Monats, glücklich sind die dritten, also der 3., 13., 23., ungünstig die vierten, also der 4., 14., 24., gleichzeitig die fünften, also 5., 15., 25. Der Wahrsager hat also noch weiten Spielraum. Der Christ muß demnach die Tagewählerei und das Wahrsagen um des Gewissens willen verwerfen und Zeugnis dagegen ablegen. Die Staatsgesetze kann er jedoch respectieren wie manchen andern bestehenden Unsinn, der Christ wird dadurch im Gewissen durchaus nicht berührt. Übrigens könnten in solchen Dingen auch wohl die Männer vielgerühmter Wissenschaft und die Vertreter weltlicher Staatsweisheit und Diplomatenkunst die Macht ihres Einflusses bewähren und so der Mission factisch zeigen, daß auch sie mehr vermögen als schöne Worte oder auch Vorträge dem Papier anzuvertrauen. Das zähe Festhalten der Chinesen, auch der Höchstgebildeten, am Aberglauben ist andererseits von übler Vorbedeutung für China.

16. Goamantie.

Was vom Tagewählen gesagt ist, gilt auch von der Goamantie, der heidnischen Wahl eines Ortes. Man nennt die chinesische Goamantie auch nach wörtlicher Übersetzung der populären Bezeichnung „Wind- und Wasserlehre". Allen abergläubischen Gebräuchen im Zusammenhange damit, bei Hausbau, Wegeanlage ꝛc., wodurch man Glück aus natürlichen Formen und mysteriösen Kräften der Natur zu erlangen hofft, müssen Christen für immer absagen. Der heidnische Chinese hält eben alles Glück im Menschenleben ebenso für ein Naturereignis wie eine gute Ernte. Die Wirkung der Natur, auch der Naturgeister, ist nach dieser Lehre in ihrer eigentümlichen Äußerung bedingt durch die äußere Form der Umgebung, Gestalt der Hügel, Lauf des Wassers ꝛc. Zufall ist ausgeschlossen. Das moralische und religiöse Verhalten der Menschen wird zwar nicht ausdrücklich für unnütz erklärt, nach der Konsequenz des Systems ist es jedoch gleichgültig. Nur durch Veränderung der Figuration der Gegend kann der Mensch sein Glück und das des ganzen Orts umgestalten. Dieser naturalistische Aberglaube steht nicht nur im Widerspruch zum Evangelium, sondern auch zur Lehre des Konfutius, welche auf ethischer

Basis beruht. Viele Konfutianer verwerfen deshalb die Geomantie. Umsomehr müssen also Christen jeden Schein dieses Irrtums vermeiden. Der Christ darf jedoch nicht bei der Negation stehen bleiben. Was hilft es, wenn man sein Glück zwar nicht durch Geomantie, aber doch im Irdischen, überhaupt in der vergänglichen Welt sucht? Der Christ soll dahin streben, sein Glück allein in Gott zu suchen und dankbar zu werden für alles, was ihm Gott zu teil werden läßt. Schließlich ist doch nur das wahres Glück, was uns näher zu Gott bringt und also die ewige Seligkeit fördert, während Unglück ist, was daran hindert. Diese Wahrheit hat jeder Christ aus allen Erfahrungen des Lebens zu lernen und es ist nötig, in China mehr darauf hinzuweisen, als für gewöhnlich geschieht. Wohl jedem, der diese Wahrheit zeitig erfaßt und sein Herz einen Sitz der Ewigkeit sein läßt. Da weilt dann unerschütterliche Ruhe.

17. Träume.

Ueber Träume einfach abzusprechen, und sie als Schäume zu bezeichnen, halte ich nicht für gut. Der Aberglaube der Traumdeuterei, wobei es auf irdisches Glück und Unglück hinausläuft, ist allerdings verwerflich. Dennoch hat der Traum seine Bedeutung für den Träumenden. Der Traum ist eine Erscheinung des Seelenlebens und hat deshalb in der Seele seine Ursache. Die Art des Traumes zeigt den Zustand der Seele oft viel deutlicher, als die beste Beobachtung im wachen Zustand es zu erkennen vermag. Die physische Beschaffenheit des Menschen wirkt natürlich ebenfalls mit, aber es zeigt sich da nicht sowohl der körperliche Zustand als solcher, wie seine Einwirkung auf die Seele. Der Christ kann aus seinen Träumen viel lernen, vielleicht, daß er ebenfalls noch unter der Herrschaft den Bauches lebt, ohne sonst daran zu denken. Bei manchen Träumen ist also eine veränderte Lebensweise angezeigt, je nach Umständen mit Buße verbunden. Auch nach andern Seiten ist unser Seelenleben uns vielfach verborgen und enthüllt sich dem, der es fassen kann, im Traum. Da legen sich manche Falten des Herzens offen, geheime Lüste werden offenbar, welche sich sonst völlig zu verstecken wissen, Neigungen und Fähigkeiten werden wach, welche im Tagesbewußtsein schlummern. Aber es giebt auch Einwirkungen auf die Seele, geistige und göttliche. Die Seele steht durch ihren Geist in beständigem Verkehr mit der Geisterwelt, aber das Tagesbewußtsein ist an die Sinne gefesselt. Wenn hingegen die äußeren Sinne verschlossen sind, so wird der innere Sinn, insoweit er nicht geknechtet ist, frei. Die

Chinesen sehen viel im Traum, haben Verkehr mit Verstorbenen ꝛc. Der Christ soll sich von dem abwenden und um gesunden Schlaf bitten. Die eigentümlichen Thatsachen der Träume sollte man nie in Abrede stellen, man kann ja auf die verschiedenen Erklärungsweisen sich berufen, wenn man es für besser hält, keine eigene Meinung zu haben. Wichtig ist jedoch, daß wir nach keinem andern Einfluß aus der andern Welt Verlangen tragen als nach dem Einfluß des heil. Geistes. Wer wirklich unter der Zucht und Erleuchtung des Geistes Gottes steht, der wird sich durch keinen Traum täuschen lassen. Diese göttliche Erleuchtung ist darum mit Ernst zu suchen und zu pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die diesjährigen Mai-Versammlungen in London.

Von E. A. Ehemann, Pastor in London.

Im Reiche Gottes hört Säen und Ernten nicht auf, sei es, daß die Arbeit draußen unter den Heiden gethan wird oder in der Heimat. Wo eine Ernte durch den Beistand des Geistes Gottes reift, da wird sie gleich wieder zu einer neuen Aussaat. Oder was sind die christlichen Festversammlungen, die auch heute wieder gefeiert wurden, anders als eine Ernte der gesäeten Liebe und zugleich eine Aussaat zu neuem Eifer, getrostem Weiterarbeiten, wachsender Teilnahme an der Sache des Reiches Gottes? Da strömen sie zusammen, Tausende und aber Tausende, Geistliche und Laien, Hohe und Niedere, zu hören, wie die Vorsteher der einzelnen Gesellschaften Rechenschaft geben von ihrem Haushalten, und zu loben und zu danken für den Segen, den Gott auf die schwache Menschenarbeit gelegt hat; und wenn sie wieder heimziehen, tragen sie den Segen mit in Kirche, Haus und Leben, lassen ihre Liebe fürs Reich Gottes fröhlich weiter brennen, und gewinnen auch andere zum Eifer und Wirken für den Herrn. Gleich groß ist der Segen, der da hinausgeht unter die Menschen, und der da zurück kommt auf die, die geholfen, und über allem wird zur festen Gewißheit, daß Gamaliels zweifelnde Frage immer herrlicher dahin sich entscheidet: die Sache des Evangeliums und Christentums ist von Gott, sie läßt sich nicht dämpfen!

Aus dem köstlichen Kranz der etwa 150 Versammlungen, die im Mai und Juni in London gehalten wurden, wollen wir als Blumenlese hier nur die der größeren Gesellschaften herausheben, welche unter den

Heiden ihr Missionswerk treiben, etlicher anderer nur in der Kürze gedenkend. Soll aber das Bild, das diese Vereine uns geben, ein vollkommenes sein, so müssen wir zwei Gesellschaften notwendig voranstellen, die allen anderen als willige Handlanger in ihrer Arbeit des Reichgottesbaues Dienste leisten, nämlich die „Britische und ausländische Bibelgesellschaft" und die „Religiöse Traktatgesellschaft". Ihnen sollen dann die Missionsgesellschaften mit dem Bericht ihrer Thätigkeit folgen.

Der unermüdliche jugendfrische Greis, der Earl of Shaftesbury ist es, der bei der 80. Jahresversammlung der „Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft" den Vorsitz führt, und was der verlesene Jahresbericht enthält, ist ganz dazu angethan, die Herzen der vielen Tausende, die ihn hören, mit Freude zu erfüllen. Einnahmen: 4666 188 Mark, oder 454 175 Mark mehr als im Jahr 1882! Ausgaben pro 1883: 4 448 635 Mark. Damit wurden an Bibeln und einzelnen Teilen derselben vom Mutterhaus in London 1 517 024, und von den auswärtigen Depots 1 601 280 Exemplare, zusammen 3 118 304 verbreitet, und erreicht die seit dem 80jährigen Bestehen der Gesellschaft hinausgegebene Anzahl die Summe von 100 035 933 Exemplaren. Als am Pfingstfest die Apostel in fremden Sprachen die Thaten Gottes verkündigten, hatten etliche ihren Spott darüber; der Zeit- und Weltgeist spottet heute noch über den Eifer der Bibelverbreitung, aber Thatsache bleibt darum doch, daß in mehr als 350 Sprachen das teure Evangelium gepredigt, gedruckt und gelesen wird! Die Gesellschaft hat im letzten Jahre eine Reihe Inspektoren ausgeschickt, um die Arbeit der Agenten zu kontrollieren, nach allen Staaten Europas, Kleinasien, Syrien, dem Kaukasus, Algier, Marocco und sämtlichen Teilen Süd-Afrikas. In Sibirien wird die Bibel verbreitet bis nach Irkutsk hinauf; in Mittelasien durchkreuzen die Agenten die Wüste von Chiwa, und wo daselbst die Leute den Preis von 50 Pf. für eine Bibel nicht bar bezahlen können, da bringen sie Eier als Bezahlung. Als einer der Agenten unter den Tekke Turkmenen schwer am Fieber erkrankte, behandelte ihn der russische Arzt unentgeltlich, „denn," sagte er, „einem Kolporteur der Bibelgesellschaft muß man helfen, wo man kann." Zwei Unternehmungen hat die Gesellschaft neu begonnen. Nämlich: sie bietet jeder der größeren europäischen Missionsgesellschaften für eine Bibelfrau einen Jahresgehalt von 240 Mark an, und erlaubt jeder derselben 12 solcher Frauen in dieser Weise anzustellen; davon haben im letzten Jahre schon 8 Gesellschaften vollen Gebrauch gemacht. Das andere Unternehmen, das eben jetzt ins Werk gesetzt worden ist, ist das, daß die ganze Bibel in gutem Druck für 8

Pfennige verkäuflich gemacht wird. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Ergreifend waren die Worte, mit denen der Earl of Shaftesbury die Versammlung schloß: „Ich gehe von hier weg zu einer, der eben stattgehabten, verwandten Arbeit, nämlich das Standbild eines der größten Männer zu enthüllen, denen Gott das Leben verlieh, des William Tyndale, des ersten der die Bibel in die englische Sprache übersetzte. Dieses Mannes gedenken, heißt aber Gott allezeit dafür danken, daß er den Menschen Zugang vergönnt hat zu dem Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft.“ —

Die Schwester der vorigen Gesellschaft, etwas älter als diese, „Die religiöse Traktat-Gesellschaft“ feiert ihren 85. Geburtstag. Der Lord Mayor von London leitet die Versammlung bei der Feier am Morgen, das Parlamentsmitglied Mac Arthur die am Abend. Die höchststehenden Persönlichkeiten der Laienwelt schämen sich eben in England nicht, ihrer Teilnahme am Wohlergehen des Reiches Gottes öffentlich Ausdruck zu geben. Bei dem Wort „Traktat“ übrigens zuckt mancher auf dem Kontinent mit den Achseln und weiß gleich eine Geschichte zu erzählen von Aufdringlichkeit der Kolporteure in den Eisenbahnen und von entrüsteter Abfertigung derselben. Es ist doch in England in dieser Beziehung etwas besser. Kaum einer wird zum Beispiel einen ihm in der Eisenbahn angebotenen Traktat zurückweisen, am wenigsten in grober Sprache. Liest er ihn nicht, oder hat er ihn gelesen — gut, so legt er ihn auf den Sitz in der Eisenbahn, und ein Passagier, der später einsteigt nimmt ihn gewiß zur Hand. Auf der anderen Seite darf man bei dem Namen obiger Gesellschaft durchaus nicht bloß an Pfennigbüchlein denken; vielmehr giebt sie ganz bedeutende christliche Werke heraus, besonders auch Erklärungen der biblischen Bücher, Lebensbeschreibungen hervorragender Christen u. a. und nimmt alles Gute an, von welcher Seite es ihr zukommen mag. In 166 Sprachen breitet diese Gesellschaft die Kenntnis vom Reiche Gottes aus und ihre Kolporteure durchziehen die ganze Welt als Pioniere des Christentums, oder, wie einer der Redner meinte, sie gleichen den Ulanen im Kriege von 1870, die überall auftauchten, auch wo man sie am wenigsten vermutete. Bei einer Einnahme im Jahre 1883 von 4 258 129 Mark (Zunahme 133 429) hat die Gesellschaft 75 721 360 Schriften, darunter 30 197 350 Traktate verbreitet; 707 Schriften, davon 209 Traktate, sind im letzten Jahre neu erschienen (darunter des „Pilgrims Reise“ in Kree, der Sprache eines indianischen Volksstammes im fernsten Nordwesten von Amerika). Im ganzen, seit dem Bestehen der Gesellschaft,

sind rund 2 300 000 000 Schriften hinausgegangen, also beinahe 2 Schriften auf jeden Bewohner der Erde.

Aus den Reden der Angestellten der Gesellschaft, welche in den verschiedenen Ländern arbeiten, möge folgendes hervorgehoben werden. Rev. Blackett von Indien, der daselbst Mitglied des königl. Erziehungsrates ist, sagte unter anderem: „Je größer die Fortschritte sind, die die Schulbildung dort macht, desto größer und allgemeiner wird das Verlangen, nicht bloß zu hören, sondern auch selber zu lesen. Die Presse in Indien ist aber nicht besser als die heimatliche; sie speist ihre Leser mit den elendesten Novellen u. dgl. Das Volk selbst jedoch ist begierig nach moralischer Bildung, neben der wissenschaftlichen, und nimmt die Anleitung zur sittlichen Ausbildung gerne an, auch wenn sie auf dem Boden des Christentums fußt und der Leser selbst noch diesem ferne steht." „Lasset auf dem Titelblatt eines jeden Buches, das ihr sendet," schreibt ein Missionar von Indien an die Gesellschaft, „den Namen „Christus" gedruckt sein; denn gegenwärtig gilt dieser Name in Bengalen als beste Empfehlung bei Verbreitung unserer Schriften. Ein „Leben Jesu" wird mehr begehrt als irgend ein anderes Werk." So ist Indien auf die Gesellschaft angewiesen, wenn der schlechten Lektüre gewehrt und etwas Gutes gepflanzt werden soll. — Missionar Cousins preist das Werk der Gesellschaft in Madagaskar, wo sie den Missionaren die beste Hilfe leiste bei der ein Viertel Million Schulkinder; auch die Malagassen haben ein ernstes Verlangen nach einer guten Lektüre. — Missionar Calvert von den Witi-Inseln gab einen Bericht über den Stand der Missionssache dort, welchen wir ausführlicher erwähnen wollen. Im Jahre 1838 ging Calvert nach den Witi-Inseln, einer Gruppe von 220 Inseln, von denen 88 bewohnt sind. Damals war Polygamie mit ihren Übeln bei den Bewohnern im Schwange, besonders aber die Menschenfresserei. Calvert sah damals zu verschiedenen malen über hundert Menschenleiber zu gleicher Zeit zu einer festlichen Mahlzeit zubereiten, und einer der Kannibalen richtete jedesmal einen Denkstein auf, so oft er neues Menschenfleisch gegessen hatte, so daß bei seinem Tode 872 solcher Steine dastanden. Das alles hat aufgehört; die Leute wohnen jetzt in reinlichen Häusern, leben vom Fischfang und treiben allerlei geordnete Gewerbe, und was die Hauptsache ist: sie haben 1240 Gotteshäuser, die sie selbst unterhalten und mit Predigern aus ihrer Mitte versehen, so daß stets nur 10 weiße Missionare zu gleicher Zeit daselbst stationiert sind. Die Gemeinden umfassen 1700 Laienprediger, die ihr Werk ganz ohne Besoldung thun, 25 000 volle Gemeindeglieder, 4500 in Vorbereitung, 1700 Schulen mit 41 000 Schulkindern unter

2900 fast durchaus eingeborenen Lehrern. Der letzte König dieser Inseln hat dem Christenglauben lange widerstanden und seine Unterthanen zu allem Bösen angehalten, bis auch er zur Erkenntnis der Wahrheit kam und dann, während noch 29jähr. Regierung, dem Christentum jeglichen Vorschub leistete. Er starb am 1. Febr. 1883. Die Redner, die über Afrika und andere Länder berichteten, treffen wir weiter unten bei den Missionsgesellschaften und soll hier nur noch eines wichtigen Versuches Erwähnung geschehen, der im westlichen China von den Missionaren gemacht wird in bezug auf Verbreitung christlicher Erkenntnis. Bekanntlich blühen in China alle Sorten von Schulen und höheren und niederen Universitäten ungemein, und das Bestreben von Tausenden dort ist, einen „Grad" sich zu verdienen, und dem einmal gewonnenen Grad einen noch höheren hinzuzufügen. So steckt in diesen Leuten ein großer Wissensdurst und sie suchen diesen zu stillen, wo es nur sein kann; wenn sie nur etwas Neues lernen zu können glauben, verschlingen sie jedes Buch. Da aber bei der Beförderung durch die jedesmaligen Prüfungsbehörden sorgfältig ausgearbeitete schriftliche Arbeiten gefordert werden, erhalten sie zugleich eine große Übung in Ausarbeitung solcher. Ein Freund der Mission in China gab ein Geschenk von 2000 Mark zu drei Preisen für die besten von Chinesen gelieferten Arbeiten über Stoffe, welche die Missionare zu wählen hatten. Sie nahmen natürlich solche, die auf das Christentum bezug hatten, wie: Das Dasein der Seele, Das zukünftige Leben, Die Verehrung von Götzenbildern u. a. Dabei sind die Preisbewerber von selbst genötigt, auch christliche Werke zu studieren. Der, welcher den ersten Preis errang, eine reiche Magistratsperson, trat zum Christentum über. Während der Ausarbeitung war er überzeugt worden.

Nunmehr kommt die Reihe an die eigentlichen Missionsgesellschaften. Den Reigen derselben eröffnet die „Kirchliche Missionsgesellschaft." Sie feierte ihr 85jähriges Jahresfest. Eingeleitet wurde dasselbe mit einem Abendgottesdienst am 5. Mai, wobei der Bischof von Lahore die Predigt hielt über Röm. 15, 16 und der Erzbischof von Canterbury das Schlußgebet sprach und den Segen erteilte. Die Hauptfeier fand statt am 6. Mai in Exeter Hall unter dem Vorsitz des Earl of Chichester, unterstützt vom Erzbischof von York und acht Bischöfen und einer ganzen Schar von Missionaren aus allen Ländern, in Anwesenheit einer ungeheuren Volksmenge. Dem offiziellen Berichte des Sekretärs entnehmen wir folgendes über den Stand der Finanzen sowie des Missionswerks im allgemeinen. Die Gesellschaft hatte eine Einnahme von 4648972 Mark, welcher Ausgaben im Betrag von 4518212 Mark gegenüberstehen. Die

Ausgaben sind um 360000 Mark höher als vor zwei Jahren und fallen zumeist auf die Missionen in Persien, China, Japan und Nordwestamerika, während Afrika bedeutend weniger beansprucht als noch vor fünf Jahren. Das Komitee bittet nun, neben der Bitte um Vermehrung der allgemeinen Einnahmen, um Gaben für zwei besondere Zwecke. Einmal soll das Kinderhaus, das seither in Islington die Kinder der draußen stehenden Missionare in sich aufnahm, aufs Land verlegt werden, wozu der Sekretär Wigram 200000 Mark gegeben hat; und sodann hat die Notwendigkeit der Vergrößerung des Missionsgebäudes in Salisbury Square eine Ausgabe von 500000 Mark verursacht, zu deren Deckung 30000 Mark bis jetzt zugesagt sind. Das Gebäude, in welchem zuerst die Missionsanstalt untergebracht war und zwar 50 Jahre lang, von 1812—1862, ist jetzt zum Hauptgebäude hinzugezogen worden. — Bei den Einnahmen oben sind die Beiträge nicht gerechnet, die von den Christen in Heidenländern eingegangen, und die an sich recht beträchtlich sind, z. B. in der Yoruba Mission (Westafrika) 60760 Mark, in Tinnevelly 54000 Mark, alles zusammen vielleicht 200000 Mark. Bemerkenswert ist, daß der Vicekönig von Indien, Ripon (der vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten) 1000 Rupies geschenkt hat und daß dessen Frau Hospitäler, Kirchen und Schulen überall besucht, wo sie hinkommt. 24 Zöglinge haben sich der Gesellschaft zur Verfügung gestellt, von denen 5 hinausgeschickt werden (zwei examinierte Studenten von Cambridge, und einer von Oxford), der Rest ist noch in der Vorbereitung. Die Hauptereignisse dieser Mission im letzten Jahre sind: die Ernennung zweier neuer Bischöfe in Japan und Nordwestamerika; die Einweihung einer neuen Kirche in Peschawer; die Ordination von drei eingebornen Geistlichen aus dem verachteten Volksstamm der Mala, die der Telugu Mission schon mehrere tausend Bekehrter zugeführt haben; die Stationierung des Dampfers Henry Wright an der Ostküste von Afrika; die Erstlinge in der Uganda Mission in Ostcentralafrika, darunter eine Tochter des Königs Mtesa; endlich die Eröffnung einer neuen Station in Msalala am Südende des Viktoria Nyanza. Ist auch sonst nichts Außerordentliches zu berichten, so darf doch gesagt werden, daß das Werk im ganzen erfreulich weiterschreitet allenthalben, wie z. B. in Indien innerhalb 10 Jahren die Zahl der (zur Ch. M. S. gehörigen) eingebornen Christen von 70000 auf 104000 gestiegen ist. Die Frauenarbeit verdient besondere Erwähnung. 17 Frauen, zusammen mit 150 Missionarsfrauen und 500 eingebornen Lehrerinnen arbeiten im Dienste der Gesellschaft. Taufen fanden statt im letzten Jahre 2700, davon 400 in Westafrika, 293 in

Fuh-kien (China) und 796 in Tinnevelly. 12 Eingeborne wurden ordiniert, so daß nunmehr 247 eingeborne Prediger mit 234 europäischen Missionaren der Gesellschaft dienen. Eine stattliche Zahl!

Jedes Jahr bringt aber auch seine besonderen Sorgen für eine Missionsgesellschaft. Zu diesen gehören für die kirchliche Missionsgesellschaft besonders das Schisma in Matlakatla, das trotz des Bemühens des Bischofs Ridley nicht gehoben wurde und vor dem das Komitee ratlos steht. Wie es scheint, stehen die Dinge so, daß der Arm des weltlichen Gesetzes angerufen werden muß; sodann die Geschichte mit den Missionsagenten am Niger, die wegen Brutalität im letzten Jahre bestraft wurden; die Gesellschaft hat tüchtige Auswahl gehalten, eine ganze Reihe unwürdiger Agenten entlassen und arbeitet jetzt mit weniger Agenten viel besser; das Komitee gesteht selbst, daß die Gesellschaft durch dieses Vorkommnis sehr an Kredit eingebüßt hat sowohl unter den Heiden draußen, als unter den Christen daheim. Viel Aufregung hat bei den Missionaren und Arbeitern auf Ceylon der Beschluß des Komitees veranlaßt, die Mission dort, wie es in Indien der Fall ist, unter die Leitung eines Laienkomitee, abhängig direkt von der Gesellschaft in London, zu stellen; doch legen sich die erregten Gemüter wieder etwas. Zwischen den Anhängern des Missionars Dening in Hakodate in Japan, die mit ihm von der Missionsgesellschaft sich lossagten, und der letzteren ist wieder ein besseres Einvernehmen eingetreten, zum Segen des ganzen Missionswerkes. — Durch den Tod hat die Gesellschaft verloren drei Missionare (darunter den Veteranen Ashwell, der 50 Jahre in Neu-Seeland wirkte) und sieben Missionarsfrauen (unter ihnen die mit viel Segen wirkende Frau Sargent, des Bischofs in Tinnevelly Gattin). — Mit allem Ernst wendet sich das Komitee an die jungen Christen in der Heimat, sich dem Dienste des Herrn zu widmen, da treue Arbeiter allenthalben not thun. —

Hören wir nun die Berichte etlicher Missionare über ihre Arbeit in der Heidenwelt. Unbemerkt kann aber ein Wort des Erzbischofs von York aus seiner längeren Rede nicht bleiben, weil es ganz erkältend auf die Zuhörer wirkte. Er meinte nämlich: die Gesellschaft sollte in Zukunft viel vorsichtiger sein in der Wahl der Männer, die sie ordinieren lasse; es komme vor, daß der eine oder andere von ihm nicht ordiniert werde aus irgend einem ihm maßgebenden Grunde; dann aber lasse er sich einfach draußen ordinieren und komme nach zwei Jahren oder schon bälder heim und begehre eine Anstellung als Geistlicher in England. Einer der folgenden Redner erwiderte treffend: „Unsre Missionare haben noch wenig Begünstigung von der Kirche daheim erfahren; Leute aber, die nicht tüchtig

sind für die Arbeit in der Heimat, die wollen wir gar nicht; für die Missionsarbeit wollen wir die besten Kräfte."

Von Indien berichtet der oben erwähnte Rev. Blackett zunächst über die Arbeit des Missionars Baumann in Kalkutta. Er hat letzthin einen Professor des Sanskrit getauft, welcher in der Brahminenreligion vergeblich Frieden gesucht hatte und nun frei und offen sich zum Christentum bekennt. Baumanns Arbeit erstreckt sich aber hauptsächlich auf die Chomahs (Kumahs?), eine von der Gemeinschaft mit Hindus ausgestoßene Kaste, deren Glieder sich durch Reinigung der Straßen Kalkuttas ihren Unterhalt verdienen und ein eigenes, überaus schmutziges und ungesundes Quartier bewohnen. Dort hat Baumann für sie Schulen errichtet, Gottesdienste eingerichtet und arbeitet mit voller Hingabe und großem Segen, obgleich er manches Mal infolge der schlechten Ausdünstung in den Versammlungen ohnmächtig niedersinkt. So sucht er auch diese Ausgestoßenen sittlich und geistig zu heben. Die Schulbildung in Indien greift überhaupt mächtig um sich und dringt durchs ganze Volk. Je mehr aber der Staat das Erziehungswesen in die Hand nimmt, desto mehr muß allmählich die Arbeit der Missionare in dieser Richtung zurücktreten. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Missionsgesellschaften von diesem Zweig ihrer Thätigkeit sich zurückziehen sollen; haben sie, was unbestreitbar ist, seither ungemein viel Gutes darin geleistet, so können sie auch fernerhin großen Segen stiften; nur können diese allein den Wissensdrang der Mengen nicht mehr befriedigen. Da wird sich ihre Thätigkeit darauf zu richten haben, mit allen Kräften die Erziehung auf christliche Bahnen zu leiten, das Christentum zum Fundament der allgemeinen Bildung zu machen. So müssen besonders christliche Lehrer ausgebildet werden, um die vom Staat geleiteten Schulen zu christlichen Schulen zu gestalten. Der Kastenunterschied erschwerte bislang den Unterricht in öffentlichen Schulen bedeutend; nun ist man darauf gekommen, jeden Knaben auf einer besonderen Matte in der Schule sitzen zu lassen, so daß keiner den anderen berühren kann. Wie aber, wenn der Lehrer den Stock gebrauchen und Knaben einer reinen und unreinen Kaste mit demselben Stab züchtigen soll? Blackett fand einen Lehrer, der sich damit aus der Verlegenheit zu helfen wußte, daß er neben seinem Pult einen Haufen Lehm errichtete und wenn einer der Knaben aus der unreinen Kaste eine Züchtigung brauchte, bewarf er ihn mit etlichen Händen voll Lehm! Natürlich giebt es auch unter den Eingebornen viele Gegner der christlichen Schule, die besonders hervorheben: kein Zögling einer christlichen Schule habe sich in der Folgezeit ausgezeichnet; Blackett brachte sie aber stets zum Schweigen mit der Frage: ob sie noch nicht

gehört hätten von Dr. Duff und anderen Mitgliedern des Kollege? Andere wieder, und zum Teil hochgestellte Männer, erklären, es sei ein gewaltiger Unterschied zwischen Regierungs- und Missionsschulen, indem die Zöglinge der letzteren durch ihr sittliches Wohlverhalten im Handel und Wandel nachher sich auszeichnen. Je mehr sich, schließt Blackett, das indische Volk der Selbst-Regierung nähert, desto notwendiger ist es für die Sache des Christentums, daß die Missionsgesellschaften mit aller Macht darauf hin arbeiten, die Schulen in Indien zu christlichen zu machen. —

Ein anderer Redner, Missionar T. P. Hughes, auch aus Indien, hebt hervor, daß das Missionswerk dort nach seiner und seiner Mitarbeiter Ansicht vor einer gewaltigen Entscheidung stehe, nämlich dem Mohammedanismus gegenüber. Mit diesem hat sich die christliche Kirche seither viel zu wenig beschäftigt. Und doch sind es die Mohammedaner, die im Sudan zu den Verwicklungen Veranlassung geben durch den Propheten, den Mahdi; und sie sind es, in deren Händen heute noch das heilige Land sich befindet. Die Frage muß mehr und mehr in den Vordergrund treten: was sollen wir mit dem Mohammedanismus anfangen? Unsere Missionsgesellschaft hat sämtliche Stationen an der Nordwestgrenze Indiens allein inne und kommt dadurch in direkte Verbindung mit den mohammedanischen Stämmen Centralasiens. Sind wir stark genug, diese Stationen zu halten, ohne anderen Gesellschaften, mit denen wir vielleicht nicht übereinstimmen, die eine oder andere derselben abtreten zu müssen? Es braucht von unserer Seite in dieser Hinsicht mehr Energie, Gebet und Opfer! Oder fehlt es an Aufmunterung und Erfolg der Mission unter den Mohammedanern? Ich erinnere nur an Imad ud deen von Amritsar und an unseren Geistlichen in Peshawer, der auch früher ein Mohammedaner war. Es ist nicht wahr, was man so allgemein sagt, daß die Mohammedaner zu bigott sind, um vom Christentum etwas wissen zu wollen; die besten Glieder unserer Gemeinde in Peshawer sind Mohammedaner gewesen. Ein Verlangen nach dem wahren Heil giebt sich auch in der mohammedanischen Welt kund. Ein Beispiel dafür. Im Dezember 1883 weihten wir in einer der bigottesten Städte der Nordwestgrenze Indiens eine neue Kirche ein; wir bauten sie trotzdem der Magistrat uns erklärt hatte, es sei einfach lebensgefährlich. Die Einweihung wollten wir mit dem Gesang eines Liedes beginnen; wieder warnte uns der Stadtvorstand: es würde zu einem Aufruhr kommen und er könne nicht für unser Leben haften. Und doch: wir sangen. Und siehe da, nirgends eine Störung; vielmehr war die Kirche gedrängt voll von Mohammedanern, die andächtig zuhörten, und von der Masse die draußen standen fiel es keinem ein, uns

zu belästigen. Es muß auch da bald zu einer Entscheidung kommen. Aber wir brauchen Arbeiter, mehr Arbeiter. Mit den 20—30 Missionaren, die unter den Mohammedanern zerstreut arbeiten, kann das nicht geleistet werden, was notwendig ist. —

Zum erstenmal trat nun ein eingeborner Missionar aus Palästina auf, Chalil Jamal. Er arbeitet jenseits des Jordans in Gilead (dem alten Ramoth-Gilead, einer der Freistädte im jenseitigen Palästina). Der Bezirk, El Belker, ist dicht bewohnt von lauter Beduinen, die unter der Statthalterei von Salt stehen. Daselbst läßt die Missionsgesellschaft arbeiten und hat nunmehr in Salt selbst zwei regelrechte christliche Schulen, eine für Knaben, eine für Mädchen. Wie die christliche Wahrheit sich Bahn bricht, möge folgendes Beispiel, aus anderen heraus, illustrieren. Ein Schulknabe, der aber noch ein Moslem ist, kommt zum christlichen Lehrer mit der Frage: „Wird einer, der im Herzen von der christlichen Lehre überzeugt ist, aber aus Furcht vor den Moslems nicht öffentlich dafür auftreten will, doch von Jesu angenommen?“ Die Antwort war Matth. 10, 33. „Allein, frug der Lehrer, wie kamst du zur christlichen Wahrheit?“ „Ich habe, erwiderte der Knabe, die Bergpredigt gelesen und da heißt es, daß man einander lieben, auch für Feinde beten müsse. Unser Koran lehrt das Gegenteil davon; nun glaube ich, daß das Neue Testament recht hat.“ Viel zu schaffen macht der Katholizismus der jungen Schule in Salt, obgleich auch da rührende Beispiele von Überzeugungstreue und festem Halten am Gotteswort bei den Kindern zu berichten sind. Die christliche Gemeinde dort besteht aus 300 Seelen, von denen 45 Kommunikanten sind. Jamal erzählt von einer 80jährigen Frau, die 5 Jahre mit gebrochenem Rückgrat hilflos dalag; in Geduld und festem Gottvertrauen trug sie ihre Schmerzen und freute sich auf ihre Erlösung; ihre Kinder und Enkel segnend starb sie im Glauben an ihren Heiland. Vom Gebirge Gilead aber erschallen Bittrufe: gebt uns Schulen und Missionare! Es thut not, denn bis jetzt wird dort das Christentum nicht verkündigt. —

Von Afrika, China und anderen Ländern trat heuer kein Redner auf um Bericht zu erstatten. Wir wollen daher in der Kürze aus dem gedruckten Berichte die Hauptsachen anführen. Sierra-Leone weist volle Kirchen und Schulen auf; die Gebetswoche im Januar sah überaus zahlreich besuchte Gebetsversammlungen; ein Eingeborner hat aus eignen Mitteln eine neue Kirche gebaut. In der Yoruba Mission ist nach 22jähriger Arbeit Missionar Lamb gestorben. Die Gemeinden umfassen 6500 Seelen. In Abeokuta kommt leider auch bei eingebornen Christen noch Vielweiberei

und das Halten von Sklaven vor; ihren Agenten verbietet die Gesellschaft beides aufs strengste; allein die Leute, darunter etliche Häuptlinge, sind unabhängig und die Regierung duldet es. Von der Niger-Mission war oben schon die Rede. Missionar Hamilton berichtet aus Bonny, wo er 87 Kommunikanten hat, daß der Götzendienst bedeutend im Rückgang begriffen ist. Daselbst haben aber die Häuptlinge den König Pepple abgesetzt, und Bischof Crowther verboten dort zu wohnen; er zog nach Braß. Missionar Johnson arbeitet mit Eifer an der Übersetzung der Bibel in die Igbira, Igara, Ibo und Nupe Sprache. — In der ostafrikanischen Mission (Mombasa und Umgebung) wurden 256 Eingeborene konfirmiert. Frere Town ist Mittelpunkt der Mission; die blühendste Station aber ist Kisulutini, wo am Trinitatisfest 53 Erwachsene getauft wurden. Im Teita-Land ist seit 12 Monaten auch eine Station errichtet. In der centralafrikanischen Mission (Nyanza-Mission) arbeiten 9 Männer und 3 Frauen, in Uganda und U-Sagara. Das Dampfboot Eleanor befährt den Viktoria-Nyanza. Teile der Schrift sind in verschiedene Dialekte übersetzt worden. Als Erstlingsfrüchte sind in Momboia zwei Frauen getauft worden; in Uganda kamen 28 neue Glieder zur Gemeinde (darunter Mtesas Tochter). — Über Indien ist ein eingehender Bericht über das Missionswerk in den letzten 10 Jahren erschienen. Die Hauptpunkte sind: 1. Fortschritt in der Organisation der Eingebornenkirche. Überall sind jetzt Kirchenräte eingesetzt, aus Eingebornen bestehend, zusammen 21. 2. Fortschritt in der Evangelisierung der einzelnen Klassen der Bevölkerung; Hauptaugenmerk ist gerichtet auf den Mohammedanismus (die Zahl der Missionare unter dessen Anhängern hat sich verdoppelt) und auf die Bergstämme (Stationenzahl die doppelte). 3. Das Schulwesen ist nunmehr vollständig geordnet. Die Gesellschaft hat 70 höhere Schulen und Colleges, 1230 einheimische Schulen, 10 Lehrerseminare, 13 Waisenanstalten. Auf die Heranbildung von eingebornen Agenten, Evangelisten, Predigern und männlichen und weiblichen Lehrern wird alle Sorgfalt verwendet. 4. Fortschritt in der Selbständigmachung der eingebornen Kirchen und darum Zusammenziehung der europäischen Kräfte in leitende Mittelpunkte; Hand in Hand damit bestimmte Verteilung der Arbeit an die verschiedenen eingebornen Arbeiter: die Evangelisten, Katechisten und Lehrer. 5. Trotz der Ausdehnung des Missionswerks, Verminderung der Ausgaben. Diese sind in dem neuen Gebiet, dem Pandschab, zwar sehr bedeutend; werden aber aufgewogen durch die Verminderung der Beihilfe an die fast durchaus selbständigen Gemeinden in Süd-Indien. — Die Mission in China ist in zwei Teile geteilt: Südchina und Mittelchina. In

Südchina setzten die aufrührerischen Bewegungen in Kanton dem Werk Hindernisse in den Weg; das Missionshaus daselbst wurde im September demoliert und geplündert; die neue Mission in Holhow auf Hainan mußte der französischen Unternehmung wegen verschoben werden, obgleich ein ärztlicher Missionsarbeiter dorthin gesandt ist. Von Hong-Kong sind Zunahme der Gemeinde und die Ordination eines zweiten chinesischen Missionars zu berichten. Die Fuh-kien Mission (ebenfalls in Südchina) zeigt sehr erfreuliches Wachstum. 293 Erwachsene wurden getauft; Gesamtzahl der Gemeindeglieder 5414. Selbständigkeit der eingebornen Kirchen, vor einem Jahr begonnen, ist nunmehr durchgeführt in den Lo-Nguong, Hok-Chiang und Chu-Cheng Distrikten. Bei der Provinzial-Versammlung waren zugegen 300 Agenten, Abgeordnete und Besucher, von denen kaum einer vor 20 Jahren ein Christ war! Auch die ärztliche Mission in Hok-Ning, und die Frauenmission gedeiht in schönster Weise. — In Mittelchina aber geht es langsamer voran; es fehlt besonders an Missionaren. Doch ist viel Gutes zu sagen von der Wirksamkeit des Missions-Hospitals in Hang-Chow, dem Kollege des Missionars Hoare und der Arbeit der Frau Russell unter den eingebornen Frauen. — Japan giebt Grund zu den schönsten Hoffnungen, wie kein anderes Land. Erwähnt sei hier die von den Eingebornen ausgegangene große Lutherfeier in Osáka, an der 600 japanische Christen teil nahmen. — Auch von Neuseeland lauten die Berichte erfreulich. Das dortige Missionskomitee richtet sein Augenmerk namentlich auf Heranbildung eingeborner Lehrer und Geistlicher, und auf die Bekehrung der Maorigemeinden, die in dem Krieg vor 20 Jahren wieder ins Heidentum zurückgefallen waren. Vielleicht ist auch in dieser Hinsicht die Reise des Maori-Königs nach England von Segen. —

Wir kommen nunmehr zu der kongregationalistischen Missionsgesellschaft, der London Mission Society, welche heuer ihr 90. Jahresfest feierte. Bei einer Ausgabe von 2268056 Mark, hat sie ein Defizit von 74983 Mark, von dem aber dank den warmen Reden des Abends gleich 30000 Mark getilgt wurden. In ihrem Dienste arbeiten gegenwärtig 148 Missionare und 16 einzeln stehende Frauen. Sieben Arbeiter auf dem Missionsfeld sind gestorben, sowie vier Frauen. Das Hauptereignis in der Geschichte dieser Gesellschaft war im letzten Jahre die Vollendung der großen Visitationsreise des Sekretärs Rev. W. Thompson, welche im Jahr 1882 begonnen 20 Monate in Anspruch nahm. Er kam 14 Tage vor dem Jahresfest wieder wohlbehalten an.

Zunächst hob der Vorsitzende den Tod des Missionars Dr. Moffat von Südafrika hervor, des langjährigen, vielbekannten Arbeiters besonders

unter den Kaffern und im Betschuanenlande. Er gehörte zu den selbstverleugnungsvollsten, demütigsten und eifrigsten Missionaren, die je eine Gesellschaft draußen gehabt hat; die Mission ging ihm über alles.

Darauf gab der Sekretär Thompson in einstündigem Vortrag Bericht über den Schluß der mit dem Vorstand der Gesellschaft, Mr. Spicer, begonnenen, und von Indien aus von ihm allein vollendeten Visitationsreise. Der Anfang dieser Reise ist in diesen Blättern (August 1883) berichtet; hier nun die Fortsetzung und der Schluß derselben. Der Zweck dieser Rundreise war der, die Stationen mit ihrer Arbeit und ihren Bedürfnissen persönlich kennen zu lernen. Vierzig tausend (engl.) Meilen hat Thompson durchreist und dabei natürlich oft und viel Gelegenheit gehabt, auch in die Arbeit anderer Missionsgesellschaften einen Einblick zu thun, und es verdient seine Bemerkung hierüber Erwähnung: es ist wunderbar und erquickend, wie draußen in der Mission die Arbeiter der verschiedensten Gesellschaften evangelischen Glaubens, aus Amerika, England und vom Kontinent einig sind und in Eintracht und in einem Geiste an dem großen Werke der Ausbreitung des Reiches Gottes thätig sind. — Langsam zwar, aber sicher (das ist sein Eindruck) nehmen wir den Heiden ihre Götzen, und nur Christus kann die Leere füllen, die dadurch in den Herzen entsteht, und den Hunger stillen, der in den Gewissen sich einstellt. — Auf der Reise von Indien nach China besuchte Thompson Singapore und Penang, wo die Gesellschaft früher missioniert hatte, bis Chinas Thore sich öffneten. Die alten Stationen sind selbständig geworden und es wird von den Einheimischen im selben Sinn weiter gearbeitet, in dem das Werk dort begonnen hatte. — In Hongkong, fährt Thomson fort, haben wir eine stattliche Gemeinde, in welcher ein großer Ernst für die Sache des Christentums sich kund giebt. Auch ist mit unserm Werk daselbst eine Anzahl Knabenschulen verbunden, die sehr gut besucht sind. In anderen Stationen machte ich aber die Erfahrung, daß viele unsrer Schulen fast verlassen dastehen, weil die Chinesen selbst gute Schulen haben, so gut, daß die Christen sogar ihre Kinder lieber dorthin senden, obgleich sie bei uns unentgeltlichen Unterricht erhalten. Auch Mädchenschulen haben wir in Hongkong. Es hält schwer, dem weiblichen Teil der Bevölkerung nahe zu kommen, wenn auch in China nicht das Zenana-Wesen herrscht, wie in Indien. Doch findet zum Exempel selbst bei den christlichen Gottesdiensten eine strenge Trennung der Geschlechter statt. Gewöhnlich ist eine etwa 8 Fuß hohe Scheidewand gezogen, durch welche die weiblichen Zuhörer ganz unsichtbar gemacht werden, damit, wie mir einer sagte, ein junger Prediger nicht aus dem Konzepte komme beim Anblick so vieler

Frauen! In Amoy waren, als ich dort predigte, sämtliche Frauenzimmer in einer Art Käfig hinter mir untergebracht und ich merkte ihr Dasein nur an dem Geräusch, das sie mit ihren Fächern machten. Was nun aber den Unterricht in chinesischen Schulen betrifft, so möchte ich das Vorurteil entfernen, als ob derselbe so vielseitig und tiefgehend wäre. Ich ging in eine der höheren Knabenschulen Hongkongs und frug den Vorstand nach den verschiedenen Unterrichtsfächern. Auf meine Fragen, ob Geographie, ob Geschichte, ob Rechnen gelehrt werde, erhielt ich stets die Antwort: nein. „Was lehren sie denn aber?" „Wir lehren die Klassiker", d. h. vier Jahre lang lernt das Kind an den chinesischen Buchstaben, deren Form und Aussprache, ohne dabei eine Idee von deren Bedeutung in Wörtern und Sätzen zu bekommen. Dann werden sie eingeführt in die vier großen chinesischen Klassiker, die das Fundament alles Wissens bei ihnen bilden. Einen jungen Prediger in Amoy frug ich z. B. ob er etwas vom Rechnen verstehe? „Halten Sie mich für einen Kaufmann?" war die Antwort, und dabei zeigte er mir die zwei Zoll langen Fingernägel seiner linken Hand, ein Beweis in China, daß er ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist. Auch da sucht die Missionsgesellschaft den Chinesen beizukommen. Verschiedene Missionare haben ein Komitee gebildet, um etliche Lehrbüchlein auszuarbeiten, welche in gutem Chinesisch geschrieben, eine Menge wissenswerter Dinge aus allen Gebieten des Lebens enthalten. —

Von Hongkong gings nach Kanton, wo unsere älteste Missionsstation ist. Der Gegensatz zwischen Kanton und Peking, den zwei größten Städten des Reichs, ist ein gewaltiger. In Kanton sieht man das China der Zukunft, die große Handelsstadt Chinas mit ihren fleißigen, praktischen, erwerbsbeflissenen Einwohnern; Peking ist das China der starren Vergangenheit mit seiner Verehrung für Altertümlichkeit; ein klassischer Schmutz liegt über allem, den herrlichsten Tempeln und Palästen. Auf einer Reise stromaufwärts von Kanton kam ich in Berührung mit der ländlichen Bevölkerung, die ich fleißig, bescheiden und sehr freundlich fand. In Amoy haben wir den Mittelpunkt unsrer chinesischen Mission. Die Stadt selbst zeichnet sich nur durch ihren Schmutz und üble Ausdünstungen aus. Verschiedene Missionsgesellschaften arbeiten dort in völliger Harmonie; sie haben ein gemeinsames Kollege, wo Lehrer und Geistliche herangebildet werden. Eben als ich dort war, feierten die 21 Kirchen, die sich zu einer kongregationalistischen Union zusammen gethan haben, ihr Jahresfest. Dabei wurden sociale und praktische Fragen besprochen. Jede Kirche verspricht ihrem Geistlichen so und so viel per Jahr zu bezahlen; beim Jahresfest hat der letztere zu berichten, ob es geschehen sei. Einer erklärte dies-

mal: es sei nicht geschehen. Nach einer Pause trat der Älteste des Kirchenrates auf und sagte: wir konnten bezahlen, und wollten es auch, aber unser Geistlicher ist ein fauler Mann! — Von Amoy zog ich nach Schanghai, und von da 600 Meilen den Jang-tse-kiang hinauf zu unsren Stationen in Hankow und Wutschang. Leider war damals gerade eine Panik dort ausgebrochen, so daß nur die Christen in den Städten zurückgeblieben waren; tausende der Einwohner lagen den Strom entlang mit ihrem Hausgeräte und Vieh, oder auf den Booten, wenn sie so glücklich waren eines zu erwischen. Ein merkwürdiger Anblick. Die Christen hielten ihre regelmäßigen Gottesdienste weiter und gaben so einen Beweis von der Kraft des göttlichen Friedens. Ehe ich abging, war ich noch Zuschauer der summarischen Justiz in China, indem 62 Männer als Verschworene zum Tode verurteilt wurden ohne weitere Verhandlung. Einer von diesen zum wenigsten, sagten die Leute, sei ganz unschuldig; da er aber sonst als ein schlimmer Mensch bekannt gewesen, sei es ganz gut, daß man auf diese Weise seiner los geworden! Ich möchte, sagt Thompson, ihr alle könntet einmal auf dem Berg Hang-Yang bei Hankow stehen und einen Blick thun über die große, fruchtbare Ebene mit ihren 800 000 Bewohnern! Das ist ein Erntefeld für die Mission! Und nur vier Missionare auf einer Strecke von 600 Meilen! Da darf man sich freilich nicht wundern, wenn die Fortschritte des Christentums nicht sind, wie man sie wünschen möchte! — Über Shanghai zurück fuhr ich an der Küste hinauf nach Tien-tsin, einer unsrer nördlichen Stationen, ein wegen des dortigen Handels und der zuströmenden Volksmenge für den Missionsmittelpunkt ausgezeichneten Platz. In der That geht auch die Arbeit im Segen weiter; und besonderen Wert muß man dem Missionshospital dort zuschreiben, durch das die Kenntnis vom Christentum durch die vielen Kranken, die aus allen Teilen herkommen, mehr und mehr Verbreitung findet. So hörte ich denn auch, daß in manchen Städten, viele Meilen von der Küste entfernt, das Licht des Wortes Gottes hell leuchte. — Über Peking, wo meine chinesische Visitation zu Ende ging, wurde im vorigen Jahre schon berichtet. — Von China fuhr ich nun nach der Kapstadt, von wo aus ich eine Rundreise von 400 Meilen ins Land hinein und zurück machte, so daß ich wohl zu erzählen weiß von der Beschwerlichkeit, die das Reisen im Ochsenwagen in jenen Ländern mit sich bringt. Die Gesellschaft hat dort ihre selbständige Thätigkeit aufgegeben, da sich die Gemeinden selbst zu unterhalten und auch eingeborne Prediger anzustellen imstande sind. Groß ist ihre Dankbarkeit gegenüber der Gesellschaft. Ich besuchte drei Kafferstationen und kehrte dann auch in der französischen Mission im Basuto-

lande ein; durch den Freistaat gings ins Betschuanenland nach Molepolole und zur Matabele-Mission. Im Transvaal wurde ich von den Buren sehr freundlich aufgenommen. In Barkley endete meine Inspektionsreise. Auf dieser Reise hatte ich einmal Gelegenheit, zu sehen, welch tiefen Eindruck die Predigt von Christo machen kann. Wir trafen in der Mitte eines Stammes der kriegerischen Matabele zwei gefangene Frauen, von denen eine in unsrem Wagen ein Gesangbuch in ihrer Landessprache entdeckte; sofort begann sie die ihr bekannten Lieder zu singen; mit Thränen in den Augen stimmte ihre Mitgefangene ein in den Gesang. Als die eine meinen Begleiter erblickte, frug sie ihn: „sind Sie nicht Mr. Price?“ Von ihm hatte sie vor Jahren die Predigt des Wortes Gottes gehört. Das Wiedersehen war rührend! — Die Mission in Afrika ist ganz verschieden von der in anderen Ländern. Die Ausdehnung der Landesteile ist ungeheuer, die Bevölkerung aber sehr dünn und, da es an Märkten und Absatzquellen fehlt, nicht an den Reiz der Arbeit gewöhnt. Sie begnügen sich, ihren Lebensbedarf aus dem Lande zu ziehen; infolge häufiger Dürre und Mangels an Vorkehrungen, das nötige Wasser zu sammeln, sind sie aber meist sehr arm, daher auch sehr stumpf und interesselos in geistigen Dingen, während sie nur eine Teilnahme äußern, wenn es sich um Essen und Trinken handelt. Erst mit allgemeiner Kultur wird auch im religiösen Leben dieser Stämme etwas Durchschlagendes gewirkt werden können. Eine ganz besonders schwierige Mission aber ist die Matabele Mission. Die Matabelen sind reine Wilde, die auch in Zeiten tiefsten Friedens mit Schild und etlichen Speeren bewaffnet, dabei unbekleidet, einhergehen. Im Betteln sind sie ungemein stark; und wird ihnen nicht nach Wunsch gegeben, so stehlen sie; dabei kommen Beispiele von unerhörter Grausamkeit bei ihnen vor. Seit mehr als 20 Jahren wird daselbst missioniert und bis jetzt ist nicht ein Bekehrter aufzuweisen; damit ist aber nicht gesagt, daß das Werk umsonst gewesen sei; vielmehr ist Hoffnung auf baldiges Großes vorhanden, weil die Leute mehr und mehr die Furcht, sich als Christen zu bekennen, von sich werfen. Ein jeder, der über dem Lesen eines christlichen Buches angetroffen wurde, wurde ergriffen und einfach in einen anderen Landesteil verbracht; das schreckte bislang die Leute ungemein vom Christentum zurück. — Im Rückblick auf die ganze Reise möchte ich nun die Frage beantworten, die mancher im Stillen thun mag: „was ist der Eindruck vom ganzen Missionswerk? Wird in der That etwas Ersprießliches geleistet?“ Ich bekenne offen: Das Werk der Mission, wie ich es gesehen habe, ist ein Werk voll großer und steigender Erfolge; das Wort Gottes bringt überall, bei Hindus, Chinesen

und Afrikanern, eine Umwandlung der Herzen, und damit des Lebens zustande, so völlig, wie nur beim besten Christen in der Heimat. Ich habe oft mit Gegnern der Mission gesprochen und ihr Hauptbeweis gegen diese war: heidnische Dienstboten sind stets besser als christliche! und in Südafrika werden die Nigger nur verderbt! nur die katholische Mission könne von wirklichen Erfolgen reden, weil sie überall zunächst die Kinder erfaßt! Ich will nicht leugnen, daß von denen, die sich als Bekehrte ausgeben, manches geschieht, was der Mission nur Schaden bringt. Viele haben vom Christentum gerade soviel gelernt, um recht eingebildet zu sein; wieder andere zeigen dem Missionar gegenüber ein ganz verändertes Betragen, als gegenüber der Welt. Aber sind das wirkliche Christen, die von ihrem christlichen Unterricht und ihrer Bekanntschaft mit den Missionaren dazu Gebrauch machen, um daraus Kapital für sich zu schlagen? Ist es auf der anderen Seite recht und vernünftig, von der Mission maßlose Erfolge zu erwarten? Alte Gewohnheiten und Verbindungen sind nicht im Handumdrehen abzuschaffen; nationale Fehler werden nicht in einer Generation geheilt. Ich habe mirs zur Aufgabe gestellt, die letzteren überall, wo ich hinkam, genau kennen zu lernen, und dann das Leben und Treiben der bekehrten Christen damit zu vergleichen, und da muß ich gestehen, es ist durch das Wort Gottes überall eine gewaltige Besserung im Charakter, wie in den Gewohnheiten dieser Leute vor sich gegangen. Darum, je länger und nachhaltiger die Heidenwelt dem Einfluß des Christentums ausgesetzt wird, desto mehr wächst die Hoffnung auf den gewissen Sieg des letzteren!

Ein weiterer Redner, Missionar Lewis, gab etliche Einblicke ins Missionswerk von Indien, besonders die Schwierigkeit hervorhebend, die es hat, den untersten, verkommensten Kasten eine Idee von Sünde und Erlösungsbedürftigkeit beizubringen. Zugleich hebt er hervor, wie das Christentum dem Sauerteig gleich gährend durch die Heidenherzen wirkt. In einer Stadt hatte ein junger, überzeugungstreuer Mann angefangen zu predigen. Nach einiger Zeit ließ ihn der Rajah kommen und verbot ihm das Predigen bei hoher Strafe. Er erwiderte: „Urteile selbst, ob es recht ist, mehr auf dich als auf Gott zu hören," ging fort und predigte weiter. Wir waren längere Zeit nicht in jener Stadt gewesen und als wir wieder dorthin kamen, wurden wir von einer Volksmenge umringt, und es hieß: „hier sind die Missionare wieder; so lange sie weg waren, haben wir es sehr ruhig und behaglich gehabt; sie werden das Feuer wieder schüren, und wir sind nur begierig, wen von uns es zuerst

packen wird." Das Feuer wurde geschürt, und es brennt nun dort in vielen Herzen die Liebe zu Gott und seinem Sohne.

Von den anderen Gebieten, in denen diese Gesellschaft missioniert, mögen noch folgende Notizen beigefügt werden. Die Kriegsunternehmungen Frankreichs in China und Madagaskar ließen viel fürchten für das Missionswerk. Besonders war das in China der Fall, wo von Erweiterung der Arbeit Abstand genommen werden mußte. — In Madagaskar dagegen hat sich die Königin und ihre Regierung treu gezeigt der Mission gegenüber. Von den dortigen Christen sind zwar manche zurückgegangen, aber der Rest hat sich um so fester ans Christentum gehalten und die täglichen Gebetsversammlungen waren zahlreich besucht. So hat der Schrecken dort zur Reinigung und Läuterung in den Gemeinden dienen müssen. — In Indien macht die Zenana-Mission große Fortschritte; das 1882 eröffnete Lehrerseminar ist voll von Zöglingen, die für diesen Zweig der Mission ausgebildet werden. — In Südafrika hatte die Mission Stürme und Gefahren zu bestehen. Zwar mit den Betschuanen konnten endlich Übereinkommen geschlossen werden, die der christlichen Kultur und Sitte Eingang gewähren; aber die eine Zeitlang blühende Mission am Ngami See mußte (wenigstens vorübergehend) aufgegeben werden infolge eines blutigen Einfalls der plündernden Matabelen. Trotzdem die letzteren seit über 20 Jahren Missionare in ihrer Mitte haben, sind die Wirkungen des Christentums noch sehr gering. — Die Mission auf den Südseeinseln gedeiht, und von Neu-Guinea wird geschrieben: Das Feld ist weiß zur Ernte! Nur fehlt es an Arbeitern, die ernten könnten! —

Den vorigen schließt sich die „Baptistische Missionsgesellschaft" an, die ihren 92. Jahrestag beging. Das letzte Jahr war in manchen Beziehungen für sie ein gesegnetes: Die Zahl der Kirchen und Gemeinden draußen ist gewachsen, die Zahl der Missionare ist gestiegen und die Beiträge in der Heimat haben sich bedeutend vermehrt. Auf der anderen Seite sind zahlreiche und schwere Verluste zu verzeichnen, die durch den Tod von Missionaren die Gesellschaft betroffen haben. Dreizehn sind gestorben und die Worte des seligen Dr. Livingstone haben sich wieder bewahrheitet: „Bei so gesegneten Unternehmungen, wie die Missionen, muß man gefaßt sein auf Prüfungen, Enttäuschungen, Krankheiten, Todesfälle. Es liegt eben ein tiefes Geheimnis allezeit in dem Worte des Herrn: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bringet es keine Frucht." Sechzehn neue Missionare konnten ausgesandt werden: 6 an den Kongo, 2 nach Westafrika, 2 nach Indien, 4 nach China, 1 nach Japan und 1 nach Jamaika. Die Einnahmen der Gesell-

schaft betrugen 1220240 Mark; Defizit 76300, von dem nach der Versammlung nur noch 40000 M. zu decken übrig blieben.

Die Kongo-Mission nimmt das Hauptinteresse bei dieser Gesellschaft in Anspruch. Es ist zu hoffen, daß die Sache mit dem portugiesischen Handelsvertrag eine auch für die Mission günstige Wendung nehmen werde. So wie sie jetzt steht, bleibt noch viel zu wünschen übrig, da die Hauptgewalt in den Händen der Portugiesen, und darum der Jesuiten liegt. Hören wir nun den Bericht des Missionars Holman-Bentley über den Stand der Kongo-Mission.

In den Kongo-Ländern, sagt er, haben wir ein ganz neues Feld, das noch von niemand bebaut worden ist, wo es gilt, den ersten Anfang zu machen. Vor sieben Jahren wußte kein Mensch etwas von jenen Gebieten und ihren Bewohnern, und es ist uns zugefallen, die großen Hindernisse zu bemeistern, die das Innere Afrikas von der übrigen Welt abschlossen. Im Jahre 1879 wurden wir ausgesandt, einen Weg dort hinein zu entdecken und Verbindungen herzustellen zwischen der Westküste Afrikas und Stanley Pool am oberen Kongo, und hier dann eine Station zu gründen als Basis für die Evangelisierung des ungeheuren Gebietes im Herzen Afrikas. Die Schwierigkeiten, insbesondere für den Transport unsres Missionsschiffes mit allem Zubehör, schienen unüberwindlich; allein von Monat zu Monat verminderten sie sich, und dieselben Leute, die noch vor drei Jahren uns am Weitermarsch hinderten, kamen in solchen Haufen mit der Bitte um Anstellung bei der Arbeit, daß nicht alle beschäftigt werden konnten; der Weg selbst wurde frei gegeben und wir dringend angegangen, doch diesen und keinen andern zu benutzen. Da somit der Weg am südlichen Ufer des Kongo offen ist und die Stromschnellen zwischen Bayneston und Manyanga abgeschnitten werden können, hoffen wir, daß unser Schiff „Plymouth" bald in den oberen Teilen des Kongo schwimmen werde. Dieser Weg wird von zahlreichen Karawanen aus dem Inneren begangen, und der Handel dort ist sehr lebhaft. Der Transport unseres zweiten Schiffes, „Peace" von Underhill nach Stanley Pool, für den zwei Jahre in Aussicht genommen waren, wurde mit Hilfe der Eingebornen in vier Monaten bewerkstelligt. Wir haben nun von der Küste ins Innere einen Weg von 330 Meilen offen und so sicher, daß jedermann in irgend einem der Dörfer unterwegs ohne Bedenken sich aufhalten und übernachten kann. Die Verdienste, welche sich Stanley und die afrikanische Gesellschaft in dieser Beziehung erworben haben, können nicht hoch genug geschätzt werden. — Zuerst brachten wir mehrere, lange Monate in St. Salvador (Kongo) zu, mit dem Versuch, von dort aus

Stanley Pool zu erreichen. Die Zeit war aber nicht verloren. Sie diente uns das Land, die Leute, die Sprache und Sitte kennen zu lernen. Wir kannten anfangs nur die Swahili Sprache, die in Ostafrika gesprochen wird; wir lernten nun die Kongo Sprache, eine reiche, angenehme Sprache, so weit kennen, daß in Bälde eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben gedruckt werden wird. Weil St. Salvador von alten Zeiten her der Mittelpunkt des ganzen Kongothales gewesen zwischen Küste und Stanley Pool, so wird diese Kongo Sprache in dem ganzen weiten Gebiet verstanden; wir studieren zugleich die Kiteka und Kiyansi Sprachen, die von Stanley Pool bis zum Äquator geredet werden; ebenso beschäftigen wir uns mit dem Dialekt des Aruwimi Gebietes und weil dort die arabischen Sklavenhändler, die der Swahili Sprache mächtig sind, überaus zahlreich sich einfinden, so haben wir in diesen fünf Sprachen den Schlüssel für den ganzen afrikanischen Kontinent von der Westküste bis zur Ostküste, von der Kongomündung bis Sansibar! (Über das Werk in St. Salvador siehe unten den Bericht von Missionar Dixon.) In unsrer Station in Stanley Pool haben wir bis jetzt 80 Kinder, die wir unterrichten; sobald unsre Häuser und Gärten fertig sind, können wir hunderte von Kindern auf den Stationen aufnehmen. Die Kinder sind die Hoffnung Afrikas. Bei den Erwachsenen in jenen Gebieten hält es sehr schwer, sie zu einem Besuch in der Kirche zu bewegen. Doch auch in dieser Hinsicht wird es besser kommen, wenn nur einmal die nötigen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Der Vorschlag geht dahin, zwischen Stanley Pool und Stanley Falls, einer Strecke von 1020 Meilen, 10 Stationen zu errichten, die durch unser Schiff Peace in enge Verbindung miteinander gebracht werden könnten. Die Ausgaben würden nicht höher als 200000 Mark kommen, wenn man Plätze aussucht, wo reichliche Nahrung zu finden ist. Während seiner Zeit Stanley, als er diese Strecke herab eilte, von wütenden Eingeborenen verfolgt wurde, ist jetzt die ganze Lage verändert, überall herrscht Friede und die Aussichten sind die besten. Von unberechenbarem Einfluß auf diese Verhältnisse sind die Leistungen Stanleys, die er in letzter Zeit weiter oben am Äquator durch Anlegung von vier Stationen vollbracht hat.

Der andere Redner aus der Kongo Mission war Missionar Herbert Dixon. Er ist in St. Salvador stationiert, das obgleich die Hauptstadt eines weiten Gebietes, doch nur 700 Einwohner hat; der König, eigentlich oberste Häuptling, ist anerkannt als solcher von den Bewohnern von etwa 2—300 Meilen im Umkreis, obgleich ihm niemand Tribut bezahlt. In dieser Stadt werden etwa 40 Knaben unterrichtet; an die Mädchen kommt

die Reihe erst, wenn einmal auch Frauen dort sein werden. Diese Knaben kamen auf die Weise zusammen, daß die Missionare bei den Häuptlingen in der Runde herumgingen und sie baten, Knaben herein zu schicken, die Lesen und Schreiben lernen würden; so gehören diese Knaben 15—20 verschiedenen Städten an. Sie werden ernährt und unterrichtet bis sie 15 Jahre alt sind und dann tragen sie ihre Kenntnisse des Christentums hinaus ins ganze umliegende Land. Die portugiesischen Jesuiten haben alles gethan, um diese Missionsarbeit zu stören; allein der Hauptkönig wollte nicht von einer feindseligen Einmischung wissen und zuletzt wurden wir in Ruhe gelassen. Nun begannen wir auch die ärztliche Mission und bald kam ein Zulauf von 30—40 Patienten per Tag, zum Teil aus weiter Ferne. Manchmal schickt auch ein Häuptling um den Missionar 2—3 Tagereisen weit zu holen. Überall nun und bei jedem Patienten wird von Christus und dem Reiche Gottes etwas gesagt; keiner kommt und geht, der nicht davon etwas gehört hätte. Sonntags wird das Harmonium vors Haus unter einen Baum getragen und da ein Gottesdienst gehalten; denn sonst würden die Leute nicht kommen. So aber hören sie zu, und lernen bald mitsingen, da sie für Musik große Neigung haben. Mehrere Tagereisen von St. Salvador entfernt kann man schon christliche Lieder singen hören. Die Leute fangen auch an, ihre Sitten und Gebräuche mit denen der Missionare zu vergleichen und befleißigen sich, das Gröbste wenigstens abzulegen; während z. B. vorher dort ein unfolgsames Weib von ihrem Manne einfach verkauft wurde, wird es jetzt ihren Eltern zurück geschickt. Ein Dutzend der Bewohner wird in Bälde getauft werden, als Erstlinge dieser so viel versprechenden Kongo-Mission. —

Auch die baptistische Zenana-Mission in Indien weist erfreuliche Fortschritte auf. Ihre Einnahmen waren 111640 M., Ausgaben 111500 Mark. Es sind 38 Zenana-Besucher und 74 Bibelfrauen angestellt, die in 629 Zenanas die Runde machen und 1240 Zöglinge in ihrem Unterricht haben; dazu kommen noch tausende von armen Frauen die außerhalb der Städte wohnen, und von Kranken, die Gebrauch von den Missionsapotheken machen; allen wird neben leiblicher Arznei auch etwas vom Brot des Lebens gesagt und mitgegeben. 30 Mädchenschulen mit zusammen 900 Mädchen werden regelmäßig gehalten. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß von den Frauen ein gewaltiger Einfluß auf die Männer und die Familie geübt werden kann, wenn die ersteren einmal fürs Christentum gewonnen sind. Aber von allen Seiten hört man den Ruf und die Bitte: mehr Arbeiter! Bedenkt man, daß in Indien im ganzen nur 417 Missionare thätig sind, so giebt das zur Bevölkerungszahl ein Verhältnis

wie wenn nur etwa sechs Geistliche auf ganz London mit seinen 4 Millionen Bewohnern kämen! —

Die beiden methodistischen Gesellschaften: die wesleyanische Missionsgesellschaft und die primitiven Methodisten haben das gemeinsam, daß sie christliche Länder Europas (England inbegriffen) zusammen mit heidnischen Ländern als Missionsgebiet ansehen; demgemäß zählen ihre Berichte Stationen, Missionare, Bekehrte, Kirchen und Schulen in sämtlichen Ländern gemeinsam auf, so daß man nicht heraus finden kann, was auf die Heidenmission zu beziehen ist. Das gleiche ist mit Einnahmen und Ausgaben der Fall. Die Missionsthätigkeit in den Heidenländern ist zum Teil eine recht verkehrte. Zum Beweis dieser Behauptung diene folgendes: Einer der primitiv-methodistischen Missionare sang vor der Versammlung am Jahresfest ein Lied, das draußen den Negerknaben in der Schule beigebracht wird, und das folgende seltsame Ideen über den Teufel enthält:

Der Teufel greift nach mir und will mich fassen;
Die Sünden darf er fassen; die Freiheit muß er mir lassen.
Sing Gloria, Halleluja!
Wir wollen den Teufel rund um den Baumstamm hetzen
Und bei jedem Sprung einen Tritt ihm versetzen!
Sing Gloria, Halleluja!

Besonders beliebte Äußerungen der einzelnen Redner, die übrigens statt sachgemäßer Berichte eigentliche Predigten hielten, wurden in echt heilsarmeelicher Weise mit Halleluja- und Amen-Rufen gestört und unterbrochen. —

Bemerkenswert ist noch, was der wesleyanische Missionar Hendrik Frind, früher in China, über dieses Land sagte in betreff der dort dem Missionswerk entgegentretenden Hindernisse. Die Götzenverehrung hat daselbst einen ganz verwickelten Charakter und erfordert viel Mühe von seiten der Götzendiener. Im Haupttempel der Stadt thront der Stadtheilige, der neben dem weltlichen Stadtoberhaupt das geistige, göttliche Princip vertritt. Zu gewissen Zeiten im Jahre finden dann besondere Feste und Gottesdienste zu seinen Ehren statt, wobei Tausende sich zusammen finden. Geht man durch den Tempel in ein hinteres Gemach, so findet man da ein prächtiges Bett aufgeschlagen, das für die Frau des Stadtgötzen bestimmt ist, wenn sie ihn besuchen will; vor dem Bett stehen ein Paar drei Zoll große Schuhe; denn eine Haupteigenschaft dieser Frau sind kleine Füße. So oft ein neuer Stadtvorsteher ernannt wird, hat er dem Götzen seine Aufwartung zu machen und von ihm das Amt in Em-

pfang zu nehmen. Neben diesem Götzen wird ein anderer in jeder Stadt verehrt: der Götze der Straßen. Er heißt To-ti, sein Fest ist am zweiten Tag des zweiten Monats. Dabei versammeln sich wieder Tausende; man läßt Raketen in die Luft steigen, von denen etliche einen Zauber enthalten. Wer nun einen solchen auffängt, darf fürs ganze Jahr auf Glück im Haus und Geschäft hoffen. Neben den Stadtgötzen werden die verschiedenen Hausgötzen verehrt; von diesen haben die Götzen des Kriegs und Friedens die höchste Verehrung, und haben natürlich auch eigene Tempel. Daneben blüht der sog. Fung-hui, d. h. die Anbetung von Wind und Wasser, die bei Reisenden eine überaus wichtige Rolle spielt. Besonders wichtig aber ist die Verehrung der Ahnen. Für jedes Familienangehörige, das mit Tod abgeht, errichtet man im Hause ein kleines Täfelchen, denen alle Tage Gebete dargebracht werden. In einem Hause in Kanton waren nicht weniger als 2200 solcher Täfelchen aufgehängt; dadurch sollen die wandernden Geister der Gestorbenen ans Haus gefesselt werden und diesem Glück und Segen bringen. Somit darf es einen nicht wundern, wenn das Missionswerk in einem Lande wie China langsam voranschreitet; ja staunen und danken muß man, daß es überhaupt solche Resultate aufzuweisen hat! —

Zwei kleinere Gesellschaften, die draußen in fremden Ländern ihre Thätigkeit entfalten, sollen noch kurz erwähnt werden, die koloniale Missionsgesellschaft, die mit ihren Einnahmen die Missionare und Kirchen, besonders in Australien unterstützt; es ist ein australischer Fond von 600 000 Mark beisammen, um die Mission daselbst auf eigene Füße zu stellen. Die andere ist die Gesellschaft zur Unterdrückung des Opium-Handels, fort und fort auf dem Plan gegen diesen schändlichen Handel. Der Lord Mayor von London hatte den Vorsitz bei der Jahresversammlung und viele Lords und Parlamentsmitglieder waren zugegen, um zu zeigen, daß sie nicht mit der Regierung gehen in dieser Sache. 42 000 Mark sind wieder daran gerückt worden, um durch Schriften und Petitionen dem Handel ein Ende zu machen. Wenigstens ein befriedigendes Resultat ist erzielt worden, daß nämlich durch den Handelsvertrag mit der Insel Korea die Einfuhr des Opiums dorthin verboten ist.

Und nun zum Schluß. Blickt man ringsum in der Welt, von einem Land zum anderen, so kann man nicht anders, als Gott Lob und Dank darbringen für seinen Segen, den er überall auf die Missionsthätigkeit legt. Die Mission in der Heidenwelt und ihre stetigen Fortschritte sind der beste Beweis für die Kraft des Wortes Gottes und die Unüberwind-

lichkeit des Christentums gegenüber Unglauben, Zweifelsucht und Kleinmütigkeit. Ein echter Christ ist darum der allein, der ein Herz voll Liebe und einen Mund voll Gebets und eine Hand voll freudigen Opfers hat für die Ausbreitung des Reiches Gottes über die ganze Welt!

In diesem Geiste haben wir auch am 25. Juni dem Schiff „Harmonie" und seinem Kargo, vier Missionaren und zwei Frauen Gottes Schutz und Segen gewünscht auf seine Reise von London nach Labrador. Alle Jahre einmal sendet die Moravian Church (die englische Brüdergemeinde) ein Schiff nach Labrador zu den Eskimos. Seit 1770 geschieht das regelmäßig. Bei dieser Gelegenheit versammelte sich eine Schar von Freunden wieder auf dem Verdeck der Harmonie, die die Reise seit 1862 macht. Bischof Taylor leitete die Abschiedsfeier ein mit einem hoffnungsreichen und dankbaren Rück- und Überblick über das Missionswerk. Der seitherige Sekretär der Gesellschaft ist nach 16jähriger treuer Arbeit gestorben und an seine Stelle trat der jüngste Sohn des ehrwürdigen Bischofs Letrope. Reden und Gesang wechselten in köstlicher Weise miteinander und unter den Gästen allen herrschte, was der Name des Schiffes andeuten wollte, in voller Wahrheit: Harmonie! Es sei hier als einzig in der Missionsgeschichte dastehend erwähnt, daß die Familie eines der neu ausgehenden Labradormissionare von Generation zu Generation seit 151 Jahren (von 1731 an) ununterbrochen im Dienste dieser Herrnhuter Mission gestanden hat! Gottes Segen sei auch mit allen, die dort im fernen Norden für Gottes Ehre arbeiten!

Das Leben Jesu von B. Weiß und der Missionsgedanke in den Reden des Herrn.[1])

(Von Pastor G. Hohenthal in Gr. Peiskerau.)

1.

Eine sehr bedeutsame Erscheinung in der neuesten theologischen Litteratur, auch für die von dieser Zeitschrift vertretene Seite derselben, ist „das Leben Jesu" von B. Weiß (2 Bände, Berlin, Hertz 1882). Denn der in diesem Werk mit großem Scharfsinn und umfassendster Beherrschung der Quellen unternommene Versuch, die allmähliche Entwicklung der Gedanken unsres Herrn über sein Lebenswerk und dessen Auswirkung nachzuweisen, der mit ebenso großer Unbefangenheit wie mit religiösem Ernst[2])

[1]) Vielleicht findet der wichtige Gegenstand noch eine weitere Beleuchtung. So vielfach der Herausgeber dem Verfasser auch zustimmt, so glaubt er doch, daß die qu. Frage etwas mehr im Zusammenhange mit der Vollendung des Erlösungswerkes und der Erziehung der Jünger behandelt werden muß. W.

[2]) Dieser wohlthuende religiöse Ernst, der bei aller Aufopferung von Einzelheiten die Hauptsache, das wirklich Notwendige durchaus festhält, z. B. in der Jungfrau-Geburt (I, S. 212 ff.), kompensiert reichlich den Eindruck vereinzelter wenig glücklich gewählter Redewendungen, die dem heiligen Gegenstand dieses Geschichtswerkes nicht völlig angemessen sind, und läßt dieselben als erklärliche lapsus calami erscheinen. So, wenn II, S. 89 gesagt wird: „Jesus kannte nur zu gut die Gefahren," vgl. S. 329: „er wußte längst nur zu genau, wie es ... stand," so weiß ja freilich jeder sehr wohl, daß hier nicht wirklich ein nimis von dem Herrn ausgesagt sein soll, und doch stört es beim Lesen. Oder II, 233: er „ließ es sich nicht merken", daß ihn die Intrigue indigniert hatte; was, dem Wortlaut nach, eigentlich einen gewissen Mangel an Aufrichtigkeit einschließen könnte. Oder II, 362: „Er wollte es auch im Grunde nicht" (sein Inkognito festhalten), was doch eine zwar bei uns allen gewöhnliche, aber in unsrem Heiland uns dennoch nicht vorstellbare gelegentliche Gebrochenheit des Wollens bezeichnen würde, bei welcher der Mensch durch die im Vordergrund des Bewußtseins befindliche momentan herrschende Gedankenreihe sich einen entgegenstehenden, noch keineswegs aufgegebenen, sondern „im Grunde", gleichsam unterhalb der Oberfläche seines Geistes, noch bestehenden Entschluß für kurze Zeit unwirksam machen läßt, d. h. infolge augenblicklicher Schwäche auf ein als zweckmäßig erkanntes Handeln vorübergehend verzichtet, also Inkonsequenz. Oder II, 270, daß J. an den Jüngern ein Stück seiner „besten" Lebensarbeit fertig gebracht, wobei doch die Frage nahe liegt: ob denn Jesus auch weniger gute Arbeit habe fertig bringen können, und wer zu dieser kritischen Abschätzung der letzteren ein Recht habe; solche Worte klingen Jesu gegenüber zu vornehm, wenn auch unabsichtlich. Und woher kann man ersehen, daß nach dem ersten Evangelisten die Aufforderung des Herrn an den Verräter (vielmehr Frage, wozu dieser anwesend sei, da Apostopese nicht anzunehmen,) „mit erstickender Stimme" erfolgt sei (II, 544)? Die für das Wort

lichkeit des Christentums gegenüber Unglauben, Zweifelsucht und Kleinmütigkeit. Ein echter Christ ist darum der allein, der ein Herz voll Liebe und einen Mund voll Gebets und eine Hand voll freudigen Opfers hat für die Ausbreitung des Reiches Gottes über die ganze Welt!

In diesem Geiste haben wir auch am 25. Juni dem Schiff „Harmonie" und seinem Kargo, vier Missionaren und zwei Frauen Gottes Schutz und Segen gewünscht auf seine Reise von London nach Labrador. Alle Jahre einmal sendet die Moravian Church (die englische Brüdergemeinde) ein Schiff nach Labrador zu den Eskimos. Seit 1770 geschieht das regelmäßig. Bei dieser Gelegenheit versammelte sich eine Schar von Freunden wieder auf dem Verdeck der Harmonie, die die Reise seit 1862 macht. Bischof Taylor leitete die Abschiedsfeier ein mit einem hoffnungsreichen und dankbaren Rück- und Überblick über das Missionswerk. Der seitherige Sekretär der Gesellschaft ist nach 16jähriger treuer Arbeit gestorben und an seine Stelle trat der jüngste Sohn des ehrwürdigen Bischofs Letrope. Reden und Gesang wechselten in köstlicher Weise miteinander und unter den Gästen allen herrschte, was der Name des Schiffes andeuten wollte, in voller Wahrheit: Harmonie! Es sei hier als einzig in der Missionsgeschichte dastehend erwähnt, daß die Familie eines der neu ausgeheuden Labradormissionare von Generation zu Generation seit 151 Jahren (von 1731 an) ununterbrochen im Dienste dieser Herrnhuter Mission gestanden hat! Gottes Segen sei auch mit allen, die dort im fernen Norden für Gottes Ehre arbeiten!

Das Leben Jesu von B. Weiß und der Missionsgedanke in den Reden des Herrn.[1])

(Von Pastor G. Hohenthal in Gr. Peiskerau.)

1.

Eine sehr bedeutsame Erscheinung in der neuesten theologischen Litteratur, auch für die von dieser Zeitschrift vertretene Seite derselben, ist „das Leben Jesu" von B. Weiß (2 Bände, Berlin, Hertz 1882). Denn der in diesem Werk mit großem Scharfsinn und umfassendster Beherrschung der Quellen unternommene Versuch, die allmähliche Entwicklung der Gedanken unsres Herrn über sein Lebenswerk und dessen Auswirkung nachzuweisen, der mit ebenso großer Unbefangenheit wie mit religiösem Ernst[2])

---

[1]) Vielleicht findet der wichtige Gegenstand noch eine weitere Beleuchtung. So vielfach der Herausgeber dem Verfasser auch zustimmt, so glaubt er doch, daß die qu. Frage etwas mehr im Zusammenhange mit der Vollendung des Erlösungswerkes und der Erziehung der Jünger behandelt werden muß. W.

[2]) Dieser wohlthuende religiöse Ernst, der bei aller Aufopferung von Einzelheiten die Hauptsache, das wirklich Notwendige durchaus festhält, z. B. in der Jungfrau-Geburt (I, S. 212 ff.), kompensiert reichlich den Eindruck vereinzelter wenig glücklich gewählter Redewendungen, die dem heiligen Gegenstand dieses Geschichtswerkes nicht völlig angemessen sind, und läßt dieselben als erklärliche lapsus calami erscheinen. So, wenn II, S. 89 gesagt wird: „Jesus kannte nur zu gut die Gefahren," vgl. S. 329: „er wußte längst nur zu genau, wie es ... stand," so weiß ja freilich jeder sehr wohl, daß hier nicht wirklich ein nimis von dem Herrn ausgesagt sein soll, und doch stört es beim Lesen. Oder II, 233: er „ließ es sich nicht merken", daß ihn die Intrigue indigniert hatte; was, dem Wortlaut nach, eigentlich einen gewissen Mangel an Aufrichtigkeit einschließen könnte. Oder II, 362: „Er wollte es auch im Grunde nicht" (sein Inkognito festhalten), was doch eine zwar bei uns allen gewöhnliche, aber in unsrem Heiland uns dennoch nicht vorstellbare gelegentliche Gebrochenheit des Wollens bezeichnen würde, bei welcher der Mensch durch die im Vordergrund des Bewußtseins befindliche momentan herrschende Gedankenreihe sich einen entgegenstehenden, noch keineswegs aufgegebenen, sondern „im Grunde", gleichsam unterhalb der Oberfläche seines Geistes, noch bestehenden Entschluß für kurze Zeit unwirksam machen läßt, d. h. infolge augenblicklicher Schwäche auf ein als zweckmäßig erkanntes Handeln vorübergehend verzichtet, also Inkonsequenz. Oder II, 270, daß J. an den Jüngern ein Stück seiner „besten" Lebensarbeit fertig gebracht, wobei doch die Frage nahe liegt: ob denn Jesus auch weniger gute Arbeit habe fertig bringen können, und wer zu dieser kritischen Abschätzung der letzteren ein Recht habe; solche Worte klingen Jesu gegenüber zu vornehm, wenn auch unabsichtlich. Und woher kann man ersehen, daß nach dem ersten Evangelisten die Aufforderung des Herrn an den Verräter (vielmehr Frage, wozu dieser anwesend sei, da Apostopese nicht anzunehmen,) „mit erstickender Stimme" erfolgt sei (II, 544)? Die für das Wort

durchgeführt ist, erstreckt sich auch auf Behandlung der hochwichtigen und doch bisher wenig erwogenen Frage, ob Christus in der That schon in seinen Fleischestagen eine Heidenmission in Aussicht genommen habe. Da auf diese Seite des Werkes keine der mir bisher bekannt gewordenen[1]) Besprechungen desselben eingeht, so sei der Versuch einer solchen, der sich lediglich auf jene besonders in dem je letzten Kapitel des vorletzten und des letzten Buches (VI, 12: „Die Zukunftsaussicht" und VII, 12: „Sitzend zur rechten Hand Gottes") sehr übersichtlich behandelte Frage erstreckt, hier gestattet. Eine ausführliche Wiedergabe der qu. Ausführungen in den genannten Abschnitten, während auf einzelne mehr gelegentliche Äußerungen weiter unten eingegangen werden soll, wird am vollständigsten orientieren.

Die Antwort auf die bezeichnete Frage, zu welcher Weiß gelangt, ist folgende (II, S. 483):

„In unsrer modernen Weise hat Jesus an eine Bestimmung seines Werkes für die Welt im allgemeinen nie gedacht,[2]) weil er dieselbe nur in der Form, welche die Schrift A. T.s an die Hand gab, erfassen konnte. Erfüllte Israel seinen Beruf, so wurde es der Vermittler des . . . Heils für alle Völker; erfüllte es ihn nicht, so kam dies Heil ohne seine Vermittlung zu den Völkern" . . . „Sobald Israel reif geworden zum Gericht, stand . . . der Herbeiführung der himmlischen Vollendung nichts mehr im Wege, an der nun der Rest Israels mit den inzwischen gewonnenen Jüngern aus der Heidenwelt allein teilnahm" . . . (S. 484:) „Höchstens kann man sich wundern, daß Jesus, der doch einen Übergang des Gottesreichs von den Juden zu den Heiden in Aussicht nahm, nicht diesen wenigstens eine längere Frist zu ihrer Bekehrung . . . von vorn herein vergönnt dachte. Das darf man nicht vergessen, daß die Anschauung Jesu und seiner Zeit von dem Umfange der Völkerwelt immerhin eine sehr andere war, als die unsrige, daß ein Paulus über ein Jahrzehnt vor der

Christi beigefügten Belegstellen (Matth. 26, 50; vgl. Joh. 13, 27) besagen das keineswegs. Und übrigens kann eine derartige, über die Evangelisten hinausgehende Detailmalerei, so wohlgemeint sie ist, nur den Schein einer sei es zornigen, sei es sentimentalen Erregtheit des Herrn in die Erzählung eintragen, der einerseits (angesichts der hoheitsvollen fast kalten Ruhe in den Worten an die Häscher) offenbar gegen die geschichtliche Wahrscheinlichkeit verstößt, andrerseits aber auch unser Gefühl irgendwie verletzt, sofern dasselbe mit Recht, wenn denn die Stimme Jesu bei dieser Scene in den Umkreis der Vorstellung einbezogen werden soll, eine würdevolle Klarheit und volle Vernehmbarkeit derselben postulieren würde. — Mag man vielleicht ein solches Beanstanden nebensächlicher Worte kleinlich finden; ich glaube damit den Empfindungen zahlreicher Leser Ausdruck zu geben.

[1]) Studien und Kritiken, 1884, S. 7—79 (von D. E. Haupt); Theolog. Litteraturblatt, Lpz. 4. Mai 83 („B"); ganz kurze Anzeige auch in Luthardts Zeitschrift f. kirchl. Wissensch., 1883, S. 59; Beweis des Glaubens, Sept. 1882. Die andern habe ich mir leider nicht zu verschaffen vermocht.

[2]) Referent erlaubt sich, für den in Rede stehenden Gegenstand besonders bedeutsame Sätze durch Unterstreichung hervorzuheben.

Zerstörung Jerusalems bereits das Evangelium in der ganzen Welt verkündigt sah (Röm. 1, 8). Vor allem aber muß man erwägen, daß, wenn Jesus auch auf die Gewinnung vieler Einzelnen außerhalb der israelitischen Theokratie rechnete (Joh. 10, 16; 12, 32), doch die Erfahrungen, die er in seinem seit Jahrhunderten auf sein Erscheinen vorbereiteten Volke gemacht hatte, wenig Hoffnung für die einer solchen Vorbereitung entbehrende Völkerwelt im ganzen übrig ließen; und der geschichtliche Weltsieg des Christentums, in seinen Erfolgen an den Anforderungen Jesu gemessen, charakterisiert diese Anschauung noch lange nicht als eine pessimistische. Es ist doch thatsächlich allezeit dabei geblieben, daß unter den vielen Berufenen in Wahrheit nur wenig Auserlesene waren (Matth. 22, 14). — Wir besitzen noch eine Rede der apostolischen Quelle (Logia des Matthäus), „in der sich Jesus gerade hierüber ausdrücklich ausgesprochen hat.“[1]) Er führt nämlich darin aus (S. 485), „wie er die Welt im ganzen ebenso wenig auf sein Gericht vorbereitet finden werde, wie er in Israel bei seinem ersten gnadenreichen Kommen aufgenommen war ... Im großen und ganzen wird diese Katastrophe“ (seine Wiederkunft) „die Menschen in ihrem sorglosen, weltlichen Genußleben überraschen ... Freilich wie Lot .. errettet ward, so wird dann auch von je zwei im Leben am engsten Verbundenen ... der eine mitgenommen, der andere dem Verderben überlassen werden. Aber für die Welt im ganzen ... immer nur ein Kommen zum Gericht“ ... Und zuletzt „die wehmütige Frage, ob der Messias wohl bei seinem zweiten Kommen mehr Glauben finden werde auf dem gesammten Erdkreise, als er ihn bei seinem ersten Kommen in Israel gefunden hatte.“ Und S. 628: „In seiner irdischen Wirksamkeit konnte Jesus gar keine Heidenmission in Aussicht nehmen ... Seine und seiner Jünger Wirksamkeit war für Israel bestimmt; war in ihm das Heil verwirklicht, so sollten ja nach der prophetischen Verheißung die Völker von selbst kommen, sich ihm anzuschließen. War die wahre Religion im Volksleben Israels ... in all ihren segensreichen Wirkungen offenbar geworden, so konnte es auch in der That nicht fehlen, daß die bloße Anschauung derselben eine mächtige sieghafte Propaganda ... werden mußte. Selbst als es immer klarer wurde, daß sein Volk im großen und ganzen sich ihm versagte, hat Jesus nur davon geredet, daß viele von fern kommen würden (Luk. 13, 29), wie er auch die Schafe außerhalb der israelit. Theokratie sammeln und alle zu sich ziehen müsse (Joh. 10, 16; 12, 32). Selbst als er geradezu den Übergang des Gottesreiches auf die Heiden verkündigte, geschah dies doch nur unter der Voraussetzung, daß Israel bei seiner Unempfänglichkeit verharre. Längst aber hatte Jesus ja in Aussicht genommen, daß durch seine himmlische Erhöhung Israel noch einmal der höchste Antrieb zu Buße und Glauben werde gegeben werden (Luk. 11, 29 f.; Joh. 8, 28). Darum hat er noch beim Abschiedsmal nur an eine Wirksamkeit der Jünger unter Israel gedacht, wenn er auch über die Grenzen des heil. Landes hinaus sie sichtlich in der Diaspora die Heilsbotschaft verkündigend dachte, und ausdrücklich keine andere Propaganda in der Heidenwelt in Aussicht genommen, als die unabsichtliche.[2]) Erst als die Unbußfertigkeit Israels auch

[1]) W. citiert dieselbe nach Luc. 17, 22 ff.; hier v. 26—37, aber unter Ausschluß von v. 31—33, die ihm ein Zusatz des Lukas sind. Auch 18, 2—8 noch Bestandteil derselben Rede, was übrigens Haupt, S. 30, bestreitet.

[2]) Verteidigung vor heidnischen Tribunalen, Matth. 10, 18, ein Wort, welches nach W. der erste Evangelist viel zu früh bringt, da es erst beim Abschiedsmahl gesprochen sei, identisch mit Joh. 16, 4, s. II, 521.

der Predigt von dem Auferstandenen gegenüber sich zu entscheiden begann, konnte eine ausdrückliche Sendung an die Heiden in Aussicht genommen werden . . . Der Tag von Damaskus war die göttliche Antwort auf die . . . Verstockung des Volks. — Die evangelische Überlieferung hat die bestimmte Erinnerung erhalten, daß erst der erhöhte Christus seine Jünger zu allen Völkern gesandt hat (Matth. 28, 18 f.), selbst Lukas hat erst den Auferstandenen die Jünger mit der Heidenmission beauftragen (Luk. 24, 47) und doch selbst bei seinem Scheiden noch den Beginn ihrer Mission unter Israel ausdrücklich vorbehalten lassen (Apg. 1, 8). Noch Petrus weiß bei seinem ersten Auftreten nicht anders, als daß Gott selbst die Heiden von fern herzurufen wird (Apg. 2, 39). . . . Selbst als er durch göttliche Offenbarung bevollmächtigt war, die Schranke zu überschreiten, und zu dem ersten Heiden eingehen durfte, hat er darin noch keineswegs den Wink gesehen, die ihm aufgetragene Arbeit zu verlassen . . . Erst Markus hat angesichts der großen, sichtlich von dem erhöhten Herrn selbst gewirkten Erfolge der paulinischen Heidenmission schon in Worten des auf Erden wandelnden Jesus weissagende Hinweisungen auf die Verkündigung des Evangeliums an die Heiden zu finden geglaubt (Mark. 13, 10; 14, 9); und Lukas hat in der Apostelgeschichte nachzuweisen gesucht, wie Paulus das Werkzeug geworden, durch welches die Heilsbotschaft bis nach der heidnischen Welthauptstadt getragen wurde . . . Erst als mit dem Fall Jerusalems thatsächlich das Gottesgericht über Israel gekommen, haben wohl die Urapostel den Auftrag des erhöhten Christus zur Heidenmission als auch an sich gerichtet angesehen. — Ermöglicht war die Heidenmission . . . dadurch, daß die Verwirklichung desselben (des Gottesreiches) durch die Apostel in der Form der Gemeinde begonnen war. So hatte es Jesus seit dem Tage von Cäsarea Philippi in Aussicht genommen (Matth. 16, 18); so hatte Petrus seinen Willen verstanden und seit dem Tage der Pfingsten auszuführen begonnen" . . . Als besonderes Bundeszeichen „hat Petrus von Anfang an die Vollziehung des johanneischen Taufritus gefordert, der . . . hier eine ganz neue Bedeutung erhielt . . . Daß Jesus während seiner Erdentage den Befehl dazu gegeben habe, ist uns nirgends berichtet; aufs unzweideutigste sagt der erste Evangelist, daß erst der erhöhte Christus seinen Jüngern die Vollziehung des Taufritus befohlen habe. . . — Ob dies durch eine besondere Offenbarung an Petrus geschehen ist, oder ob die Gemeinde auf Grund des dem Petrus gegebenen besonderen Auftrages (Matth. 16, 18) in seiner Anordnung den Willen des erhöhten Christus gesehen hat, wissen wir nicht." Anlaß zur Vergewisserung darüber, daß die Taufe nach Christi Willen vollzogen sei, bot die an sie geknüpfte Verheißung der Geistesgabe, deren Erfüllung sich auch in mannigfacher charismatischer Ausrüstung der Gemeinde kund gab. — (S. 635:) „So wenig wie den Befehl zur Heidenmission oder den Taufbefehl, hat Jesus die daran geknüpfte Verheißung in seinen Erdentagen gegeben. Sie knüpft an ein geschichtliches Wort Jesu an (18, 20); aber sie hebt dasselbe hinaus über alle Schranken der Zeitlichkeit und über alles Schwanken menschlichen Zweifels, der auch an geschichtlicher Überlieferung rütteln kann. Eben weil der erhöhte Christus nur noch zu der Gemeinde der Gläubigen redet, schöpft dieselbe aus dieser Verheißung allezeit Trost" u. s. w. „Er hat es gesprochen und spricht es immer aufs neue zu ihr: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Dies das Schlußwort des ganzen Werkes.

2.

Wie man sieht, enthalten die scharfsinnigen Ausführungen von Weiß eine viel präcisere Fassung des biblischen Missionsgedankens, als man ihr meist begegnet. Während letzterer sonst vielfach in allen denjenigen Schriftworten gefunden wird, welche die weltumfassende Allgemeinheit des in der Offenbarungsreligion, sei es angebahnten, sei es dargebotenen Heiles und die, gleichviel wie vermittelte, Teilnahme der Heiden an letzterem besagen, wird, wer dies Leben Jesu gelesen hat, sich klar darüber, daß Schriftstellen dieses Inhalts durchaus noch nicht den Gedanken an Mission involvieren. Denn dieser Gedanke liegt nicht schon in der Erkenntnis, daß auch den Heiden ihr Anteil an dem Reich Gottes und all seinen Gütern zustehe, noch auch in der christlichen Freude über diesen Umfang des göttlichen Liebeswillens, noch auch in der Willigkeit, die an Christum gläubig werdenden Heiden praktisch als Brüder anzuerkennen. Das alles ist nur Vorbedingung zur Mission und braucht noch keineswegs zu letzterer zu führen, wie ja das Vorhandensein der bezeichneten Erkenntnis in so viel tausend aufrichtigen Christen beweist, welche dennoch für die Mission nicht einen Finger rühren. Sondern Mission ist erst dasjenige Handeln der christlichen Gemeinde, worin diese die Initiative dazu ergreift, Heiden auch ohne deren vorher geäußertes Verlangen in das (werdende) Reich Gottes einzuführen. Und in diesem Sinn tritt der Missionsgedanke auch im Neuen Testamente ziemlich spät auf, und auch dann vereinzelter, als wir gewöhnlich voraussetzen. Dennoch erscheinen die Resultate, zu denen Weiß gelangt, in wesentlichen Punkten als anfechtbar.

Zwar daß dieselben irgendwie den Anforderungen des christlichen Bewußtseins hinsichtlich der Person oder des Werkes Christi widersprächen, wird niemand behaupten können. Die Einzigkeit der Person Christi erfordert keineswegs, daß dieser in seinem Erdenleben auch nur die wichtigsten Phasen der bevorstehenden irdischen Entwicklung seines Reiches vorausgewußt habe. Eine bis zum Tode währende Ungewißheit des Herrn über die Vermittlung des ihm an sich nie zweifelhaft gewesenen Hinzukommens der Heidenvölker zu der Herde Gottes würde durchaus nicht unsrem Glauben an seine die höchsten Gottesknechte auch qualitativ überragende Hoheit, sagen wir geradezu: dem Glauben an seine Gottheit im vollsten Sinne, widersprechen. Selbst wenn alles dem Herrn damit abgesprochene Erkennen, Beschließen und Anordnen speciell dem Apostel Paulus beigelegt würde, so könnte auch diese Anschauung durchaus nicht den letzteren Christo irgendwie koordinieren, wie wenn der Apostel der Vollender eines von Christo nur zum Teil, wenn auch zum bedeutenderen Teil, durchgeführten

Werkes geworden wäre; eine Auffassung, bei der dann freilich der Herr den Apostel nur noch graduell überragen würde. Denn wem das Lebenswerk Christi wesentlich nicht in einer mehr oder weniger entwickelten Lehre, sondern in dem Versöhnungswerk besteht, in der Hingabe des λύτρον ἀντὶ πολλῶν, für den kann die Annahme jener bleibenden Ungewißheit an und für sich nichts Bedenkliches haben.

Auch gegen die Geschlossenheit der von Weiß vorgetragenen Auffassung läßt sich nichts einwenden. Das Erkennen und Denken des von ihm gezeichneten Christus ist ein völlig einheitliches, seine Entwicklung uns lückenlos verständlich dargestellt. Besonders der von Weiß versuchte Nachweis, daß der Herr den vollständigen äußerlichen Mißerfolg seiner Lebensarbeit in Israel und seinen tragischen Untergang nicht von Anfang an, sondern erst ziemlich spät mit Bestimmtheit vorhergesehen (II, 279 ff.), und dann selbst angesichts des gewissen Todes noch eine Bekehrung Israels als Volkes, nämlich infolge seiner himmlischen Erhöhung, für möglich gehalten habe (II, 288 f.), dient vortrefflich zur Stütze der Annahme, Christus habe sich das Herzukommen der Heiden zu seiner israelitischen Jüngerschaft als ein von selbst (II, 628), auf Grund der Propaganda der bloßen Anschauung des ihnen sichtbar gewordenen Gottesreiches erfolgendes gedacht; und diese Annahme wiederum sichert ersteren Nachweis. Beides endlich verträgt sich sehr gut mit der Thatsache, daß der Herr, als rechter Sohn Israels die Anschauung der Propheten des A. T. zur seinigen erhebend, nicht eine neue Religion stiften (I, 283), sondern nur die im A. T. längst vorhandene einzig wahre Religion vollenden will (I, 291).

Wenn ich dennoch glaube, daß Weiß in der Ausschließung des eigentlichen Missionsgedankens aus dem Erdenleben des Herrn zu weit geht, so sind meine Bedenken lediglich gegen seine Deutung der geschichtlichen Zeugnisse gerichtet. Man kann manchen Berichten unserer Evangelien weniger konservativ gegenüber stehen als Weiß, man kann sich ganz frei wissen von „dem modernen Aberglauben, der sich Apologetik nennt“ (W. I, 463), und dennoch aus den Reden des Herrn den Eindruck gewinnen, daß derselbe lange vor seinem Tode allerdings die Heidenmission in Aussicht genommen haben müsse.[1])

[1]) Es sei gestattet, hier im Vorübergehen eine bedeutsame Äußerung Ritschls (chr. Lehre v. d. Rechtf. u. Versöhnung, III, 400) über die Stellung des Herrn zu der im A. T. ausgesprochenen Erwartung einer primären Stellung Israels im Gottesreich mitzuteilen, da das qu. Werk nicht allen Lesern dieser Zeitschrift zur Hand sein wird. R. sagt von Christo: „Er hat die Gebundenheit durch die natürliche Sympathie mit seinem Volke trotz der starken religiösen Motive zu derselben in der gewissen Ahnung

Zwar daß die Urapostel noch längere Zeit nach Christi Tod und Erhöhung diejenige Erwartung von der Ausbreitung des Reiches Christi über die Heidenwelt, welche Weiß Christo selbst in seinem Erdenleben zuschreibt, gehabt haben, muß unbedingt zugestanden werden. Und gegen die negative Seite des Satzes von Weiß (II, 630), daß sie erst nach dem Untergang des jüdischen Staates den Auftrag des erhöhten Christus zur Heidenmission als auch an sich gerichtet angesehen haben werden, wird sich schwerlich etwas Begründetes einwenden lassen. Ich möchte sogar in den Zugeständnissen hinsichtlich der Thatsache, daß *den Aposteln der eigentliche Missionsgedanke*, im Sinn einer ihrerseits zu ergreifenden Initiative zur Hereinholung der Heiden in die Kirche, *sehr fern lag*, noch weiter gehen. Abgesehen davon, daß für den zu seiner ersten Heidenpredigt sich aufmachenden Petrus (Apg. 10) weder der Missionsbefehl Christi noch der im A. T. offenbarte Missionswille das Bewegende ist, sondern eine direkte Bitte des Heiden Cornelius und eine dazu kommende besondere innere Offenbarung (V. 19. 20), läßt sogar Paulus auf seiner ersten

überwunden, daß er seinen Beruf an den Israeliten nicht erfüllen, daß vielmehr die andren Völker in die Bestimmung derselben einrücken werden (Matth. 8, 11, 12; 21, 43). Ungeachtet dessen hat er seine Berufspflicht gegen das erwählte Volk inne gehalten, und wie es scheint, keine Versuchung zu bekämpfen gehabt, voreilig auf andre Völker einzuwirken. Obgleich also Jesus nur als geborner Israelit und in dem Zusammenhange mit seinem Volke seinem Berufe leben konnte, so hat er sich über diese partikularen oder weltlichen Schranken seines Daseins nicht nur durch den universell menschlichen Gesichtskreis seines Wirkens, sondern auch durch die religiöse Unabhängigkeit seiner Selbstberuteilung von allen specifisch alttestamentlichen Maßstäben erhoben. Diese Probe seiner Macht über die Welt ist um so charakteristischer, als der Heidenapostel ein solches Maß innerer Freiheit von jüdischem Vorurteil nicht erreicht hat. Derselbe ist in der Pietät gegen die alttestamentliche Auszeichnung seines Volkes so gebunden geblieben, daß er trotz aller Gegengründe die Hoffnung auf die schließliche Bekehrung desselben zu Christus aufrecht erhalten hat (Röm. 11, 25). Denn darin bleibt er ebenso hinter der inneren Freiheit Christi zurück, als er sich in Widerspruch mit dessen entgegengesetzter Erwartung versetzt. Die bezeichnete Haltung Jesu aber ist zugleich ein Beweis von dem Grade, in welchem er das allgemein menschliche Wesen, welches in seiner Berufsbestimmung gefordert wird, in seiner eigenen Person verwirklicht hat. Die Partikularität seines Volkstums dient ihm wirklich nur als Mittel zu seinem Berufszweck. Er ist aber innerlich mit keiner Schranke weltlichen Vorurteils behaftet, welches nach dem Geiste . . . des Volkstums schmeckte." Nach Weiß wäre Christus allerdings in der Pietät gegen die alttestamentliche Bevorzugung Israels bis zu seinem Tode gebunden geblieben, während, wer nur mit Ritschl dies „Vorurteil" dem Weltheiland zuzuschreiben sich weigert, eben damit auch zugeben muß, daß dieser dann die Erwartung einer unabsichtlichen Propaganda unter den Heiden, der ja mit dem bekehrten Israel der notwendige Träger gefehlt haben würde, nicht gehegt haben kann, folglich den Gedanken an Aussendung von Missionaren schon in seinem Erdenleben gehabt haben muß.

Missionsreise anfänglich die Heidenpredigt so zurücktreten, daß es fast scheint, er habe damals den Heiden nicht nur erst nach den Juden, sondern überhaupt nicht besonders predigen zu sollen geglaubt. Denn nicht unmittelbar im Anschluß an die zuerst den Juden gewidmete Predigt, sondern erst auf besonderes Ansuchen der betreffenden Heiden (Apg. 13, 7. 42) wird diesen gepredigt, und den Auftraggebern wird 14, 27 am Schluß der Missionsreise die Thatsache, daß überhaupt Heiden bekehrt seien, wie eine unverhoffte, über Bitten und Verstehen erfahrene Gnade Gottes berichtet. So daß die Annahme sich empfiehlt, die Missionsreise habe anfänglich, wenn nicht im Sinn der aussendenden, selbst zum Teil heidenchristlichen Gemeinde, so doch im Sinn der Missionare, die beide Judenchristen waren, den Juden allein gegolten, sei den Heiden erst infolge ihrer unaufgefordert gezeigten Empfänglichkeit zu gute gekommen, und dadurch erst sei dem Apostel der ihm gedächtnismäßig längst bekannte biblische Anspruch der Heiden auf Mission auch praktisch in Erinnerung gebracht worden (Apg. 13, 47). Dann freilich können die an Ananias gerichteten Worte des vor Damaskus jenem erschienenen Herrn nicht so bestimmt seine Berufung zum Heidenapostel ausgedrückt haben, wie Apg. 9, 15 erzählt wird. Beachtet man aber, daß die an Paulus selbst gerichteten Worte Christi (9, 5. 6; 22, 10. 21; 26, 17), obwohl (Weiß II, 627) durch die Variationen in ihrer dreimaligen Wiederholung als mehr oder weniger frei reproduziert kenntlich, gar nicht einmal ausdrücklich von einer Sendung *an* die Heiden verstanden zu werden brauchten, daß der eben erst aus dem Pharisäismus Gekommene sie recht wohl von einer Sendung *ins Land* der Heiden (εἰς ἔθνη μακράν) zu der jüdischen Diaspora sich deuten konnte: so ist die Annahme um so unbedenklicher, der Apostel habe erst auf Grund der von Apg. 13 an gemachten Erfahrung sie umfassender, als besonders die Heidenmission ihm übertragend, zu verstehen gelernt, was auch Gal. 1, 16 (ἵνα) keineswegs ausschließt; bis dahin habe auch er ein Bekehrtwerden der Heidenwelt oder einzelner Heiden auf Grund unabsichtlicher Propaganda der Judenchristenheit und besonders der bekehrten Diaspora erwartet. War doch die antiochenische Gemeinde, die ihn aussendete, auch nicht infolge einer spontan unternommenen Missionsreise ihrer Begründer, sondern infolge der durch die erste Verfolgung herbeigeführten Zerstreuung jerusalemischer Christen entstanden (Apg. 11, 19 ff.), so daß wenigstens der Beginn dieser Propaganda ein unabsichtlicher war. Haben offenbar die Urapostel, denen doch der Missionsbefehl Matth. 28 und, wie wir gegenüber Weiß festhalten, auch manche Äußerung Christi vor seinem Tode den Missionsgedanken viel näher legte, letzteren längere

Zeit hindurch sich nicht anzueignen vermocht, so ist es erklärlich, daß auch der Nachberufene, der weder von jenem Befehl noch von diesen Äußerungen alsbald Kunde erlangt zu haben braucht, jahrelang ihn sich nicht klar aneignete, und das eine ist eigentlich weniger erstaunlich als das andere. Auch Weiß (II, 628) nimmt übrigens an, daß (sc: erst?) „seine Erfolge auf der mit Barnabas unternommenen Missionsreise ihm die Gewißheit gegeben hatten, insbesondere zum Apostel der Heiden berufen zu sein."

Ja auch nachdem die paulinische Heidenmission von den Uraposteln längst als gottgewollt anerkannt war, sogar nach dem Untergang des jüdischen Staates, scheinen wenigstens diejenigen Urapostel, über deren späteres Leben das Neue Testament Nachricht giebt, den Missionsbefehl nur in dem eingeschränkten Maße als an sich gerichtet angesehen zu haben, daß sie sich zur Pflege der einmal vorhandenen, durch den Tod des Paulus verwaisten Gemeinden und der etwa von seinen Gefährten und Schülern gegründeten berufen fanden. Daß Johannes späterhin sich nie zu einer besonderen Missionswirksamkeit entschlossen zu haben scheint, spricht auch Weiß aus (I, 354); und ihm wird nicht allein seine Individualität, die „zu einem wirksamen Handeln nach außen nicht geschaffen war" (a. a. O.), sondern mehr noch seine lehrhafte Überzeugung, die neben der von allen Aposteln geteilten Erwartung der nahen Parusie einen scharf ausgeprägten Prädestinatianismus erkennen läßt, die Beziehung des Missionsbefehls auf seine Person weniger nahe gelegt haben; er wird die Zahl der durch Christi Sterben zu dem ἔθνος hinzu zu sammelnden τέκνα τοῦ θεοῦ τὰ διεσκορπισμένα als durch die gemäß der Übereinkunft Gal. 2, 9 geübte Thätigkeit seines Mitknechtes Paulus wesentlich abgeschlossen betrachtet haben. Nichts aber berechtigt uns, dem Petrus eine andere Anschauung zuzuschreiben; allerdings hatte er keinen festen Wohnsitz (1 Kor. 9, 5), übrigens schon lange vor dem Fall Jerusalems, aber sein Umherreisen kann sehr wohl dem Dienst an den Judenchristen und später der Pflege der schon gegebenen heidenchristlichen Gemeinden gegolten haben; ob er selbst der Begründer der Gemeinde zu Babylon gewesen (1 Petri 5, 13), die auch jüdischer Herkunft gewesen sein kann, ist nicht ersichtlich; die Adressaten seines ersten Briefes verdanken wenigstens teilweise bestimmt ihr Christentum dem Paulus; und 2 Petri 3, 15. 16 bezieht er sich in einer Weise auf letzteren, die auch hier die Annahme einer Bekehrung der Adressaten durch denselben sehr nahe legt, und wobei noch auf eine besondere Begabung des Paulus hingewiesen wird. Zwar ist letztere keine speciell missionarische; wenn aber Petrus eine dem Paulus vor andern gegebene

σοφία anerkannte, so wird man, angesichts der übrigen für einen solchen Standpunkt sprechenden Gründe, kaum in der Annahme fehlgreifen, daß er eben auch hinsichtlich der Fähigkeit zur Heidenmission sich demütig der Überlegenheit des Nachberufenen bewußt war und sich um so mehr dabei beruhigte, da auch ihm das Weltende als sehr nahe bevorstehend galt. Auch der Umstand, daß wir keinen Brief an nichtpaulinische Heidenchristen von Petrus haben, während doch zwei an diese gerichtete erhalten sind, macht es unwahrscheinlich, daß derselbe jemals selbständig Heidenmission getrieben habe.

3.

Aber wenn auch die Urapostel den Missionsgedanken so völlig in den Hintergrund treten ließen, dürfen wir denn von ihnen auf den Herrn auch nur hinsichtlich seiner Fleischestage einen Rückschluß uns erlauben? Weiß (II, 484) legt denselben nahe. Und da wir bei Jesu immerhin eine der Wirklichkeit näher kommende Vorstellung von dem Umfang der Völkerwelt voraussetzen müssen, als Weiß (a. a. O.) unter Hinweis auf ein Wort des Paulus ihm zuschreibt,[1]) so würden Aussprüche über eine unmittelbare Nähe des Weltendes den Missionsgedanken bei ihm wohl noch bestimmter ausschließen, als Weiß (a. a. O.) dies annimmt. Aber ist die weitverbreitete Ansicht (W. II, 305 ff.), daß Jesus, die alttestamentliche Erwartung von der unmittelbaren Herbeiführung des Weltgerichtes und Weltendes durch den Anbruch der messianischen Zeit sich aneignend, seine Wiederkunft ebenso nahe bevorstehend gedacht habe, wie nachher die Apostel, wirklich haltbar? Die uns in den Evangelien vorliegende Wiedergabe mancher seiner Worte läßt allerdings exegetisch eine andre Erklärung nicht zu, und unzweifelhaft hat z. B. Markus selbst das Wort 9, 1 vom Eintritt der Parusie vor Aussterben der damaligen Generation verstanden,

[1]) Schon die in der ganzen damaligen Kulturwelt zerstreute jüdische Diaspora, die lebhaft mit Palästina verkehrte, die Anwesenheit italischer Beamten, wahrscheinlich germanischer Truppen im Lande mußte auch dem gewöhnlichen Volk einen Begriff davon geben, wie groß der Umfang der Heidenwelt sei. Das Wort Röm. 1, 8 ist wohl nicht so buchstäblich gemeint, sondern rhetorisch übertreibend; und außerdem hatte Paulus, bei seiner unzweifelhaften Voraussetzung unmittelbaren Bevorstehens der Parusie, ein gewisses persönliches Interesse daran, sich die Zahl der für die Bekehrung überhaupt vorhandenen Heiden nicht allzugroß zu denken, während wir jene Voraussetzung bei Jesu eben nicht anzuerkennen vermögen. Jenes Interesse des Paulus macht ihn auch wohl erst der sonst befremdlichen Vorstellung geneigt, daß er „nicht mehr Raum habe in diesen (östlich von Rom gelegenen) Ländern", Röm. 15, 23. So wird, wenigstens was wirkliche Universalität betrifft, der Missionsgedanke in Christo sogar klarer vorhanden gewesen sein, als nachmals in dem Heidenapostel.

sehr wahrscheinlich sogar schon sein Gewährsmann Petrus und alle Apostel. Ebenso der Apostel Matthäus die von ihm in Kap. 24 mitgeteilte Rede. Aber haben die Apostel nicht noch viel später einzelne dunkle Worte des Herrn so völlig mißverstanden, daß er momentan überhaupt darauf verzichtete, sich ihnen verständlich zu machen? und sollte das bei Worten dieser Art nicht denkbar sein, da schon von dem Täufer Johannes her, dessen Jünger einzelne gewesen waren, die Erwartung baldiger glänzender Erfüllung ihrer Hoffnungen in ihren Herzen glühte? So daß die Wiederkunftshoffnung der apostolischen Zeit, auch ohne durch Jesum veranlaßt zu sein, keineswegs so unbegreiflich bleibt, wie Weiß für den von uns angenommenen Fall (II, 306) meint? Erinnern wir uns, daß in Joh. 21, 23 ein Beispiel davon vorliegt, wie die Jüngerschaft fähig war, sogar Worte Christi von verhältnismäßig weniger bedeutendem Inhalt sich alsbald in willkürlichem Grübeln so zuzuspitzen, daß sie etwas ganz Anderes besagten, als den von Christo damit verbundenen Sinn, obwohl doch in diesem Fall Johannes vielleicht von Anfang an seine Stimme gegen diese willkürliche und dennoch in gewisser Weise unwillkürliche Ausdeutung erhoben haben kann, während hinsichtlich der Nähe der Parusie in dem ganzen Apostelkreis schwerlich ein Dissensus laut werden konnte. Kann nun nicht eine ähnliche willkürliche Zuspitzung irgend welcher Herrenworte stellenweise auch ohne eine Berichtigung, wie die in Joh. 21 beigefügte, in unseren Kanon gelangt sein? Gerade Weiß bei seiner unbefangenen Stellung zu der Inspirationslehre, wird dies am allerwenigsten bestreiten wollen. Es wird also die Annahme berechtigt sein, daß das Wort von der Wiederkunft vor dem Aussterben der damaligen Generation in Wirklichkeit etwa denjenigen Sinn gehabt habe, wie das vor dem Hohenpriester gesprochene, von dem Kommen mit den Wolken (Mark. 14, 62), welches Matth. 26, 64 mit „ἀπ' ἄρτι" anhebt, und daß in Matth. 24 die Reden über zwei verschiedene Gegenstände, über die von der Generation Jesu noch zu erlebende Zerstörung Jerusalems und über das viel später zu erwartende Weltende, von dem Berichterstatter, der beide Gegenstände eben nicht schied, zusammen gewoben seien. (Sollte auch das Matth.-Evangelium erst nach der Zerstörung Jerusalems entstanden sein, so rühren doch die hier in Betracht kommenden Stücke aus den Logia des Apostels her.) Und wenn freilich die Möglichkeit eines derartigen Mißverständnisses noch nicht die Thatsächlichkeit oder auch nur Wahrscheinlichkeit desselben ist, so wird der Wahrscheinlichkeitsbeweis doch als erbracht gelten dürfen, wenn andere Worte Christi Zeugnis davon ablegen, daß unser Herr seine Wiederkunft nicht als so nahe bevorstehend betrachtet haben kann, wie

er es nach Mark. 9, 1 gethan haben müßte, und wie die Sehnsucht sowohl des Heidenapostels als der Urapostel ihn verstehen zu dürfen glaubte.

Solche Worte sind uns erhalten. Schon das wird man Weiß (II, 305, Anm.) kaum zugeben können, daß in die Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig die Vorstellung einer längeren Entwicklungszeit erst eingetragen sei, wenn diese auch nicht als vielhundertjährige gedacht zu sein braucht. Jedenfalls aber enthält das Gleichnis von den zehn Jungfrauen die bestimmte Andeutung, daß der Bräutigam lange verziehen werde, so lange sogar, daß selbst die klugen Jungfrauen mit den thörichten dem Schlaf verfallen; könnte nicht der Herr diesen Zug des Gleichnisses geradezu der unberechtigten Erwartung einer ganz nahen Parusie entgegengestellt haben? Ebenso kommt Matth. 25, 19 der Herr der mit den Centnern begabten Knechte erst μετὰ πολὺν χρόνον zurück. Freilich bleibt derartiges bedeutungslos, wenn man sich mit Weiß principiell die Deutung der Einzelzüge der Parabeln versagen,[1]) sich mit der Annahme je eines einzigen Vergleichungspunktes, „einer allgemeinen Wahrheit" (I, 496) begnügen will. Das aber erscheint trotz zahlloser in der Einzeldeutung vorgekommener Mißgriffe um so unberechtigter, als gerade die Parabeln mit ihrem festeren Gefüge es sein mußten, von denen gegenüber den leichter zu verwischenden Reden anderer Form der Herr ein unveränderlicheres Haften im Gedächtnis der Hörer erwarten durfte, bei denen er also im Interesse authentischer Erhaltung seiner Predigt handelte, wenn er sie so prägnant

[1]) Sogar daß der Bräutigam der Messias sei, wird sowohl bei Matth. 25 (W. II, 311, Anm.), wie bei dem Wort vom Fasten der Hochzeitsleute (I, 515, Anm.) bestritten. Schon Markus hat diese Deutung freilich eingetragen. Aber ergiebt dieselbe sich nicht mit Notwendigkeit? Mußte der Herr den „Anschluß an die alttestamentliche Symbolik" nicht voraussehen? ja, mußte er ihn nicht beabsichtigen? denn offenbar ist die von dem Herrn selbst wiederholt in Anspruch genommene Würde des Bräutigams (vgl. noch Matth. 22, 2, wo nach W. II, 463, Anm., freilich erst der Evangelist das Hochzeitsfest eingetragen hat!), welchem merkwürdigerweise nie eine Braut zur Seite erscheint (wie man bei der durch Weiß behaupteten relativen Bedeutungslosigkeit dieses Bildes doch erwarten könnte), eins der stärksten Zeugnisse für sein Bewußtsein von seiner wesentlichen Gleichheit mit dem Gott, der bei den Propheten als der Bräutigam oder Ehemann der alttestamentlichen Gemeinde erscheint. Dieser Bräutigam also ist in Christo erschienen. Gerade der Umstand, daß dieser tiefere Sinn nicht sofort erkannt werden konnte, daß eine doch nicht undurchsichtige Verhüllung letzteren umschloß, macht die Geschichtlichkeit um so unzweifelhafter. Dasselbe gilt bezüglich der Hirtengleichnisse, bei denen die Anknüpfung an alttestamentliche, in Gott selbst den Hirten schildernde Worte und also nach meiner Überzeugung die verhüllte Hindeutung auf die Gottgleichheit oder, wie wir dogmatisch zu sagen berechtigt sind: Gottheit Christi, fast noch unverkennbarer ist. Vgl. Ps. 23; 95, 7; Jer. 31, 10; Jes. 40, 11; Ez. 34, 11 f.; vgl. Sach. 10, 2.

als irgend möglich gestaltete. Auch das Wachsenlassen des Unkrautes kann, nämlich in Verbindung mit den vorstehend genannten und allerdings bestimmteren Andeutungen, von dem Bevorstehen einer längeren Entwicklungszeit gedeutet werden. Ferner das Austhun des den Juden genommenen Weinberges an andre Weingärtner, die noch Zeit behalten werden, Früchte desselben zu bringen (Matth. 21, 41. 43). Außerhalb der Parabeln findet sich (abgesehen nämlich von den von Weiß — s. unten — eben lediglich wegen ihres Missionsinhaltes beanstandeten Worten Mark. 13, 10 und 14, 9) freilich kaum eine Spur davon, daß der Herr die Parusie sich doch nicht so unmittelbar nahe vorgestellt hat; höchstens konnte er wohl das Erkalten der Liebe vieler (Matth. 24, 12) eher einer etwas späteren Generation als der apostolischen zutrauen. Und diese wenngleich wenigen Hindeutungen auf einen zwischen der Gegenwart Christi und der Weltvollendung noch bevorstehenden längeren Zeitraum erscheinen um so gesicherter, als andere Worte des Herrn die Möglichkeit ausschließen, seine Vorstellung von demselben gleichsam als eine leere zu denken. Eben die Worte von der einstigen Zugehörigkeit der Heiden zu seinem Reich. Jenes Kommen der Vielen von Morgen und von Abend, jenes Hergeführtwerden der anderen Schafe, erfordert es nicht selbst jene „dehnbaren Heidenzeiten", die ja freilich von Lukas (21, 24) eingelegt sein (W. II, 480), aber auch sehr wohl auf ein eignes Wort Christi zurückzuführen sein können, welches bis zur Zerstörung Jerusalems unbeachtet geblieben, dann aber den noch lebenden Hörern erst verständlich und damit wichtig geworden und so auch dem alles mit Fleiß erkundenden Lukas zugegangen sein mochte. Denn dessen beide Schriften legen besonders in ihren Redestücken das Vertrauen nahe, daß gerade er es mit Eintragungen und Verdeutlichungen in letzteren, mit dem „freien Schalten mit bereits fixierten Worten" (W. I, 131) schwerlich so leicht genommen habe, wie man gegenwärtig den Evangelisten vielfach zutraut. — Daß aber der Herr seine von der ganzen Prophetie abweichende Anschauung von einer längeren Zwischenzeit zwischen messianischer Zeit und Weltende nicht stärker betont hat, nicht so stark, daß allen Hörern das Überhören oder Umdeuten der betreffenden Worte unmöglich wurde, erscheint bei der geringen Bedeutung dieser Frage für das Heil der einzelnen Seelen, sowie für die Berufsausbildung der Apostel, wenigstens nicht als unerklärbar.

4.

Dabei könnte nun noch immer der Herr bis an seinen Tod das Kommen der Heiden als ein ohne eigentliche Missionsthätigkeit erfolgendes,

durch die unabsichtliche Propaganda seiner Jüngergemeinde veranlaßtes gedacht haben, auch wenn der von ihm dafür vorgesehene Zeitraum nicht so kurz war. Auch wird er wirklich ein Kommen ungerufener Heiden neben der Gewinnung anderer durch die Missionsarbeit der Apostel um so gewisser vorausgesetzt haben, als außer den betreffenden Weissagungen des A. T. auch manche geschichtliche Ereignisse aus letzterem diese Erwartung ihm nahe legten. Erinnert doch er selbst an die „Königin von Mittag" (Matth. 12, 42) und an den Syrer Naeman (Luk. 4, 27); und wie es in der neueren Missionsgeschichte keineswegs an Beispielen von Heiden fehlt, die mit ihrer Bitte den Missionaren zuvorkommen, so hat auch der Herr selbst schon die Freude gehabt, in dem Hauptmann von Kapernaum, dem kananäischen Weibe und besonders in jenen ganz ohne den Druck einer besonderen Not nach ihm fragenden Griechen (Joh. 12, 21 ff.) solche Heiden kennen zu lernen. Ja die dem Leser im ersten Augenblick fast befremdliche Größe seiner Freude bei dem letzteren äußerlich so unbedeutenden Erlebnis zeigt, wie er mit ganzer Seele gerade an dieser Hoffnung gehangen haben muß, die je mehr das Volk Israel sich ihm versagte, desto unmittelbarer in den Vordergrund treten mußte.[1]) Wie schön wird von Weiß (I, 430, II, 255) darauf hingewiesen, daß jene Erlebnisse ihm Hoffnungsblicke auf eine herrliche Zukunft, die der Vater ihm gewährte, sein mußten, ihm, der (I, 390) schon bei dem ersten Auftreten als Messias Israels vor seinem Volk (bei der Tempelreinigung) mit dem ersten an letzteres gerichteten Tadelwort zum Anwalt der Völker geworden war, die einst in das Erbe Israels eintreten sollten, denen nach Jes. 56, 7 das Haus Jehovahs ein Bethaus sein sollte, und deren Andacht in dem ihnen als Heiden zugänglichen Vorhof des Tempels Israel durch die Herabwürdigung gerade dieses Vorhofes zum Marktplatz gestört hatte. Auch das leichte schöne Gelingen der Saatarbeit unter den Samaritern (Joh. 4, W. I, 420), die ungesucht auf einer nicht der Mission gewidmeten Reise sich ihm dargeboten hatte, könnte die Hoffnung auf eine wenigstens in ihrer Vorbereitung unabsichtliche Propaganda in ihm genährt haben, obwohl die Worte doch auch sehr wohl die Deutung auf dereinstige eigentliche Missionsthätigkeit gestatten. Aber wenn der Herr von Anfang an so mit dem Auge des Weltheilandes auf die Heiden sah, wenn die völlige Verstockung Israels ihm immer unverkennbarer wurde, wäre es da nicht überraschend, selbst in seinen späteren Reden gar keinen Hinweis darauf

[1]) Es überrascht, daß, übrigens absichtlich, gerade in diesem Zusammenhange das für unsre Frage von durchschlagender Bedeutung seiende Wort Joh. 12, 24 ganz außer Betracht gelassen wird. D. H.

zu finden, daß einst seine Apostel sich mit ihrer Predigt in eigentlicher Missionsarbeit an die Heiden wenden sollten? gerade wenn die in Israel gemachten bitteren Erfahrungen ihn fürchten ließen, daß auch für die Völkerwelt im ganzen wenig Hoffnung sei (W. II, 484), mußte ihm dann nicht ein Abwarten der Bekehrung von Heiden durch unabsichtliche Propaganda um so ungenügender erscheinen? mußte ihm nicht der Gedanke an die Unentbehrlichkeit eigentlicher Missionsarbeit mit Notwendigkeit sich aufdrängen? Wäre er, in welchem alle Verheißungen Ja und Amen werden sollten, nicht bis an seinen Tod in diesem Stück hinter der höchsten Stufe alttestamentlicher Erkenntnis (s. Riehm, der Missionsgedanke im A. T., diese Zeitschr. 1880, S. 462—464) zurückgeblieben, wenn er erst als Erhöhter die Mission überhaupt in Aussicht genommen hätte? Und wir sind ja nicht auf Fragen und Mutmaßungen angewiesen; liegen doch Worte vor, auf Grund deren man ziemlich bestimmt behaupten kann, der Herr habe schon in seinem Erdenleben längst eine auch absichtliche spätere Propaganda der Seinen unter den Heiden gewollt. Ist schon die Hinweisung auf die Sendung des Elias zu der Witwe in Sarepta (Luk. 4, 26) wenigstens eine Andeutung in diesem Sinn, bei der es bedeutungslos ist, daß der Evangelist aus sachlichem Interesse sie zeitlich zu früh einordnet (W. I, 81), so wirft der Umstand, daß der Herr unter allen Propheten des A. T. gerade mit dem Jonas allein, dem einzigen Missionar unter ihnen, sich selbst vergleicht (Matth. 12, 41), wohl ein weiteres Licht auf die vorliegende Frage; denn wenn auch die Errettung des Jonas aus dem Bauch des Meerungeheuers und die Bußfertigkeit der Niniviten die Vergleichungspunkte sind, auf die es dem Herrn an der angeführten Stelle allein ankommt, so wird man doch annehmen dürfen, daß er derartige alttestamentliche Typen in der Tiefe seiner Seele nach allen ihren Beziehungen, auch den nicht zur Predigt verwerteten, erwog und wählte. Aber neben solcher Aneignung der im A. T. vorliegenden Keime des Missionsgedankens stehen eigene direkte Aussagen. Wenn die Erwartung, daß die andern, nicht der Hürde der israelitischen Theokratie entstammenden Schafe einst seine Stimme hören werden, noch die Deutung von einem spontanen Kommen derselben zuließe; die Verheißung, daß ein Herbeiführen jener durch ihn selbst stattfinden werde, selbst wenn dies mit Weiß (II, 413) nur von einem Rufen verstanden wird, schließt doch den Gedanken ein, daß sein Rufen und Holen die Vorbedingung ihres Hörens sein werde, und wie sonst, wenn nicht als Missionsthätigkeit seiner Jünger, konnte der Herr sich jenes vorstellen? Und sollen wir das „Nötige sie" bei Luk. 14, 23, mit welchem die Knechte

an die außerhalb der Stadt, auf den Landstraßen und an den Zäunen zu findenden Bettler gesendet werden und welches sachlich doch nicht weiter geht als das auch von Weiß als solches anerkannte Herrenwort vom Herführen der anderen Schafe, deshalb (mit W. I, 82; II, 463) zur pauliniſchen Ausſpinnung des Gleichniſſes durch den Evangeliſten rechnen, weil dieſer Zug ſich in der Matthäus-Doublette nicht findet? Was Haupt (a. a. O., S. 25) von der Notwendigkeit ſagt, daß Gedanken Jeſu, die einmal in eine ſententiöſe oder akuminöſe Form gebracht waren, dieſes Kleid beibehielten und in derſelben Form öfter wiederholt wurden, zumal ja der Zuhörerkreis des Herrn ein vielfach wechſelnder war, das gilt doch wohl beſonders von den Parabeln, und die Annahme wird nicht unnatürlich zu nennen ſein, daß der Herr ſelbſt das Gleichnis vom Gaſtmahl das eine Mal mit der Pointe vom hochzeitlichen Kleid, ein anderes Mal aber unter Einfügung der Gäſte von den Landſtraßen erzählt habe; daß letztere Form neben der erſteren, wohl ſchon ſchriftlich fixierten zur Zeit der Forſchungen des Lukas noch irgendwo ungeſchrieben auffindbar war, und daß allerdings der Paulinismus des Evangeliſten dieſen veranlaßte, ihr vor der bei Matthäus uns erhaltenen den Vorzug zu geben, ohne daß es nötig wäre, ihm hier eine Eintragung eigener Lieblingsgedanken in die Rede Jeſu zuzuſchreiben. Sodann das nach Weiß (II, 444) freilich von Markus erſt eingetragene Wort gelegentlich der Salbung in Bethanien, von der Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt (Mark. 14, 9; Matth. 26, 13), deſſen Echtheit keineswegs unwahrſcheinlich iſt, da Petrus der Gewährsmann des Markus auch hinſichtlich dieſer Erzählung einſchließlich des Chriſtuswortes iſt, und da das Wegbleiben dieſer Zeile bei dem nicht ſo perſönlich wie Markus (Apg. 13, 5; 15, 37. 39; Kol. 4, 10; 2 Tim. 4, 11; Philemon 24) für die Heidenmiſſion intereſſierten Johannes unmöglich ſchon die Unechtheit beweiſen kann. Endlich das nach Weiß (II, 521, Anm.) gleichfalls erſt von Markus ausgeſtaltete, von erſterem mit Matth. 10, 18 identifizierte und in die Reden des Gründonnerſtag-Abends verlegte Wort Mark. 13, 10, welches in ſeiner Matthäus-Faſſung (24, 14; ſ. über ſie W. II, 478, Anm.) dieſer Zeitſchrift als Motto vorgedruckt iſt, — daß nämlich vor Eintritt des Weltendes das Evangelium unter alle Völker gepredigt werden müſſe (Markus) oder zu einem Zeugnis über ſie alle in der ganzen οἰκουμένη gepredigt werden werde (Matth.) — kann doch ſehr wohl auf eine authentiſche Überlieferung des Petrus zurückgehen, obwohl es in die den Logia entſtammende Umgebung Mark. 13, 9. 11—13 (Matth. 10, 17—22) wohl erſt durch Markus gekommen iſt, der ja nach den bekannten Worten der Papias nicht imſtande war, ſein

Material, wie viel weniger solche Einzelworte, chronologisch genau zu ordnen.

Aber das von Christo gelegentlich der ersten Aussendung der Jünger an letztere gerichtete ausdrückliche Verbot der Verkündigung an Heiden und Samariter und das Wort an die Kananäerin, beweisen nicht sie allein schon hinlänglich, daß er „in unsrer modernen Weise an eine Bestimmung seines Werkes für die Welt im allgemeinen nie gedacht" habe? Weiß selbst (II, 123) unterläßt mit Recht jenes Verbot zur Erhärtung dieses ganz unabhängig davon aufgestellten Satzes zu verwerten, indem auch ihm das Verbot nur für die betreffende, „höchstens nach Wochen zählende" Reise gilt, die wahrscheinlich auf Galiläa behufs Abschlusses der von Jesu in dieser seiner engern Heimat unternommenen Arbeit beschränkt blieb. Galt seine eigene irdische Wirksamkeit zuerst und allein Israel, so auch diese selbst nur einen Teil letzterer bildende Jüngermission. Ein vorzeitiges Hereinnehmen heidnischer d. h. der Religion im strengeren Sinn nach israelitischer Anschauung überhaupt entbehrender (vgl. W. I, 283) Elemente in die werdende Gemeinde, bevor in einer wenn auch geringen Anzahl von israelitischen, in der reineren Gotteserkenntnis des A. T., in der längst vorhandenen einzig wahren Religion aufgewachsenen Gläubigen durch deren vollendete Heranbildung zu Mitgliedern des Gottesreiches die feste Basis zur weltumfassenden Ausgestaltung des letzteren gegeben war, hätte wohl auch diese Heranbildung selbst in ihrer Reinheit gefährden, wenigstens erschweren und verzögern müssen. Eine Bestimmung derselben Apostel zu späterer Arbeit unter den Heiden konnte trotzdem schon jetzt der Seele des Herrn in voller Klarheit feststehen oder doch noch innerhalb seines Erdenlebens sich feststellen. — Und auch hinsichtlich des Wortes an die Kananäerin[1]) kann man sich Weißs (II, 252 f.) Auffassung durchaus anschließen, ohne mit ihm den von Christo während seines Erdenlebens für die Zukunft gehegten Missionswillen auf die Erwartung einer späteren unabsichtlichen Propaganda einzuschränken, denn Weiß sieht bei Begründung dieser Einschränkung auch von der Heranziehung dieses Wortes ab. „Es

[1]) Die Erzählung ist von dem Herrn Herausgeber dieser Zeitschr., Beibl. 1877, ausführlich behandelt, s. bes. S. 8 f. — Haupt (S. 62) findet den Schlüssel zu der Ignorierung der Kananäerin durch Jesum in der von ihr gewählten Anrede „Sohn Davids," da Jesus diesem Titel, in welchem „wie in keinem andren Ausdruck, der falsche sinnlich-politische Messiasbegriff sich zusammenzog, durchaus ablehnend gegenüber stand", wie auch aus Mark. 12, 35 ff. und Matth. 9, 27 ff. hervorgehe. Auch bei Annahme dieser Erklärung würden übrigens doch noch die nach Durchbrechung der Ignorierung gesprochenen abweisenden Worte der Deutung bedürfen, und zwar der von Weiß gewählten.

war nicht eine nationale oder religiöse Antipathie gegen das Heidentum, sondern die klare Erkenntnis des göttlichen Heilsratschlusses, nach welchem die irdische Wirksamkeit des Messias auf Israel beschränkt war . . . Es bedarf kaum der Erwägung, daß er sich das Herz seines Volkes für immer verschloß, wenn er gemeinsame Sache mit den Heiden machte. War doch jener göttliche Ratschluß auch ohne das in seinen Motiven so leicht zu durchschauen, da Israel allein durch das Gesetz und die Propheten vorbereitet war, da seine ganze weltgeschichtliche Bestimmung damit zusammenhing, daß in ihm zuerst das Heil verwirklicht wurde . . . So wenig es erlaubt ist, das den Kindern gehörende Brot zu nehmen und es den Hündlein zuzuwerfen, so wenig kann es erlaubt sein, das Israel bestimmte Heil dem Volk der Verheißung zu entziehen, um es den Heiden zuzuwenden . . . Jesus ward nicht erst durch das standhafte Flehen überwunden, da seine Ablehnung nicht auf rein menschlichen Motiven beruht hatte, seine Weigerung gründete sich auf den göttlichen Heilsratschluß. Er mußte warten, bis Gottes Wink es ihm gewiß machte, daß seine Gnade eine Ausnahme von der Regel machen wollte. Nicht ihn, sondern Gott selbst hat das Weib mit seinem Glaubensflehen überwunden." Darauf folgt der schon oben von uns erwähnte Hinweis auf den durch dies Erlebnis ihm von dem Vater eröffneten Ausblick in die dereinstige Erwählung der Heiden.

5.

Aber der Herr *konnte* nicht nur eine wirkliche Missionsthätigkeit der Seinen in Aussicht nehmen, weil er den Abschluß des Weltlaufs keineswegs für unmittelbar bevorstehend hielt; er *hat* sie nicht nur gewollt, wie aus den angeführten Worten ersichtlich ist; zuletzt wenigstens *mußte* er sie sogar wollen, weil die Annahme, er habe nach seiner Verwerfung durch Israel noch die Umkehr des letzteren infolge seiner bevorstehenden Erhöhung bis zuletzt für möglich gehalten, schwerlich haltbar ist. Erwartete er aber kein in irgend erheblichem Umfang an ihn glaubendes Israel, so konnte er auch keine unabsichtliche Propaganda erwarten, der es ja in diesem Fall an einem Subjekt, an einem Träger gefehlt hätte; Segenswirkungen des von ihm verwirklichten Reiches in solchem Umfange, daß sie selbst dem blöden Auge der Heiden auffallen und daß diese von selbst aufmerksam werden mußten, konnte es dann zunächst überhaupt nicht geben; sollte also überhaupt eine Propaganda eintreten, so konnte dieselbe nur als eine absichtliche gedacht werden.

Zwar ob der Herr seinen tragischen Untergang schon von seinem ersten

Auftreten an mit Bestimmtheit vorhergesehen, oder ob er wirklich „erst seit dem Tage der Volksspeisung an denselben gedacht“ (W. II, 224) resp. von da an mit Bestimmtheit die Notwendigkeit desselben erkannt hat, so daß (W.) die früheste Hindeutung auf sein Leiden erst in Luk. 12, 49 f. zu finden wäre, das kann für die uns beschäftigende Frage dahingestellt bleiben; obwohl die von Weiß vorgetragene Auffassung der Worte von der ehernen Schlange (I, 404 f.), von der Wegnahme des Bräutigams (I, 515), vom Essen und Trinken des Fleisches und Blutes Jesu (II, 223 f), auch des Täuferwortes vom Lamm Gottes (I, 349 f.) vielen als nicht genügend erscheinen wird, auch das Zugeständnis, daß „diese Schuld unter den gegebenen Verhältnissen eine fast unvermeidliche war“ (II, 283), gewiß die Frage nahe legt, ob dann nicht eine von Anfang an klare Erkenntnis dieser Verhältnisse bei Jesu das wahrscheinlichste sei. Denn selbst wenn der Herr erst in der späteren Zeit seines Laufes des Kreuzes gewiß geworden ist, so bleibt doch, ganz wie auch bei der entgegenstehenden Annahme, die Beantwortung der Frage, ob er eine unabsichtliche Propaganda unter den Heidenvölkern erwartet haben könne, von der Entscheidung darüber abhängig: ob er seinen Untergang als das Werk einer nicht mit dem Volk Israel als solchem identischen Rotte von Bösewichtern erwartet hat, so daß die Selbstbestimmung des ersteren für oder gegen den Messias bei dessen Tode noch als ausstehend zu betrachten war, oder aber als Verwerfung seiner Person durch die von dem hohen Rat nur repräsentierte Gesamtheit. Bezeugen die Evangelien letztere Auffassung, so ist die Annahme, der Herr habe die Möglichkeit einer infolge seiner Erhöhung eintretenden Bekehrung des Volkes als solchen bis ans Ende festgehalten, mindestens sehr erschwert, und mit ihr die einer von ihm bis zuletzt gehegten Erwartung spontanen Kommens der Heiden. Und in der That, Worte wie das Wehe Matth. 11, 20 ff. oder wie das Citat aus Jes. 6 (Mark. 4, 11. 12) von der Verstockung „auf daß sie sich nicht dermaleinst bekehren“, oder wie das von dem dereinstigen Suchen und nicht Finden (Joh. 7, 34; 8, 21; cf. 15, 22) oder wie das Wort von dem Nichtwollen Jerusalems und der Wüstelassung ihres Hauses (Matth. 23, 37 f; cf. Ez. 9, 4), besonders aber die Thatsache, daß der Herr für die Welt nicht einmal mehr bittet, Joh. 17, 9,[1]) unter welcher doch einerseits in diesem

[1]) Auch in dem hohepriesterlichen Gebet erkennt Weiß (II, 532) lebensvolle Erinnerungen an. — Mag das Wort „Welt“ immerhin dem Evangelisten angehören, so wird doch der Inhalt von V. 9 auf richtiger Erinnerung beruhen; Weiß äußert sich über die qu. Zeile nicht. Aber selbst wenn man das ganze hohepriesterliche Gebet als freies schriftstellerisches Erzeugnis des Evangelisten betrachten wollte, wovon ich weit entfernt

Zusammenhang unmöglich die noch gar nicht zur Entscheidung aufgeforderte Heidenwelt, andrerseits nicht eine Anzahl vereinzelter Frevler verstanden werden kann, sondern nur eine große geschlossene Phalanx von entschiedenen Feinden, die damals nur in dem Judenvolk erkannt werden konnte: — solche Worte lassen schwerlich der Annahme Raum, der Herr selbst habe, wie die Apostel freilich noch nach seinem Tode, eine durch letzteren herbeigeführte Umkehr des Volkes als Volkes für möglich gehalten. Die Worte Luk. 11, 29 f.; Joh. 8, 28, auf welche Weiß (II, 628) sich beruft, werden also die Erwartung einer Bekehrung nur für jenen heiligen Samen oder Rest (Jes. 6, 13; 10, 21) enthalten, der zu einer unabsichtlichen Propaganda nicht augenfällig genug sein konnte. Daß die Apostel für ihre Missionsthätigkeit zunächst wieder an Israel gewiesen werden (Apg. 1, 8), ist auch dann erklärlich, wenn der Herr nur die Sammlung dieses Restes noch beabsichtigte. Und gewiß hat Haupt Recht: „man wird Jesu Nüchternheit genug zuzutrauen haben, um von vorn herein auf einen durchschlagenden Erfolg für das Volksganze zu verzichten“ (a. a. O., 45, vgl. 68). — Daß andererseits die Voraussicht (W. II, 484 f.) auch aus der Heidenwelt werde schließlich die große Mehrzahl verloren gehen und der Messias bei der Wiederkunft wenig Glauben auf dem ganzen Erdkreise finden, die Notwendigkeit vorheriger Darbietung des Heils an alle Völker nicht ausschließt, sondern als Vorbedingung des zu haltenden Gerichtes gerade einschließt, wurde schon angedeutet.

6.

Schließlich sei, wegen des Missionsbefehles, noch eine Bemerkung über die Stellung gestattet, welche Weiß zu der Erzählung Matth. 28, 16 ff. einnimmt. Zwar darin, daß der Befehl zur Heidenmission erst von dem Erhöhten erteilt sei, wird jedermann ihm beistimmen müssen. Und diese höchst merkwürdige Thatsache der Hinausschiebung des Missionsbefehls bis jenseits seines Grabes ist mir einer der schlagendsten Beweise für die absolute Gewißheit, mit welcher der Herr in seinem Erdenleben seine dem Tode alsbald folgende Auferstehung vorher gesehen haben muß. Ferner wird die Geschichtlichkeit der Erzählung im ganzen, wenn diese auch von dem Evangelisten „nicht als Bericht über eine Einzelerscheinung, sondern als zusammenfassende Darstellung von den Erscheinungen des erhöhten

bin, so müßte man, die johanneische Abfassung des 4. Evang. vorausgesetzt, doch dem Apostel zutrauen, daß er ein so schneidendes Verwerfungsurteil nur auf Grund hinlänglicher Kenntnis von den damaligen Erwartungen Jesu letzterem in den Mund gelegt habe.

Christus überhaupt" aufgenommen ist (II, 618, Anm.), doch auch wieder insofern zugelassen, als der Nennung Galiläas als des Schauplatzes jenes Gesamtbildes höchst wahrscheinlich eine Erinnerung an die in Galiläa erfolgte Erscheinung vor den mehr als fünfhundert Brüdern zu Grunde liegt (619), die übrigens, was nach andrer Richtung wichtig für uns ist, „an sich schon jeden Gedanken an eine bloße Vision ausschließt." Freilich sind die Worte V. 18—20 Christo „in den Mund gelegt" (623, Anm.), aber bei Behandlung anderer, von Weiß als gesicherter betrachteten Erzählungen von dem Auferstandenen ist ersichtlich, daß letzterem auch von Weiß ein wirkliches einer Mehrheit von Hörern vernehmbares, also doch wohl durch körperliche Sprachorgane erfolgendes, durch die Schallwellen an das leibliche Ohr jener gelangendes Reden unbedenklich zugeschrieben wird; redet doch der Herr zu den Emmausjüngern (614), zu den bei verschlossenen Thüren Versammelten (615). Das ist auch um so selbstverständlicher, als ja Weiß, unter Ablehnung der Visionshypothese, ein „im irdischen Leibe" erfolgendes Wiedererwachen des Getöteten innerhalb des Grabes (606), worauf die „Verwandlung der irdischen Leiblichkeit in eine verklärte" (605) und damit die Auferstehung zum himmlischen Leben folgt, annimmt. Es sind also offenbar nur äußere Gründe, welche Weiß zu seiner zurückhaltenderen Stellung gegenüber Matth. 28, 16 ff. veranlassen. Durch seine Bedenken gegen die Sicherheit der Überlieferung wird es also auch veranlaßt sein, wenn er S. 631 den Leser durch die Andeutung überrascht, die Erteilung des Taufbefehls, der doch in Matth. 28 nur einen Bestandteil des Missionsbefehls bildet, könne etwa als durch besondere Offenbarung an Petrus erfolgend gedacht werden, oder auch durch Anordnung des letztern (also ohne besondere Offenbarung?), in welcher auf Grund von Matth. 16, 18 die Gemeinde den Willen des erhöhten Christus gesehen habe. Daß aber diese Alternative nicht für den ganzen Befehl Christi Matth. 28, speciell nicht auch für den Missionsbefehl, anheimgestellt wird, wird sich wohl[1]) durch die Thatsache erklären, daß der Missionsbefehl, aber ohne Taufbefehl, auch in der Parallelstelle bei Lukas (Luk. 24, 47; Apg. 1, 8) vorliegt, welche Weiß, der auf den unechten Markusschluß natürlich nicht zurückgehen kann (614. 616, Anm.), demnach als geschichtlich zuverlässiger behandelt. Die verschiedene Ableitung beider Befehle ist dann nicht so willkürlich, wie sie manchem im ersten Augenblick scheinen mag. Dennoch liegt der Gedanke nahe, daß hier jene halbe Wunderscheu, welche bei aller Anerkennung zahlreicher als geschichtlich

[1]) Weiß spricht sich nicht darüber aus.

unanfechtbar bezeugter Wunder doch darauf bedacht ist, das Quantum des Wunderbaren möglichst herabzumindern, und welche auch sonst in dem trefflichen Werke zuweilen erkennbar wird, welche denn auch die Gelegenheit zu quantitativer Ermäßigung des wunderbaren für irdische Hörer vernehmbaren Redens mittelst der Organe einer „nicht materiellen[1]) Körperlichkeit“ nicht unbenutzt läßt, mitwirke. Denn mag auch das Fehlen des Taufbefehls in der Parallelstelle befremden, was eben gar nicht einmal konstatiert wird, so ist derselbe doch als Bestandteil des Missionsbefehls sachlich unentbehrlich; das ergiebt sich aus der Ausführung von Weiß (630) über die Notwendigkeit eines Bundeszeichens zur Zusammenschließung einer besonderen Messiasgemeinde, und zwar nicht nur in der israelitischen, sondern auch in den heidnischen großen Volksgemeinden. Wenn nun das heil. Abendmahl feierlich im Kreise aller Apostel eingesetzt ist; wenn das ganze Neue Testament (in dessen apostolischen Auseinandersetzungen gewiß viel mehr unmittelbare Reproduktionen unverarbeiteter Herrenworte enthalten sein werden, als wir nachweisen können) mit überraschender Einmütigkeit wieder und wieder beide Sakramente koordiniert; wenn ein ohnehin an das gut bezeugte Ereignis 1 Kor. 15, 6 „höchst wahrscheinlich“ anknüpfender evangelischer Bericht eine mit gleicher Feierlichkeit an „die elf Jünger“ gerichtete Erteilung des Taufbefehls, im engsten, sachlich wohl begründeten Zusammenhang mit dem ohnehin als den Elfen erteilt anerkannten Missionsbefehl darbietet: dann will mir diejenige Willkür doch als die größere erscheinen, welche die Erteilung des Taufbefehles, ich möchte fast sagen: als ein ἐν γωνίᾳ πεπραγμένον zu denken vorzieht.

Bei einer aus irgend welchen Gründen skeptischen Haltung gegenüber den Berichten hinsichtlich der vierzig Tage bis zur Himmelfahrt könnte man im Gegenteil eher die den Missionsbefehl, als die den Taufbefehl enthaltenden Worte aus Matth. 28 zu eliminieren geneigt sein. Während nämlich der letztere sofort wirksam wird, ist es bemerkenswert, daß der erstere nirgend als Motiv eines entsprechenden Handelns bei den Aposteln erkennbar wird, was doch z. B. bei Begründung der Korneliustaufe, bei den Verhandlungen des Apostelkonzils (Apg. 15, 7) eigentlich nahe läge. Soll man daraus schließen, daß doch der Missionsbefehl nicht in der Bestimmtheit, wie Matth. 28, schon vorlag? Keineswegs; sondern seine scheinbare Ignorierung seitens der Apostel ist mir nur ein Beweis mehr dafür, daß doch der darin ihnen endlich ausdrücklich gegebene Auftrag

[1]) S. 622. Ist nicht alle Körperlichkeit, man möge sie noch so ätherisch denken, in irgend welchem Grade materiell? Liegt Materialität nicht in ihrem Begriff?

inhaltlich für sie kaum noch ein absolut Neues bot, sich gar nicht so sehr gegen andere ihnen bekannte Äußerungen Christi abhob; d. h. dafür, daß eben wirklich der Herr schon in seinem Erdenleben die Heidenmission entschiedener in Aussicht genommen haben muß, als Weiß es anerkennt, wenn auch nicht befohlen. Daß dieser Befehl sofort zur Ausführung gebracht werde, hatte der Herr selbst nicht gewollt (Luk. 24, 47); daß (s. oben) die Urapostel schließlich für ihre Person denselben überhaupt nicht buchstäblich auszuführen unternahmen, kann ebenso wenig ein Beweis gegen seine Geschichtlichkeit sein, da es sich durch die Wahrnehmung begründen ließ, der Herr selbst habe inzwischen, ehe sie die Zeit der Heidenmission als gekommen erkannt hatten, schon durch Berufung des Paulus anderweitig für Ausführung jenes Befehles gesorgt, und da die große Liebe zu ihrem Volk sie das völlige Scheiden aus letzterem immer wieder aufschieben lassen konnte. (Auch in der modernen Mission, die doch theoretisch fast ausschließlich auf den Befehl Matth. 28 sich stützt, ist es praktisch wohl kaum jemals letzterer, der die Missionare zu den Heiden hinaustreibt, sondern die durch Erkenntnis des Heiden-Elendes erregte subjektive ἀνάγκη, 1 Kor. 9, 16, das Empfinden der Schuldnerstellung, Röm. 1, 14; vgl. den um das Seelenheil seiner vermeintlich in Grönland noch vorhandenen, aber ethnisierten Stammesgenossen sorgenden Egede, oder den Helden der Serampore-Mission, Carey, welchem beim Lesen von Cookes Entdeckungsreisen das Elend der Heiden aufs Herz fällt, Miss. Magaz., 1865, S. 332, oder so viele andere.)

So wird, trotz des größten Dankes für alle die reiche empfangene Anregung, mit der man das Leben Jesu von Weiß aus der Hand legt,[1]) die Überzeugung eine wohlbegründete sein: daß in unsrem Heiland, der niemals selber die Heidenmission auch nur im mindesten in Angriff genommen hat, der Missionsgedanke schon in seinen Fleischestagen mächtiger und klarer vorhanden gewesen ist, als jemals in allen Aposteln.

(Geschrieben im Februar 1884.)

---

[1]) Ernst nachträglich vermag ich, die Anm. auf S. 387 ergänzend, noch auf die im Aprilheft 1884 der preuß. Jahrbücher, S. 325 ff., erschienene Anzeige d. L. J. von Weiß (von Hermann Scholz) hinzuweisen, welche übrigens, nur auf die Principien und die Einleitung eingehend, unsre Frage nicht berührt.

Die Insel Nias und die Mission daselbst.

Von Missionar H. Sundermann auf Dahana.

(Fortsetzung.)

Die Sprache der Niasser ist keineswegs leicht. Ihre wirkliche Erlernung erfordert eine ganz enorme Aufmerksamkeit und jahrelanges Studium. Obwohl sie sich ziemlich nahe berührt mit den Sprachen der benachbarten Völker, Batta, Malaien u. s. w., so ist sie doch schon gleich dem Klange nach total verschieden davon. Wie z. B. das Battaische eine gewisse Härte zu zeigen scheint, so ist dagegen das Niassische sehr weich und klangvoll und gerade hierdurch scheinen mir manche Änderungen, z. B. Wechsel der Suffixe, bedingt zu sein, wie ich dies bereits in meinem Büchlein: „Kurze niassische Formenlehre mit syntaktischem Anhange" (Batavia, 1882) angedeutet habe. Der Niasser sagt, wenn man ihn fragt: Warum hier nun so? „Gofoe hadia zalio matõtõi, mafake," d. h.: Was wir nur immer am schnellsten — soll heißen am geläufigsten — sagen können, das gebrauchen wir." Es giebt in der Sprache keine einzige geschlossene Silbe.

Die Hauptschwierigkeit aber liegt für einen, der sich wirklich bemüht, die Sprache korrekt zu sprechen, entschieden in der eigentümlichen Verbindung der Satzteile, die ich in dem genannten Werkchen status constructus, resp. status absolutus genannt habe, weil sie dieser Verbindung im Hebräischen in etwa analog ist. Indessen beschränkt sich dieser Niass. stat constr. keineswegs auf den Genitiv, sondern wird besonders auch auf den Akkusativ und auf allerlei andere Verbindungen angewandt. Dazu erfährt nicht, wie im Hebräischen, das nomen regens die Formveränderung, sondern das abhängige Wort (omo nama = das Haus [omo] des Vaters [ama]; hier wird also das n eingeschoben).

Der stat. constr. bedingt nun, daß man durch Weglassung oder Hinzufügung, resp. Veränderung eines einzigen Lautes das gerade Gegenteil von dem sagen kann, was man sagen wollte.

Nur ein Beispiel: „J'a de'oe mao" heißt: „die Katze frißt Ratten", aber „i'a te'oe mao" heißt: „die Ratte frißt Katzen." Hier ist es also einfach die Nichtbeachtung der Erweichung des t in d, wodurch der Fehler entsteht.

In manchen Fällen kommt einem der stat. constr. zur Präzisierung

des Ausdrucks sehr zu statten, so z. B. da man mit Hilfe desselben, wenigstens bei den Wörtern, die die Veränderung erleiden (was nicht bei allen der Fall, da dieselbe von den Anfangslauten abhängt), einen subjektiven und objektiven Genitiv unterscheidet; fanofoe nina heißt: die Frage der Mutter, wogegen fanofoe ina die Frage nach der Mutter.

Daß die Sprache arm wäre an Begriffen möchte ich gerade nicht behaupten. Ich kann beim Übersetzen des neuen Testaments in dieselbe, wenigstens bis jetzt bei den Evangelien, nicht über die Schwierigkeiten klagen, über die man wohl bei andern Sprachen klagen hört. Ich wüßte nicht, daß mir bei der Übersetzung des vor kurzem vollendeten Evang. Johannis eine bedeutende Schwierigkeit aufgestoßen wäre, womit aber freilich nicht gesagt sein soll, daß alle Ausdrücke schon ganz adaequat wiedergegeben seien. Nichtsdestoweniger giebt es natürlich immerhin eine Anzahl fehlender Begriffe, z. B. habe ich für „Dank" und „Demut" noch nichts passendes entdeckt und man muß sich da mit Negationen, oder sonstigen in etwa annähernden Begriffen helfen. Sodann hat man Verbal-Begriffe, von denen man merkwürdigerweise keine Substantive bilden kann, z. B. fachilichili heißt „sich ähnlich sein", aber ein Substantiv davon — Ähnlichkeit — finde ich nicht; dagegen bildet dieselbe Verbalform fasõntrata = Kampf, Schlägerei von fasõndra = sich schlagen, sich balgen. Diese Verschiedenheit rührt daher, daß in dem letztern Verbum eine Thätigkeit ausgedrückt ist, die bei fachilichili fehlt. Daß dies alles Schwierigkeiten bereitet und leicht in Fehler verwickelt, besonders den Anfänger, liegt auf der Hand. Und so sind der Dinge manche, die weiter anzuführen hier nicht der Ort ist, die aber die Niass. Sprache zu einer wirklich schwierigen machen.

Literatur besitzt der Niasser nicht, auch eine Schrift hatte er früher nicht. Mythen, Gleichnisse, Sprichwörter, Rätsel und was man von den Vorfahren weiß, sowie die Recitationen bei den Tänzen, alles wird mündlich überliefert, weshalb es in den Sachen auch eine Anzahl von verschiedenen Lesarten giebt. Auch dieser Umstand ist natürlich der Erlernung der Sprache nicht förderlich.

Den Charakter des Volkes kann man im allgemeinen als einen fröhlichen, sorglosen, bezeichnen. Dabei sind sie kindlich- oder soll ich lieber sagen kindisch-naiv und entsetzlich verlogen, welches letztere ja wohl bei den meisten Heiden der Fall ist und womit natürlich die Betrügerei und Dieberei Hand in Hand geht. Sie sind meistens munter und aufgeräumt, oft recht drollig und spaßhaft und haben es sehr gerne, wenn man mit

ihnen scherzt; dann sagen sie: „J'ila mboede“ d. h.: „Er versteht Spaß“. Vor Sorgen für den andern Morgen braucht man sie kaum zu warnen, im Gegenteil, man möchte sie oft dazu mahnen. Will jemand z. B. Geld leihen, so verspricht er heilig und teuer, dann und dann wolle er es zurückbezahlen, es sei nach Tagen, nach Monaten, oder nach Jahren, wie man es nur wünsche, ohne darüber nachzudenken, wovon und woher. In seinen Gedanken hat er nach Verlauf der Zeit, wer weiß wieviel Geld. Fragt man ihn woher, so sagt er: „Oe'aloei“ d. h.: „Ich suche“. Fragt man dann weiter: „Wo suchst Du? so kann man ihn ganz aufs trockene setzen, wie ich das hier, zum Gaudium der andern Anwesenden, schon gethan habe.

Der Kauf der Frauen erheischte es wohl, daß man sich als junger Mann etwas Geld sparte, und darum habe ich schon wiederholt alle meine Überredungskunst, über die ich verfüge, angewandt, um diesen oder jenen meiner Dienstleute davon zu überzeugen, aber bisher noch stets vergeblich. Ich habe gesagt: „Sei nun verständig und bleibe zwei Jahre hier, ich will dir dann monatlich 2 Fl. von deinem Lohn zurücklegen, damit dir das Geld nicht durch die Finger gehe, dann hast du am Schlusse der Zeit 48 Fl. und das ist wenigstens eine gute Beisteuer und du brauchst nicht alles bar zu leihen von den Häuptlingen, denen du nach einem Jahre 100 % Zinsen bezahlen mußt und nach einem zweiten Jahre noch einmal 50 % und so vielleicht noch weiter.“ Aber der Junge denkt: Kommt Zeit, kommt Rat, wenn er überhaupt denkt. Nur einige male habe ich es zu einem Anfange gebracht, aber wenn ich dann vielleicht 5 Fl. hatte, so war es, als ob dem Betreffenden dieses Geld brenne auf der Seele und er sagte dann eines Tages: „Toea (Großvater) ich möchte doch einmal wieder aus dem Dienst gehen, ich habe andere Arbeit“, oder auch: „Ich möchte mich ein wenig ausruhen, eine Pause machen“, NB. als ob sie hier bei uns so schrecklich arbeiten müßten; alles was sie thun ist eigentlich Spielerei. Oder er sagte: „Toea, gieb mir das Geld, ich will mir ein Schweinchen dafür kaufen.“ Er thut dies dann vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Im erstern Falle giebt er das Schweinchen irgendwo in Fütterung und wenn ich dann eines Tages wieder frage: „Nun wie steht es mit dem Schweinchen?“ so sagt er etwa: „No sawai alele“ d. h.: „Es ist schon tot“; am Ende weil niemand ordentlich für Futter gesorgt hatte. Oder er sagt: „Man hat es geschlachtet und den Gästen vorgesetzt.“ Im besten Falle bekommt er es dann, wenn auch erst nach Jahr und Tag bezahlt, aber wo bleibt dann das Geld? Ja, wer weiß es? Schwerlich giebt er es als Brautpreis.

So lebt man in den Tag hinein, heiratet eines Tages, leiht das Geld und wird dann vielleicht ein Sklave der Häuptlinge, der hohen Zinsen wegen.

Ich deutete eben die Verlogenheit an. Im Anfange ist man natürlich noch mehr geneigt, das, was sie sagen, für bare Münze zu nehmen, aber nach und nach wird man geradezu dazu gedrängt, jedem Menschen und jedem Worte zu mißtrauen. Will jemand etwas verkaufen, und man bietet ihm ¼ Fl., so sagt er wohl: „Aber ich habe es für ½ Fl. gekauft," wobei aber dann schon gleich sehr fraglich ist, ob er es überhaupt gekauft hat. Bietet man ihm dann ½ Fl., so giebt er es, was er schwerlich thun würde, wenn er es für ½ Fl. gekauft hätte. Es ist diese Handelei natürlich für uns Missionare keine angenehme Arbeit, aber man kommt ohne dieselbe nicht durch. Ich habe schon gehört, daß sie für einen Gegenstand das 12fache, ja das 20fache von dem, was sie endlich erhielten, forderten. Vielfach wird das so behauptete nun noch mit Flüchen bekräftigt. Begegnet einer dem andern auf dem Wege, so ist die erste Bitte die um Betel oder Taback und die vielleicht häufigste Antwort darauf ist: „Daloedaloe", oder „daloedaloe zocho." Dies ist eine abgekürzte Verwünschungsformel und heißt: „Wenn ich das gebetene habe, so möge es zu Arzenei (daloedaloe) oder zu Arzenei für eine Wunde werden," welche letztere der Sprecher sich natürlich dadurch anwünscht. Oder er sagt in Bezug auf den Taback, den sie in langen geflochtenen Strängen haben: „Möge er zur Schlange werden," und was dergl. mehr ist. Auf solche Versicherungen muß man aber ja nicht bauen, was sie auch untereinander nicht thun. Aus diesem Grunde vertrauen sie dann auch uns nicht auf das hin, was wir sagen. Wenn sie etwas von uns bitten und wir sagen: „Ich habe es nicht," oder: „Ich kann es dir jetzt nicht geben," so hören sie einfach nicht auf das gesagte, sondern fahren nur fort zu bitten.

Andere stärkere Flüche sind: „Mögen mir meine Augen ausfallen, wenn ich es gesehen habe!" „Mögen mir meine Schenkel zerbrechen, wenn ich dagewesen bin!" „Möge mich die Erde nicht tragen!" „Möge mich Gott erdrücken!" u. s. w. Es giebt eine fast ungezählte Menge solcher Verfluchungen, auch womit man andere verflucht, oft bei den geringsten Kleinigkeiten, oder im Scherze, z. B. „Möge Gott ein Verbrechen auf dich bringen!" „Mögest du vom Palmbaum herunterfallen!" „Möge dein Kopf zerschellen am Palmbaum!" „Mögen dich die Kopfschneller umbringen!" „Möge dich ein Wildschwein beißen!" „Möge dich ein Krokodil fressen!" „Mögest du im Meer versinken!" u. s. w. u. s. w.

Die Arbeit des Niassers besteht zu einem großen Teile im Nichtsthun. Das Sprichwort „Morgenstunde hat Gold im Munde" ist hier gänzlich unbekannt und noch weniger in Anwendung. Freilich steht alles mit Tagesanbruch auf, aber anstatt sich dann gleich draußen an die Arbeit zu begeben, in der Morgenkühle, wie es in Europa bei den Landleuten der Fall ist, hält man sich erst mit allerhand Nebendingen auf. Der Mann nimmt, nachdem er sich die Augen ausgerieben hat — von Waschen ist kaum die Rede — den Schweinetrog und stampft das bereits abends vorher gekochte Schweinefutter sehr vorsichtig zu Brei und läßt es von einer Brücke, die sich vor den Ställen befindet, an einem Seil in dieselben herunter. Ist dies geschehen, so geht er an seine ache (Zuckerpalme), um sein Tränkchen, von, nebenbei bemerkt bis zu drei Flaschen toeo (berauschenden Palmwein), zu nehmen. Dies ist eins der National-Laster der Niasser, von dem sie schwer lassen können. Hier neben meiner Station ist ein ganzes Wäldchen von solchen Palmen, zu dem die Leute täglich pilgern, und von dem sie oft mit einem feuerroten Gesichte heimkehren. Einst bat ich den Häuptling, mir das Wäldchen zu verkaufen, damit die Geschichte hier aufhöre, zumal ich glaubte, man stehle uns noch Hühner und verzehre sie zu dem Trank, aber er sagte: „O nein, das kannst du nicht kaufen, wenn du mir auch noch soviel giebst." Nachher erzählten mir meine Seminaristen, er habe gesagt, die ache seien ihm wie die Milch seiner Mutter, sie seien das einzige, was ihm seine Mutter hinterlassen habe (seine Mutter soll dieselben gepflanzt haben, da sie von solcher Frauenhand gepflanzt mehr Saft geben sollen). Kommen sie nun von der ache nach Hause, so kann es leicht sein, daß sie wegen Trunkenheit unfähig sind zu arbeiten. Sonst wird nun gegessen, da die Frauen unterdessen die Mahlzeit, die meistens aus der süßen indischen Kartoffel, im besten Falle aber aus Reis besteht, bereitet haben. Von irgend welcher Eile weiß man aber neben dem Füttern der Hühner und dem Schöpfen des Wassers bei dem allen nichts. Nach dem Essen kaut man noch mit aller Seelenruhe seinen Betel und schwatzt vielleicht noch eine Zeitlang und dann erst, gegen 9 Uhr, schlendert man an die Arbeit, im Reis- oder gowi-Felde. Und wie arbeitet man! Ja, das ist zum Erbarmen! Ich sahe schon jemand in hockender Stellung das Feld einhacken. Gewöhnlich wird es aber gar nicht eingehackt, sondern nur vom Grase und Holze gereinigt, welches man abhackt und verbrennt und dann steckt man die Pflänzchen oder das Saatkorn in den harten Boden, der natürlich noch dabei voller Graswurzeln und Unkraut sitzt. Eigentlich ständige, jedes Jahr zu bearbeitende Äcker kennt man nicht, außer den nassen Reisfeldern (sawah

niass. laza) die aber selten sind. In kurzer Zeit ist nun das Gras wieder so hoch aufgeschossen, daß man das Gepflanzte dazwischen suchen muß.

Erst am Abend wird wieder gegessen. Da es mit dem Reisbau so schlecht bestellt ist, so muß man sich, wie gesagt, meistens mit gowi behelfen. Hat man auch die letzteren nicht, so ißt man boeloe ndroe'oe d. h. wörtlich Grasblätter, grünes Kraut. Dieses Surrogat besteht aber aus Caladinen-Blättern (wenn man keine Knollen hat), Farrnkraut und sonstigem Grün. Häufig werden auch rohe Kokosnüsse gegessen. Am besten sind noch Pisang, wenn man solche hat. Diese schlechte Nahrung bedingt wohl auch viel die Krankheiten, neben dem oben erwähnten Unverstande der Leute, in dem sie sich nicht vor Erkältungen zu schützen wissen.

Aus dem vorstehenden muß der Leser nun aber nicht schließen, als ob jeden Tag noch so regelmäßig gearbeitet würde. Es werden auch viele Tage einfach verbummelt. Die Frauen arbeiten noch am regelmäßigsten. Sie haben jeden Tag die nötigen gowi auszumachen und für Schweinefutter und Brandholz zu sorgen. Ist die Last, mit der sie am Abend nach Hause kommen, zu klein, so passiert es ihnen leicht, daß sie noch Schläge bekommen, wenn auch der Herr der Schöpfung vielleicht wenig oder nichts gethan hat. Regnet es einen Tag, daß man nicht ins Feld gehen kann, was auf Nias nicht gerade selten ist, so hat man auch gleich nichts zu essen.

Frage ich einen Mann: „Warum hast du das oder das nicht gethan?" so sagt er: „Arõrõdo manõ", d. h. wörtlich: „Ich habe nur immer Aufenthalt (Beschäftigung) gehabt;" etwas freier und dem wirklichen Sinne nach übersetzt heißt es aber: „Ich habe gebummelt." (Der Leser wolle diesen Ausdruck verzeihen, es giebt keinen bessern.) Frage ich ihn: „Warum kommst du nicht auch des Sonntags, Gottes Wort zu hören?" so sagt er: „Oja si'ai halõwõgoe," d. h.: „Ich habe sehr viel Arbeit." Und sie scheinen das wirklich selbst mehr oder weniger zu glauben, wenn es auch oft nur eine Ausflucht ist.

Es giebt Leute, die kein Reisfeld, oder doch nur ein sehr kleines machen und wenn man sie fragt, warum nicht, so sagen sie: „Sõ balazo," d. h.: „Ich habe keine Lebensmittel;" NB. wenn die Lebensmittel in der Saatzeit knapp sind und man keine Leute zur Hilfe dingen kann, so unterläßt man resigniert das Säen, so daß man auch nichts bekommt, anstatt wenigstens für sich selbst alle Kräfte daran zu setzen, um doch so viel wie möglich zu erreichen.

Es wäre ein herrliches Land, diese Insel Nias, wenn nur ordentlich gearbeitet würde, aber so zu sagen das ganze Land liegt, wie schon oben

angedeutet, brach; alles ist undurchdringliches Dickicht und man freut sich ordentlich, wenn man hier oder dort einem angebauten Plätzchen begegnet. Als früherer Landmann hat mir schon oft das Herz wehe gethan, wenn ich diesen Landbau ansahe und nach dieser Seite hin muß nach meiner Überzeugung ganz besonders Anregung gegeben werden von uns Missionaren und dies kann wohl nur geschehen, wenn jeder Missionar auf einem etwa erworbenen Grundstücke in seiner Nähe einige Christen ansiedelt und sie zu einem rationellen Landbau, resp. zur Anpflanzung von allerlei nützlichen Kulturgewächsen anleitet, um wenigstens ein Vorbild zu geben. Man kann hier alles mögliche anpflanzen und in kurzer Zeit hat man Ertrag. Vor 6 Jahren war meine Station noch mit dem ärgsten Dickicht überwuchert und jetzt beginnen die gepflanzten Fruchtbäume einer nach dem andern zu tragen. Citronen habe ich schon lange und jetzt auch Kaffee, Cacao und schwarzen Pfeffer, wiewohl das Land für Kaffee weniger geeignet ist, da die hohen Berge fehlen. Der erste Muskatbaum blüht auch bereits; Ananas und Pisang sind schon seit Jahren in Menge vorhanden. Auch Arrowroot gedeiht ausgezeichnet, wie auch die Vanille und der Brotbaum, des Zuckerrohrs gar nicht zu gedenken. Aber von alledem ist bei den Eingebornen nur wenig oder nichts vorhanden, mit Ausnahme etwa der Pisang und des Zuckerrohrs, wiewohl auch die Kultur dieser Gewächse, besonders des letztern, sehr unbedeutend ist. Jedermann staunt über unsere Fruchtbäume; einer zeigt sie dem andern und sagt: „Sieh doch einmal, wie schnell seine Bäume Früchte tragen." „Ja", heißt es dann gewöhnlich, „das kommt daher, daß er so ehrlich und rechtschaffen ist." Von Nachfolge in diesem Stücke ist indessen noch wenig die Rede. Viel Zeit wird vergeudet mit dem Gehen nach Festen und Hochzeiten und bei denen, die etwas zu mahnen haben, mit dem Schuldmahnen. Es giebt einen besonderen Cawa wanoegi (Mahnmonat), nach der Erndte, doch wird nicht bloß dann Schuld gemahnt. Hat der Gemahnte nicht zu bezahlen, so macht es sich der Mahner in seinem Hause bequem; er legt sich einfach dort hin und schläft und geht womöglich nicht eher weg, bis er das Geld erhalten hat. Er muß dann aufs beste mit Schweinefleisch und Reis bewirtet werden, wenn der andere auch selbst mit seinen Kindern nichts zu beißen und zu brechen hat; er muß dann nur wieder leihen.

Auch sonst geht man sehr gerne zu Gaste und läßt sich bewirten. Die tome (Gäste) essen ein gutes Teil des ohnehin spärlichen Reises und und das Schweinefleisch muß man ihnen dazu kaufen, wenn man nicht gar auch den Reis kaufen muß, was sehr oft der Fall ist. Man stürzt sich ohne Bedenken dadurch in Schulden. Giebt man dem Gaste nichts,

so muß man sich schämen. Oberflächlich angesehen sollte man glauben, das Volk sei sehr gastfrei, aber es kommt nicht von Herzen; im Herzen wünschen sie vielleicht den aufs beste bewirteten Gast über alle Berge. Aus diesem Grunde muß man hier oft, anstatt zur Gastfreiheit zu ermahnen, davon abmahnen. Schon oft habe ich ihnen gesagt: Gebt dem Gaste, was ihr selbst eßt und laßt ihn mitessen, aber macht seinethalben keine Schulden. Ein fettes Spanferkel schmeckt bekanntlich nicht übel, ebensowenig wie ein sonstiger Schweinebraten und wer sollte da nicht gerne zu Gaste gehen? Das ganze Schweinchen wird dem Gaste vorgesetzt, für die Gastgeber sind nur etwa die Füße. Der erstere giebt dann wohl aus Höflichkeit etwas zurück, aber wieder aus Höflichkeit wird es ihm zum zweiten Male gegeben und dann läßt er sich auch nicht länger mehr nötigen. Was er nicht aufißt, wickelt er in ein Blatt und nimmt es mit. Der Reis muß sehr vorsichtig gereinigt sein; findet der Gast einige Körnchen mit der Schale, so legt er sie vielleicht auf den Rand des Tellers, um sie zu zeigen und den Gastgeber zu beschämen durch seine Unverschämtheit. Hat der Gast nach Herzenslust gegessen und ist weg, so essen die Kinder des Hauses vielleicht wieder Caladinen-Stengel oder dergleichen.

Auch auf die Jagd, besonders auf Wildschweine, verwenden die Niasser manche Zeit, sie werden aber oft dazu gedrängt, da die Tiere die Felder schrecklich verwüsten. Man macht Hecken mit einzelnen Öffnungen, die mit Fallgruben versehen sind und außerdem stellt man Treibjagden mit Hunden an und sucht dann die Tiere mit der Lanze zu stechen, oder auch sie in Netze zu treiben.

Was die politischen und socialen Verhältnisse angeht, so steht die Insel ja nominell unter holländischer Herrschaft, aber der factische Einfluß des Gouvernements reicht nicht allzu weit. Sonst steht dieselbe unter lauter kleinen Liliput-Häuptlingen, die von einander völlig unabhängig sind. Sie dünken sich aber trotz ihrer geringen Bedeutung möglichst groß. Der eigentliche Titel ist baloegoe[1]), doch haben dieselben Titel nicht bloß die eigentlichen Häuptlinge, sondern jeder kann ihn erwerben, wenn er ein Fest giebt. Sie lieben es, sich neben baloegoe noch allerlei hochtrabende Namen beizulegen, z. B. bal. o'õ danõ = Unterlage der Erde, jawa doega = der höher ist als der Kamm (des Hahnes), sawai alitõ = der nichts als Feuer ist, saloea jawa = der bereits droben ist, sanaja loeo = der die Sonne auf seinen Händen trägt, jawa ndrawa = der höher ist als die Malaien u. s. w.

---

[1]) Nicht kadaboe; letzterer ist der Eigenname.

Von einem eigentlichen Volksverbande ist im großen und ganzen gar keine Rede. Ich wies oben schon auf die vielen Stämme hin und selbst die einzelnen Stämme stehen noch wieder unter verschiedenen Häuptlingen. Die Stämme im Innern und nach dem Süden zu werden von den hiesigen emali (Kopfschneller, Feinde, die auf den Mord der andern ausgehen) genannt und werden von ihnen ungefähr so betrachtet, wie von unserm Volke die Türken. Jeder fürchtet sich dort einen Besuch zu machen.

Die Kopfschnellerei ist ja im Innern noch sehr im Gebrauche, wenn aber ein neuerer Schreiber über Nias die Zahl der jährlich geschnellten Köpfe auf 300 angegeben haben soll, so ist das wieder eine von den aus der Luft gegriffenen Behauptungen, wie man solchen ja auch sonst begegnet. Geschnellte Köpfe muß man bei verschiedenen besondern Gelegenheiten haben, als da sind: Begräbnis eines Häuptlings, Hausbau eines solchen u. s. w. Was für eine Idee man eigentlich damit verbindet, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Es scheint, daß die aufgehängten Köpfe nur mehr ein Zeichen von Größe sein sollen. Wir werden weiter unten noch hören, daß man hier bei Begräbnissen mit dem Fußende des Sarges ein Hühnchen erdrückt, um so dem Verstorbenen dasselbe mitzugeben. Anstatt dieses Hühnchens (hier) nimmt man bei den Stämmen im Innern wohl einen Menschenkopf; ob nun dabei die Idee besteht, diesen Menschen mit in die Unterwelt zu schicken, weiß ich nicht, es liegt indessen nahe. Mit dem Götzendienste soll die Sitte weiter nicht zusammenhängen. Hier in der Umgegend ist sie nicht mehr in Übung, man sieht nur noch hier oder da einen abgebleichten Schädel (binoe) hängen. Am Ufer des Ojó sahen wir am Ständer eines Hauses ein hölzernes Bild, auf dessen dürren hölzernen Hals man einen solchen Totenkopf gesteckt hatte. Die Iraono Lase sollen ganze Reihen von Schädeln in ihren Häusern haben.

Im Januar 1877 machte ich mit dem damaligen Kontroleur, Herrn Mansveld, eine Reise zu den friedlichern Ono Limboe, die besonders von den benachbarten Iraono Lase heimgesucht werden. Herr Mansveld versammelte die Häuptlinge der Ono Limboe im Hause des malaiischen Datoe am Seestrande und dort berichteten sie dann über die Sache. Der eine erzählte von 12, die von seinen Leuten in den letzten 6 Monaten von den Iraono Lase getötet worden seien, der andere von 11, der dritte von 10, darunter auch Frauen und Kinder. Endlich sprang ein Häuptling auf, focht mit der Hand in der Luft herum und rief wütend aus: „Sie reiben uns noch ganz auf!" Die Mörder sind gedungene Leute; sie setzen ihren eigenen Kopf, oder den ihrer Kinder, zum Pfande, wenn sie ausgehen, im Falle daß sie keinen fremden heimbringen. Wenn sie weggehen, wird

ihnen ihr Essen im Schweinetroge vorgesetzt. Man will ihnen damit bedeuten: „Ihr seid Schweine, oder Hunde, wenn ihr leer zurückkehrt.“ Haben sie dann einen oder mehrere Köpfe erbeutet, so werden sie aufs beste bewirtet. Es wird ihnen dann wohl der gekochte Reis auf einer Matte ausgebreitet und mit kleingeschnittenem Schweinefleisch untermischt. Haben sie keine Köpfe, so soll man wirklich sie selbst oder ihre Kinder töten.

Ich habe hier jetzt einen echten Kopfschneller, der schon verschiedene Köpfe geholt hat, im Taufunterrichte; es ist ein prächtiger Mann, an dem ich meine Freude habe. Er ist aus dem Binnenlande hierher verzogen.

Früher besonders ging auch der Menschenraub im Schwange und die Geraubten wurden an die Atchinesen verkauft. Auch jetzt soll dies noch nicht ganz aufgehört haben, an der Westküste.

Die Dörfer, die unter einem großen Häuptlinge verbunden sind, bilden eine ōri, was man ungefähr mit „Bezirk“ übersetzen kann. Bei bedeutenden festlichen Gelegenheiten versammelt sich die ganze ōri, sowie auch bei Begräbnissen von Häuptlingen und andern salawās (Hohen, Edlen); sonst sind nur die Leute des einen Dorfes oder einiger Dörfer vertreten. Jedes Dorf hat wieder sein eigenes, von dem Orihäuptling abhängiges Oberhaupt. Der Oberhäuptling steht nominell zu seinen Leuten in einem gewissen patriarchalischen Verhältnisse, zumal die Leute mehr oder weniger unter einander verwandt sind. Von den meisten ältern Leuten wird er ama (Vater) und von den jüngern toea (Großvater) genannt. Dies wäre ganz schön, wenn er die Leute auch darnach behandelte, aber! aber! da gebrichts! Er schindet sie oft genug, um sich möglichst zu bereichern. Er sagt, er helfe den Leuten, z. B. daß sie zu einer Frau kommen, aber diese Hilfe besteht darin, daß er ihnen Geld leiht, welches sie ihm mit sehr hohen Zinsen zurückzahlen müssen. Haben sie nichts zu bezahlen, so giebt er ihnen kleine Schweinchen in den Stall, die sie aufzufüttern haben und er sucht dann womöglich wieder den Löwenanteil davon zu bekommen. Hie und da lassen die Häuptlinge auch wohl einmal was von den Zinsen nach, aber dann müssen sie für dieses Mitleiden doch wenigstens einen guten Schluck toeo und einen guten Schweinebraten haben, wie man auch schon von vorneherein ohne diese beiden Artikel gar nicht einmal Geld leihen kann; es ist das fondra'oe ana'a = das Mittel Geld zu leihen. Es hat mich schon oft wehmütig berührt, wenn ich trotz alledem und alledem einen solchen Häuptling Vater und Großvater nennen hörte, da er doch vielfach höchstens ein Rabenvater ist. Hier in Dahana wohnt ein Mann, der, wie er mir mitteilte, vor etwa 10—12

Jahren von einem benachbarten Häuptlinge 5 Fl. geliehen hat. Nun hat er von Kapital und Zinsen, in Schweinen und Geld, schon vielleicht etwas über 40 Fl. abbezahlt und jetzt fordert der Häuptling noch ein Schwein von ihm von 15 Fl. an Wert. Ein anderer hatte von einem Häuptlinge für 2 Deut Fische gekauft und mußte dafür, da er das Bezahlen lange unterlassen hatte, schließlich ein Schwein von 15 Fl. an Wert bezahlen.

Alle Gedanken der Häuptlinge sind darauf gerichtet, möglichst viel von dem oben beschriebenen Goldschmucke herzustellen und sich einen möglichst großen Namen zu machen. Diesem letztern Zwecke dient auch das Holen von großen Steinen, die sie vor den Häusern aufstellen oder niederlegen. Es giebt männliche und weibliche Steine, die männlichen sind lang und schmal und werden aufgepflanzt, die weiblichen sind breit und platt und werden hingelegt zu den Füßen der erstern. Oft werden die aufgepflanzten Steine zu einer menschlichen Figur behauen.

Im Anschluß an das Aufstellen eines solchen Steines, oft aber auch im Anschluß an die Verfertigung eines Goldschmuckes, giebt der Häuptling dann ein großes Fest, welches man owasa nennt und an dem auf einmal bis zu 300 Schweine geschlachtet werden. Im besten Falle soll man das Schweinefleisch gar nicht alle essen können, sondern es in Tragkörben auf dem Hofe aufhängen, wo die Kinder es dann herunterwerfen, daß es auf dem Hofe verfault und der Boden glibbrig wird von Schweinefleisch. Diese Schweine sind aber nicht alle von dem betreffenden Häuptlinge, sondern viele andere müssen dazu beisteuern, besonders die ono alawe (wörtlich: die Jungfrauen) d. h. solche die dort früher Mädchen zu Frauen geholt haben und die Kinder von diesen Frauen, ja selbst solche, die dort eine Braut haben. Jeder Häuptling, der etwas sein, resp. scheinen will, muß mindestens einmal in seinem Leben ein solches Fest geben, wobei er einen neuen Namen erhält. Grund und Boden, wie auch die fertigen Goldsachen bleiben oft noch auf lange hin im Besitze der ganzen Familie; eine eigentliche Teilung des Erbes wird nicht immer vorgenommen, es sei denn, daß Streitigkeiten unter den verschiedenen Gliedern der Familie entstehen. Die Palmbäume werden indessen gleich nach dem Tode des Erblassers verteilt. So kommt es, daß ein Dorf familienweise das umliegende Land besitzt. Neu hinzugezogene Leute erhalten die Erlaubnis sich auf dem Grunde der Eingesessenen ihre Felder zu machen, wollen sie aber nasse Reisfelder bebauen von jenen, so zahlen sie eine kleine Pacht. Palmbäume u. s. w. dürfen sie ohne besondere Erlaubnis, resp. ohne Kauf des Bodens nicht anpflanzen.

Die bedeutenderen Dörfer sind meistens noch wieder in verschiedene Abteilungen geteilt, deren jede einen besondern salawã (Obern) hat.

Die Stellung des Weibes ist natürlich, wie bei allen diesen Völkern, eine niedrige, was schon durch die Polygamie bedingt ist. Aber obwohl die letztere besteht, so muß man doch nicht denken, daß alle Männer zwei oder mehrere Frauen haben. Es möchte dies vielleicht kaum bei einem Drittel der gesammten Männer der Fall sein. Die Mehrzahl ist froh, wenn sie die Mittel für eine Frau erschwingen kann. Bemittelte Männer, Häuptlinge u. s. w. haben wohl 3, 4, 5, ja wie ich höre, bis zu 12 Frauen, doch findet man auch unter denen, die wohl die Mittel hätten, mehrere zu haben, solche, die sich mit einer begnügen, wie z. B. der größte am Ende auch der reichste Häuptling, der hier in der Umgegend ist, Kadaboe in Onozitoli, südlich von Ombõlata. Ein häufiger Grund noch eine Frau zu nehmen, ist das Fehlen der Kinder, oder auch nur der Söhne. Nimmt man viele Frauen, so giebt es oja gahe ba dānõ d. h. viele Füße auf der Erde, viele Arbeiter. Stirbt eine Frau, so bejammert man wohl in erster Linie das Geld, was sie gekostet hat. Vor Jahren erhängte sich hier eine junge Frau und nachdem man sie geholt und auf dem Hofe niedergelegt hatte, hörte ich jemand sagen: „da liegt eine goldene Krone" d. h. soviel hatte die Frau gekostet.

Die Frau ist immerhin mehr oder weniger die Sklavin des Mannes; sie ist „sangai halõwõnia" = „die die Arbeit für ihn thut", oder „sangai gõnia" = „die für sein Essen sorgt." Daß dieselbe dann, wenn sie nicht genug gearbeitet hat, Schläge bekommt, erwähnte ich schon. Überhaupt möchte man nur selten einen Mann finden, der seine Frau nicht schlägt. Hie und da schlägt aber auch die Frau den Mann. Im allgemeinen sind die Frauen recht widerbellend; man sagt, wenn der Mann etwas zu rügen habe und er sage zwei Worte, so sage die Frau schon sechs dagegen. Sagt jemand zu einem Manne: „Warum schlägst du deine Frau?" so antwortet er: „du hast mir nichts zu sagen über das, was ich für mein Geld gekauft habe." Eigentliche Ehescheidungen kommen kaum vor. Taugt die Frau nicht, so nimmt der Mann womöglich eine andere hinzu und gebraucht die erste als Sklavin. „Alimagó gana'a" sagen sie, d. h.: „Es ist schade um das Geld." Sie hat nun einmal ihr Geld gekostet.

Stirbt ein Mann, so nimmt vielfach der Bruder, oder auch gar der Vater, die nachgelassene Frau. Es ist wieder zu schade um das Geld, sie in andere Hände übergehen zu lassen, da man für eine Witwe nicht mehr soviel bekommt als für junge Mädchen gegeben ist; eigentlich nur

die Hälfte. So kommt es auch vor, daß der Sohn eine nachgelassene Frau seines Vaters (nicht seine Mutter) nimmt. Obwohl Ehebruch und Hurerei immerhin vorkommen, so sind diese Sünden doch — es ist traurig zu sagen — im entferntesten nicht so häufig, wie in Europa.

Von Erziehung der Kinder ist sogut wie keine Rede. Sie wachsen auf, um nicht zu sagen wie das liebe Vieh, so doch wie Gras und Kraut. Man hat die Kinder zu lieb, wie man meint, um sie zu strafen: „es möchte ihnen wehe thun." Sagt Vater oder Mutter etwas zu so einem Schlingel, was er thun soll, so ist die sehr häufige Antwort: „Te chögoe" d. h.: „Ich will nicht." Oder auch er giebt einfach keine Antwort und rührt sich auch nicht von der Stelle. Dann steht wohl die Mama geduldig auf und thut es selbst. Das einzige, was die Eltern thun, ist, daß sie fortwährend die Kinder, selbst bei den geringsten Kleinigkeiten, verfluchen, was natürlich ein großer Unverstand ist und nichts nützt. Rauchen und Betel kauen können die Kinder schon, wenn sie eben angefangen haben zu gehen. Im übrigen aber werden sie lange als iraono = Kinder betrachtet und wichtige Sachen werden ihnen nicht zugetraut. Gerade deshalb werden jugendliche Gehilfen im Missionswerke Mühe haben, sich Respekt und Gehör zu verschaffen. Dies hindert aber wieder nicht, daß auch reine Kinder sich oft genug altklug in die Unterhaltung mischen.

Bei alledem muß man sagen, daß bei dem Volke ein sehr starkes Familienbewußtsein besteht. Die Eltern hängen sehr an den Kindern und die Kinder an den Eltern. Selbst Erwachsene können sich noch nicht von ihren Eltern trennen. Ich habe z. B. noch die größte Last mit meinen Seminaristen; sie gingen gerne jeden Sonntag nach Hause. Es wird noch schwer halten, wenigstens bei einigen von ihnen, sie auswärtig zu stationieren. Es wird nicht leicht dahin kommen, daß man mit ihnen verfahren kann, wie man früher mit den Würtembergischen Kandidaten verfuhr, wo man nur sagte: „Gehe hin, so ging er, und Komm her, so kam er." Es kommt auch vor, daß junge Frauen wieder zu ihren Eltern laufen. Werden sie von ihren Eltern oder Geschwistern besucht, so schreien und heulen sie oft, wenn diese wieder weggehen und geberden sich ganz unbändig, besonders solche, die noch sehr jung sind. Erwachsene verständige begleiten ihre Verwandten auf den Weg und weinen still. Besucht eine junge Frau ihre Mutter, so begleitet sie die letztere beim Weggehen auf den Weg und wenn sie sich trennen, so ruft die Tochter noch ein über das anderemal, bis die Mutter es nicht mehr hören kann: Mofanõdo a'i ina! he? = „Ich gehe dann weg Mutter! ja?" und diese antwortet in lang-

gezogenem Tone: Laoe! = „Es ist gut!“ böi da'ida'i ba lala nogoe! he? = „Überstürze dich nicht auf dem Wege mein Kind! ja?“ und darauf dieselbe zustimmende Antwort der Tochter: Laoe! Geschieht irgend etwas besonderes in der Familie, z. B. es wird der erste Reis gegessen, so müssen die Verwandten dabei sein, ganz besonders aber bei Hochzeiten u. dgl. Niemand kann begreifen, daß wir unsere Eltern und Geschwister in Europa verlassen und nach Nias kommen und ebensowenig, daß die Unsern uns-gehen lassen.

Die Rechtspflege wäre, abgesehen von einigen grausamen Bestrafungen bei den Niassern gar nicht so übel, wenn sie nur wirklich auch nach den Bestimmungen gehandhabt würde, aber! da hapert es wieder. Die Häuptlinge machen es zuviel wie weiland die Söhne Samuels; „sie nehmen Geschenke und beugen das Recht.“ Und diese Ungerechtigkeit ist für sie, nach dem Urteil der übrigen Leute, ein besonderes Hindernis für die Annahme des Christentums, da sie bereits wissen, daß dies mit dem Christentume nicht vereinbar ist. Schon oft haben mir dies die Christen und Katechumenen gesagt. Die Häuptlinge verdienen da oft im Handumdrehen 20 Fl. oder mehr und dann haben sie kein Auge mehr für Recht und Unrecht.

Auf Ehebruch und Hurerei steht die Todesstrafe; wenn die Frau aus einer Häuptlingsfamilie ist unbedingt, wenn sie aus einer andern Familie ist, wie man mir sagte, nur im Falle, daß sie schwanger wurde, sonst Geldstrafe bis zu 100 Fl. Auch der Angeber bekommt etwa 15 Fl. Aber auch hier läßt sich mit Geld bei den Richtern — den Häuptlingen — manches erreichen. Auch wenn die Todesstrafe angewandt wird, erhalten die Richter ihre Mühe, die sie mit den Verhandlungen hatten, noch bezahlt, von beiden Parteien. Die Delinquenten, sowohl der Mann als auch die Frau, werden in eine enge Grube gesteckt, soweit, daß nur noch der Kopf zu sehen ist und dann erhalten sie einen Lanzenstich oder einen Messerhieb in den Hals, worauf die Grube zugeschüttet wird. Man soll auch schon ein Paar lebendig bis an den Hals eingegraben und sie dann ihrem Schicksal überlassen haben, wie man anders oft solche lebendig, aber völlig, begraben soll. Ist der Mann ein sabölö (ein Starker), vor dem man sich fürchtet, so betrügt man ihn, indem man ihm sagt, man wolle ihm die betreffende Person, d. h. wenn es eine unverheiratete ist, zur Frau geben. Wenn man ihnen dann auf dem Hofe, vor dem Hause, zur Verbindung die Köpfe zusammenstößt, so stößt man ihnen zu gleicher Zeit die Lanze durch den Rücken. Natürlich wird hier nicht die Sünde gegen Gott bestraft, sondern die Schmach und der Schaden, die der Familie angethan worden sind, werden gerächt.

Hat ein fremder Mann eine Frau oder ein Mädchen auch nur in den Finger gekniffen, oder mökö ichoe gegen sie gemacht, d. h. die Nase gegen sie verzogen, so wird er, wenn die Frau aus einer höheren Familie war, mit Geld bis zu 20 Fl. bestraft.

Uneheliche Kinder werden ausgesetzt, d. h. sie werden in einen Sack gethan, mit einem Ei und einem Stück Zuckerrohr, an einen Baumzweig gehängt und dem Hungertode preisgegeben.

Wird ein Mord begangen, so rächen sich, wenn möglich, die Verwandten blutig. Geschieht dies nicht gleich und es kommt vor die Häuptlinge, dann giebts gewöhnlich Geldstrafe, damit die letztern auch was bekommen. Wollen die Verwandten dies nicht und der Häuptling hält es mit dem Mörder, so sucht sich der dem Ermordeten Nächststehende auf eigene Faust zu rächen.

Wer Geld oder Schweine stiehlt, darf ebenfalls von dem Bestohlenen getötet werden. Wer etwas anderes stiehlt, wird mit Geld bestraft, vielleicht bis zu 10 Fl. Findet man den Dieb nicht, so wird er verflucht. Bei schweren Verfluchungen wird ein Hund lebendig verbrannt und es wird dabei gesagt, so möge es dem Dieb ergehen, er möge in solche Not kommen wie der Hund und sie behaupten, daß Diebe, die oft verflucht worden seien, mit einer Art Hundegebell sterben. Zur Ermittlung des Diebes wendet man Ordalien (Gottesurteile) an, z. B. das des Untertauchens; oder man hackt einem Huhne den Kopf ab und sieht auf wen es losstürzt u. s. w.

Hat jemand einen andern verleumdet, so kann er bis zu 20 Fl. bestraft werden. Trunkenheit ist auch hier „ein mildernder Umstand." Streitigkeiten werden meist dadurch geschlichtet, daß der für schuldig erkannte Teil ein Schwein giebt, was man zusammen ißt. Es wird dann zur Befestigung des wiederhergestellten Verhältnisses wohl eine schreckliche Verfluchung vorgenommen, die den treffen soll, der den Streit wieder erneuert. Mehrere Leute, die an dem Streit beteiligt sind, sowie deren Verwandten, nehmen nach einander einige Stückchen Palmblatt in die Hand, die gewissermaßen den zu Verfluchenden vertreten sollen, halten sie hinauf zu den oben aufgehängten Ahnenbildern und sprechen dabei etwa folgendes: „Wenn in dem Herzen des N. N. (der dabei genannt wird) noch etwas steckt, wenn er dem andern Schaden zu thun sucht, wenn er ihm Gift mischen sollte, oder dergleichen; so drehe ihm den Hals um, adoe (Ahnenbild) meines Vaters, adoe meines Großvaters!" So schrecklich ernst ist ihnen die Sache aber doch nicht, sondern mehr oder weniger lächerlich und ob ihnen wirklich dadurch ein nachhaltiger Schrecken eingeflößt wird, das möchte ich mindestens bezweifeln.

Es erübrigt mir jetzt noch etwas über die Sitten und Gebräuche bei den verschiedenen besondern Ereignissen im Familienleben zu sagen, um dann zu den religiösen Vorstellungen überzugehen.

Steht in einer Familie die Geburt eines Kindes bevor, so müssen Vater und Mutter sich von allen möglichen Dingen enthalten, damit das Kind vor allerlei Übeln, die dadurch entstehen, bewahrt bleibe. Sie dürfen kein Tier töten und zerlegen, dürfen von keinem gestorbenen Schwein essen (was man sonst nicht verschmäht) und dürfen nicht an einer Stelle vorbeigehen, wo ein Tier oder ein Mensch getötet worden ist. Sie dürfen keinen Götzen und keinen Wasserbambu machen, keinen Blasebalg ziehen und kein Feld brennen, kein Eisen glühend und keinen Handgriff an ein Messer machen und was dergleichen Dinge mehr sind. Gehen sie an einem Toten vorbei, so ist das Kind, nachdem es geboren ist, stets kalt, von einer toten Schlange schlängelt es sich hin und her, wenn es Fieber bekommt, von einem toten Schwein bekommt es die Fallsucht. Überhaupt bekommt es die Eigenschaft oder macht die Bewegungen, die der tote Mensch oder das tote Tier bei oder nach dem Sterben hatte oder machte, oder auch die Eigenschaften des Gegenstandes, mit dem die Eltern verbotener Weise in Berührung gekommen sind. Haben die Eltern ein Feld gebrannt, so bekommt das Kind Ausschlag, nach den Blättern des brennenden grünen Holzes; haben sie einen Blasebalg gezogen, so bekommt es Asthma, oder Husten. Hier in den nahem Dorfe Toemöri sahe ich ein lahmes Kind mit weichen dünnen Händchen und man erzählte mir, dies komme daher, daß der Vater eine wilde Ente getötet habe, nun habe das Kind Hände wie Entenfüße.

Thun die Eltern nun aber doch dergleichen und das Kind wird krank, so wird ein Götze gemacht und geopfert, um dasselbe wieder zu heilen. Hat man es nicht lassen können von einem zufällig gestorbenen Schweine zu essen, so hat man schon zur Vorsicht die Knochen aufbewahrt, die nun vor dem Götzen verbrannt werden und deren Asche man wohl als Arzenei gebraucht, wenn das Kind irgend einen Schaden hat. Hat man Feld gebrannt, so holt man Holz und Blätter und verbrennt sie; ist man an einer toten Schlange vorbeigegangen, so fängt man eine andere Schlange und verbrennt auch diese, am besten lebendig. Ist man an einer Stelle vorbeigegangen, wo ein Krokodil getötet war, so wird ein hölzernes Krokodil verbrannt. — Bei jedem Kinde wird ein adoe fombali wanooe niko'o asoe gemacht. Die Eltern möchten vielleicht einen Ort passiert haben, an dem die oben beschriebene Verfluchung eines Diebes mit Verbrennen des Hundes stattgefunden hatte. Bei dem Opfer dieses Götzen

wird dann ein Hund lebendig begraben, zur Sühne. So muß bei einem kleinen Kinde fast ohne Aufhören geopfert werden.

Das neugeborene Kind muß die Wöchnerin von Anfang an meistens selbst versorgen; von Hilfe ist nicht allzu viel Rede. Vor kurzem wurde ich zu einer Wöchnerin gerufen, um die letzte Hand zur Geburtshilfe anzulegen. Da lag das Kind, obwohl es schon vor ca. 8 Stunden geboren war, noch völlig unangerührt vor der Frau auf dem Boden. Die letztere hatte man die ganze Nacht, wie auch schon vor der Geburt in sitzender Stellung gehalten und nicht etwa auf einem Stuhle, sondern frei auf den Brettern. Man befürchtete einen Druck gegen das Herz, wenn man sie hinlege, ehe alles abgelaufen sei.

Ein anderes mal kamen Br. Lagemann und ich in ein Haus, wo eine Frau bei der Geburt von Zwillingsmädchen soeben gestorben war, um das eine überlebende Kind zu holen, da man es sonst auf die oben genannte Weise aussetzen wollte. Das eine Kind war tot und es ist nicht gerade unwahrscheinlich, daß man es bei der Geburt erdrosselt hatte, weil man die Geburt von Zwillingen für ein Unglück hält. Und was für ein Anblick bot sich uns dar? In der einen Ecke lag die eben verstorbene Frau und alles saß jammernd um sie her. Etwas abseits von ihr lagen auf einem Haufen das tote und das lebendige Kind u. s. w., notdürftig mit einer nassen Binsenmatte zugedeckt, im Zugwinde, unangerührt. Wir mußten nun die erste Hand anlegen. Niemand wollte sich rühren, bis ich die quasi Hebamme, die vielleicht noch, wie ich hörte, durch ungeschickte Handlungen an alle dem Unglück schuld war, zwang, das Kind zu waschen. Hierauf schlugen wir es in mitgebrachte Tücher und ich reichte es unserer alten Kinderfrau, die ich auch nahezu an den Haaren hatte mitziehen müssen und die nicht wagte das Unglückshaus zu betreten. Sie trug nun, da ihr eben nichts anderes übrig blieb, das Kind zu meiner Frau, die es einen Monat versorgte und dann an eine Christenfamilie übergab. Nachher behauptete die Alte noch, sie sei von dem Holen des Kindes krank geworden.

Aus diesem allen geht also hervor, daß der junge Erdenbürger, bei seinem Eintritte in die Welt, nicht gerade zu glänzend empfangen wird. Daß dann nach und nach, was die Götzenopfer betrifft, hinreichend für ihn gesorgt wird, erwähnte ich bereits. Eines Tages wird er dann auch durch ein Opfer den adoe zatoea (den eigentlichen Ahnengötzen) angemeldet. Mit dieser Anmeldung ist auch die Namengebung verbunden, wobei eine Festlichkeit veranstaltet wird. In die Namen suchen sie wenigstens etwas hineinzulegen; sie werden nicht so gedankenlos gegeben, wie es leider

ja bei uns der Fall ist. Sie drücken darin etwa die Lage aus, in der die Familie sich eben befindet oder dergleichen. Ein Mann hier nannte seinen Sohn Lahoendragõ = sie treten nieder, um den Druck von Seiten der Häuptlinge anzudeuten. Bekommt man viele Mädchen (die man nicht gerne hat) so giebt man Namen wie Silõgoena = die keinen Nutzen hat und Lõami = die nicht gut schmeckt u. s. w. Vielfach hört man sehr häßliche Namen, doch sind diese, wenigstens meist, erst nachher als Beinamen gegeben. Wenn man das Kind bei seinem wahren Namen ruft, so könnten die bechoe (bösen Geister) es hören und dem Kinde Schaden zufügen oder es aufessen.

Auch bei dem Niasser ist die Beschneidung im Gebrauche. Was sie eigentlich für Zweck oder Bedeutung haben soll, wird einem nicht klar. Ist jemand nicht beschnitten, so wird ihm dies von andern vorgeworfen, dann schämt er sich und es kommt leicht zu Streitigkeiten. Auch bei der Beschneidung wird geopfert, teils um das zu starke Bluten zu verhüten und teils um die Sache den Ahnengötzen anzuzeigen. Man nimmt sie gewöhnlich erst im Alter von 14—17 Jahren vor.

Das die Frauen gekauft werden, erwähnte ich schon. Mit allem was darum und daran hängt, sind dieselben gar nicht so billig. Der eigentliche Brautpreis beträgt vielleicht 150—400 Fl., jenachdem die Braut eine vornehmere oder geringere ist. Und dann noch die Schweine. Das Geld erhält aber keineswegs der Schwiegervater allein, sondern auch die Verwandten, der Häuptling und das ganze Dorf haben teil daran. Das was die Leute des Dorfes in der Gesamtheit erhalten, wird oft in recht kleine Teile geteilt. Kann man das Geld der Geringfügigkeit wegen nicht gut mehr verteilen, so kauft man kleine getrocknete Fischchen (bada) oder Salz und verteilt diese Artikel. Die Verlobung geschieht oft schon im zartesten Alter, ja selbst dann schon, wenn das Mädchen noch nicht geboren ist, ja bei andern schon, wenn noch gar keine Aussicht auf die Geburt eines Mädchens vorhanden ist.

Geht man aus, nach einem Mädchen zu sehen; so achtet man dabei besonders auf Träume. Träumt man z. B. von Feuer oder von einer Wasserflut, so ist die Sache bedenklich und man geht die Verbindung lieber nicht ein. Träumt man dagegen von schönem klarem Wasser, oder davon, daß man von jemandem Geld empfangen, so sind das gute Vorzeichen. Macht zufällig die Katze etwas gewisses von Balken herunter, so hat sie die Gedanken beschmutzt und auch dies ist ein bedenkliches Zeichen. Das Mädchen selbst wird nicht um ihre Einwilligung gefragt und während der Brautzeit dürfen sich die Verlobten nicht sehen; andere machen die Sache in Ordnung.

Bei der Verlobung giebt man einen Armring von Messingdraht an die Braut, und an den Vater derselben vielleicht 10—20 Fl. Außerdem erhält der Sprecher etwa 5 Fl. Man ißt dabei zusammen ein Schweinchen, welches Essen man fanoenoe manoe (das Rösten des Huhnes) oder auch femanga boe'oe doendra nennt. Kommt nun fortan der zukünftige Schwiegervater in Gelegenheiten, in denen er Geld braucht, so muß der Schwiegersohn ihm eine Beisteuer zahlen, die dann später vom Brautpreise abgerechnet wird.

Endlich naht der Tag der Hochzeit, dem aber natürlich noch manche Verhandlungen vorangehen. So die fangelama (die Warnung; damit man nicht unvorbereitet sei, von Seiten der Braut) und die famaloea li (der Abschluß der Verhandlungen). Schon lange vorher hat man Schweine dafür aufgefüttert (ich rede hier von den mehr oder weniger Bemittelten, bei den Armen geht die Sache oft recht einfach zu) und den nötigen Reis aufbewahrt. Diese Artikel werden nun einen oder zwei Tage vor der Hochzeit in das Brauthaus gebracht und der Tag der Hochzeit wird bestimmt, wenn dies noch nicht geschehen war. Man liebt es die Verhandlungen möglichst in die Länge zu ziehen und sich in endlosen Gleichniß-Redewendungen auszudrücken. Der Bräutigam, resp. sein Vater, mußte auch schon ein Schwein schlachten für die, die die Hochzeitsschweine wegbrachten. Die Braut hat einen oder einige Tage vor der Hochzeit bei ihren Verwandten umzugehen und zu weinen, wenn auch vielleicht mit trockenen Augen. Die Klage hört man weithin: „Alai ndra'o ina! Alai ndra'o awe! Hana wa lasõbi manõ da'ioda ba zi tenga ja'ita?“ d. h. „O wehe mir, Mutter! O wehe mir, Großmutter! Warum schleppt man einen nur so am Arme zu Leuten, die uns nicht verwandt sind?“[1]) und was dergleichen Klagen mehr sind. Von ihren Verwandten erhält sie dabei Geschenke und zu essen.

Am Tage der Hochzeit macht sich dann das ganze Dorf des Bräutigams, oder gar mehrere Dörfer, im besten Schmucke mit Gesang und einigen Jungen, die Metalltrommeln schlagen, im Zuge, auf und zieht in das Dorf der Braut, wenn man nicht der Entfernung wegen schon am Tage vorher aufbrechen mußte.

Wenn die Gäste ankommen, besonders wenn ihre Zahl ziemlich groß ist, so ziehen die Männer im Zuge die Dorfstraße hinab, ein Teil der Dorfmannen schließt sich an und sie schwingen die blanken Messer fortwährend in die Höhe, indem sie dabei den Ruf hia aoe! hia aoe! aus-

[1]) Die Braut ist stets von einem andern Stamme; ein und derselbe Stamm heiratet nicht unter einander.

stoßen, bis dann alles zu wilden Sprüngen oder zum Tanze übergeht. Hier wird gewöhnlich auch ein Schlangentanz aufgeführt, indem man sich in einer langen Reihe, in der man sich die Hand giebt, immer in großen Windungen hin und her bewegt. Die Zeit bis zum eigentlichen Essen, welches meist erst gegen Abend stattfindet, verbringt man nun mit Betelkauen, Schwatzen und Tanzen. Die Tänze der Männer sind Reigentänze. Jeder faßt seinen Nachbar an die Hand, bis sie einen großen Kreis bilden, der dann immerfort im Takte tretend in die Runde geht. Einer im Kreise ist der Recitator und der Chor wiederholt nur den Schluß der Strophe, oft nur den letzten Laut, der, wie schon gesagt, stets ein Vokal ist. Somit hört man aus der Ferne vorwiegend die gedehnten Laute ā! ē! ī! ō! ōe! In diesen Gesängen wird von den Gästen das Lob der Einheimischen gesungen und von den letzteren wieder das der ersteren. Die Gäste singen etwa:[1])

1. Viele Dörfer durchzogen wir,
   Dann erst langten wir hier an,
   Wo man auf die Schüssel legt Ehrbeweis,
   So groß wie die Berge der Atchinesen.
2. Die Sonne hat geredet,
   Das Gestirn hat gesagt:
   Hier hast du einen Weg, einen nahen,
   Auf dem du schnell erreichst das jenseitige Ufer.
3. Es könnte wohl sein der Berg Masōla,
   Das Dorf der Einheimischen;
   Es könnte wohl sein ein Berg von Silber,
   Auf den sich setzte der Vogel ganōwō;
   Ein Platz für uns, wenn die Welt vergeht.
4. Es könnte wohl sein das Dorf des Toeha,[2])
   Das Dorf der Einheimischen;
   Es könnte wohl sein das Dorf des Gōzō[3])
   Der älteste Teil des Landes, als Silawō es hämmerte.[4])
5. Darum sind wir gekommen,
   Darum haben wir uns eingestellt,
   Weil schon bei neun Geschlechtern eurer Ahnen
   Nie ein herbes Wörtchen fiel.
6. Darum sind wir gekommen
   In das Dorf der Einheimischen,
   Darum sind wir angelanget
   In dem Dorfe des Toeha Lowalangi.

[1]) Der kundige geehrte Leser möge entscheiden, ob diese Gesänge nicht auch mit den hebräischen Psalmendichtungen einige Ähnlichkeit haben, d. h. was die Form betrifft.

[2]) Ein großer Häuptling.

[3]) Ein Ahne.

[4]) Das Land ist geschmiedet worden nach ihrer Vorstellung.

7. Darum kommen wir um zu spionieren,
Darum kommen wir um zu sehen,
Weil der Hahn des Himmels[1]) gekräht hat.

8. Es könnte wohl sein der Berg Masóla,
Das Dorf der Einheimischen;
Es könnte wohl sein ein Berg von Silber.
Es sind nur noch wie Glühwürmchen
Die andern Berge an seinem Fuße.

9. Sirao[2]) ist dein Vater,
Mein Vater Toeha der Einheimischen!
Du bist Hiawalangi[3])
Dein Geist ist das Eisen, mit dem die Unterleger der Erde genagelt sind.

10. Sirao kann wohl dein Vater sein,
Mein Vater Toeha der Einheimischen!
Und du bist Loeo mewõna[4])
Dein Geist ist die silberne Kette, mit der die Menschen herniedergelassen sind.

11. Es leugnen Ehrbeweis (für uns) zu haben
Die Leute des einheimischen Dorfes;
Sie leugnen Brautpreis zu haben[5])
Und doch kann man den ba'oe mitõtõ[6]) im Norden damit bedecken.

12. Es ist wie die Strömung des Lahoesa
Die Entschuldigung der Einheimischen.
Es war wie die Strömung des Ojó,
Als sich entschuldigte Sila'o[7])

13. Es ist wie die Strömung des Lahoesa
Die Entschuldigung der Einheimischen.
Es war wie das Schäumen des Meeres,
Als sich entschuldigte Boeroeti.[8])

14. Wir haben erhalten Betel,
Aus den Händen der Einheimischen;
Indeß es war nicht bloß Betel,
Es war wie Gold so gelb.[9])

---

[1]) Was das Wort langi bedeutet ist nicht klar; es scheint (nach dem malaiischen langis) das Firmament zu bezeichnen.

[2]) Ein Ahne.

[3]) Auch eine Ahne.

[4]) Ein Sohn von Sirao.

[5]) Es ist eine beliebte Manier sich stets als gering und arm hinzustellen, wenn man sich dabei auch möglichst groß und reich dünkt.

[6]) Ein großer Stein.

[7]) Eine Priesterin.

[8]) Eine Häuptlingstochter.

[9]) 1. Oja mbanoea matõrõ
Awena mõiga andre.
Zame'o ba gadi soemange,
Sesai hili ndrawa Ase.

2. Ba no moehede loeo,
No iẅa'õ lanõ:
Jã'e lalaoe si fahatõ.
Zalio õroegi zao'õtõ.

Antwort der Einheimischen:

1. Als ob aufginge die Sonne,
So kommen herauf die Gäste.
Sieh' da sie auf dem Bawŏ,[1])
Geblendet wird das ganze Land.

2. Wie ein sehr großer Häuptling,
So kommen herauf die Gäste.
Warum kommst du dich anzuschließen,
An einen Häuptling so klein?

3. Es war das Land so dunkel,
Früher bei den Einheimischen.
Jetzt erst erhellet die Luft sich,
Da gekommen Hoeloe bŏrŏ danŏ.[2])

4. Es kamen der Gäste viele,
Von einem verbrüderten Stamm,
Aber solche Gäste jetzt erst,
Der Sonne die aufging gleich.

5. Es kamen der Gäste viele,
Aber solche Gäste erst jetzt,
Die bringen einen redenden Brief.

6. Wie Ankunft von englischen Schiffen,
So ist der Gäste Ankunft;
Wie ein Schiff so groß wie die Erde.
Warum doch wollt ihrs verankern
Im Wasser welches so seicht?

---

3. Nangea hili Masŏla
Mbanoea ba zowatŏ
Nangea hili firŏ,
Hili toegela ganŏwŏ,
Nahada na atoea danŏ.

4. Nangea banoea Doeha
Mbanoea ba zowatŏ;
Nangea banoea Gŏzŏ
Si a'a danŏ, me ibagŏ Silawŏ.

5. Andre magamŏgamŏ,
Andre machŏlŏmi,
Me siŵa gŏtŏ doeami,
Lŏ irai afeto li.

6. Andre magamŏgamŏ
Mbanoea ba zowatŏ;
Andre wa maroegi
Mbanoea Doeha Lowalangi.

7. Andre mŏiga waigi,
Andre mŏiga waoezei,
Me miwŏ zilatao langi.

8. Nangea hili Masŏla
Mbanoea ba zowatŏ;
Nangea hili firŏ;
Atŏ ezai lŏfŏlŏfŏ
Ba gahenia hili bŏ'ŏ.

9. Sirao samaoe,
Amagoe Toeha zowatŏ.
Hiawalangi ndra'oegŏ,
Ehehaoe ni'ogasŏ folosŏ zilŏtŏ dano.

10. Nangea Sirao namaoe,
Amagoe Toeha zowatŏ,
Ba Loeo mewŏna ndra'oegŏ,
Ehehaoe rate firŏ, fanada niha ba danŏ.

11. Falŏ'ŏlŏ'ŏ soemange
Mbanoea ba zowatŏ;
Falŏ'ŏlŏ'ŏ bŏwŏ;
Aganŏnŏ jŏoe tahŏ dete mba'oe nitŏtĕ.

12. Awai hohooe Lahoesa
Wamaola zowatŏ;
Awai hohooe Nojó,
Me mamaola Zila'o.

13. Awai hohooe Lahoesa
Wamaola zowatŏ;
Awai getegete nasi,
Me mamaola Mboeroeti.

14. No tatema nafo,
Ba danga zowatŏ;
Tenga tawoeo manŏ,
Sowoeloe rai fa'a'oesŏ.

[1]) Ein Gebirge.
[2]) Ein Ahne.

7. In tiefem Wasser zwar früher
Das Dorf der Einheimischen,
Heute dagegen nicht mehr so:
Versandet schon ist es jetzt
Vom Oberlauf her nach neun Geschlechtern.[1])

Von Zeit zu Zeit kommt nun bei einem solchen Gesange ein besonderer Knalleffekt. Der Recitator fuchtelt dann mit der Hand in der Luft herum und ruft:

Stoßt hie und da auch hoe! aus,
Ihr elende Wespenbrut!
Macht doch nur nicht viel Aufsehn,
Ihr Armen an Herzensgut![2])

Und darauf stößt alles den entsetzlich barbarischen Ruf hoe! aus und darauf hahahahaha! wobei man dann zu einem kolossalen Getrampel übergeht, um dann entweder aufzuhören, oder den Reigen von neuem zu beginnen. Wer hieraus nun schließen wollte, daß die Niasser auch Geschick zu wirklichem Gesange nach unsern Begriffen haben, der würde sich gewaltig irren; im Gegenteil sie haben davon eigentlich nicht die leiseste Ahnung. Der sonntägliche Gesang könnte Steine erweichen, ich will nicht gerade sagen Menschen rasend machen. Selbst mit meinen Seminaristen kann ich nach dieser Seite noch sogut wie nichts anfangen. Sie können nur unter Leitung etwas singen, wobei aber die Stimmen erbärmlich sind. Man

---

[1]) 1. Hoelõ toembo loeo
Moroi tooe dome;
Hiza, tohare ba Mbawõ
Zatõngõ zi samboea danõ.

2. Toeha bõrõ zeboea
Moroi tooe dome.
He wa mõi'õ fagohe
Chõ Doeha side'ide?

3. No achõmi danõ,
Fõna ba zowatõ
Awena moloeo mbanoea,
Me to Hoeloe bõrõ danõ.

4. Oja dome fõna,
Iwa talifoesõ.
Awena dome andre,
Si hoelõ loeo me tohare.

5. Oja dome fõna,
Awena dome andre,
Solohe soera sihede.

6. Tesao nowo Hagõri,
Wa'aso dome.
Tesao nowo tanõ;
He wa õsao'õ
Ba gala'ala nidanõ?

7. Ba namõ sa me fõna
Mbanoea ba zowatõ;
Lõ jama'õchõ,
No alaoe gawoe,
Raja namõ foeri zi siwa nga'õtõ.

[2]) Mitari mihoehoegõ,
Ono geto si ¯aloe!
Bõi mininini,
Si noemana tõdõ!

kann da sagen, wie weiland Dr. Chr. G. Barth: „Es ist gut, daß die 144 000 Harfenschläger am gläsernen Meer besser singen, denn sonst würde man sein eigenes Wort nicht hören können."

(Fortsetzung folgt.)

Literatur-Bericht.

1) **Büttner:** „Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Eine Übersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der früheren Entwicklung des deutschen Handels in Südwestafrika" (Heidelberg, Winter, 1884, 2 Mk.). Ein recht frisch und anschaulich geschriebenes Schriftchen eines früheren Herrnhuter Missionars, das bei dem allgemeinen Interesse für die Lüderitzsche deutsche Kolonie im Gr. Namaqualande sehr zeitgemäß ist. Es redet hier ein Mann, der die Dinge aus eigener Anschauung kennt und was besonders zu betonen ist, der auch verstand sie so darzustellen, daß der Leser gleichfalls eine wirkliche Anschauung von ihnen bekommt. Wir haben schon manche literarische Produkte dieser Art unter die Hände bekommen, welche uns in eine fremde Welt versetzen und so interessant auch die Mitteilungen sind, so haben sie doch nicht bloß für den deutschen Kolonialfreund, auch für den Missionsfreund einen nicht geringen Wert. Abgesehen von der instruktiven Schilderung der Verhältnisse unter einem kulturlosen Volke, der Geschichte der Missionsstation Bethanien und der Barmer Missionshandelsgesellschaft — ist es ein lehrreiches Buch über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Mission und Kultur. Es wird ihm deshalb auch eine recht weite Verbreitung.

2) **Uhlhorn:** „Die christliche Liebesthätigkeit" (Stuttgart, Gundert, 1884, 7 Mk.). Eine auf sehr umfassender Quellenforschung beruhende schöne Arbeit, wie wir sie aus der Feder des Verfassers gewohnt sind, und speziell eine würdige Fortsetzung „der christlichen Sozialwissenschaft". Es geht nicht an, solche gehaltreichen, tausende wunderbar in einander zu fügenden Material zu einem stimmungsvollen Gesamtbild zusammenarbeitender Monographien kurz wie Lexikonartikel oder sonstige Summarien oder Exzerpte zu durchlaufen. Man muß sich hineinleben und inne zu werden was man an ihnen hat. Es ist z. B. ein Genuß, das Kapitel über das Mittelalter läßt Uhlhorns ganze objektive, milde und doch kräftige Art wie warme Sonnenstrahlen fallen, durch welche auch das empfindliche Gemüt dieses Zeitalters sich wohl erwärmen lassen würde. Trotz aller Mängel der Liebesthätigkeit trägt ein mittelalterliches Gemälde mit seinen Bettlern und Armen allein so viel äußerer Wertbeweis mit sich, daß es eine wahre und wirkliche Liebesthätigkeit hatte. Und so ist auch die mittelalterliche Mission bekannt als eine ihrer schönsten Seiten, und mittelalterliche Liebesthätigkeit als eine ihrer größten Mängel. Wir können es dem Verfasser geben, sein schönes Werk bis zu der Reformation zu führen.

3) **O. Werner, S. J.:** „Katholische Missionsatlas mit begleitendem Text." Freiburg i. B. Herder. Der kleine Missionsatlas hatte uns nicht ganz befriedigt. Wir wünschten Kenntnis der katholischen Missionsgebiete und ihrer Erfolge zu sehen. Wir glaubten, daß eine entsprechende Ergänzung das bis jetzt von den betr. Gebieten zum größten Teil ein gezeigte Bild der römischen Heidenmission vervollständigen würde.

In den Besitz des Werkes gelangt, mußten wir gleich beim So gefällig und ansprechend die äußere Ausgestaltung des

7. In tiefem Wasser zwar früher
Das Dorf der Einheimischen,
Heute dagegen nicht mehr so:
Versandet schon ist es jetzt
Vom Oberlauf her nach neun Geschlechtern.[1])

Von Zeit zu Zeit kommt nun bei einem solchen Gesange ein besonderer Knalleffekt. Der Recitator fuchtelt dann mit der Hand in der Luft herum und ruft:

Stoßt hie und da auch hoe! aus,
Ihr elende Wespenbrut!
Macht doch nur nicht viel Aufsehn,
Ihr Armen an Herzensgut![2])

Und darauf stößt alles den entsetzlich barbarischen Ruf hoe! aus und darauf hahahaha! wobei man dann zu einem kolossalen Getrampel übergeht, um dann entweder aufzuhören, oder den Reigen von neuem zu beginnen. Wer hieraus nun schließen wollte, daß die Niasser auch Geschick zu wirklichem Gesange nach unsern Begriffen haben, der würde sich gewaltig irren; im Gegenteil sie haben davon eigentlich nicht die leiseste Ahnung. Der sonntägliche Gesang könnte Steine erweichen, ich will nicht gerade sagen Menschen rasend machen. Selbst mit meinen Seminaristen kann ich nach dieser Seite noch sogut wie nichts anfangen. Sie können nur unter Leitung etwas singen, wobei aber die Stimmen erbärmlich sind. Man

---

[1]) 1. Hoelõ toembo loeo
Moroi tooe dome;
Hiza, tohare ba Mbawõ
Zatõngõ zi samboea danõ.

2. Toeha bõrõ zeboea
Moroi tooe dome.
He wa mõi'õ fagohe
Chõ Doeha side'ide?

3. No achõmi danõ,
Fõna ba zowatõ
Awena moloeo mbanoea,
Me to Hoeloe bõrõ danõ.

4. Oja dome fõna,
Iwa talifoesõ.
Awena dome andre,
Si hoelõ loeo me tohare.

5. Oja dome fõna,
Awena dome andre,
Solohe soera sihede.

6. Tesao nowo Hagõri,
Wa'aso dome.
Tesao nowo tanõ;
He wa õsao'õ
Ba gala'ala nidanõ?

7. Ba namõ sa me fõna
Mbanoea ba zowatõ;
Lõ jama'õchõ,
No alaoe gawoe,
Raja namõ foeri zi siwa nga'õtõ.

[2]) Mitari mihoehoegõ,
Ono geto si ´aloe!
Bõi mininini,
Si noemana tõdõ!

kann da sagen, wie weiland Dr. Chr. G. Barth: „Es ist gut, daß die 144 000 Harfenschläger am gläsernen Meer besser singen, denn sonst würde man sein eigenes Wort nicht hören können."

(Fortsetzung folgt.)

Literatur-Bericht.

1) **Büttner:** „Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Eine Übersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seitherigen Entwicklung des deutschen Handels in Südwestafrika" (Heidelberg, Winter, 1884, 2 Mk.). Ein sehr frisch und anschaulich geschriebenes Schriftchen eines früheren Hereromissionars, das bei dem allgemeinen Interesse für die Lüderitzsche deutsche Kolonie im Gr. Namaqualande sehr zeitgemäß ist. Es redet hier ein Mann, der die Dinge aus eigner Anschauung kennt und was besonders zu betonen ist, der auch versteht sie so darzustellen, daß der Leser gleichfalls eine wirkliche Anschauung von ihnen bekommt. Mir sind nicht viel literarische Produkte dieser Art unter die Hände gekommen, welche so lebendig in eine fremde Welt versetzen und so interessant auch die Kleinigkeiten behandeln. Aber nicht bloß für den deutschen Kolonialfreund, auch für den Missionsfreund hat das Büchlein nicht geringen Wert. Abgesehen von der instruktiven Schilderung des Missionslebens unter einem kulturlosen Volke, der Geschichte der Missionskolonie Otyimbingue wie der Barmer Missionshandelsgesellschaft — ist es ein bedeutender Beitrag zur Geschichte der gegenseitigen Beziehungen zwischen Mission und Kultur. Wir wünschen ihm von Herzen eine recht weite Verbreitung.

2) **Uhlhorn:** „Die christliche Liebesthätigkeit im Mittelalter" (Stuttgart, Gundert, 1884, 7 Mk.). Eine auf sehr umfassendem Quellenstudium beruhende schöne Arbeit, wie wir sie aus der Feder des Verfassers schon gewohnt sind und die speziell eine würdige Fortsetzung „der christlichen Liebesthätigkeit in der alten Kirche" ist. Es geht nicht an, solche gehaltreichen, tausende spezieller Data in ein farbenreiches Gesamtbild zusammenarbeitender Monographien durch bloße Angabe der Kapitelüberschriften oder sonstige Summarien oder Exzerpte zu charakterisieren. Man muß sie lesen, um inne zu werden was man an ihnen hat. In das so viel als „dunkel" verschrieene Mittelalter läßt Uhlhorns ganz objektiv, nüchtern und historisch gehaltenes Buch viele Sonnenstrahlen fallen, durch welche auch das eingebildete Geschlecht des gegenwärtigen Zeitalters sich wohl erwärmen lassen dürfte. Freilich die hier geschilderte Liebesthätigkeit trägt ein mittelalterliches Gewand und unser Verfasser idealisiert sie nicht; allein so viel äußerer Werkdienst mit ihr auch verbunden gewesen — eine großartige und wirkliche Liebesthätigkeit barg sich doch unter dem uns fremden Gewande. Auch die mittelalterliche Mission bekommt ein freundlicheres Gesicht, wenn man die großartige mittelalterliche Liebesthätigkeit als eine ihrer Früchte würdigt. Möge Gott es dem Verfasser geben, sein schönes Werk bis in die Neuzeit vollenden zu können.

3) **O. Werner,** S. J.: „Katholischer Missionsatlas. 19 Karten in Farbendruck mit begleitendem Text." Freiburg i. B. (1884). Die Ankündigung eines katholischen Missionsatlasses hatte uns nicht wenig erfreut. Wir hofften, manche Lücke in unsrer Kenntnis der katholischen Missionsarbeiten durch die neue Erscheinung ausgefüllt zu sehen. Wir glaubten, daß eine einigermaßen erschöpfende kartographische Darstellung uns das bis jetzt von den betr. Berichten zum großen Teil in geheimnisvoller Verhüllung gezeigte Bild der römischen Heidenmission in bestimmteren Zügen vorführen müsse.

In den Besitz des Werkes gelangt, wurden wir jedoch bald gründlich enttäuscht. So gefällig und ansprechend die sauber ausgeführten Karten auf gutem Papier sind, so

verdient der Atlas nicht im mindesten den Namen eines Missionsatlasses. Wir haben es lediglich mit einem römischen Kirchenatlas zu thun, der nur an ein paar Punkten flüchtig die Mission berührt und uns in keiner Weise zu einer befriedigenden Antwort auf die Frage verhilft: „Was leistet die römische Kirche zur Bekehrung der Heiden?"

Der Atlas zeigt uns vielmehr nur, wie die ganze Welt unter die römische Hierarchie verteilt ist. Die Karte von Indien, diesem wichtigen Missionsgebiete, giebt uns z. B. eine Zeichnung im Maßstabe von 1 : 18½ Millonen (noch dazu schief gestellt, weil einem größeren Blatt entnommen) mit dem Titel: „Die apostolischen Vikariate von Vorderindien." Wo und wie viele Stationen im Lande sind, bleibt uns verborgen. Eine Tabelle giebt zwar die Zahl der Katholiken und die der Priester an. Wie wenig Auskunft über die Mission in Indien aus diesen Zahlen zu entnehmen ist, beweist der Umstand, daß sich unter ihnen auch die der römischen Kirche einverleibten syrischen Christen oder vor Jahrhunderten bekehrten Eingebornen finden; diese bilden grade den hauptsächlichsten Bestandteil der Hauptsumme.

Ähnlich verhält es sich mit der folgenden Karte, die den Titel hat: „Die kirchliche Einteilung von Hinterindien." Auch hier sehen wir uns vergeblich nach Missionsstationen um. In dem den Karten vorangestellten Text finden wir zwar für das apostolische Vikariat Batavia eine statistische Tabelle aus dem Jahre 1879 sowie zwei Tabellen über die Mission auf den Philippinen. Aus der ersteren ersieht man, daß unter den 1496 in jenem Vikariat Getauften nur 127 Chinesen und 159 andre Heiden sich befanden. Wie man die Angabe einer der folgenden Tabellen verstehen soll, daß auf einigen Stationen 3255 resp. 1815, 566 und 910 Heiden getauft wurden, obgleich auf denselben Stationen überhaupt nur 148 resp. 266, 460 und 545 Taufen stattfanden und daß, obgleich im ganzen die Zahl der letzteren sich nur auf 4663 belief, dennoch 6906 Heiden getauft wurden, bleibt ein Rätsel.

Zwei Blätter von China haben eine Signatur für römische Missionsstationen. Sie werden dem Leser katholischer Missionsberichte ein willkommenes Mittel zur Orientierung sein. Aber über den Umfang der auf diesen Stationen betriebenen Thätigkeit erhalten wir keine Auskunft. Die beigefügte Tabelle giebt nur die Zahl der Katholiken und der Priester, die erstere derart, meist bis auf tausend, abgerundet, daß man sofort sieht, hier liegt nicht genaue Zählung vor, sondern Schätzung, über deren Wert wir uns kein Urteil bilden können.

Alle diese Karten sind übrigens nicht neu. Sie waren bereits in den „Katholischen Missionen" erschienen.

Der erwähnte Text enthält eine eingehende Darstellung der allmählichen Entwicklung der apostolischen Vikariate, Präfekturen u. s. w., sowie im Anschluß an das erste Blatt, das die prozentweise Verteilung der Katholiken auf der ganzen Erde veranschaulicht, Zahlenangaben. In denselben finden wir für die portugiesischen Kolonien in Südafrika 1 000 000 Katholiken angegeben!!! Wer die dortigen Zustände etwas näher kennt, weiß wie wenig die Nachkömmlinge einer vor Jahrhunderten in Massen bekehrten Bevölkerung den Namen Christen verdienen. Dies eine Beispiel muß die Zuverlässigkeit jener Statistik sehr erschüttern.

Wir bedauern auch hier wieder, wie es freilich von römischer Seite kaum anders zu erwarten ist, nicht ein Werk erhalten zu haben, das die möglichst entsprechende Darstellung der wirklichen Verhältnisse sich zur Aufgabe gestellt hat, sondern eines, das nur der Tendenz dient, die unfehlbare römische Kirche zu glorifizieren. Gr.

Die evangelische Mission im Heiligen Lande

seit dem Beginn der bischöflichen Thätigkeit Sam. Gobats.

Von P. Baarts in Cößlitz bei Weißenfels.

Es war am 29. Dezbr. 1846, da ritt aus der tiefen Thalschlucht von Kulonieh eine kleine Reiterschar die steile Anhöhe hinauf, über welche das Ende der Heerstraße von Jafa nach Jerusalem führt. Den Mittelpunkt der Karawane bildete ein Mann von hoher, kräftiger Gestalt, ernsten und doch milden Angesichts. Es war Samuel Gobat, der mit seiner Gattin und vier Kindern samt einigen künftigen Hausgenossen und Dienstboten zur Heiligen Stadt hinpilgerte. Ungefähr eine halbe Stunde vor den Thoren Jerusalems kam ihnen ein anderer Zug entgegen, in glänzender Uniform, gleichfalls zu Pferde: die Konsuln Preußens und Englands mit Gefolge. Unter freundlichen Begrüßungen vereinigten sich die beiden Scharen. Auf dem „Zion" angelangt, begab sich alles in die Kapelle der Londoner Judenmission zu einem kurzen Gottesdienst.

Jerusalem hatte nun wieder einen evangelischen Bischof, nachdem der erste, Alexander, nur von 1842 bis 1845 diesen neuen Posten bekleidet hatte, von welchem er durch einen frühen Tod abberufen ward. Was für Absichten hatte Gott mit seinem Nachfolger? Fast schien es, als stünde auch für ihn keine lange Wirksamkeit in Aussicht. Seit seinem zweiten Aufenthalt in Abessinien (1835/36) selten ganz gesund erkrankte er auch in Jerusalem sofort aufs neue. Und wieder und immer wieder ward er nach kurzen Erholungspausen an den Rand des Grabes geführt. Aber es ging bei diesem nicht mit Unrecht so genannten „apostolischen Manne" sein ganzes Leben lang auf wundersame Weise nach 2 Kor. 4, 7—10. Mehr als 30 Jahre treuer Arbeit sollten ihm im Heiligen Lande, wo er übrigens kein Fremder war, beschieden sein, bis er am 11. Mai 1879 zu seines Herrn Freude eingehen durfte, wohin ihm schon am 1. August desf. J.s seine Gattin Maria, geb. Zeller, die Gefährtin seiner Leiden und Mithelferin bei vieler Arbeit, durch Gottes Gnade folgen durfte.

Nicht immer aber doch zuweilen fallen Wendepunkte im Gebiet des Reiches Gottes mit denen der Entwickelung äußerer geschichtlicher Verhältnisse zusammen. Als König Friedrich Wilhelm IV. die Gründung des evangelischen Bistums in Jerusalem anregte, war die Geschichte des Orients soeben in ein neues Stadium getreten. Den drohenden Zusammen-

bruch des türkischen Reiches möglichst hinzuhalten, war durch das Eintreten der europäischen Großmächte gegen Mohammed Ali in Syrien zum leitenden Grundsatz für die orientalische Frage angenommen worden. Damit hatte das christliche Abendland aber einerseits eine Schuld gegenüber den unglücklichen Unterthanen dieser elenden Herrschaft zu sühnen, anderseits zugleich die Aussicht, für Unternehmungen auf türkischem Gebiet von Konstantinopel aus keine direkte Hinderung befürchten zu müssen. Der fromme und hochherzige König von Preußen hat das unleugbare Verdienst, vor allen andern diese Lage der Dinge richtig beurteilt und ausgenutzt zu haben. Erst nachdem er vorangegangen war, lenkte der Kaiser von Österreich auch die Augen der katholischen Kirche wieder auf den Orient. Mit Notwendigkeit teilte sich dann die Bewegung immer weiteren Kreisen mit. Die orientalische Frage beherrscht nun einmal die ganze politische Lage Europas und somit der Welt. Europa ist aber noch nicht soweit entchristlicht, daß nicht das religiöse Moment bei diesem Stande der öffentlichen Angelegenheiten immer noch zur Geltung käme. Und wenn auch die Christenheit des Abendlandes sich als solche verleugnen wollte, so würde sie durch die Anhänger des Islam dazu gezwungen werden, Farbe zu bekennen. Es geht da der Gesamtheit wie dem einzelnen. So lange noch jeder Mohammedaner auf die Frage: „Was ist dein Glaube?“ mit stolzer Demut antwortet, wie man es selbst vom geringsten hamâl (Lastträger) im Orient hören kann: „el hamdn lillah, ana mislim“ d. i. „Gott sei Dank, ich bin ein Moslem,“ so lange kann gar kein Christ, und wäre er einer noch so sehr nur dem Namen nach und förmlich wider seinen Willen, von seinem Christentum ganz abstrahieren. Daß aber das Christentum im Abendlande noch nicht ganz tot ist, zeigt sich an dem Eifer, mit welchem die christliche Mission dort auf dem Plan ist, wo die gegenwärtigen politischen Probleme ihrer Lösung harren. Und wenn unser „Missionsjahrhundert“ überhaupt eine wunderbare Ähnlichkeit mit dem Zeitalter der Kreuzzüge hat und jetzt auf dem ganzen Erdkreise die Frage praktisch zu lösen unternimmt, welche einst auf den Grenzen der drei alten Weltteile die Völker gegen einander in den Kampf führte: ob wirklich das Christentum zur Weltherrschaft bestimmt sei; so springt diese Analogie vollends in die Augen, wenn man die Aufmerksamkeit auf die Entwickelung der Dinge im Orient richtet. Weil dort in der Vorzeit jene Frage nicht richtig gelöst ist, da sie mit falschen Mitteln zu lösen versucht ward, so stellt sie sich nun, nachdem die seit damals stetig vorgedrungene Türkenherrschaft endlich wieder zurückweichen muß, aufs neue und fordert dort ihre besondere Lösung zugleich mit ihrer Lösung für die übrige Welt. Und

an der Vorbereitung auf die richtige Entscheidung dieser Angelegenheit in hervorragender, mustergiltiger und erfolgreicher Weise mitgewirkt zu haben, ist Gobat als sein Lebenswerk von dem gnädigen Gott geschenkt worden.

Wie ein hohes unwegsames Gebirge liegt der Islam zwischen der Christenheit und der übrigen Bevölkerung der alten Welt. Nur auf Umwegen gelangt die Mission bisher zu dieser. Aber sie hat sich die Umwege nicht verdrießen lassen. Doch nun unternimmt sie die Tunnelbohrung von beiden Seiten, im Osten und im Westen. Aber freilich, härter als Granit ist der Berg, durch den man sich hier durcharbeiten will. An all den Punkten, wo diese Arbeit begonnen ist, kommt es bisher doch nur dazu, daß kleine Stücke losgebröckelt werden. Mehr hat auch Gobat samt all seinen Helfern noch nicht ausgerichtet. Es will den Leser der nicht genug zu empfehlenden Biographie[1]) des seligen Bischofs ganz wehmütig stimmen, wenn er den Mann mit dem ausgerichteten Werk vergleicht. Hat man aus Gobats früheren Jahren immer von großartiger Wirksamkeit gehört, so will es einem beinahe scheinen, als hätte der Herr ein auserlesenes Rüstzeug dort in Jerusalem gleichsam in den Winkel gestellt. Dem Berichterstatter, der selbst den Vorzug hatte, in Jerusalem dem teuren Bischof als einer seiner Schutzbefohlenen persönlich näher zu treten, wollte sich fast der Gedanke aufdrängen, daß die nüchterne Ruhe und Zurückhaltung Gobats das Ergebnis einer meist fruchtlosen Arbeit war. Im Gegenteil haben aber diese Eigenschaften von vorneherein zu der ganz besonderen Ausrüstung Gobats gehört. Nur durch sie in Verbindung einerseits mit dem brünstigen Gebetsgeist, der innigen Jesusliebe und der reichen geistlichen Lebenserfahrung, anderseits mit der vollständigen Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit seines Wesens, der Festigkeit und Stetigkeit seines Willens und der Klarheit seines Urteils, sowie auch seiner gründlichen wissenschaftlichen Bildung und der sichern Beherrschung der Hauptsprachen des Morgen- wie des Abendlandes, konnte er auf seinem Posten in Jerusalem das sein, was er war. Und gerade hier war er in Wirklichkeit mehr als irgend wo anders, wo vielleicht Tausende unmittelbar durch ihn zur Thüre des Himmelreichs geführt worden wären.

Missionsarbeit stand bereits von vornherein auf dem Programm des neuen „Evangelischen Bistums zu St. Jakob in Jerusalem". Zunächst freilich sollte der Bischof sich als Oberhirt die kirchliche Pflege der englischen und deutschen Protestanten im Orient angelegen sein lassen. Da diese aber damals und besonders in Jerusalem hauptsächlich Missionare

[1]) Samuel Gobat. Basel, 1884. Spittler. 542 S.

waren, so lag darin schon eine Mitbeteiligung am Missionswerk. Eine solche wurde aber auch ausdrücklich in Aussicht genommen. Durch Gobat wurde dazu ein gesunder und kräftiger Anfang gemacht. Dank seinem Wirken braucht die evangelische Mission auf diesem schwierigen Gebiet keinen Schritt rückgängig zu machen, hat im wesentlichen keinen Fehler zu korrigieren, sondern kann mit froher Hoffnung in derselben Weise fortarbeiten, wie bisher.

Wenn man die Worte Mission und Heiliges Land zusammen nennt, so muß ja der Gedanke an Judenmission nahe liegen. Sind doch bis in die Gegenwart Reste des Volks Israel in den Städten des jüdischen Landes geblieben, zumal in Safed, Tiberias und Jerusalem. Schear jaschub ruft also die Mission dorthin. Den ersten Anfang zu dem gesamten heutigen evangelischen Missionswerk in Palästina hat auch in der That die Londoner Judenmission um 1825 gemacht. Denn was vorher 1821—24 amerikanisch-presbyterianische Missionare dort gearbeitet hatten, war zu keinem Erfolg gekommen und spurlos eingegangen. Auch ein später, 1834—1843, von derselben Seite her gemachter Versuch gelang nicht. So beschränkten sich die Amerikaner später auf Syrien, wo ihr Missionswerk zu einer alles, was gleichzeitig im Heiligen Lande ausgerichtet worden ist, noch weit überflügelnden Bedeutung gedieh. Auch die Arbeit des trefflichen Dänen Nicolayson, der als Nachfolger des ersten in Jerusalem angestellten Judenmissionars W. B. Lewis 1827 mit großem Eifer zu wirken begonnen hatte, mußte der zerfahrenen politischen Verhältnisse willen 1828 wieder eingestellt werden. Doch kehrte N. 1833 wieder nach Jerusalem zurück, wo dann die Judenmission festen Fuß faßte. Auf dies Werk zumal hatten die Engländer bei der Gründung des Bistums ihr Augenmerk gerichtet. Man wollte daher auch Dr. Mac Caul wegen seiner Verdienste auf diesem Gebiet zum ersten Bischof erwählen. Er hielt aber dafür, daß nur ein Sohn Abrahams auch dem Fleisch nach in der Heiligen Stadt Bischof sein dürfte. So ward auf seine Empfehlung der gelehrte Proselyt Michael Salomo Alexander auf den neuen Bischofstuhl erhoben. Als Gobat ihm im Amt folgte, waren die ersten Schwierigkeiten dieses Missionswerkes bereits überwunden. Eine kleine Proselytengemeinde hatte sich gebildet. 1843 war das Hospital für Juden eröffnet, das sich freilich versagen muß, auch Proselyten aufzunehmen, da die kranken Juden sich zwar von Christen pflegen lassen, aber nicht mit Abtrünnigen unter einem Dach weilen mögen. Zwei Jahre nach Gobats Eintreffen ward das Industriehaus gegründet, in welchem die Proselyten zu

mannigfacher produktiver Erwerbsthätigkeit angeleitet werden, was bekanntlich sehr nötig ist. 1856 fing die Arbeit in der Mädchenschule, 1857 in der Knabenschule an; der Besuch beider hat sich allmählich auf je 50 bis 60 Kinder gesteigert. Eine Arbeitsstube für Jüdinnen ward eingerichtet, desgleichen ein Missions-Buchladen nebst Buchbinderei. Den Mittelpunkt des ganzen Werkes bildet die Christuskirche, die am 21. Jan. 1849 eingeweiht wurde. Gobat hatte schon in jungen Jahren mit dieser Mission Fühlung gewonnen. Als er 1823/24 in Paris die orientalischen Sprachen studierte, kam der damals durch seinen Eifer für Israel berühmte Louis Way dorthin, um womöglich einen Judenmissionsverein zu stiften. Als ihm Gobat bei Freunden als ein Zögling des Basler Missionshauses vorgestellt ward, kehrte er diesem den Rücken (!); von Basel erwartete er nichts Gutes für seine Sache. Gobat ließ sich dadurch nicht erbittern. Als eine Versammlung statt fand und sonst niemand Mut und Freudigkeit hatte, eine Ansprache zu halten, ging er auf die Bitte seiner Freunde ex tempore ins Feuer und sprach mit durchschlagendem Erfolge, so daß noch an jenem Abend ein Verein für Judenmission sich bildete. Auch in Jerusalem kam man ihm seitens der Londoner Gesellschaft nicht mit Vertrauen entgegen. Seine Nüchternheit verwarf die übertriebenen Hoffnungen vieler Engländer, die eine schleunige Bekehrung ganz Israels erwarteten; wobei er jedoch an den Verheißungen der Schrift festhielt, deren Erfüllung er denn gegen Ende seines Lebens sehnenden Herzens auch für nicht mehr fern ansehen mochte. Anderseits wirkte er der zumal bei der englischen Judenmission nicht ganz seltenen übergroßen Nachsicht, die man Juden und Proselyten um der Gnadenwahl willen widerfahren läßt, mit Weisheit entgegen. Er maß wie sich selbst und sein eignes Werk so auch die Leistungen der Judenmission an dem Ideal eines lebendigen Christentums und sprach sein Urteil auch offen aus. Das gefiel nicht immer allen, aber es war dem Werk heilsam. Dieses hatte immer wieder mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gewaltsamkeiten seitens der Rabbiner, großartige Wohlthätigkeitsunternehmungen seitens der europäischen Judenschaft, zumal des Sir Moses Montefiore und der Rothschilds, traten der Judenmission entgegen. Es fehlte nicht an traurigen Vorkommnissen innerhalb der Proselytengemeinde, die natürlich von den Gegnern eifrig ausgebeutet wurden. Doch kamen auch Zeiten regeren geistlichen Lebens; zumal als 1865 die Cholera herrschte, offenbarte sich an den bekehrten Juden der Geist christlichen Mutes und selbstverleugnender Nächstenliebe gegenüber der erbärmlichen Angst des Aberglaubens und des Egoismus, die ihre unbekehrten Stammesgenossen zum Gespött machte.

Und im ganzen hat diese Gemeinde, die das Gros der englischen Gemeinde Jerusalems bildet, ihren Leuchter nicht umstoßen lassen. Freilich gewann in den letzten Jahren die Judenmission in der Heiligen Stadt nur wenig Beute für den Löwen aus Juda. Neuerdings aber hat sie unter den aus Rußland dorthin geflüchteten Juden Eingang gefunden und bei Artuf in der Nähe des alten Bethsemes eine jüdische Ackerbau-Kolonie gegründet, die besseres Gedeihen verspricht, als ähnliche Unternehmungen der Alliance Israélite gehabt haben. Da die Zahl der Juden im Gelobten Lande und zumal in Jerusalem im Wachsen ist — in der Hauptstadt sind von c. 30000 Einwohnern c. 16000 Juden — so erwachsen der Mission unter ihnen immer neue Aufgaben. Wie sollte sie sich nicht freudig an die Lösung derselben machen. Zeigt ja doch das Licht der Weissagung in der Zukunft ein christliches Israel im Lande seiner Väter als wirksamen Vollender aller Missionsarbeit.

Bis jetzt füllt nun aber Israel das Land Immanuels noch nicht aus, nicht einmal den Raum, den die mohammedanische Bevölkerung neben sich offen läßt. Es ist in dem Lande, „wo einst des Herrn Füße standen," noch immer ein Rest von *christlichen Bewohnern* geblieben. Diese finden sich zumal in den Städten, während auf dem Lande fast nur Moslems leben. Nach Pastor Reinickes Angaben (Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins VI, 1. S. 28) sind von den 500000 Einwohnern Palästinas 15000 römische Katholiken (Lateiner) und 75000 griechische Katholiken (Griechen, Orthodoxe).[1]) Diese Christen, meist arabischer Zunge, hätten nun eigentlich zunächst die Aufgabe, im Heiligen Lande dem Kreuz zum Siege über den Halbmond zu verhelfen. Der neue Bischof sollte ihnen auch durchaus nicht als ἀλλοτριεπίσκοπος in den Weg treten. Da sie selbst aber sich nicht an jenes Werk machten, so mußte der Vertreter des evangelischen Christentums darauf hinwirken, daß sie sich mit den Lebenskräften des wahren Glaubens erfüllen und den ihnen von Gott verordneten Kampf aufnehmen möchten. So fing Gobat damit an, die heilige Schrift, zumal in arabischer Sprache, im Lande kolportieren zu lassen. Als sich aber herausstellte, wie wenige dort des Lesens kundig waren, und da es damals im ganzen Lande *keine einzige christliche Schule* gab, außer daß lateinische Mönche einige zwanzig Knaben auf italienisch unterrichteten, so gründete er hin und her Schulen, in welchen Elementarunterricht erteilt und die Bibel fleißig gelesen ward, ohne daß aber ein eigentlicher konfessioneller Religionsunterricht damit verbunden

[1]) Armenier, Syrer, Kopten und Nestorianer zählen höchstens nach Hunderten, Abessynier sind noch spärlicher vertreten.

worden wäre. So zuerst die Schule in Jerusalem, mit neun Kindern, 1847, die schnell wuchs. 1871 waren daraus fünf Schulen mit c. 400 Kindern und in Palästina überhaupt 25 Schulen mit c. 900 Kindern geworden.

Die Geistlichkeit der eingebornen Christen nahm natürlich Stellung zu dem neuen Bischof und seinem Werk. Der Patriarch der Armenier und der Bischof der Syrer erwiderten seinen Besuch höflich. Der Einweihung der Christuskirche 1849 wohnten auf Einladung ein syrischer Bischof und einige armenische Priester bei. Auch einige griechische Priester waren der Einladung gefolgt. Die Häupter der griechischen Kirche aber machten ihren Gegenbesuch bei Gobat erst nach acht Jahren — und im Orient sind solche Formalien noch viel bedeutungsvoller als im Occident. Es kam aber auch bald zu offenem Kampf mit den Griechen. Schon 1848 schleuderte der griechische Patriarch einen Bannfluch gegen die „Bibelschulen" Gobats. Dies gab das Zeichen zu allerlei Ungehörigkeiten. Am ärgsten ging es in Nablus (Sichem) zu, wo ein Haufe Griechen das Schulhaus mit Steinwürfen stürmte. Schon im folgenden Jahre aber machten die obersten Geistlichen der griechischen Kirche ihren Besuch bei Gobat und baten ihn um seine Liebe, wie solches seitdem bei der griechischen Geistlichkeit vielfach üblich geworden ist und Referent es auch auf dem Libanon einem protestantischen Missionar von einem alten Priester unter zärtlichem Händedrücken geschehen sah.

Inzwischen war aber Gobat schon zu weiterem Vorgehen veranlaßt gewesen. Glieder jener Kirche, vollends einzelne Priester, welche sich mit der heiligen Schrift genauer bekannt machten und dann gegen die herkömmlichen Irrtümer und Mißbräuche in ihren Gemeinden auftraten, wurden mißhandelt. Bibeln wurden verbrannt, Bibelleser mit Geld- oder Gefängnisstrafen belegt. Solche Verfolgte konnten sich in ihrer bisherigen Kirchengemeinschaft nicht länger heimisch fühlen. Als nun 1849 ein Ferman des Sultans protestantischen Gemeinden im türkischen Reich Existenzrecht verlieh, so traten zuerst in Nazareth, dann auch in Jafa, Bethlehem und Jerusalem griechische Christen aus ihrer Kirche aus, schlossen sich zu protestantischen Gemeinden zusammen, ließen sich von der türkischen Obrigkeit als solche anerkennen und baten dann Gobat, sie unter seine bischöfliche Jurisdiktion zu nehmen, was er natürlich that. So stellt er selbst in seinem Jahresbericht pro 1853 die Sache dar und giebt dazu die Erklärung, daß er von vornherein einen solchen Gang der Dinge erwartet, sich aber solche Gemeindebildung nicht zum Zweck gemacht habe, da sein eigner sehnlicher Wunsch vielmehr sei, daß die ganze griechische Kirche

innerlich neu belebt und reformiert werde. Wer ihn kennt, glaubt ihm. Auch die Art seiner früheren Wirksamkeit, daheim und in Abessynien spricht dafür. Er war, wie er selbst an sich eine „Erweckung" erlebt hatte, ganz eigentlich ein „Erweckungsprediger" im besten Sinn des Wortes, von gesunden Grundsätzen und nüchternen Verfahrens. Aber als nun eintrat, was er schon im Jahresbericht pro 1849 als eine Folge jenes Fermans befürchtet hatte, nämlich daß Scharen dazu kommen würden, den zügellosesten Protestantismus zu ihrer Religion zu machen, sobald sie von außen her dazu ermuntert würden, da erkannte er es als seine Pflicht, durch Bildung evangelischer Gemeinden solchen aus ihrer Kirche Ausgetretenen zu helfen, damit sie aus dem falschen Protestantismus zum rechten evangelischen Christentum kämen. Man kann auch nicht mit Recht sagen, daß wenn nicht Gobat durch Bibelverbreitung die Gemüter aufgeregt hätte, es gar nicht zu solchen Vorgängen gekommen wäre. Der Orient hing schon viel zu enge mit dem Occident zusammen, als daß nicht die Bewegungen des Jahres 1848 unter den Christen des Morgenlandes einige Nachwirkungen hätten haben müssen. Es ist Thatsache, daß junge christliche Araber, die mit den Protestanten so gut wie keine Berührung haben, doch von Voltaire und Rousseau wissen und für dieselben schwärmen. Sie lernen das in Marseille, Lyon oder Paris, wohin sie in Geschäften reisen. Als Referent einmal in Nazareth dem Gottesdienst in der schönen arabisch-protestantischen Kirche beiwohnte, hörte er den dortigen wackeren Missionar Huber in der Predigt gegen Renan polemisieren. Auf die Frage, ob das nötig sei, gab der erfahrene Mann die Antwort, daß den jungen Arabern das „Leben Jesu" schrecklich in die Köpfe gefahren sei. Daß solches von den protestantischen Missionaren ausgegangen sei, wird doch niemand annehmen. Und daß Freimaurer-Logen, wie sie in der That unter den Eingebornen in Beirut und Jerusalem entstanden sind, eine Gründung der evangelischen Mission seien, können auch nur Jesuiten (z. B. in der Vorrede zu ihrer neuen arabischen Bibelübersetzung) auf ihre feine Weise andeuten.

Jedenfalls gab es gegen Ende der vierziger Jahre im Heiligen Lande eine tiefgehende Bewegung, die viele von ihrer alten Kirche losriß und manche zur evangelischen Kirche hinzog. Wäre nun Gobat mit ungehemmter Thätigkeit auf dem Plan gewesen, so hätte viel ausgerichtet werden können. Doch jetzt kam schmerzliche Anfechtung über ihn. Bei der mächtigen Partei der Puseyiten (Traktarianer), die ihn von vornherein mit lebhaftem Mißvergnügen betrachtet hatten, fand seine Wirksamkeit eine immer stärker ausgedrückte Verurteilung. Freilich, was Gobat über die

Verkommenheit der griechischen Kirche im Heiligen Lande, über die Niederträchtigkeit, mit welcher die Hierarchie derselben ihm entgegenarbeitete, über die Gehässigkeit, die zwischen den Häuptern und Gliedern der verschiedenen orientalischen Kirchen herrschte,[1]) zu berichten hatte, stand in zu grellem Widerspruch mit dem Ideal, das sich jene Herrn von der holy eastern church gemacht hatten, und konnte den Unionsbestrebungen der high church nicht förderlich sein. So stimmte auch sein Vorgehen nicht mit dem Buchstaben des siebenten Artikels der Stiftungs-Urkunde des Bistums; die offizielle Auslegung des Artikels aber, durch welche Erzbischof Sumner von Canterbury ihm freie Hand gegeben hatte, war nicht öffentlich bekannt gemacht worden. Da erließen denn 1853 die Führer der Puseyiten einen von 1050 hochansehnlichen Mitgliedern der anglikanischen Kirche unterschriebenen Protest gegen Gobat, adressiert an die „heiligsten Herrn" Erzbischöfe, Bischöfe ꝛc. der griechischen Kirche. Die vier Metropoliten der vereinigten Kirche von England und Irland nahmen nun allerdings „ihren Bruder Gobat" durch eine öffentliche Erklärung in Schutz; große Versammlungen der evangelical party erklärten sich mit ihm einverstanden. Ja, er durfte dankbar rühmen, daß ihm infolge dieser Anfeindungen um so mehr Teilnahme von seiten Wohlgesinnter bewiesen worden. Auch sandte die Kirchliche Missionsgesellschaft in London schon 1851 Missionare, welche die Arbeit in den neu entstandenen Gemeinden übernehmen sollten, und hielt in jenem Kampf an Gobats Seite aus. Aber der günstigste Moment hatte doch nicht gehörig ausgenutzt werden können, und statt schneller durchgreifender Erfolge ist der Mission im Heiligen Lande eine nur langsam vordringende, viel Geduld und Ausdauer erfordernde Wirksamkeit beschieden.

Dies war zum Teil auch eine Folge davon, daß die griechische Kirche sich aus ihrer Unthätigkeit aufzuraffen begann. Rußland machte sich als ihr Schutzpatron geltend. Je mehr dies Reich auf politischem Gebiet durch die Westmächte (Krimkrieg 1855) Abbruch erlitt, desto mehr suchte es seine Position im Morgenland durch Begünstigung der dort am stärksten vertretenen, mit der eigenen aufs innigste verbundenen Kirche zu stärken. Dem Referenten gegenüber rühmte sich einmal später auf dem Libanon ein griechischer Priester, er habe nie eine Schule besucht, alles viel mehr aus den zwei Büchern gelernt, die ihm von Petersburg geschickt

[1]) Vor Ostern 1848 sprach der Pascha von Jerusalem, um gewisse bekannte Dinge an heiliger Stätte zu verhüten, mit den Patriarchen der Lateiner, Griechen und Armenier, erst mit jedem allein, dann mit allen drei zusammen. Am heil. Grabe mußten sie sich öffentlich umarmen und Frieden geloben.

worden waren. Die Wirkung russischer Bücher war in diesem Fall keine imponierende; dagegen ist die des russischen Geldes desto bedeutender. Die griechischen Klöster konnten bald einen großen Teil ihrer Gemeinden erheblicher Weise mit materieller Unterstützung versehen; und „wes Brot ich esse, des Lied ich singe." Auch machte man sich daran, Schulen einzurichten.

(Schluß folgt.)

Die Insel Nias und die Mission daselbst.

Von Missionar H. Sundermann auf Dahana.

(Fortsetzung.)

Eigentliche Musik wird bei den Tänzen nicht gemacht, nur daß man von Zeit zu Zeit die Trommeln schlägt. Auch vor der Hochzeit wurden dieselben schon tagelang gerührt, besonders des Abends. Auch die Frauen führen Tänze auf, doch nur zu Zweien. Sie fassen sich nicht an, sondern schwenken nur, sich hin und her drehend und bewegend, sehr langsam und mit großer Grazie die Enden um den Nacken gehängter Tücher. Die übrigen Frauen singen oder recitieren sitzend dazu, nach Art der Gesänge der Männer. Anstatt des hoe-Rufs der Männer machen die Frauen von Zeit zu Zeit liwaliwa. Eine ruft: „Milaoe liwaliwa bõ!" d. h. „Macht liwaliwa Genossinnen!" und stößt den Laut hi! aus, worauf alles mit zitternder Zunge und Stimme hihihihihi! macht. Sitzen die Frauen zusammen und erzählen sich was und machen Scherz, so wird bisweilen auf Kommando gelacht. Die Erzählerin stößt eine Art von, wenn auch gezwungenem Lachen hervor und alle folgen im Chor.

Unterdessen haben nun die Metzger und Köche, die indes keine besondere Zunft bilden, ihr Werk gethan und sich nicht weiter um Tanz u. s. w. gekümmert. Die Schweine werden gestochen und über ein Feuer gelegt, um die Haare ein wenig abzubrennen, darauf gießt man etwas Wasser darüber — ob man es Waschen nennen darf? — und zerschneidet sie auf dem Hofe, auf schmutzigen Klötzen. Nun beeilt man sich Lunge, Leber, Herz u. s. w. mit einigen besondern Stücken Fleisch zu kochen, zum Dejeuner, welches mit Palmwein eingenommen wird. Ist das Fleisch gar, so wird es verteilt, zuerst meist nur für jedes Dorf ein Teil und die einzelnen Dorfschaften verteilen es dann unter sich; der größte Herr bekommt das größte und beste Stück. Als den Empfänger besonders auszeichnende Teile gelten der Unterkiefer mit dem Kehlstück und die Galle. Der Inhalt der letztern wird mit dem Palmwein vermischt und getrunken.

Kinder erhalten oft nur ein Stückchen wie ein Finger groß, oder gar noch kleiner.

Das eigentliche Diner findet indessen gewöhnlich erst gegen Abend statt. Da giebt es nun außer dem Palmwein auch Reis zum Schweinefleisch, wenn die Portionen auch oft klein genug sind. Nur die ersten Leute erhalten ihn auf Tellern die andern in Blätter eingewickelt. Letzthin sagte einer meiner Dienstleute, ein Mann habe wohl 7 Portionen essen können, so klein seien sie gewesen. An Palmwein ist gewöhnlich kein zu großer Mangel, so daß es an Betrunkenen selten fehlt und oft auch Schlägereien entstehen. Ein Teil des Schweinefleisches wird roh verteilt und mitgenommen.

Ist nun alles soweit abgelaufen, so schickt man sich zum Gehen an. Die Braut hat während des Festes mit niedergeschlagenen Augen dagesessen; sie mußte sich schämen. Nun soll sie aus dem Hause, aber vielleicht läßt man sie noch nicht eher, als bis von seiten des Bräutigams noch Gold herbeigeschafft und gegeben worden ist. Oft müssen Schwiegermütter und Schwägerinnen ihre goldenen Ohrringe dafür hergeben. Nun will sie aber nicht gehen und muß oft geschleppt werden. Ich sah schon, daß ein starker Mann sie auf den Rücken nahm und unter Geschrei und Spektakel die Leiter hinuntertrug. Ist sie glücklich unten, so schreit alles nach dem Bräutigam, der noch nicht zu sehen ist. Endlich kommt er in seinem gewöhnlichen Tageskostüm aus der Menge dahergeschlendert, als ob nichts passieren sollte. Vor dem Hause werden den beiden nun, zu den Füßen einer Art von Götzen, der dort aufgepflanzt ist, die Köpfe zusammengestoßen, oft genug unter dem Widerstreben der Braut und sie sind Eheleute. Der Bräutigam reibt der Braut wohl auch noch den Mund mit einem Tawõ danõ-Blatt und sagt ihr dabei, sie möge nicht widerbellend werden. Wer aber glaubt, daß die Braut, die übrigens schön geschmückt und mit Gold behangen ist, jetzt als Frau gutwillig gehe, der irrt sich. Zwei andere Frauen nehmen sie zwischen sich und führen sie.

Wenn sie in ihrem Dorfe ankommen, führt man die Beiden vor das Haus und bedeckt ihnen die Köpfe mit einem Tuche und der Häuptling schwingt ein Schwert darüber, indem er sie segnet. Darauf wird die junge Frau ins Haus geführt, ohne daß sie die Leiter anfaßt und muß nun zuerst die Dachsparren anrühren. Dann setzt sie sich und es wird ihr ein Knabe auf den Schoß gegeben, damit sie auch Knaben bekomme; dann giebt sie ihrem Manne Betel. Ihre Verwandten im heimischen Dorfe bringen den Abend damit zu, das zurückbehaltene Schweinefleisch,

welches zu einem großen Teile aus den Gedärmen u. s. w. besteht, zu verteilen und zu essen, resp. ihren Rausch auszuschlafen.

Am andern Tage folgt die Mutter mit einigen andern Leuten der jungen Frau nach, um ihr zu essen zu bringen, da sie sich oft weigert mit der neuen Familie zu essen. Nach einigen weitern Tagen geht die letztere mit ihrem Manne wieder zu ihren Eltern, zum „Zurückbringen der Kleider," da bei denselben, oder doch bei dem Schmucke, allerlei Geliehenes war. Natürlich wird auch dabei wieder Schweinefleisch gegessen und die junge Frau erhält von ihren Eltern ein oder mehrere Schweinchen zum Geschenke, die man aber nur manoe (Hühner) nennt, als Grundstock für ihre demnächstige Schweinezucht. Nachdem dies vorüber ist, dürfen sich die beiden erst als wirkliche Eheleute betrachten und als solche mit einander verkehren.

Auch im eigenen Dorfe hat der neue Ehemann, resp. dessen Vater, noch ein Fest zu veranstalten, welches man „tahõ dõdõ" nennt. Dies bedeutet eigentlich „Raten des Herzens," da eine Eingeweideschau dabei in Anwendung kommt. Aus dem Herzen eines geschlachteten Schweines sieht man, ob es mit der jungen Frau gut gehen werde oder nicht. Dann wird sie dem Ahnengötzen angezeigt und sie muß die Palmblätter, die man an denselben gehängt hat, anfassen. Hierauf wird sie wieder auf den Hof gebracht, vor den dort aufgepflanzten Götzen. Hier wird das ganze Haus versammelt; man thut ihnen allen Tücher um den Hals und schiebt oder zieht sie aus dem Hause. Sie werden von den ersten Leuten des Dorfes gesegnet, indem man ihnen die Füße mit Wasser benetzt. Die Segnenden erhalten Lohn. Ähnlich wie auf diesen Hochzeiten geht es auch bei den übrigen Festlichkeiten zu, d. h. was Tanzen, Essen u. s. w. betrifft. Man nennt dann auch sonstige Feste wohl falõwa, wenn dieses Wort auch eigentlich eine Hochzeit bezeichnet. Dasselbe war bekanntlich auch bei unsern deutschen Vorfahren der Fall.

Einem Niasser wäre es nun am liebsten, wenn er jeden Tag zu einer solchen Hochzeit gehen könnte und jeden Sonntag zu einem jener großen Häuptlingsfeste. Schon oft habe ich ihnen gesagt: „Was sitzt ihr doch da den ganzen Tag und paßt auf das Stückchen Schweinefleisch von der Größe eines Fingers?" Aber dann sagen sie: „Ach, das ist es nicht, aber wir sehen so gerne eine große Menge Menschen beisammen." Indessen zieht Schweinefleisch und Palmwein doch auch nahezu magnetisch. Aber auch auf Nias nehmen die Freuden des Lebens ein Ende und es kommt der Tod.

Erwartet man, daß es mit einem Kranken oder Alten zu Ende gehe,

so sorgt man bereits für den Sarg. Derselbe besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamme, der mit einem Brette geschlossen wird. Dann machen die nächsten Verwandten dem Kranken noch ein Essen und lassen sich von ihm segnen. Geht es dann zum Sterben und der Sterbende ist ein salawa (Hochgestellter), der einen Eheha (Geist) zu überliefern hat, so legt der älteste Sohn seinen Mund auf den des Vaters und empfängt diesen Geist, der ihm in Gestalt eines Steinchens aus dem Munde kommt. Einige haben einen „heißen" Geist, dessen Empfang schmerzhaft ist und wovon der Empfangende vielleicht wie ohnmächtig zu Boden fällt. Hat der betreffende keinen Sohn, so fängt man den Geist mit dem kleinen Beutel auf, in dem man Gold, Goldgewichte u. s. w. aufbewahrt. Später hängt man ihn dann an das anstatt des Toten verfertigte Ahnenbild und er geht in dasselbe hinein. Der Geist des Vaters macht den Sohn zu einem weisen und tüchtigen Manne.

Ist nun der Tod wirklich eingetreten, so werden die Trommeln geschlagen, oder man schießt, wenn man Pulver hat, und die Totenklage wird begonnen, die man dann von Zeit zu Zeit fortsetzt, besonders kurz vor dem Begräbnisse. Die Nase des Toten wird zugestopft und die Kinnlade festgebunden. Ferner bindet man die beiden großen Zehen an einander und je den Zeigefinger und den Daumen der Hände, weil so der Bechoe (das Unsterbliche) den Toten besser verlassen kann. Die Augen mancher Klagenden sind oft trocken genug, aber doch thut sie, als ob sie weinen wolle und klagt und jammert dabei. Etwa am zweiten Abend kommen die benachbarten Dörfer zur Klage. Bei der Ankunft auf dem Hofe wird eine Klage ausgestoßen und dann wird im Hause getanzt und gesungen, ähnlich wie bei der oben beschriebenen Hochzeit. Der Tote und sein Sterben werden besungen. Es wird gesagt, daß es eigentlich kein Sterben sondern nur ein Auswandern sei, daß indessen aber der Tote von dem Orte jenseits des Meeres, wo er sich jetzt aufhalte, in der jetzigen Weltzeit nicht zurückkehre. Man klagt, daß der große Priester Laria, oder Wase, wie er auch heißt, nicht noch lebe; lebe er noch, so wolle man ihm felendroea balaki (240 Fl. in Gold) geben und er werde den Toten wieder lebendig machen u. s. w. So geht es die halbe, oder gar die ganze Nacht hindurch und zwischenein wird mit den Stampfern, mit denen man das Schweinefutter zerkleinert, der Hausflur gestampft, so daß es in Wahrheit einen Heidenlärm giebt. Besonders die Jugend treibt diese Sachen mit Vergnügen. Gegen Morgen werden dann einige Schweine geschlachtet, die natürlich keineswegs Nebensache dabei sind.

Beim Begräbnis muß wieder ein großes Totenmahl gegeben werden,

wobei man bei großen Häuptlingen etwa bis zu 40 Schweine schlachtet.[1]) Darum ist dann auch, wenn man von einem Toten hört, vielfach die erste Frage: „Wieviel Schweine schlachtet man?" Es versammeln sich dabei viele Leute. Ist das Essen fertig, so schreitet man zum Begräbnisse und darauf wird gegessen. Unter großem Spektakel wird der Sarg die Leiter heruntergebracht. Im Hause war der Tote mit aufgehängten Matten und Tüchern umgeben, so daß er nicht zu sehen war. Vor dem Hause schwingt eine Anzahl Leute die Messer und Lanzen. Dies soll bedeuten, daß man lieber gesehen hätte, wenn der Tote ermordet worden sei, da man ihn in diesem Falle doch habe rächen können, was jetzt nicht möglich sei. Andere halten dem Toten die goldenen Schmucksachen desselben entgegen; vielleicht hat er noch etwas Geist und vielleicht ist jemand in der Nähe, der ihm Geld anbietet um von diesem seinem Geiste zu erhalten, der aber der Familie feindlich gesinnt ist und den Geist nicht auf die Nachkommen kommen lassen möchte. Darum zeigt man ihm sein eigenes Gold, welches ja doch wertvoller sei. Aus diesem Grunde steckt man ihm auch wohl Gold in den Mund. Angehörige gebehrden sich wohl wie wahnsinnig, oder wollen sich gar erstechen, so daß sie mit Gewalt gehalten werden müssen, damit sie nicht auch ins Grab springen, um sich mit begraben zu lassen. Auf dem Hofe wird der Sarg noch einmal niedergesetzt und man zerdrückt mit dem Fußende desselben einen kleinen irdenen Topf in dem sich ein Hühnchen und etwas Reis befindet, um so dem Toten diese Artikel mit in die Unterwelt zu geben. Dann wird der Sarg in die Gruft gesenkt und dieselbe in aller Hast zugeschüttet, aber nicht ohne daß man den Stengel einer gewissen Pflanze (toegala) auf den Sarg stellt, so daß er aus der Erde herausſieht, als Weg für das mökömökö, das Überbleibsel des Herzens, welches in Gestalt einer kleinen Spinne aus dem Grabe aufsteigt. Indessen geschieht dies nur bei solchen Toten, die Nachkommen haben. Jetzt erst wird, wie gesagt, gegessen und getrunken und man geht aus einander. Bei einem solchen Totenmahl wird kein rohes Fleisch verteilt.

Meistens werden die Toten recht schnell begraben, oft schon am andern Tage, wenn nicht gar am Sterbetage. Hat man aber die nötigen Schweine noch nicht zusammen, so läßt man die Leiche auch wohl bis zu einem Jahre im Hause, in festverschlossenem Sarge. Fürchtet man doch Geruch, so steckt man in das eine Ende des Sarges eine Röhre von Bambu und leitet so den erstern zum Hause hinaus. Vom Begräbnisse an wird dem

[1]) Überhaupt gilt das hier Beschriebene eigentlich nur von reicheren Leuten, da bei den Armen oft wenig genug Aufsehen gemacht wird.

Toten 4 tagelang noch zweimal täglich etwas Speise an den Fuß des Hausdaches gesteckt. Nach diesen 4 Tagen werden dann die Götzen, die der Verstorbene früher bei Krankheiten hat machen lassen, so wie die sonstigen Utensilien desselben, Betelsack, Teller u. s. w. auf das Grab, resp. in die Nähe desselben, gebracht, damit der Geist nicht in das Haus zurückkehre, um noch etwas von den Sachen zu holen und zu gebrauchen. Die Häuptlinge und ihre Frauen werden meistens unter der osali (dem Rathaus) begraben, die andern Leute dagegen im Freien. An letzterem Orte wird öfter noch eine kleine Bedachung über das Grab gemacht mit einer Figur oben darauf, auch spannt man wohl einen alten Regenschirm darüber, besonders bei Kindern. Im Süden begräbt man die Toten gar nicht, sondern stellt sie mit dem Sarge auf ein Gerüst, das mit einem Dache versehen ist.

Oft sogleich, oft aber auch erst später, wird ein hölzernes Bildchen von dem Verstorbenen gemacht und der Bechoe desselben wird von dem Priester gerufen (nichawi = gewinkt) und an das Bild überwiesen.

Eine höchst eigentümliche, ja lächerliche Ceremonie ist noch das fanao (das Holen, Hervorholen) des mökömökö. Dieses letztere ist, wie schon erwähnt, eine kleine Spinne, die man auf dem Grabe sucht, und die man für das Überbleibsel des Herzens und somit wohl des ganzen Körpers hält, wie von einer ausgepreßten Ölfrucht ein Ölkuchen übrig bleibt. (Dies muß die Bedeutung der Bezeichnung alölöa dödö sein.) Oft wird das fanao erst nach Jahren vorgenommen, vielleicht wird man erst durch viele in der Familie auftretende Krankheiten daran gemahnt, die der Verstorbene verursacht, weil man sein mökömökö noch nicht geholt hat. Ich habe die Sache hier einmal folgenderweise mitangesehen.

Man hatte das Grab der verstorbenen Häuptlingsfrau, der es galt, gereinigt und auf dasselbe etwas Reis gestreut und daneben legte man Kleider und Schmucksachen. Hierauf setzte man sich im Kreise um dasselbe herum, streckte die Hände aus und lud das mökömökö ein zu kommen, etwa mit folgenden Worten: Komm doch nur, säume nicht, scheue dich nicht; es ist alles hier, deine Kinder, deine Enkel, (man nannte mehrere Namen) alle sind sie hier! Endlich hob man ein Kleidungsstück auf und siehe da! ein Spinnchen (wie sie NB. hier dutzendweise herumlaufen). Anstatt es aber gleich zu fangen, suchte man es auf die Hand zu locken; aber o Wehe! jetzt hatte es zu viele Beine, da es doch nur 4 haben durfte. Aber man wußte sich zu helfen, indem man erklärte, eigentlich habe es wirklich nur 4 Beine und das übrige seien Haare. Schließlich

wurde aber — irre ich nicht — doch gesagt, dies sei nicht das wahre mökömökö, man müsse noch ein anderes suchen.

Ich ging nun heim zum Mittagessen und unterdessen hatte man das richtige gefunden, in ein Bamburöhrchen gesteckt und nach der dela (wörtlich Brücke) gebracht. Diese Dela wohin jedes mökömökö gebracht wird und wo man für jeden Verstorbenen einen Stein einpflanzt, vor den man einen Teller und eine Flasche desselben, resp. die Scherben davon niederlegt, ist der Versammlungsort der Toten, im Gebüsche, die banoea (Dorf), wogegen die einzelnen Gräber nur halama (einzelnstehende Häuser im Felde) sind. Ist der Stein für den betreffenden eingepflanzt, so opfert man demselben ein Ei.

Auch nach dieser Dela begab ich mich am Nachmittage. Man hatte das Tierchen hier wieder laufen lassen, schlachtete ein Schwein und aß und tanzte eine Zeitlang auf dem ebenfalls gereinigten Platze umher. Endlich fing man die Spinne wieder ein, oder auch eine andere und begab sich nach Hause. Dort wird dann das mökömökö in der Nähe des Ahnenbildes losgelassen und es geht nun in dasselbe hinein, wie man behauptet. Es wird nun auch vor den Ahnenbildern noch getanzt, jeder Anwesende opfert ein Ei, es werden die Geschlechter hergezählt vor den Ahnenbildern und man erbittet von denselben Kindersegen, Segen für die Schweinezucht, den Feldbau u. s. w. Bekommt das hölzerne Bild nachträglich einen Riß, so sagt man, das mökömökö sei entsprungen und ein neues Bild wird hergestellt und die Ceremonie wird wiederholt.

Mit diesen Ausführungen streifte ich nun schon an die religiösen Vorstellungen und ich will darum jetzt noch etwas näher darauf eingehen.

Die Religion der Niasser besteht eigentlich aus Dämonen- und Ahnendienst, daneben aber verehrt und fürchtet man noch ein göttliches Wesen, welches man Latoere nennt und welches man weder zu den eigentlichen Ahnen, noch zu den Dämonen zählen kann, worauf ich unten noch zurückkomme. Auch ein höchstes Wesen — Gott — ist ihnen bekannt und wird vielfach genannt. Der Name dafür ist Lowalangi, dessen Bedeutung nicht zu ermitteln ist. Von eigentlicher Verehrung oder Anbetung desselben ist aber so gut wie keine Rede,[1]) wenn man ihm auch die höchste Gewalt zuschreibt und seinen Namen fort und fort im Munde führt, wie ich schon bei den Flüchen angedeutet habe. Er hat die Menschen gemacht und das jetzige Verhältnis derselben zu ihm könnte man vielleicht als einen wenig-

[1]) Außer etwa bei einigen Opfern, wo man behauptet, wirklich Gott anzurufen.

stens praktischen Deismus bezeichnen, neben welchem natürlich der Polytheismus besteht. Nichtsdestoweniger ist auch dieser Lowalangi *entstanden*, wie wir gleich hören werden. Manches wird auf ihn zurückgeführt und in seine Macht und sein Belieben gestellt. Sehr oft hört man sagen: „Ralazi Lowalangi" = „es steht im Belieben Gottes;" „i'ila Lowalangi" = „Gott sieht es." Ist jemand einer Gefahr glücklich entronnen, so sagt man: „Lowalanginia" = „das war sein Gott;" ungefähr in dem Sinne, als wenn wir sagen: „Er hat noch Glück gehabt," und was dergleichen Ausdrücke mehr sind. Von Gebet zu Lowalangi ist aber, wie schon gesagt, wenig die Rede. Neulich erzählte mir freilich ein Priester hier, er habe täglich für seinen Sohn, der in Padung war, gebetet, daß Gott ihm beistehen möge; als ich dies aber den Christen und Katechumenen erzählte und sie fragte, ob dies auch wohl sonst Gebrauch sei, erklärten sie, dies sei nicht der Fall und wenn die Aussage des Priesters wahr sei, so sei sein Beten dem Einflusse des Evangeliums zuzuschreiben, welches er hier gehört habe.

Über die Entstehung des All und auch zugleich Gottes wird folgendes erzählt:[1]) Über unserer Erde giebt es noch 8 Schichten, oder Stockwerke, die nach und nach entstanden sind und zu denen die Bewohner allmählich herniederstiegen. Ganz im Anfange gab es nichts als 30 Winde, die ganz oben waren. Diese kamen zusammen und auf denselben wuchs ein Baum, Si doemidoemi langi, neben einem andern, Solambajo nga'eoe. Der erstere trug 2 Fruchtkolben, aus deren einem Latoere hervorging; aus dem andern kam ein Bechoe saitõ (schwarzer Geist) dieser letztere bekam 2 Kinder, Bahari und Lafaboea Toeha ndraga. Der Sohn des Bahari ist Afõcha[2]) und dessen Kinder sind die Bechoe sojo (rote Geister); sie werden alle mit dem Namen des Stammvaters (Afõcha) bezeichnet. Der Sohn des Lafaboea ist Wa'õ und dessen Sohn ist Nadaoja, dessen Nachkommen auch alle den Namen ihres Vaters tragen.

Der Baum Solambajo nga'eoe trug ebenfalls einen Fruchtkolben und daraus ging Toeha loeloeo oder Bara si loeloeo oder Lowalangi (Gott) hervor. Sein Sohn ist Balioe. Darauf trug der Baum wieder und zwar 2 Fruchtkolben. Aus dem einen entstand ein Mensch, der aber

[1]) Die Erzählungen über diese Dinge sind sehr von einander abweichend, sodaß man schwer zu einer Klarheit kommt; mein Hauptgewährsmann steht freilich im Rufe großer Weisheit, aber damit sind Irrtümer nicht ausgeschlossen. In einigen Dingen folge ich auch den Forschungen meines ältern Kollegen, des Br. Thomas.

[2]) Diesen Namen hat der Gründer der Nias-Mission, Miss. Denninger, auf den Teufel übertragen und wir bezeichnen also jetzt denselben damit, wiewohl Afõcha eigentlich Geschlechtsname ist. Übrigens möchte man schwerlich einen passendern Namen für den Satan finden; Afõcha ist auch eine rechte Satansnatur.

kein Leben hatte und nicht redete. Lowalangi gab ihm Leben, aber er starb wieder. Darum schoß aus seinem Herzen ein Sproß hervor und dies gab den Baum Tora'a. Auch dieser trug Fruchtkolben und zwar goldene. Daraus entstand wieder ein Mensch, Toeha nilõlõ nangi. Er wurde von Lowalangi zu einem Menschen gemacht und Balioe wog ihm die Seele zu. Der Sohn dieses ersten eigentlichen Menschen war Bara haõmõ, dessen Sohn Goembia, dessen Sohn Haõmõ gi'a, dessen Sohn Toeha bõrõ zesolo. Dieser hatte zwei Söhne, Barata hia und Loeo we. Der Sohn des Barata war Toeha garoetoea jawa, dessen Sohn Ere foejoe holahola, dessen Sohn Sibegai, dessen Sohn Ndroendroe tanõ Der hatte wieder zwei Söhne, Falarõi und Hoeloe. Der Sohn des Loeo we war Toeha goloe banoea, dessen Sohn Tarewe naoema, dessen Sohn Hoeloe mõgia, dessen Sohn Mangemohi, dessen Sohn Sahoewa gana'a, dessen Sohn Sirao. Letzterer hatte 9 Söhne, Ba'oewa danõ Lakindrõ und Loeo mewõna (Drillinge), Gõzõ, Langi sara ana'a Hiawalangi, Lahari sofoesõ kara, (L. mit dem steinernen Nabel), Hoeloe hada und Daeli. Das Land des Sirao ist die Schicht zunächst über uns und heißt Teteholi.

Loeo mewõna, gewöhnlich Baloegoe l. m. genannt, der Sohn des Sirao, nahm die Tochter des Ndroemdroe tanõ, Siloesi, der man den Namen Silewe nazarata gab, zur Frau. Diese weinte wie gewöhnlich die Bräute, aber hier wohl besonders, weil ein Teil der Dörfer von Sirao, mit dem Boden hinuntergestürzt war und sie fürchtete, nicht Platz und Land genug zu haben. Da sagte ihr Vater: „Gebt ihr das älteste Gold mit," aber sie wollte nicht gehen. Dann kämmte ihre Mutter, Saoeta, ihr Haar und gab der Tochter von den Schinnen aus demselben in die Ecke ihres Betelsäckchens und sagte ihr, dies sei Erdensamen. Darauf ging sie und Sirao dingte seinen Schwiegersohn, Hadidoeli, um mittels des Erdensamens die Erde größer zu schmieden, welches dieser auch that. Dann trug ihm Sirao auch noch auf, ein Stockwerk darunter zu schmieden. Er ging hinunter, aber da keine Unterlage da war, so sprang die Geschichte auseinander, als das Werk noch nicht weit gediehen war. Darauf ging Hadidoeli hinauf und starb. Nach seinem Tode wurde ihm ein Sohn geboren, der den Namen Sila'oema erhielt. Diesem warfen seine Genossen einst beim Spiele vor, daß die Erde, die sein Vater habe schmieden sollen, noch nicht einmal fertig sei. Weinend fragte er seine Mutter, ob dies wahr sei. Als diese es bejahete, nahm er trotz des Einredens seiner Mutter Hammer und Zange und ging mit dem Erdensamen seines Vaters hinunter und seine Mutter folgte ihm. Er legte den Ring seiner Mutter

und Kokosblätter von den adoe bihara (eine Art Götzen) unter und schmiedete die Erde. Diesen Ring soll dann Silewe nazarata in eine große Riesenschlange verwandelt haben, die noch immer unter der Erde liegt und deren Rachen den bawa gawoewoecha bildet, in den die Wasser des Oceans hinabstürzen, damit derselbe nicht zu voll werde und die Erde nicht überschwemme. Aus diesem Rachen geht Feuer hervor, welches das Wasser verzehrt. Schüttelt sich die Schlange, so entsteht Erdbeben.

Als die Erde nun soweit fertig war, wurde Lamonia hinuntergelassen, um dieselbe einzuweihen. Zu diesem Behufe durfte er einen Monat lang nichts essen; dies hielt er aber nicht aus und ging wieder hinauf. Dann sandte Sirao den Si oeto gae. Dieser wurde von der Erde gefragt, was sie von ihm zu essen erhalte, worauf er ihr die Leichname der Menschen versprach, die in ihr begraben werden sollen, damit sie fest werde und nicht schmelze. Auch er hielt das Hungern nicht aus und aß, da ihm verschiedene Speisen gegeben waren, Pisang. Hätte er oero (Flußkrebse) gegessen, so würden sich die Menschen gehäutet haben, wie jene und nicht gestorben sein. Si oeto gae ging nun wieder hinauf und starb und nun begann Sirao die Erde, resp. Nias, zu bevölkern. Vor den eigentlichen Stammvätern der Menschen aber waren noch von ihm seine Söhne Ba'oewa danõ und Gözõ Toeha sangaröfa hinuntergelassen worden. Der erstere befindet sich unter der Erde und trägt als Atlas dieselbe auf seinen Schultern; auch er soll Erdbeben verursachen, als Zeichen seines Mißfallens an den bösen Thaten der Menschen. Darum sagen sie auch bei Erdbeben „Ilaoe toeada!" („unser Großvater ist wieder beschäftigt.") Der andere wohnt auf dem Meeresgrunde und die Fische sind seine Schweine. Der eine Sohn von Sirao, Loeo mewõna blieb oben, weil er nach dem Herzen des Vaters war und weil allein er an die Spitze einer Lanze reichen konnte, die Sirao zur Probe in die Erde gesteckt hatte.

Von den Stammvätern der Niasser ließ Sirao zuerst den Seboea hinunter und mit ihm die fondrahi (Priestertrommel) dann den Hiawalangi, mit den Maßen, der Wage und den Gewichten. Da diese beiden mehr auf der südlichen Hälfte der Insel waren, so wurde dieselbe dort zu schwer und sank und um dies zu verhindern ließ Sirao im Norden noch den Gözõ helahela danõ, mit noch acht andern, hinunter; dann noch den Lahari auf einer kleinen Insel und den Daeli in der Mitte von Nias. Dem letztern hatte er mit den Ranken der gowi (süße ind. Kartoffel) einen Wetzstein an die Füße gebunden, sodaß diese Artikel mit ihm auf die Erde kamen; außerdem brachte Daeli noch das Feuer mit.

Dies sind die Ahnen der Niasser.[1]) Woher die übrige Menschheit stammen soll, ist nicht recht klar, es scheint, daß man sie sich als in andern Gegenden hinuntergelassen denkt.

Es wird auch noch erzählt, daß aus den Früchten des Tora'a-Baumes, aus denen die ersten oberen Menschen entstanden, auch noch allerlei anderes entstanden sei, d. h. aus weiteren Früchten, wie Tiere und Metalle. Ein goldener Hirsch, der Ursprung des Goldes, fiel zwar auf Nias nieder, blieb aber nicht hier, sondern ging übers Meer, in die sog. tögi gana's (Goldlöcher, Goldgruben); die Kokospalme ist aus dem Kopfe des Hoeloe hada entstanden, welcher ihm einst bei starkem Niesen abbrach. Aus seinem Blute sollen noch einige Holz- und Grasarten entstanden sein. Auch Sonne und Mond sollen vom Tora'a herstammen. Die Sterne sind die Kinder des Mondes. Die Sonne hat ihre Kinder aufgegessen; hätte sie noch Kinder wie der Mond, so würde es dem Menschen zu heiß werden. Eifersüchtig auf die Schwäger ihrer Mitfrau wollte eine andere Frau von Loeo mewöna, Sadawa, ihren Sohn Bela auch hinunterlassen, aber da riß die dünne Kette und er kam auf einem Baumwipfel zurecht. Dort hat er Nachkommen bekommen und diese Bela sind jetzt eine Art Halb-Bechoe. Früher waren sie sichtbar und hatten Verkehr mit den Menschen, aber nachdem jemand einer Bela-Frau das Feuerschlagen betrüglicherweise abgeguckt hatte, haben sie sich unsichtbar gemacht und können jetzt nur noch von den Priestern gesehen werden. Sie bewerfen die Menschen, besonders wenn diese stark lachen und scherzen, mit Asche, worauf diese Ausschlag mit Fieber bekommen.

Aus der Zeit der Ahnen werden allerlei märchenhafte Geschichten erzählt, die man amaedola (Gleichnisse) nennt und auf gewisse Verhältnisse anwendet. Vielleicht finde ich später noch Zeit und Gelegenheit in dieser Zeitschrift einiges davon mitzuteilen. Auch Anklänge an biblische Geschichten sind nicht ausgeschlossen. Trifft nicht die Geschichte, die ich oben mitteilte, von Si oeto gae und seinem Essen der Pisang anstatt der verjüngenden Krebse, in etwa mit der Geschichte vom Sündenfall zusammen? Auch von einer großen Flut wissen sie zu erzählen. Einst stritten die Berge, wer wohl der höchste sei. Da nahm Silewe nazarata einen goldenen Kamm und warf ihn in den Bawa gawoewoecha damit das Meerwasser sich aufstaue und die Berge damit bedeckt werden. Dieser Kamm wurde zu einem großen Krebs, der den Abfluß des Wassers auf-

[1]) Von ihnen bis auf das jetzt lebende Geschlecht zählt man durchschnittlich etwa 24 Geschlechter, woraus man also ungefähr den Anfang der Bevölkerung von Nias berechnen kann.

hielt. Da nun ein Regen hinzukam, so wurden die Berge bis auf drei (hier auf Nias) bedeckt und nur die Leute, die sich auf diese retteten, blieben am Leben.

Sodann lebte bei Fodo, eine Stunde von Goenoeng Sitoli, nach der Erzählung, ein leibhaftiger Simson; der gewaltige und gewaltthätige Laowõ maroe. Er hatte seine Stärke auch in seinen Haaren, wurde auch von seiner Frau verraten und erst nach Entfernung des Haares überwältigt.

Die Psychologie der Niasser ist auch etwas eigentümlich. Von dem eheha (Geist), der auf die Nachkommen übergeht, redete ich schon; indessen beachtet man bei den geringen Leuten den Eheha weiter nicht, wenn dieselben überhaupt einen solchen haben. Die noso (Atem, Seele) reißt ab (aetoe) beim Sterben und wird von dem mala'ika (Engel) des Sterbenden wieder, wenn man will, in die Seelen-Vorratskammer zurückgebracht. Es wird eine gewisse Präexistenz der Seelen angenommen, obwohl weniger der persönlichen Seelen, als vielmehr des Seelen-Vorrats. Aus letzterem wird jedem Menschen die Seele von Balioe zugewogen. Jeder Mensch wird, noch vor seiner Geburt, wenn er anfangen soll zu leben, gefragt eine wie schwere, resp. wie lange, Seele er haben wolle, (von der Länge der Seele ist immer die Rede und darum reißt dieselbe auch ab, wie ein Faden) und wie er es sonst wünsche auf Erden, welchen Todes er sterben wolle u. s. w. Die schwerste Portion Seele, die ausgegeben wird, wiegt etwa 10 Gramm; wer diese wünscht und erhält, erreicht ein beträchtliches Alter. Diejenigen, die als Kinder sterben, hatten sich eine leichte Seele erbeten. Aus diesem Grunde sagt man, wenn jemand stirbt: „No iroegi fangandrõ," d. h.: „Sein Gebetenes, ist aus." Stirbt einer eines ungewöhnlichen Todes, so heißt es: „He lawisa? nitehenia, d. h.: „Was ist da zu machen? er hat es gewollt;" er hat es sich erbeten.

Der noso wird also kein persönliches Fortleben zugeschrieben. Das Unsterbliche heißt bechoe zimate (Geist — aber verschieden von dem eheha — des Toten). Dieser Bechoe ist wohl eigentlich nur als Schatten gedacht, der aber eine, wenn auch bedingte, Fortexistenz hat.

Dem Herzen (tõdõ) wird auch hier eine besonders centrale Stellung und alle möglichen Funktionen zugeschrieben, es ist der Sitz der Gedanken, des Verständnisses und des Gefühls; es ist omoeso, wenn sich der Mensch freut; es ist aboe (harig), wenn er traurig ist; es ist akõchõ (es thut wehe), wenn er neidisch ist; es ist eboea (groß), wenn er jemandem geneigt ist; es ist ide'ide (klein), wenn er jemandem abgeneigt ist; es ist ebolo (breit), wenn er Nachsicht und Geduld hat; es ist tetoetoe (ge-

stoßen), wenn er beleidigt ist; es ist ahachõ (verschlissen), wenn er Mitleiden hat; es ist atoelõ (gerade), wenn er gerecht ist und das Rechte thut und abila (krumm), wenn das Gegenteil der Fall ist; es ist akõli (satt), wenn er eine Sache leid ist; es ist mate (tot), wenn er über etwas sehr erstaunt ist; es ist möi (es geht), wenn er eine Sache begreift; es ist rasch, träge, gehässig u. s. w.

Das mökömökõ ist das Überbleibsel des Herzens, resp. des Leibes, wie ich oben bereits ausgeführt habe. — Für „Fleisch" im biblischen Sinne hat man kein rechtes Wort, da das Wort nagole (Fleisch) dieses nur im Unterschiede von den Knochen bezeichnet. Ich gebrauche im neuen Testamente dafür õsi (niha), welches ungefähr unser „Körper" ausdrückt. Stirbt der Mensch, so wird der Leib begraben und aus dem Grabe steigt das mökömökõ auf.

Die Vorstellungen über den weitern Zustand nach dem Tode sind auch nicht frei von Verworrenheit, ich will aber versuchen, einiges, was darüber mitgeteilt wird, zusammenzustellen.

Der Bechoe geht in die banoea niha tooe (die Totenstadt drunten). Hier hat er noch neunmal, oder nach anderen so oft, als er Jahre auf Erden lebte, zu sterben. Die Bechoe führen dort ein Leben, wie die Menschen hier auf Erden. Dies schließt man daraus, daß man, wenn man von den Verstorbenen träumt, dieselben auch in Häusern und Dörfern sieht. Ihre Gerätschaften und ihren Besitz nehmen sie in Gestalt des Schattens mit sich. Einer der auf Erden arm war, kann auch drunten nicht reich werden und auch darum hascht man hier nach Gold, um den Schatten desselben mitzunehmen. Der Bechoe eines solchen, der auf Erden viele böse Thaten gethan hat, kehrt in den Leichnam im Grabe zurück und wird dann von der Erde gedrückt und gequetscht; daher wohl der Fluch: „Jamoelangõ ia tanõ!" d. h.: „die Erde möge ihn drücken, erdrücken!" Übrigens werden alle von der Erde zur Rede gestellt, wie sie ihr Leben zugebracht haben. Natürlich aber bezieht sich der Begriff der Sünde nur auf grobe Verbrechen.

Diejenigen, die keine männlichen Nachkommen hatten, werden nach dem vielfältigen Sterben in einen großen Nachtschmetterling (lõhõlõhõ) verwandelt; die Ermordeten in eine Heuschrecke (larewe); Selbstmörder und Ermordete sind nicht mit den andern Bechoe zusammen, sondern gehen an einen besondern Ort.

Endlich versinkt diese Erde ins Meer (atoea danõ = die Erde ist alt; die Erde stirbt) und es giebt eine neue Erde, resp. die obere sinkt herunter. Dann lassen die Bechoe mao (Bechoe der Katzen) die Bechoe

der Menschen über den bawa gawoewoecha gehen, auf die neue Erde. Als Brücke dient die Schneide eines Schwertes. Hat nun jemand im Leben auf Erden eine Katze ohne Grund beleidigt, oder getötet, so wird er von derselben in den Abgrund gestoßen. Darum fürchtet man sich hier den Katzen zu nahe zu treten. Überhaupt erreichen nur die Guten das Jenseits und die Bösen stürzen hinunter. Nur die Nachkommen hatten, können hinüberkommen, die andern sind eben Schmetterlinge, oder dergl. und können nicht hinüber. Die Bechoe der Kinder werden von ihren Müttern hinübergebracht und gehen zu Gott.

Wie steht es nun mit dem Kultus und welches sind die zu verehrenden, oder um Hilfe anzurufenden Wesen?

Um letzteres vorab zu nehmen, so ist nächst Lowalangi, mit dem man aber nur wenig in Berührung kommt, außer bei einigen wenigen Opfern, Latoere der größte. Er sollte die Menschen machen, aus der Tora'a-Frucht; da er dies aber nicht vermochte und Lowalangi es thun mußte, so erhielt er sie nur als seine Schweine zum Geschenke zurück. Darum heißt er jetzt Latoere sobawi si hõnõ, d. h. Latoere der die Tausende als Schweine besitzt, oder Latoere sobawi sato d. h. Latoere, der die Menge als Schweine besitzt. Von Zeit zu Zeit ißt er nun einen Menschen auf, wie dieser ein Schwein schlachtet und ißt, welches sich durch eine Krankheit des Betreffenden anzeigt. Dann muß geopfert werden, um Latoere zu bewegen einen andern, fetteren, zu nehmen, aus einem andern Teile des Landes. Läßt er den Menschen nicht los, so stirbt derselbe. Latoere ißt übrigens nur den Schatten.

Außer Latoere sind es die afõcha und nadaoja, die den Schatten des Menschen essen und denselben krank machen. Hier wird derselbe indessen durch Opfern unfehlbar gesund, wenn nicht zugleich Lowalangi sein Ende beschlossen hat. Die afõcha und nadaoja sind sehr groß und streifen gewissermaßen als Jäger durchs Land, um Menschen zu jagen. Der Regenbogen ist das Fangnetz oder nadaoja und darum fürchtet man sich vor demselben. Auch Hunde haben sie, asoe mbanoea (Lufthunde), deren Kopf verdreht nach hinten steht und die man bisweilen bellen hört. Ist der Schatten eines Menschen im Netz, so wird er aufgespießt. Dieser Schatten soll aber noch ein besonderer Schatten sein und nicht der, den der Mensch in der Sonne auf die Erde wirft.

Ferner giebt es noch eine ganze Anzahl bechoe narõ dänõ (unterirdische Bechoe), die in Löchern und Höhlen leben und hervorkommen, um die Menschen zu plagen, oder deren Schatten zu essen. Da giebt es sigelo dänõ (eigentl. Erdsau), laini'i, lamoeti, lamoeha, soembala u. s. w.,

über deren Gestalt man nicht recht zur Klarheit kommt. Auch der harimo (Tiger) wird als ein Bechoe betrachtet, weil man von Sumatra gehört hat, daß derselbe Menschen fresse. Dann hat man noch matiana, die Bechoe von Frauen, die im Wochenbette sterben. Diese greifen die Menschen und ziehen ihnen wohl die Arme aus um sie verkehrt wieder einzusetzen, mit den Ellenbogen nach vorne, u. s. w. Von den Bela redete ich oben schon. Auch vor den Bechoe der Verstorbenen fürchtet man sich und lebt somit in steter Furcht, durch Furcht des Todes im ganzen Leben ein Knecht.

Auch von Engeln (mala'ika) redet man, über deren Ursprung und Wesen man aber wenig erfährt. Bald scheint es, als ob man glaube, daß jeder Mensch einen Schutzengel habe, der nach dem Tode auch seine Seele zum Ursprung zurücktrage, dann aber wird auch wieder Lowalangi, oder gar auch Latoere mala'ika genannt, so daß man wieder glauben könnte, mala'ika sei nur eine andere Benennung für jene.

Außer diesen eigentlich göttlichen und teuflischen Wesen werden dann noch gefürchtet und bei gewissen Anlässen verehrt, die drei Ahnen, die schon oben genannt worden sind, Ba'oewa dänõ, Baloegoe Loeo mewõna und Gõzõ Thoea zangarõfa, die ähnlich wie einst Romulus gewissermaßen Götter oder Halbgötter geworden sind. Hie und da erhalten auch diese Opfer. Dann, last not least, die eigentlichen Vorfahren, von denen man adoe zatoea (Elterngötzen) macht, bez. diese Bilder selbst, die die mõkõmõkõ aufgenommen haben.

Die Opfer, die bei Krankheiten und dergleichen Anlässen gebracht werden, sind, wie schon angedeutet, eigentlich Lösungsopfer, weniger Sühnopfer, außer vielleicht in einigen Fällen, z. B. bei starken Erdbeben. Man bittet Latoere, einen andern Menschen zu essen und diesen, der eben krank ist, loszulassen, oder man giebt dem Bechoe anstatt des Schattens des Menschen den Schatten eines Schweines oder Huhnes. Auch der Sündenbock ist bekannt, den man laufen läßt, (natürlich in Gestalt eines Schweinchens oder Hühnchens), um ihn aber nachher wieder einzufangen. Die adoe (hölzerne oder thönerne Götzen) die zu den Opfern gemacht werden, sind die Vermittler der Sache an den Gott oder Bechoe. Sie erhalten von dem Opfertiere nur ein Bündelchen Haare oder Federn und etwas vom Herzen, das übrige Fleisch wird gegessen.

Die Priester sind die Darbringer der Opfer; sie bilden einen besondern Stand. Die Berufung zu diesem Priesterstande geschieht dadurch, daß die betreffende Person (auch Frauen) von einem Bechoe, resp. Bela wahnsinnig, oder auch nur krank gemacht wird, wonach sie im erstern Falle einige Tage verläuft und sich nur irgendwo herumtreibt. Kehrt sie dann zurück, so

hat sie bei einem Priester einen Kursus durchzumachen und kann dann selbst die Funktionen ausüben. Die Priester können die Bechoe sehen und haben mehr oder weniger Verkehr mit ihnen und erhalten auch Geschenke von ihnen.

Ein Priester hier erzählte mir als heilige und teure Wahrheit folgendes: Eine Priesterin, eine mütterliche Verwandte von ihm, kam nach einer Abwesenheit von einigen Tagen, in denen niemand wußte, wo sie war, zurück und man sahe in ihrer Hand, als Stock, eine dünne Schlange, unter ihrem Arme einen kleinen lebendigen Hirsch (laosi) und um die Schultern als Tuch eine Riesenschlange. Als sie vor dem Hause ankam, stieß sie den Schwanz der Schlange in die Erde, wie man sonst die Stöcke einpflanzt, wo dieselbe dann bald verschwand. Darauf ging sie, ohne ein Wort zu sprechen, ins Haus, wo ihr jemand den Hirsch abnahm, was sie ruhig geschehen ließ. Die Riesenschlange legte sie, wie ein Tuch, zum Trocknen, durch das Dachfenster auf das Dach und auch diese verschwand. Darauf legte sie sich schlafen und als sie erwachte, redete sie wieder und war wie sonst auch. Den Hirsch schlachteten die übrigen Hausbewohner und aßen ihn. Wer es fassen mag, der fasse es. Eine bewußte Lüge von seiten des Erzählers lag, nach meiner Überzeugung, nicht vor.

Der adoe (Götzen) giebt es eine fast ungezählte Menge, man redet aber von einer Zeit, in der es nur sieben gab. Um den richtigen adoe für den vorliegenden Fall zu treffen, wendet der Priester faetasa (Zauberei) an, die in der Art der Anwendung den Ordalien nahe kommt. Es giebt davon verschiedene Arten, z. B. er versucht ein Ei auf einer Flasche zum stehen zu bringen und nennt dabei eine Anzahl adoe; bei dessen Namen dann das Ei steht, der ist der rechte. Lowalangi wird nur bei einigen Götzen und Opfern mitangerufen, z. B. bei siraha wahaosa, wo man von ihm die Seele (das Leben) erfleht. Hat man mit dem einen adoe keinen Erfolg, so muß nach einem andern gesucht werden. Ist der adoe geschnitzt und geschmückt (fast bei jeder Krankheit wird ein neuer gemacht), so muß der Kranke ihn anfassen, der Priester giebt ihm Haare und ein Stückchen vom Herzen des Opfertiers und trommelt mit einzelnen langsamen Schlägen und murmelt seine Gebete her. Die Opfertiere sind von sehr verschiedener Größe, vom kleinsten Hühnchen bis zu einem Schweine von vielleicht 10 Fl. an Wert. Beim Opfern an Latoere werden falalinõ (Wechsel-adoe) und adoe seböea (großer adoe) angewandt. Hier giebt es noch drei Mittelspersonen, zwischen dem Priester und dem Gott, den adoe, Saho,[1]) und Baloegoe Loeo mewõna. Den adoe bittet der

[1]) Früher Mensch auf Erden, jetzt in die Luft entrückt; ob Mann oder Weib ist nicht recht klar.

Priester, die Sache überzubringen an Latoere. Er möge denselben bitten, diesen Menschen doch nicht zu schlachten für seine Gäste; darum gebe man ihm (dem adoe) ein Opfertier, damit er den Menschen am Leben erhalte.

Saho bittet er, er möge als der Mittler das soemange (wovon gleich unten) vermitteln. An Baloegoe Loeo mewõna wird eigentlich keine Bitte gerichtet, sondern es wird nur zu ihm gesagt, er habe ja bereits den Schweinestall geöffnet und die Pfähle ausgezogen und darum werde der Kranke freikommen und es mit dem Gesundwerden gut gehen.

Am Latoere selbst wird dann wieder eine Bitte gerichtet; er möge als Schwein einen kargen und geizigen nehmen (wohl einen der kein Opfer bringe), er möge anstatt des betreffenden einen fetten und großen nehmen, aus dem Westen der Insel, vom Ojó oder vom Lahõmi. — Auch alle diese Anreden (Gebete) werden mehr oder weniger in Gedichtform — wie oben beschrieben — vorgebracht.

Finden die Gebete Erhörung, so vermittelt Saho soemange (eigentlich Ehrbeweis), welches sich wie eine große Welle oder Wolke von oben her heranwälzt, aber nur bei Sonnenlicht empfangen werden kann. Der Priester fängt es auf mit einem Tuche, auf dem es auseinanderspringt, in lauter kleine Tierchen, wie Glühwürmchen, die er dann dem Kranken an die Stirne setzt, worauf derselbe gesund wird. Dieses soemange wird auch noch bei mehreren andern Opfern, die nicht dem Latoere dargebracht werden, empfangen, aber immer kommt es von ihm, da ja auch von ihm doch im letzten Grunde Leben oder Sterben abhängt. Bei andern Opfern tritt die Gesundheit ohne soemange ein.

Ähnlich wie die Opfer an Latoere sind auch die an die Bechoe, nur soll hier ein Bela der Vermittler sein, außer dem Adoe und den Bechoe bitten, von dem Kranken abzulassen. Der Priester entfernt auch wohl die Ursache der Krankheit, z. B. die Zähne des Bechoe (sigelo dãno), die er in Gestalt von schwarzen Splittern aus dem Fleische des Kranken zieht.

Außer den Opfern an die Gottheiten und Bechoe hat man noch eine Menge Opfer an die Ahnengötzen (adoe zatoea), die aber meistens gebracht werden, um Segen zu erbitten und Unglück abzuwenden, seltener bei Krankheiten. Wie wir schon sahen, erhalten diese Götzen bei besondern Gelegenheiten z. B. bei der Geburt eines Kindes, einer Heirat u. s. w. Anmeldungsopfer. Überhaupt bei allen möglichen Gelegenheiten werden sie angerufen und darum heißen sie auch sangehowoe (Segenspender) und man ehrt sie sehr und fürchtet allerlei Unglück, wenn man sie abthue und zum Christentume übergehe.

Ein adoe hõrõ (adoe des Verbrechens) wird gemacht für einen

Häuptling, wenn er irgend eine Sache, oder ein Verbrechen, nicht recht gerichtet hat und fürchtet, deshalb krank zu werden. Hierbei ruft man die Bechoe früherer, verstorbener Richter an, um Abwendung des Übels.

Auch wenn jemand verflucht worden ist, vielleicht wegen Diebstahl, sucht er sich durch Opfer vor den Wirkungen des Fluches zu sichern.

Ferner macht man noch Adoe und opfert, um böse Geister zu vertreiben, oder um Krankheitsgeister, die im Anzuge sind, abzuhalten, vom Dorfe. Hier werden die Adoe am Eingange des Dorfes und vor den Häusern auf dem Hofe aufgestellt und die Häuser mit Palmblättern umzogen. Und so geht es noch weiter; die Gelegenheiten zu Opfern sind so zu sagen unzählig und die Leute können arm dabei werden, wenn sie viel mit Krankheiten heimgesucht werden.

Die adoe stammen auch von oben und zwar sind die Holzarten, aus denen dieselben gemacht werden, zu Holz gemachte Kinder des Baloegoe Loeo mewõna und der Silewe nazarata, die nach einer Version auch aus Holzspänen entstanden waren und die gesandt sind, um die vielen Krankheiten auf Erden zu heilen.

Außer von den Gottheiten und Bechoe bewirkten Krankheiten entstehen solche auch durch Verwünschungen und Bezauberungen von andern Leuten. Sehr oft hört man bei Krankheiten, wohl am meisten bei äußerlichen Übeln, sagen, der Kranke sei nigõnaisi (es sei ihm angethan) oder er sei nifakiko (verderbt worden). Auch hierbei wird geopfert.

Sodann entstehen noch Krankheiten aus der Frucht eines obern Baumes, Feto kara. Der Toeha bõrõ zesolo sprach einst eine Verfluchung über seine Dorfleute aus und aus dem eheha wondrakõ (Geist der Verfluchung) entstand die Feto kara, deren Früchte nun herunterfallen und Krankheiten verursachen, Fieber, Bauch- und Hautkrankheiten, die letztern indessen jetzt durch Ansteckung. Dagegen giebt es kein Opfer und man muß Arzeneien dafür anwenden, wie man denn überhaupt allerlei Kräuter kennt, die man bei verschiedenen Übeln anwendet.

Das Feld des Aberglaubens ist bei den Niassern viel besser angebaut, als ihre Reisfelder. Da giebt es günstige und ungünstige Tage für den Hausbau, das Reispflanzen, die Hochzeiten u. s. w. Es giebt allerlei Dinge die man bei gewissen Gelegenheiten nicht nennen und mit denen man nicht in Berührung kommen darf. Es giebt Talismane und Mittel sich unverwundbar zu machen u. s. w. u. s. w.

Einiges von diesen Dingen erwähnte ich schon, und ich will hier nicht weiter mehr darauf eingehen; ohnehin überschreite ich den Raum schon, der mir für diesen Aufsatz zugemessen ist.

Wann wird die Zeit kommen, daß auch hier auf Nias im großen der Glaube an die Stelle des Aberglaubens tritt und daß anstatt der vielen Dämonen- und Ahnenopfer die Opfer, die Gott gefallen, ein geängsteter Geist und ein geängstetes und zerschlagenes, nach Erlösung verlangendes Herz, dargebracht werden, dem der auch für dieses Volk seinen Sohn in die Welt gesandt und in den Tod gegeben hat! Der Herr helfe, daß es bald geschehe![1])

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Das bedeutungsvollste Missionsproblem, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

(Fortsetzung.)

18. Geisterverkehr.

Der Chinese weiß sich allüberall von Geistern umgeben, bei Tag und bei Nacht, am Land wie auf dem Meere. Alle Hauptereignisse des Lebens betrachtet man als herbeigeführt durch direkte Einwirkung von Geistern. Nichts geschieht am Himmel, auf Erden und unter der Erde, in der Luft und im Wasser — außer durch Geister. Pflanzen, Tiere und Menschen in allen ihren Funktionen sind gleicherweise von Geistern beherrscht. Viele Missionare verurteilen das sofort als lauter Aberglauben. Wir müssen uns aber bewußt bleiben, daß auch die heilige Schrift einen Einfluß von überirdischen Geisteswesen zugesteht. An der Hand der biblischen Wahrheit können wir uns getrost dem chinesischen Aberglauben wie dem modernen Unglauben entgegenstellen.

Der biblisch nüchterne Geisterglaube schließt feste Gesetze, wie die Naturwissenschaft viele aufgefunden hat, nicht aus, namentlich das Kausalitätsgesetz bleibt in voller Geltung. Die Analogie des Menschenkörpers mag als Illustration dienen. Jede Bewegung des Menschenkörpers ist an bestimmte Gesetze gebunden, und doch ist ein Geist im Menschen vorhanden, der den Körper verwendet. Der Geist kann jedoch nun innerhalb der Schranken der physischen Gesetze, von diesen bedingt, den Körper bewegen. Es handelt sich also um eine ausschließlich mechanisch-materialistische Naturerklärung, oder um eine dynamische. Die dynamische Naturerklärung schließt die wirklichen Resultate der modernen Naturforschung durchaus nicht aus, sondern erkennt wohlbegründete Naturgesetze willig und freudig an. Aber Naturgesetze sind wohl

[1]) Der die Mission in Nias behandelnde Schluß folgt Januar 1885. D. H.

zu unterscheiden von Hypothesen. Die Hypothese schließt vielleicht das Gesetz in sich, aber die rechte Formel ist noch nicht gefunden, also nicht die richtige Abgrenzung nach allen Seiten und damit die scharfe Bestimmtheit. Auch sollte man sich über diese „allgemeinen Naturgesetze" keinen Illusionen hingeben. Es sind eben doch nur Formeln unseres bedingten Wissens von einem sehr kleinen Teil des Universums. Jede bedeutendere Erweiterung der Einsicht in die Natur und in das Walten ihrer Kräfte wirkt zurück auf die frühere Formulierung der Naturgesetze und modificiert sie, d. h. nicht die Gesetze an sich, sondern die Formel als Ausdruck des menschlichen Wissens vom Gesetz. Die Naturwissenschaft beruht auf Erfahrung, und Erfahrung muß sich naturgemäß täglich erweitern und vertiefen, damit wird eigentlich selbstverständlich der Stand der Naturwissenschaft täglich ein anderer. Von der Naturwissenschaft als solcher sind ferner die Schlußfolgerungen, welche von Liebhabern drum und dran gehängt werden, wohl zu unterscheiden. So paßt das Hereinragen und Einwirken einer unsichtbaren Geisterwelt nicht in das Kompendium vieler Herren der Wissenschaft, darum wird jede darauf bezügliche Thatsache sofort als Täuschung und Betrug gebrandmarkt. Im Gegensatz dazu bildet sich dann eine Erscheinung wie der neuere Spiritismus, ein neues Aufleben alten Heidentums in kaum glaublicher Energie. Spiritismus ist mit jeder Form des Heidentums mehr oder minder innig verwachsen. Die Wahrheit, welche dieser Erscheinung trockener Wissenschaftlichkeit gegenüber zu Grunde liegt, ist eben eine dynamische Auffassung der Natur. Leider ist diese Wahrheit im alten und neuen Heidentum verzerrt zur Karrikatur in abergläubischen Formen. In der Christenheit, selbst in der Theologie blieb dagegen diese Wahrheit vernachlässigt. Das allein ist der Grund, weshalb der Gebildete mit dem Irrtum des Spiritismus ohne nähere Prüfung auch dessen Wahrheit verwirft. Es ist hier nicht der Ort, weiter auf theoretische Untersuchungen über dieses Thema einzugehen.

Für den Missionar handelt es sich lediglich um das praktische Verhalten gegenüber dem Geisterglauben der Chinesen. Meine Überzeugung ist, daß wir den Glauben an die Realität einer Geisterwelt unangetastet lassen sollen. Dagegen müssen wir ganz entschieden auftreten gegen den Aberglauben von irgend welchem Geisterkultus und Geisterverkehr. Wer als Christ auf landesübliche Art, durch leibliche und seelische Vorbereitungen, oder durch Medien, sich mit Geistern in Verbindung setzt, sollte ebenso unfehlbar von der Gemeinde ausgeschlossen werden, wie die Götzendiener. Der Verkehr mit Geistern ist für

Chriſten viel zu gemein, da wir Kinder Gottes des Höchſten ſind. Kinder Gottes ſollen nur mit ihrem himmliſchen Vater verkehren. Hält Gott es für nötig, uns Engel zuzuſenden zur Hilfe oder zum Troſt, ſo iſt es gut, aber wir müſſen auch da ſtets eingedenk bleiben: es geſchieht im Auftrage des Vaters. Alſo kurz: jeder vorwitzige Verkehr mit Geiſtern iſt Sünde, wovor der Chriſt einen Abſcheu haben muß.

19. Beſeſſenheit.

In Beziehung auf dämoniſche Beſeſſenheit und andere Einwirkungen von Geiſtern auf lebendige Menſchen hält man ſich ebenfalls am ſicherſten an die heil. Schrift. Dergleichen Thatſachen, wird von den Chineſen behauptet, ſeien ſehr häufig. Wir haben ſelten Gelegenheit, die Thatſachen ſelber zu prüfen und jedenfalls kein Intereſſe, dieſelben abzuleugnen. Es kommt auch hierbei ganz und gar auf richtige Behandlung ſolcher Fälle von ſeiten des Miſſionars an. Jeder Chriſt ſoll völlig frei ſein von der Einwirkung irgend eines Geiſtes, außer dem heiligen Geiſte Gottes. Sich nach dieſer Seite ſtets frei zu halten, iſt alſo eine Chriſtenpflicht. Widerſtehet dem Teufel, ſo fliehet er von euch, nahet euch zu Gott, ſo nahet er ſich zu euch — iſt die Grundregel. Dazu iſt keinerlei Hokuspokus erforderlich, ſondern nur herzlicher Gebetsumgang mit Gott. Ein Chriſt kann wohl krank werden, aber eben ſomatiſch. Gehirnleiden ſind ebenfalls phyſiſcher Natur. Ja es können Delirien und andere ſogenannte Geiſtesſtörungen eintreten durch Störung in den Funktionen des Körperlebens veranlaßt. Die normale Verbindung der Seele mit der Außenwelt wird dadurch unterbrochen, aber die Seele kann in ſich ungeſtört ſein und ihre Verbindung mit Gott von der geſundeſten Art bleiben. Da haben wir den Prüfſtein für Beſeſſenheit; es kommt ganz auf den Zuſtand der Seele an. Nach den Äußerungen, die aus dem Herzen kommen, läßt ſich bald erkennen, welcher Geiſt im Kranken wohnt. Die ſchlimmſten körperlichen Zuſtände, Konvulſionen, Starrkrampf, Raſerei ꝛc. beweiſen gar nichts. Das kann alles rein natürlich aus der phyſiſchen Natur des Leibes, vielleicht auch mit aus dem ganz natürlichen Seelen- oder Geiſtesleben (Überreizung, Verſtimmung) ſtammen. Beſeſſenheit iſt bewirkt durch einen fremden Geiſt, oder mehrere, ſeien das nun eigentliche Dämonen oder Seelen verſtorbener Menſchen (?). Dieſer fremde Geiſt gelangt, nach meiner Anſicht, zunächſt in den Beſitz des Menſchengeiſtes, beherrſcht dann die Seele und wirkt ſchließlich auf den Leib. Man muß alſo die Geiſter zu prüfen verſtehen und nicht nach den gewöhnlichen Krankheitsſymptonen

urteilen. Einwirkung auf solche fremde Geister, und Austreibung derselben ist möglich in verschiedener Weise. Für Christen ist jedoch nur der Geist Christi zulässig. Entschieden verwerflich sind alle Exorcismusformeln, selbst wenn sie einer alten Kirchenagende angehören sollten. Solche Formeln sind nur eine christianisierte Art von Zaubersprüchen, und beruhen auf dem Aberglauben der Magie. Diese besteht darin, daß man annimmt, gewisse Zeichen und Sprüche übten Kraft auf die Geister aus. Das ist und bleibt Thorheit trotz der Empfehlung durch gelehrte Doktoren. Andere Mittel, wie Weihwasser, Räucherwerk ꝛc. sind noch weniger erlaubt.

Die Anrufung des Namens Jesu geschieht am besten mit Zuziehung von zwei oder drei gereiften Christen. Bei christlichen Handlungen der Art ist aber Glaube die Grundbedingung. Glaube an die Wunderkraft Christi muß in der Umgebung des Patienten vorhanden sein und im Patienten selber womöglich geweckt werden. Selbst dagegen; den Wunderthäter spielen zu wollen, um damit auf die Heiden imponierend zu wirken, davor soll ein Missionar sich wohl hüten. Handauflegen würde ich bei Besessenheit nicht anraten, wohl aber in manchen Krankheitsfällen, besonders bei Nervenleiden empfehlen.

Exorcismus auch in der Taufformel zu gebrauchen, halte ich für dogmatischen Mißverstand.

D. In der Familie.

20. Ehe und Ehescheidung.

Die Ehe ist heilig, jede andere gleichzeitige geschlechtliche Verbindung ausschließend, und unauflöslich. Die christliche Gemeinde kann nur die vom Herrn selber ausgesprochenen Scheidungsgründe gelten lassen. Obschon die Chinesen ebenfalls die Ehe hochstellen, so wird doch nur von der Frau sittliche Reinheit und Treue gefordert und das Gegenteil strenge bestraft. Gegen offene Untreue und Unzucht der Männer giebts keine Gesetze in China. Vielweiberei ist gesetzlich anerkannt, anderer Verkehr weder durch Gesetz noch durch Sitte beschränkt, außer mit Ehefrauen und Töchtern unter väterlicher Gewalt. Die chinesischen Ehescheidungsgründe sind bekannt. Die christliche Gemeinde kann mit solchen Ehegesetzen nie in Konflikt kommen, da die evangelische Reinheit des Verhältnisses der Ehegatten zu einander ein Standpunkt ist, der hoch über Gesetz und Sitte der Welt erhaben ist. Es handelt sich hier jedoch darum, daß die Gemeinde wirklich den christlich-ethischen Standpunkt festhält und sich nicht teilweise auf den heidnisch-chinesischen Standpunkt hinabziehen läßt. Gerade auf diesem Gebiete ist strenge Wachsamkeit nötig. Man muß auch von

der römiſchen Kirche anerkennen, daß ſie in dieſem Stücke chriſtlicher iſt als alle evangeliſchen Staatskirchen. Grauſames Unrecht wäre es aber, wollte man in einem heidniſchen, oder auch einem chriſtianiſierten *Staat* nach ſtrickten evangeliſchen Principien regieren. Die evangeliſchen Principien ſetzen bekehrte Perſonen voraus, deren organiſche Verbindung die chriſtliche Gemeinde iſt, der *Staat iſt und bleibt Naturprodukt*. Natur iſt hier jedoch im weiteren Sinne zu verſtehen, nicht den Geiſt ausſchließend, ſondern nur ſo viel bedeutend, daß der Geiſt in ſeiner Wirkſamkeit dem Einfluß, ja der knechtenden Macht des Sichtbaren und Sinnlichen unterworfen iſt. Der Geiſt wirkt da als Agens des natürlichen Lebens, nicht des göttlichen, da er noch nicht zu ſeiner Freiheit hindurch gedrungen iſt. Das Naturleben des Staats ſoll durch den Einfluß der chriſtlichen Gemeinde allmählich veredelt werden; nicht aber unterjocht.

21. *Trauung.*

Die Ehe iſt *kein Sakrament*, denn ſie iſt kein ſpecifiſch-chriſtliches Inſtitut, ſondern *göttliche Naturordnung*. Die Aufrechthaltung der *göttlichen Naturordnung* der Ehe iſt eine Grundbedingung des Staatsorganismus. Darum findet man in allen civiliſierten Ländern *ſtaatliche Ehegeſetze*. Es iſt das ganz in der Ordnung. Die Trauung trägt ſtreng genommen nichts zur Giltigkeit der Ehe bei, iſt aber doch ein tiefbedeutſamer religiöſer Akt. Der Chriſt erhebt ſich von der reinen Naturbaſis in die Sphäre des chriſtlichen Lebens, der Liebesgemeinſchaft mit Gott. Die Ehe wird ein Typus des Verhältniſſes Chriſti zu ſeiner Gemeinde. Obſchon alſo auf Naturgrund ſtehend, ragt die chriſtliche Ehe in den Himmel hinein. Chriſtliche Ehegatten ſollten ſich deſſen gegenſeitig bewußt bleiben und einander wirklich das werden, was die Idee der chriſtlichen Ehe in ſich birgt. Kinderverlobungen, auch *zu* frühe Verheiratung vor dem Vollalter, ſind mit dem chriſtlichen Begriff der Ehe unverträglich, denn es wird dadurch die Ehe mehr zum ſachlichen Verhältnis herabgewürdigt. Die *perſönliche Lebensgemeinſchaft* der beiden Gatten iſt eine Grundbedingung der chriſtlichen Ehe. Solche Lebensgemeinſchaft kann aber nur erwartet werden, wenn das perſönliche Leben *vorher* zur natürlichen Reife gelangt iſt und beide Gatten einander ſympathiſch ſind. Über dieſen Punkt müſſen natürlich die Beteiligten ein Wort mit zu reden haben. Die Trauung beruht hauptſächlich auf dem aus eigenem Herzensverlangen ausgeſprochenen Ja jedes Gatten, mit dem andern Teil vor Gott in *chriſtlicher* Ehe zu leben, bis der Tod ſcheidet. Wo jedoch den jungen Leuten gar keine Wahl gelaſſen iſt, wird dieſer

feierliche Akt zur Lüge. Man sollte deshalb nicht zu schnell bei der Hand sein, die kirchliche Trauformel zu gebrauchen in Verhältnissen wo die Voraussetzungen ganz fehlen. In China sieht der Bräutigam seine Braut gewöhnlich am Hochzeitstage zum ersten male. Sollte er dieselbe aber auch vielleicht vorher schon gesehen haben, so ist doch in den seltensten Fällen eine eigentliche Bekanntschaft und darauf basiertes Urteil möglich. Auch ist in China unter den jetzigen sozialen Verhältnissen ein freierer Verkehr der jungen Leute beiderlei Geschlechts untereinander mit großen Gefahren verknüpft, so daß er im Interesse der Moral wenigstens zunächst noch nicht wünschenswert erscheint. Wir müssen uns eben auch da in die Verhältnisse schicken. Gottes Segen können wir allen Brautleuten erflehen, also eine kirchliche Einsegnung der Ehe ohne kirchliche Trauformel gewähren. Dies kann auch geschehen, wenn ein Teil Heide ist. Natürlich wird die kirchliche Handlung stets Rücksicht auf den bestimmten Fall nehmen. Zur Übernahme eines Gemeindeamtes ist die Führung einer vollgiltigen christlichen Ehe unerläßliches Erfordernis. Eheloſigkeit unter Voraussetzung eines reinen Wandels ist jedoch gleichfalls berechtigt, da ebenso wohlgefällig vor Gott. Ein Zwang zur Eheloſigkeit, also Cölibat, ist dagegen verwerflich und in der heiligen Schrift geradezu teuflisch genannt. Daß Eheloſigkeit ein heiligerer Stand sei als die Ehe, beruht auf falscher heidnisch-asketischer Anschauung. Dahin gehört auch die in manchen christlichen Kreisen beliebte Lehre, daß Adams Verlangen nach einem Weibe schon ein Sündenfall war. Es sei hier noch bemerkt, daß in China die Ehe als Familienangelegenheit betrachtet wird zur Verehrung der Ahnen. Der Staat schützt die Ehe durch Gesetze, kümmert sich jedoch nicht um die Eheschließung. Weder ein Civilakt vor einem Mandarin, noch ein kirchlicher Akt in einem Tempel findet statt. Die ganze Feier ist im Hause des Bräutigams, Himmel und Erde werden angebetet, sowie die Ahnen des Bräutigams und später die der Braut. Bei christlicher Hochzeitsfeier sind die bestehenden chinesischen Gebräuche zu säubern, nicht nur von Natur- und Ahnenanbetung, sondern auch von abergläubischer Symbolik und heidnischem Aufwand. Das Fest kann ein Freudenfest sein, auch ohne die übliche Verschwendung. Rohe Späße passen ebenfalls nicht zum christlichen Charakter, Fröhlichkeit soll man dagegen fördern.

22. Ehe mit Heiden.

Große Schwierigkeiten macht es, wenn junge Christen mit Heiden in die Ehe treten müssen, weil das Verlöbnis stattfand, als die Eltern noch unbekehrt waren. Für ein christliches Mädchen ist es gewöhnlich verhäng-

nisvoll, wenn es in eine heidnische Familie verheiratet wird, da Gesetz und Sitte ihr keine Selbständigkeit und eigene Überzeugung erlauben. Sie muß dem Manne und besonders ihren Schwiegereltern unbedingt gehorchen. Das Verlöbnis ist nach heidnischem Gesetz fast unlöslich und klagbar wie jeder andere Kontrakt. Aber doch ist auch hier die beiderseitige Einwilligung maßgebend. Wenn also das Mädchen standhaft ist und ihre Eltern der andern Partei die Sachlage offen mitteilen, daß nämlich diese Glaubensänderung in der Tochter vorgegangen sei, dieselbe nie Götzendienst oder Ahnenanbetung verrichten könne, so wird in den meisten Fällen der Bräutigam, resp. dessen Eltern, gerne jede Absicht auf eine solche, in ihre Verhältnisse nicht passende Person, aufgeben und das Verhältnis lösen. Die Eltern der Braut haben in dem Falle die erhaltenen Geschenke zurückzusenden und vielleicht noch eine Entschädigung zu geben. Bestehen die Eltern des Bräutigams auf Vollziehung der Heirat, so haben die Eltern der Braut den Tag der Hochzeit zu bestimmen und können durch fortgesetzten Aufschub Zeit gewinnen und damit wohl auch eine Änderung der Angelegenheit.

Weniger mißlich ist es, wenn ein Christ eine heidnische Braut heiratet. Doch auch da halte ich es für Pflicht der Christen, den heidnischen Teil vorher mit dem neuen Glaubensstandpunkt des Bräutigams bekannt zu machen. Findet man Willigkeit auch auf Seiten der Braut, im Hause ihres künftigen Mannes allen Götzendienst zu unterlassen, so ist bereits Hinneigung zum Christentum vorhanden und der Eintritt in die christliche Gemeinde ist nur eine Frage der Zeit. Aber man wird auch oft genug die Erfahrung machen, daß die Braut und ihre Eltern am Götzendienste festhalten wollen und darum lieber das Verhältnis aufheben. Darauf sollen die Christen unter solchen Umständen sofort eingehen, selbst wenn die Geschenke nicht zurückerstattet werden. Wenn Christen sich verloben oder mitwirken, ihre erwachsenen Kinder zu verloben, so ist fest darauf zu halten, daß es nur mit Christen geschieht, unter keinen Umständen mit Heiden. Es darf nicht um zeitlicher Rücksichten willen der Familiensegen, ja vielleicht die ewige Seligkeit geopfert werden. Es sollte im Übertretungsfalle Ausschluß vom heiligen Abendmahle erfolgen, unter Umständen auch Entziehung von Gemeindeämtern.

23. Polygamie.

Polygamie ist in der Gemeinde unzulässig. Wer sich mit einer andern Frau verbindet, einerlei ob das Eheweib ihre Einwilligung gegeben oder nicht, oder ob es vielleicht gar ihr Wunsch hauptsächlich ist, es schließt das in allen Fällen von der Gemeinde aus, da es christlich betrachtet

Ehebruch ist. Kein Grund berechtigt dazu, ein zweites Weib zum ersten hinzuzunehmen. Wer kinderlos ist, kann sich durch Adoption helfen, oder noch besser sein Geschick als vom Herrn mit Ruhe hinnehmen. Chinesische Christen berufen sich gerne auf die Beispiele der Männer Gottes im alten Testamente. Dagegen ist zu erinnern, daß auch dort Vielweiberei nur unter göttlicher Geduld stand, weil die Versöhnung noch nicht vollbracht war und ohne ein neues Herz die Kraft fehlt zu einem keuschen Wandel vor Gott. Aber unmöglich war es zur Zeit des alten Testaments nicht, wie manche biblische Beispiele beweisen z. B. Isaak. Unmöglich ist es selbst den Heiden nicht, wie gar manche Beispiele der chinesischen Geschichte bezeugen, ja Konfutius selber, von buddhistischen Mönchen eine Anzahl wenigstens, enthielt sich völlig. Ferner müssen wir auf alle die armen Leute hinweisen, welche die Mittel nicht haben, eine zweite Frau zu ernähren; die müssen sich eben in ihre Lage finden. Warum sollten also Christen mit allen Mitteln göttlichen Beistandes nicht vermögen, was so viele heidnische Chinesen vor ihren Augen üben? Eindruck macht auch gewöhnlich auf solche Leute, daß in den Christenländern selbst Könige und Kaiser nur ein Weib haben dürfen. Jedenfalls müssen wir, trotz aller orientalischen Schwierigkeiten, die ursprüngliche Sitte der Menschheit: „Ein Mann und Ein Weib" in der christlichen Gemeinde festhalten. Gottes Kraft ist auch darin in den Schwachen mächtig.

Verhältnisse von Vielweiberei, welche vor der Bekanntschaft mit dem Evangelium geknüpft worden sind, müssen unter Umständen, besonders der Kinder wegen, schonend behandelt werden. Aber von Gemeindeämtern muß jede Art der Polygamie unbedingt ausschließen. Sehr wünschenswert ist es jedoch, wenn die ehelichen Verhältnisse vor dem Empfang der heiligen Taufe, dem Gemeindeprincip gemäß, geregelt werden können. Dieses befreit den betreffenden von vielen späteren Unannehmlichkeiten, benimmt auch den Schwachen in der Gemeinde allen Anlaß zum Ärgernis.

24. Ledig bleiben von Witwen.

Über das Ledig bleiben von Witwen und Verlobten, nach dem Tode des Gatten oder Bräutigams, läßt sich kein Gebot aufstellen. Lobenswert, auch nach apostolischen Grundsätzen, ist es, wenn es geschieht. So sich aber solche Personen, einerlei aus welchen Gründen, verheiraten und zwar zu christlicher Ehe, welches Bedingung für ihr Bleiben in der Gemeinde ist, so darf denselben keinerlei Makel angehängt werden. Die Ehe ist leiblich bedingt für diese Weltzeit, nicht fürs Jenseits, wie heidnischer Aberglaube das annimmt und christliche Sentimentalität oft bei-

stimmt, wenn auch nur in etlichen Stücken. Biblische Nüchternheit kann den mancherlei Überschwenglichkeiten gegenüber nicht genug betont werden. Denen, die wirklich treu lieben, bleibt der große christliche Trost, daß die Liebe unvergänglich ist auch im Jenseits. Fleisch und Blut, und was damit zusammenhängt, können das Reich Gottes, wenn es in Herrlichkeit offenbar wird, nicht ererben. Aber die Seele und was von ihr unzertrennlich ist, der innere Zug einer Seele zur andern, das geht mit in die andere Welt. Aber auch da ist Reinigung und Verklärung durch den Geist Christi das, was hier schon angestrebt werden muß.

25. Stellung der Schwiegertochter.

Die in China allgemein herrschende Unterordnung der Schwiegertochter unter ihre Schwiegermutter ist eine Wurzel vieler Übel. In den heidnischen Verhältnissen ist eine solche Unterordnung nötig, da die junge Frau gewöhnlich noch ein Kind ist, das erst erzogen werden muß. Sie wird aber vielfach nicht als Kind, sondern als Magd behandelt, die Schwiegermutter ist absolute Herrscherin des Hauses. Ist dagegen die Frau reifen Alters, so wird sie selbständig ihrem eignen Hause vorstehen können. Jedenfalls soll ihre Erziehung sie darauf vorbereiten. Doch ist dieses in Südländern, wo eben doch die physische Reife sehr frühe eintrifft, immerhin ein mißlicher Punkt. Auch das Zusammenwohnen mit den Schwiegereltern ist manchmal kaum zu vermeiden. Die Männer müssen eben angewiesen werden, schon bei der Wahl einer Braut auf ihre Verhältnisse in betracht der Schwiegermutter Rücksicht zu nehmen. Auch die Erziehung in den Mädchenschulen könnte etwas mehr zur Lösung dieser Schwierigkeit beitragen. Aber unter hundert in christlichen Anstalten erzogenen Mädchen ist kaum eine, welche sich in eine Schwiegermutter zu schicken wüßte. Es ist das leicht begreiflich, dient aber der Mission nicht zur Empfehlung unter den Heiden. Es läßt sich diesem Übel nicht anders abhelfen als durch getrenntes Wohnen; die junge Frau muß ihren eigenen Hausstand unabhängig von den Schwiegereltern führen können. Das ist ja auch das Rettungsmittel in christlichen Ländern. Nach chinesischer Sitte ist die Schwiegermutter absolute Herrin über die Schwiegertochter, darf dieselbe züchtigen, ja peinigen und töten. Der Mann hat sich darin seiner Mutter unbedingt zu fügen, ja er muß sein geliebtes Weib auf Geheiß der Mutter selbst durchprügeln und vielleicht gar mit einem Scheidebrief aus dem Hause jagen. Um für eine solche Stellung im Leben vorzubereiten, dazu ist natürlich die christliche Schule allein nicht genügend.[1])

[1]) Der Verfasser hat hier einen Satz unvollständig gelassen.

26. Schminke und Schmuck der Frauen.

Der Gebrauch der Schminke, welcher in China sehr allgemein ist, würde besser den käuflichen Frauenzimmern als sichtbares Merkmal ihres Standes überlassen. Hierin ist Belehrung und Ermahnung zu empfehlen. So hat uns der verheiratete Apostel ein Beispiel gegeben in Beziehung auf allerlei Schmuck der Weiber (und deren Töchter wohl mit eingeschlossen). Selbständige Ladys gab es damals noch nicht. Die Kleidung der chinesischen Frauen ist sittsam und kleidsam, so daß darin beim Eintritt in die christliche Gemeinde keine Veränderung erforderlich ist. Dagegen sind die ausgeschnittenen Kleider der christlichen Damen aus den hochcivilisierten Westländern ein Ärgernis für die Chinesen. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Unsitte, die doch wohl aus der Maitressenwirtschaft eines Louis XIV. von Frankreich stammt, in allen christlichen Ländern Hofsitte geworden ist und noch keine energische christliche Reaktion hervorgerufen hat. Der Chinese kann dergleichen nur betrachten als auffallenden Mangel an Schamgefühl und niedrigem Stand der öffentlichen Moral.

Das, worin die Christenfrauen in allen Ländern sich stets vor ihren heidnischen Schwestern auszeichneten, ist Reinheit und Reinlichkeit. Nicht nur an der eignen Person ist dieses ersichtlich, sondern auch an ihren Kindern und im Hause. Es sollte sofort erkenntlich sein, was ein Christenhaus ist, sobald man über die Schwelle tritt, ja selbst vor dem Hause schon. Die alte Sitte, jeden Sonnabend eine gründliche Reinigung vorzunehmen, auch Sonntag früh die Wäsche zu wechseln, so daß am Sonntag alles neu erscheint, ist sehr empfehlenswert und findet auch Anklang bei den chinesischen Christen. Es ist jedoch auch darin auf Ausdauer zu achten, da der alte Schmutz immer wieder sich erneuert und stets neue Anstrengung erfordert.

27. Behandlung der Kinder.

Bei der Geburt von Kindern und in deren ersten Lebensjahren werden eine Menge abergläubischer Bräuche beobachtet. Die Christen haben all dergleichen zu unterlassen, dürfen auch keine Amulette den Kleidern der Kinder anheften. Der Segen Christi in der heiligen Taufe ist ein besserer Schutz. Die Eltern sollen nur in vernünftiger Weise für Reinlichkeit und passende Ernährung des Kindes sorgen, auch soweit als möglich für gute Luft. Sonst steht Leben und Tod, wie bei den Erwachsenen, in Gottes Hand. Man glaubt nämlich hier, daß Krankheit und Tod der Kinder von Dämonen verursacht werde, greift deshalb zu Zaubermitteln, Beschwörungen und Exorcismus. Gegen solchen Wahn hilft auch weder

Scherz noch Spott, sondern allein gläubiges Vertrauen auf Gott. Getaufte Kinder sind als Eigentum des Herrn zu betrachten, den Eltern nur eine Zeitlang zur Erziehung anvertraut. Wo aber Christus herrscht, da ist kein böser Geist zu fürchten. Ohne mancherlei Heimsuchung können aber die besten Christen nicht bleiben, eben um ein lebendiges Gottvertrauen auszureifen.

Die heidnischen Chinesen reden überaus viel von der großen Wichtigkeit der kindlichen Pflicht. Sie betonen dabei jedoch nur die Pflichten der Kinder und vergessen ganz die noch größeren Pflichten der Eltern. Die evangelische Lehre legt mit Recht das Hauptgewicht auf letztere. Wo die Eltern wirklich vor Gott ihre Schuldigkeit thun, da wird es nur selten Fälle von mißratenen Söhnen und Töchtern geben. Es ist zunächst darauf zu achten, daß die Mütter bald mit ihren Kindern beten. Ferner daß sich christliche Lieder und Sprüche in den Häusern einbürgern. Dann hat eine christliche Erziehung das Kind vom zartesten Alter an zu gewöhnen an das, was Gott wohlgefällig ist. Bei den Heiden ist die Erziehung selbstisch auf den Vorteil der Eltern gerichtet. Christen sollen an das zeitliche und ewige Wohl der Kinder denken und an die Rechenschaft, welche sie dereinst Gott für die anvertrauten Pfänder zu geben haben.[1])

28. Binden der Füße.

Das Fußbinden der Mädchen zu verkrüppelter Kleinheit ist eine barbarische Sitte, welche sobald als möglich abgeschafft werden muß. Abgesehen von der Unnatur und den Schmerzen durchs ganze Leben, wird jeder solchen Frau, welche in Armut und Not gerät, Selbstunterhalt durch ihrer Hände Arbeit fast zur Unmöglichkeit gemacht. Der Ursprung dieser Quälerei ist Eitelkeit. Die Frau aus den besseren Ständen bezeugt damit ihren höheren Rang als erste Frau oder eigentliches Eheweib. Die großfüßigen Frauen sind Nebenfrauen oder Dienerinnen. Nur beim geringen Volk sind große, d. h. natürliche Füße allgemein. Durch die kleinen Füße wird das Laufen unmöglich, das Gehen beschwerlich und der Gang schwebend; das ists, was den Chinesen wohlgefällt. Außerdem versteht es sich von selbst, daß eine kleinfüßige Frau keine schwere Arbeiten verrichten kann. Der schädliche Einfluß auf den Körper durch mangelhafte Bewegung und Stauung des Bluts kommt nicht in betracht, scheint auch in Wirklichkeit nicht so schlimm

[1]) Dieses Thema der christlichen Erziehung ist von mir eingehend in chinesischer Sprache behandelt in einem Buche mit dem Titel: Kiau Fa Yi, das schon weite Verbreitung in China gefunden hat, dem ich aber noch hundertmal mehr Einfluß wünschen möchte.

zu ſein als er nach ärztlicher Theorie ſein müßte. Widernatürlich und grauſam iſt aber dieſe Mode. Immerhin bezieht ſich die Unſitte nur auf den Leib, behindert die Seele nicht, darf deshalb keinen Grund zum Ausſchluß aus der Gemeinde abgeben. Die Grundſtimmung und ausgeſprochene Sitte der Gemeinde ſollen aber dagegen zeugen bis zur völligen Beſeitigung.

29. Ahnendienſt.

Dieſer bildet eine Hauptſchwierigkeit für die Miſſion in China. Schon das Verhältnis der Kinder zu den lebenden Eltern, beſonders die Rechte der väterlichen Gewalt ſind in China ſo geartet, daß ſie unſeren chriſtlichen Rechts- und zum Teil ſogar den Moral-Begriffen widerſtreiten. Alle die vielfachen Pflichten gegen lebende und verſtorbene Eltern und Vorfahren, ſowie auch gegen ältere Perſonen und Vorgeſetzte werden zuſammengefaßt unter den Begriff der kindlichen Pietät. Dieſe kindliche Pietät bildet die Grundlage des chineſiſchen Familienlebens, und der chineſiſche Staatsorganismus iſt ebenfalls darauf baſiert.

Die ganze Sache beſteht aber darin, daß die Kinder (und Unterthanen) gar keine Rechte haben, ſondern unbedingt den Eltern untergeordnet ſind. Söhne, auch wenn ſie längſt großjährig ſind, haben kein Eigentumsrecht, ſondern alles, was ſie haben, gehört den Eltern, welche darüber nach Gutdünken verfügen können. Die Eltern beſtimmen den Beruf für den Sohn, ſie wählen ihm die Frau und ſcheiden ihn, wenn die Schwiegertochter in ſchwiegermütterliche Ungnade fällt. Die Heirat geſchieht ja nur in der Abſicht, den Eltern und Ahnen zu dienen. Wenn überhaupt ein Sohn alle Pflichten gegen ſeine Eltern erfüllen wollte, wie es die klaſſiſchen Werke vorſchreiben, ſo dürfte er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, und ſelbſt in der Nacht nichts thun, als deren allerunterthänigſten Kammerdiener machen. Aber das tägliche Leben iſt auch in China mächtiger als alte Theorie, ſo daß die Herren Söhne, auch wenn ſie noch ziemlich jung ſind, über ein gut Teil Selbſtändigkeit verfügen. Ja in manchen Fällen ſcheint die Pietät Eigentum der Eltern gegen die Kinder geworden zu ſein. So viel bleibt aber feſtſtehen, daß das chineſiſche Leben ſein eigentümliches Gepräge hat durch dieſe Pietät der Kinder gegen die Eltern, der Unteren gegen die Oberen und der Jüngeren gegen die Älteren. Manche Härten des Syſtems werden auch von den Chineſen weniger gefühlt, als es für unſere ganz anders gearteten Begriffe den Anſchein hat, da man hier von Kind auf daran gewöhnt iſt und nichts beſſeres kennt. Im praktiſchen Leben gleicht ſich auch manche Unnatürlichkeit auf ſehr natürliche Art aus.

Die Miſſion wird gut thun, den Autoritätsbegriff ganz ruhig

ſtehen zu laſſen. Wird die göttliche Autorität als höchſte erſt einmal anerkannt, ſo reduzieren ſich andere Autoritätchen und auch die übergroße Paternität von ſelbſt aufs richtige Maß. Überhaupt dürfen Chriſten, was zeitliche Dinge angeht, mit den beſtehenden Verhältniſſen Nachſicht haben und die nötige Rückſicht üben. Die Äußerlichkeiten der kindlichen Pietät führen wir im evangeliſchen Geiſte auf die ethiſchen Begriffe Ehrfurcht und Liebe zurück. Darin ſtimmen uns die einſichtsvolleren Chineſen bei. Das andere Korrektiv, daß die Kinder mehr noch Gott zu eigen gehören als den Eltern, iſt ſchon Kap. 27 erwähnt worden. Überhaupt haben wir den Chineſen immer wieder zu zeigen, daß ihre Lehre von der kindlichen Pietät nur einſeitig die Pflicht des Kindes behandelt, die viel bedeutſamere Pflicht der Eltern gegen die Kinder dagegen kaum berührt wird. Die evangeliſche Lehre behandelt dieſe Pflicht der Eltern erſchöpfend und die der Kinder kurz, da ſich dieſelbe eigentlich von ſelbſt verſteht und ganz in den Händen der Eltern ruht. Es iſt dieſer chineſiſche Zug überhaupt charakteriſtiſch für alle übertriebene Autoritäten in der Welt. Von den Untergebenen wird unbedingter Gehorſam gefordert und die Befehlenden anerkennen keine Pflicht gegen die Untergebenen oder ſetzen ſich, als eine höhere Kaſte, zum Teil graziös, zum Teil auch ganz unverſchämt, darüber hinweg. Die bibliſche Lehre iſt anderer Art. Ein Sohn wird Vater und Mutter verlaſſen und ſeinem Weibe anhangen (Matth. 19, 5). Nicht die Kinder ſollen den Eltern Schätze ſammeln, ſondern die Eltern den Kindern 2 Kor. 12, 14 u. ſ. w. Alle ſolche Stellen klingen den Chineſen ſehr hart und unverdaulich. Aber die Chineſen haben auch Anklänge an dieſe Lehren in ihren Klaſſikern. Z. B. unter den fünf menſchlichen Verhältniſſen iſt das zwiſchen Mann und Weib das höchſte, alſo nicht das von Vater und Sohn. Daß das Schätzeſammeln für Nachkommen und nicht für Vorfahren geſchieht, iſt eigentlich ſelbſtverſtändlich.

Doch in Beziehung auf die Lebenden kann man ſich trotz aller Schwierigkeiten ſchließlich noch einigen; was dagegen den Kultus für die Verſtorbenen angeht, ſo müſſen wir damit gleich von vornherein gründlichſt aufräumen. Die Seelen der Verſtorbenen gehören einer anderen Welt an, da hat jeglicher Dienſt der Überlebenden einfach aufzuhören, da er keinen Sinn mehr hat. Die irdiſchen Bande hören mit Ablegung des irdiſchen Leibes auf. Verbindung mag noch fortbeſtehen, aber ſeeliſcher und geiſtiger Art. — Die Sache, um welche es ſich hauptſächlich handelt, iſt die, daß jeder Verſtorbene ſeine Stellung in der andern Welt erhält nach dem Gericht Gottes, insbeſondere nach der Stellung, die der Menſch

im Leibesleben zu Gott und seinem Reiche des Lichts und der Liebe einnahm. Nach dem Tode das Gericht! Es ist das eine harte Lehre, aber kein frommes Gefühl kann sie erweichen. Auch die Chinesen wissen durch den Buddhismus genug davon, meinen aber durch allerlei Mittelchen doch Abhilfe verschaffen zu können. Viele dieser Gebräuche sind den in der römischen Kirche gebräuchlichen täuschend ähnlich. Menschliche Ceremonien sollen die göttliche Vergeltung modifizieren, ja eigentlich illusorisch machen können. Solcher Aberglaube ist nicht nur jämmerlich, sondern auch seelengefährlich.

Den Christen, welche sich härmen über ihre im Heidentume verstorbenen Vorfahren, können wir zurufen: Rette du deine eigene Seele und traue im Übrigen der Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Gott wird retten, was nur irgend zu retten ist und dazu darf auf Erden jeder Gläubige mithelfen. Die Aufstellung von Ahnentafeln halte ich ebenfalls für unzulässig. Wer will, kann ja seinen Stammbaum fortführen und sonst das Andenken seiner Vorfahren in Ehren halten, besonders durch seine eigne persönliche Tüchtigkeit. Bilder der Vorfahren sind natürlich erlaubt, aber ohne jeglichen Kultus.

30. Gräberdienst.

Der Kultus der Chinesen an den Gräbern beruht ebenfalls auf Aberglauben. Man glaubt nämlich, daß eine der drei Seelen des Verstorbenen im Grabe wohne bei den irdischen Überresten. Diese Seele muß ebenfalls, wie ihre Schwesterseele in der Ahnenhalle, mit Nahrung und Kleidung durch bestimmte Opfer versorgt werden. Unterbleibt das, so wird die Seele ein hungriger Dämon und bringt Unglück über die Familie. Das geschieht auch, wenn das Grab an einer ungünstigen Stelle angelegt ist, wo die Seele, nach chinesischer Annahme, irgendwie beunruhigt wird. Es geschieht darum oft, daß, nach einem besondern Unglücksfalle in einer Familie, das Grab der Vorfahren mit großen Kosten anders wohin verlegt wird. Das ist natürlich abhängig von den Geomanten, welche solche Gelegenheiten wohl zu benutzen verstehen ein gutes Geschäft zu machen. Der Gräber wegen entstehen in China viele Streithändel, ja Dorfkriege. Da Gräber überall zerstreut liegen, abgegrenzte Friedhöfe nur für Bettler angelegt werden, so ist auf dem Lande niemand sicher, wenn er irgend einen Bau vornimmt, ob nicht über kurz oder lang jemand mit einer Klage gegen ihn kommt, ein altes Grab in der Nähe sei durch den Bau beunruhigt worden. Die Chinesen graben auch nach einigen Jahren die Gebeine der Vorfahren aus, reinigen dieselben und

ſetzen ſie in einem irdenen Gefäße bei. Reiche Leute haben dafür eine beſondere Gruft oder Familiengrab. Damit behält die Familie auch die das Gebein begleitende Seele als Schutzgeiſt in Beſitz. Dieſer Seele wegen werden auch alljährlich viele tauſend chineſiſche Leichname aus Amerika, Auſtralien und den Kolonien nach China zurückgebracht. Wie viele Unruh für die Ruhe im Grab!

Wo eine chriſtliche Gemeinde beſteht, da iſt auch ein beſonderer Friedhof herzurichten, der einfach aber in guter Ordnung gehalten werden ſollte. Die Grabſteine für Chriſten können in verſtändlicher Schrift Zeugnis ablegen vom Glauben an den Heiland der Sünder und der Hoffnung der Auferſtehung in ewiger Seligkeit. Jedem Chriſten ſteht es natürlich frei, die Gräber ſeiner Lieben zu beſuchen, ſo oft er darnach verlangt, auch grüne Zweige und Blumen darauf nieder zu legen, aber nicht Speiſen und dgl. Gegen einen jährlichen Gedenktag der Gemeinde an ihre Toten läßt ſich auch nichts einwenden. Am paſſendſten wäre dazu eine Verſammlung der ganzen Gemeine auf dem Friedhofe an einem Sonntag Nachmittag; noch ſinniger wäre es bei Sonnenaufgang.[1])

Das Sterben ſelber ſoll der Chriſt als Heimgang zu ſeinem himmliſchen Vater anſehen und ſich täglich darauf vorbereiten. Heidniſche Totenklage und alle abergläubiſche Gebräuche ſind zu unterlaſſen. Die Seele iſt zu ihrem Gott gegangen, dort zu genießen, was ſie geglaubt und im Glauben gelebt hat. Der Leichnam aber wird pietätsvoll gereinigt, gekleidet, in den Sarg gelegt und feierlich, doch ohne heidniſches Gepränge, zur Erde beſtattet. Auch darin hat die Miſſion auf der Hut zu ſein, nicht durch Formelweſen einen andern Aberglauben an die Stelle des früheren zu ſetzen. Gebet, kurze Anſprache an die Leidtragenden, womöglich vor dem offenen Grabe, nicht aber ſogenannte Leichenrede, oder den Verſtorbenen, die in Chriſtenländern gar zu oft widerliche Lobhudelei iſt, womöglich Geſang eines Chorals von der Gemeinde oder den Schülern. Die Verſtorbenen ſind uns vorausgegangen, wir folgen nach. Wir bleiben auch ſtets vereinigt, wenn wir in demſelben Glauben ſtehen und im Lichte wandeln. Nach dem alten Sprüchlein: Herr Jeſu, Dir leb ich! Herr Jeſu, Dir ſterb ich! Herr Jeſu, Dein bin ich, tot und lebendig! Amen.

(Fortſetzung folgt.)

---

[1]) Am ſinnigſten doch wohl am Oſtermorgen. D. H.

Zur Abwehr.[1])

Mit der Bitte, eine öffentliche Widerlegung zu veranlassen, ist mir der nachstehende, „Zur Vorgeschichte der Erwerbung von Angra Pequena“ überschriebene, wie es scheint durch viele Blätter gegangene Artikel von verschiedenen Seiten zugestellt worden.

Lynedoch, 5. August 1884.

Mein Vorgesetzter, der Manager der Farm, ist der in weiten wissenschaftlichen Kreisen bekannte Dr. Theophilus Hahn (wohl ein Sohn des aus Riga stammenden Missionars Hugo Hahn), wenn auch deutscher Abstammung, durch und durch englisch gesinnt. Trotzdem hat derselbe Deutschland einen wichtigen Dienst gethan; er hat Herrn Lüderitz in Bremen unterstützt und demselben den Rat erteilt, Angra Pequena zu kaufen. Es war im Herbst vorigen Jahres, als ein junger Kaufmann Vogelsang ihn in seinem Bureau (Hahn war damals noch Bibliothekar der Grey Library in Kap Town) besuchte, ihm erklärte, er habe eine Schiffsladung Güter und habe den Auftrag, an der Kongo- und übrigen Küste Handelsverbindungen anzuknüpfen. Hahn, als Sohn eines Missionars in Namaqualand (Angra) geboren, war jahrelang in diesem Lande als Trader und auf wissenschaftlichen Reisen herumgezogen und mit den Damara-Missionaren vielfach in Kollision gekommen; um diesen einen Streich zu spielen, gab Hahn dem Vogelsang Briefe an angesehene Häuptlinge mit. Die Damara-Missionare sind nämlich das gerade Gegenteil dessen, was ihr Name besagt. Anstatt das Evangelium zu verkünden, treiben dieselben Handel und verkaufen Branntwein, Gewehre und Munition an die Damaras, hetzen diese gegen die Hottentotten und ziehen dann aus den Wechselfällen des Krieges, gegenseitiger Beraubung der Stämme ihren Nutzen. Dr. Hahn, der für die Hottentotten als aussterbende Völkerrasse sehr eingenommen ist, und sich mit dem Studium ihrer Sprache und Sitten eingehend beschäftigt, auch seine Studien, wie von den ersten Afrikaforschern, wissenschaftlichen Vereinen in Dresden, Berlin, Lissabon, London, Newyork, u. s. w. anerkannt worden, in verschiedenen Schriften niedergelegt hat, gab Vogelsang, wie erwähnt, fünf Briefe an die angesehensten Häuptlinge derselben. Auch machte er ihn mit der Lage und den Produkten des Landes bekannt, und gab dem jungen Manne, um ihm mehr Mut bei dem Unternehmen einzuflößen, alle seine Mitteilungen in Briefform, damit er dieselben zur Rechtfertigung seines Verhaltens seinem Prinzipal nach Bremen einsenden konnte. Das Vorhaben gelang trotz des Gegenarbeitens der deutschen Missionare und anderer Interessenten, wie Spencer, Bengusen und Engländer, welche im Besitz der Guano-Inseln sind. Auch ein Deutscher (Pilgram) in Kap Town hat lebhaft dagegen protestiert; er ist derjenige, welcher zu Lord Derby, dem englischen Kolonialminister, ging und denselben bat, gegen das Vorgehen der deutschen Regierung zu protestieren. Diese Mitteilung über Angra ist authentisch und gestatte ich, dieselbe für die Öffentlichkeit zu benutzen. Herr Lüderitz in Bremen kann das hier angeführte nur bestätigen, und es wäre nicht mehr als recht und billig, wenn in der deutschen Presse diese Thatsache bekannt würde.“

Eigentlich verlohnt es sich nicht der Mühe, einen solchen, den Stempel der unsinnigen Verleumdung breit an der Stirne tragen-

[1]) Um Abdruck wird gebeten!

den Artikel der Widerlegung zu würdigen, zumal der Mann, welcher ihn inspiriert hat, Herr Theoph. Hahn,[1]) in den kompetenten Kreisen sowohl Deutschlands wie am Kap längst jedes Ansehen verloren hat, aus Gründen, welche ich der Schonung halber noch verschweigen will, die ich aber an die Öffentlichkeit zu bringen genötigt sein werde, falls der qu. Herr offen oder versteckt mit seinen lügnerischen Verleumdungen fortfahren sollte. Trotzdem einige Bemerkungen.

1. Der Anteil, den Herr Theoph. Hahn an der Lüderitzschen Erwerbung hat, ist sehr mäßig. Er beschränkt sich darauf, daß ein im Geschäfte des Herrn Lüderitz angestellter, von Lagos kommender junger Mann, Vogelsang, sich bei ihm nach Land und Leuten erkundigt hat, was bei einem späteren Besuche am Kap auch noch Herr Lüderitz selbst gethan. „Das ist der Anteil, nicht mehr und nicht weniger, den Th. H. an der ganzen Sache hat" — so lautet meine authentische, d. h. von Herrn Lüderitz selbst eingezogene Information. Wie es sich mit den fünf Briefen verhält, weiß ich nicht; aber das weiß ich aufs bestimmteste, daß es eine durch Thatsachen widerlegte Einbildung des großsprecherischen Herr Th. H. ist, wenn er dem Herrn V. vorgeredet hat, diese Briefe würden ihm bei den qu. fünf Häuptlingen zu irgendwelcher Empfehlung gereichen. Herr Th. Hahn hat auch im Namalande nichts weniger als einen guten Namen. Hat er die Briefe aber nur mitgegeben, „um den Missionaren einen Streich zu spielen," so hat er sich 1. in dieser Annahme geirrt, 2. aus rachsüchtigen Motiven gehandelt und 3. Herrn Lüderitz nicht redlich beraten, der doch wahrlich nicht, um deutsche Missionare zu ärgern, seine Kolonie gegründet hat. Herr Lüderitz hat über einen solchen Unsinn nur gelacht. Endlich ist es doch ein Widerspruch, wenn sich Herr Th. Hahn als „durch und durch englisch gesinnt" bezeichnen läßt und zugleich mit den Diensten prahlt, die er Deutschland geleistet. Er hat auch schon einmal, obgleich der Sohn eines evangelischen Missionars, der bei den Kollegen seines Vaters viel Gastfreundschaft genossen, römische Missionare ermutigt nach Damraland zu gehen, „um den deutschen Missionaren einen Streich zu spielen." — Daß es endlich auch mit den gerühmten wissenschaftlichen Leistungen des Herrn Th. Hahn soweit her nicht ist, sei jetzt nur in Parenthese bemerkt.

[1]) Derselbe ist nicht, wie in der Rigaschen Zeitung vermutet wird, ein Sohn des bekannten Hugo Hahn, sondern eines andern Missionars Samuel Hahn. In allen anständigen Kreisen wird man es dem Herrn Theophilus Hahn nicht zur Ehre anrechnen, daß er sich einen förmlichen Beruf daraus gemacht hat, den Stand seines Vaters mit Verleumdungen zu überhäufen.

2. Daß die deutschen Missionare dem Unternehmen des Herrn Lüderitz entgegengearbeitet, ist eine dreiste Lüge. Obgleich es selbstverständlich nicht der Beruf der Missionare ist, Annexionen, resp. Landkäufe von den Eingebornen zu betreiben, so haben doch die deutschen Missionare, speciell der in Bethanien stationierte Bam, dem Herrn Lüderitz die ersprießlichsten Dienste geleistet, wie dieser selbst dankbar anerkennt, und herrscht bis auf diese Stunde zwischen beiden das denkbar beste Verhältnis. Schon vor Jahren haben gerade die Damra-Missionare um den Schutz des deutschen Reiches und die Besetzung der Walfischbai — damals leider vergeblich — petitioniert; wie unsinnig ist also die Verleumdung des Herrn Th. Hahn, daß sie jetzt einer deutschen Besitzergreifung sich sollten feindlich gegenüberstellen! Viel eher hätte man das von dem sich selbst als „durch und durch englisch gesinnt" bezeichnenden Verleumder erwarten dürfen! Wer weiß, was er gethan hätte, wenn er nicht den deutschen Missionaren „hätte einen Streich spielen" wollen!

3. Eine ebensolche Lüge ist die Beschuldigung der Damra-Missionare, daß sie Branntweinhandel treiben. Niemand tritt diesem Handel energischer entgegen als sie und Herr Lüderitz hat auf die Vorstellungen ihrer Kollegen im Namaland seinen Leuten den verderblichen Schnapsverkauf verboten. Je und je mögen sie ein Gewehr oder Munition als Tauschartikel gegen Landesprodukte hingegeben haben, um sich den nötigen Lebensunterhalt zu verschaffen und in einem Lande, wo jeder darauf angewiesen ist, sich gegen wilde Tiere und ev. auch gegen räuberische Menschen selbst zu schützen, kann man das nicht als Unrecht bezeichnen. Übrigens hat Herr Th. Hahn selbst mit Gewehren und Munition gehandelt. Was sonst den Charakter der angegriffenen Missionare betrifft, so wird er sogar von dem Berliner Tageblatt (1884 Nr. 366) in einer südafrikanischen Reiseskizze aufs höchste gelobt. Sie heißen da: „Männer von edlem Charakter und von hohem Mute und Begeisterung für ihren so schweren Beruf beseelt", „liebe, biedere Männer" ꝛc.

4. Am allerunsinnigsten ist aber die Verleumdung, daß die Damra-Missionare zum Kriege hetzen und aus den Wechselfällen des Kriegs ꝛc. ihren Nutzen ziehen sollen. Leiden doch die Missionare selbst durch den Krieg den größten Schaden, da man ihnen ihr Vieh raubt, ihre Stationen zerstört ꝛc. Übrigens bestand in Damraland die Kriegführung seit Jahren wesentlich in den Raubzügen der Hottentotten gegen die Damra; die Missionare der letzteren konnten also gar nicht zu denselben gehetzt haben. Thatsache ist, daß niemand sich größere Verdienste um die Erhaltung, resp. Wiederherstellung des Friedens

zwischen beiden Nationen erworben hat, als die Missionare hüben und drüben. Hätten sie das nicht schon aus Berufstreue gethan, so würde doch jedenfalls die gegenseitige Freundschaft, die sie als Boten einer und derselben deutschen Missions-Gesellschaft unter einander verband, sie zu Friedensstiftern gemacht haben.

Und nun genug. Ich schließe: „Herr Lüderitz in Bremen kann das hier Angeführte nur bestätigen und es wäre nicht mehr als billig und recht, wenn in der deutschen Presse diese Thatsache bekannt würde."

D. Warneck.

Literatur-Bericht.

1) **Olpp**: „Angra Pequena und Groß-Nama-Land." Auf Grund vieljähriger Beobachtung kurz geschildert. Mit einem Vorworte von D. Fabri. Nebst einer Karte des Herero- und Namalandes (Elberfeld, Friderichs 1884). Was ist und wo liegt Angra Pequena? Noch vor kaum einem Jahre hätte man mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen können, selbst eine Gesellschaft gebildeter Männer durch diese Frage in Verlegenheit zu setzen. Heut wird sie fast jeder Schulknabe beantworten können. Hätte die Firma Lüderitz ihren Landkauf im Groß-Namalande vor zehn Jahren bewerkstelligt, wer weiß, ob von dieser Erwerbung viel Aufhebens gemacht worden wäre! Wenn aber heut diese Angelegenheit in allen politischen und wirtschaftlichen Blättern des In- und Auslandes und zwar zum Teil mit einem großen Enthusiasmus pro et contra besprochen wird, so erklärt sich diese Erscheinung allein durch den unerwarteten Umschwung, den die deutsche Politik in der Kolonialfrage genommen hat. Ein ganzes Heer von Federn hat sich, getragen von jugendlichem Kolonialeifer, nun berufen gefühlt, über eine bisher fast völlige terra incognita ihre Weisheit zu Markte zu tragen und — sich manches testimonium paupertatis ausgestellt. Es war daher ein dringendes Bedürfnis, daß Männer ihre Stimme erhoben, die auf Grund eigner langjähriger Beobachtung eine der Wirklichkeit entsprechende Schilderung von Land und Leuten zu zeichnen befähigt waren, damit an die Stelle der Phantasiegemälde die nüchterne Realität träte. Solche Männer sind zur Zeit wesentlich nur die Boten der rheinischen Missionsgesellschaft, welche seit ca. vier Jahrzehnten in dem Hinterlande der jetzt so viel besprochenen afrikanischen Südwestküste arbeitet. Nachdem schon einer dieser rheinischen Missionare (Büttner) das Wort ergriffen in der von uns bereits angezeigten Schrift: „Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena" läßt jetzt ein zweiter 15 Jahre im Großnamalande stationiert gewesener Kollege seine Stimme vernehmen. Die Schrift Olpps ist allerdings nicht mit der Anschaulichkeit und Erzählerfrische wie die Büttnersche geschrieben; sie ist viel abstrakte Schilderung, aber präzis und klar gehalten und in jeder Zeile den Stempel der Treue tragend. In 11 kurzen Kapiteln orientiert sie über Angra Pequena, Lage und Bodenbeschaffenheit des Hinterlandes, Klima, Vegetation und Tierwelt, die eingebornen Stämme, deren Wohnsitze, Lebensweise, Bildungsart, Temperament, politische und soziale Einrichtungen, Familienleben und Beschäftigung, religiöse Gebräuche, Sprichworte, Fabeln und Sprache und schließt mit einem Überblick

über die Thätigkeit und Erfolge der Mission. Erfreulich ist, daß der Angra Pequena-Enthusiasmus die weitesten Kreise auf die deutsche Missionsarbeit in Südwestafrika aufmerksam gemacht und zu einem Respekt wenigstens vor dem Kulturwert der Mission genötigt hat.

2) **De le Roi**: „Die evangelische Christenheit und die Juden unter dem Gesichtspunkte der Mission geschichtlich dargestellt" (Karlsruhe, Reuther, 1884, 7 Mk.). 1. Band. — Eine fleißige, gründliche, ihren Gegenstand ziemlich erschöpfende Arbeit, die fortan für die Geschichte der Judenmission als Hauptquelle gelten wird. In 3 Hauptkapiteln wird 1) die reformatorische Anfangszeit bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, 2) das Zeitalter der gelehrten Beziehungen in der evangelischen Christenheit zu den Juden bis zum Ende des 17. Jahrhunderts und 3) die Zeit des Vorherrschens innerer Beziehungen zu den Juden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts behandelt. Die ziemlich allgemein und unbestimmt gehaltene Überschrift des 3. Kapitels dürfte vielleicht verständlicher als die Zeit der direkten pietistischen Missionsversuche bezeichnet worden sein. Den Hauptinhalt desselben bildet nämlich die ausführliche mehr als 100 Seiten umfassende Geschichte des Callenbergschen Institutum Judaicum in Halle, von welcher auch ein Separatabdruck erschienen ist. Die quellenmäßige Darstellung dieser von dem Institutum ausgegangenen nicht unbedeutenden und von hervorragenden Männern geübten direkten Judenmissionsthätigkeit, ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Pietismus, und es muß als ein Verdienst des vorliegenden Werkes bezeichnet werden, durch ihn in ähnlicher Weise eine Lücke in der bisherigen Literatur ausgefüllt zu haben, wie seiner Zeit die bekannten Germannschen Arbeiten bezüglich der Heidenmissionsthätigkeit des Pietismus dies gethan. Es bleibt ein unvergängliches Ehrendenkmal in der Geschichte des Pietismus, daß er sowohl zur Heiden- wie Judenmissionsthätigkeit innerhalb der evangelischen Kirche die erste und nachhaltige Anregung gegeben! Aber auch die beiden ersten Kapitel enthalten des Wertvollen nicht wenig. Von allen Enden hat der Verfasser sein reiches Material gesammelt auch über die Beziehungen zu den Juden außerhalb Deutschlands. Es dürften ihm wenig hierher gehörige literarische Erscheinungen entgangen sein. Besonders aufmerksam möchten wir machen auf seine Darstellung des Verhältnisses Luthers und der Reformation überhaupt zu den Juden, die Geschichte des edeln und gelehrten Esdras Edzard, die speziellen Mitteilungen über die Zustände innerhalb des Judentums in den betreffenden Zeitabschnitten wie über interessante jüdische Konvertiten ꝛc. Für das historische Studium der Judenfrage bietet das fleißige und nüchterne Werk de le Rois eine der gründlichsten Quellen und besten Orientierungen.

3) **Ohly**: „Dein Reich komme. Eine Sammlung von Predigten bei Missionsfesten" (Wiesbaden, Niedner, 1884, 3 Mk.) Gewiß für manchen Festprediger eine willkommene Handreichung. Wie es immer bei dergleichen Sammlungen geht: es ist nicht alles gleichwertig; aber die schönen Gaben sind überwiegend. Nur ist zu wünschen, daß die Benutzung sich wesentlich auf Anregung und Anweisung beschränke und nicht der eignen Arbeit die Freiheit raube.

4) **Stöckicht**: „Text-Verzeichnis zu Kasualpredigten" (Ebend. 1884, 4 Mk.). Unter den 12 Abschnitten, in welche diese Texte und Sammlung gegliedert ist, ist auch einer (der letzte) der äußern (und zwar der Heiden- wie Juden-) Mission gewidmet. Im Vergleich zu der von Zychlinskischen „Missions-Bibel"[1]) ist die Auswahl eine viel be-

[1]) Gütersloh, Bertelsmann, 1884. 60 Pf.

schränktere, dem praktischen Bedürfnis aber dürfte sie genügen. Die Bemerkungen des Herausgebers zu vielen der Texte sind zu kurz und oft zu allgemein, um für die homiletische Verwendung wesentliche Dienste thun zu können.

5) **von Prschewalsky:** „Reisen in Tibet und am oberen Laufe des gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 80. Aus dem Russischen. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte in Farbendruck" (Jena, Costenoble, 1884, 8 Mk.). Unter den asiatischen Entdeckungsreisenden hat der Name v. Prschewalskys weit über Rußland hinaus längst eine verdiente Berühmtheit erlangt. Er hat bereits 3 Reisen nach Centralasien ausgeführt und der Schluß des vorliegenden Buches enthält eine kurze Zusammenfassung ihrer wissenschaftlichen Resultate, die bei den Fachmännern allgemeine Anerkennung gefunden haben. Das hier angezeigte höchst lehrreiche Werk, das über eine noch fast gänzlich unbekannte Welt orientiert, giebt in dem Rahmen einer interessanten Reiseerzählung nicht bloß die subjektiven Erlebnisse des Verfassers, sondern die geographische, naturkundliche, ethnologische und — was uns besonders wertvoll — religionsgeschichtliche Beschreibung des auf dem Titel bezeichneten centralasiatischen Ländergebiets. Was er über den wirklichen Buddhismus mitteilt, dürfte sehr geeignet sein, die Schwärmer für denselben unter uns zu ernüchtern. Leider gelang es dem mutigen Reisenden nicht, bis zur Hauptstadt von Tibet, Lassa, dem Sitz des Dalai-lama, vorzudringen; ziemlich nahe am Ziele wurde er durch den Fanatismus der Tibetaner zur Umkehr genötigt. Christliche Missionen finden sich noch nicht in dem verschlossenen Lande. Die Notiz von dem einjährigen Aufenthalte dreier gut chinesisch sprechender Missionare in Dün-juan-in (S. 265) ist zu unbestimmt und nebelhaft, als daß wir sie irgend kontrollieren könnten. Entweder sind es Russen oder römische Katholiken gewesen. — Es ist eigentümlich, daß die centralasiatischen Entdeckungsreisen lange nicht dasselbe romantische Interesse bei uns genießen wie die centalafrikanischen, und doch sind die Länder, deren Kenntnis sie uns erschließen, fast ebenso unbekannt, ja teilweise noch unbekannter als die des afrikanischen Innern. Möchte es den lehrreichen Werken Prschewalskys gelingen, für die Erschließung des umnachteten Centralasien eine allgemeinere Teilnahme und Aufmerksamkeit zu erwecken.

6) **Wünsche:** „Lehre der 12 Apostel. Nach der Ausgabe des Metropoliten Ph. Bryennios, mit Beifügung des Urtextes, nebst Einleitung und Noten ins Deutsche übertragen" (Leipzig, O. Schulze, 1884. S. 34). Aus den theologischen Zeitschriften sind unsre Leser über diese neu entdeckte hochwichtige altkirchliche Schrift, jedenfalls eins der ältesten theologischen Literaturdenkmäler (vermutlich aus der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts), längst unterrichtet. Die vorliegende sorgfältige Ausgabe giebt neben einer guten Übersetzung den Urtext und eine kurze orientierende Einleitung. Da die Schrift auch für die nachapostolische Mission von hoher Bedeutung ist, so gedenken wir später in einem besondern Artikel auf sie zurückzukommen. Wck.

Die eingeborenen Christen in Hereroland nach ihrem geistlichen Leben und sittlichen Verhalten.

Von Missionar Viehe.

Wenn ich im nachfolgenden den Versuch wage, eine kurze Darstellung zu geben über den geistlichen Stand unserer jungen Hererochristen, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich mir damit eine ernste Aufgabe stelle. Nicht darum handelt es sich, nur anregende, erbauliche Mitteilungen von unseren Christen zu machen, sondern ein Bild derselben zu zeichnen, auf welchem Licht und Schatten richtig verteilt sind. Ob ich als Missionar, der dies zu sein von Herzen sich freut, das zu thun überhaupt befähigt bin? Mancher wird das bezweifeln. Man wird ja billig daran zweifeln können, ob ein Vater imstande sein würde, ein objektiv richtiges Urteil über seine Kinder abzugeben. Die Liebe deckt die Sünden und Fehler eben viel lieber zu als auf. Doch will ich versuchen, mich über meine Liebesbeziehung zu unsern jungen Gemeindegliedern hinweg zu setzen und mich von dem ernstlichen Bestreben leiten lassen, so unparteiisch als möglich zu schreiben. Dabei erkenne ich es als Pflicht, auch die Urteile derjenigen ruhig zu prüfen, welche sich gleichgiltig oder feindselig zu unserm Werke verhalten.

Ein wirklich gerechtes Urteil über einen Menschen werden wir nur dann erlangen können, wenn wir dabei sowohl seine Vergangenheit als die Verhältnisse, in denen er lebt, mit ins Auge fassen. In Anwendung auf einen Christen gilt dies um so mehr als derselbe wesentlich nicht im Gewordensein, sondern im Werden besteht. Deshalb ist bei ihm vor allem zu berücksichtigen, wie er vor seiner Bekehrung beschaffen gewesen ist. Es ist ja durchaus kein Beweis für den höheren Stand meines persönlichen Christentums, wenn ich mich von manchem Unflat, welcher unsern jungen Heidenchristen noch anklebt, frei weiß. Der von gläubigen Eltern unter Christen Geborene ist ohne den gröbsten heidnischen Sündenschmutz auf die Welt gekommen und mancher offenbarer Schanden und Laster hat er sich enthalten oder hat sie abgelegt aus rein äußerlichen Beweggründen. Wenn ein solcher nun etwa mit einer gewissen Mißachtung auf einen jungen Heidenchristen herabblickt, so vergißt er nur allzuleicht,

daß dieser vielleicht weit mehr als er selbst um des Himmels willen gekämpft und geopfert hat. Etwas anders ist es schon, wenn jemand auch in der Christenheit von lasterhaften Eltern geboren und erzogen wurde und so von Jugend auf etwa an Trunksucht oder andere grobe Laster gewöhnt war. Aber auch ein solcher ist doch in einer viel vorteilhafteren Lage als ein in dem unflätigen Sündenleben der Herero Aufgewachsener. Er hat doch wenigstens Gelegenheit gehabt, christliche Menschen als Vorbilder der Sittlichkeit zu sehen und ist sich wohl bewußt, daß sein Lasterleben ein vor Gott und Menschen verwerfliches ist. Der Herero dagegen hat von Jugend auf nichts anderes als das unflätigste Lasterleben kennen gelernt. Wenn er nach väterlicher Weise in allen Lastern des Heidentums lebte, so hatte er keine Ahnung davon, daß er damit etwas Verwerfliches und Sündliches beging. Es kann deshalb gar nicht anders sein, als daß das stets lebendige Bewußtsein von der Sündlichkeit der Werke, welche wir nach Gottes Wort als Laster bezeichnen, nur sehr allmählich in ihm erstarkt, wenn er auch längst eine theoretische Kenntnis davon besitzt.

Unter solchen Umständen wird niemand erwarten, daß ich in der Lage sei, unsere jungen Heidenchristen als Muster der Sittlichkeit darzustellen oder von allen zu behaupten, sie seien von Herzen bekehrte Christen. Bei den meisten ist das geistliche Leben vielmehr noch recht schwach entwickelt und auch ihr sittliches Verhalten zeigt noch viele Mängel und Gebrechen. Eins aber läßt sich von fast allen behaupten, daß sie nämlich gern Christen sein und selig werden wollen. Auch die Klagen der ungläubigen und uns vielfach feindlichen Europäer (welche ich hier kurz als Händler bezeichnen kann) darf man nicht ohne weiteres als ganz unbegründet verwerfen. Nur davor muß ich warnen, zu viel Gewicht darauf zu legen. Diese Leute, welche fast alle jede Religion längst über den Haufen geworfen haben, können für unsere Bestrebungen unmöglich ein Verständnis haben. Sie werden durch ihr Verlangen nach ungebundenem Fleischesleben und Reichtum an dies Land gefesselt. Gerade über die Sünden des Fleisches, welche auch in unsern Gemeinden noch am meisten vorkommen, führen sie deshalb auch kaum jemals Klage. Denn das müssen sie doch zugeben, daß sie mit solchen Klagen sich selbst am allermeisten ins Angesicht schlagen würden, weil sie beständig in den Lastern leben, in welche zu unserm Schmerz mitunter auch unsere Getauften fallen, welche Laster dann aber von der Gemeinde verurteilt und mit Kirchenstrafen belegt werden. Der Händler beurteilt den Eingebo-

renen fast ausschließlich darnach, was er ihm für seine weltlichen und nur zu oft sündlichen Zwecke wert ist. Wenn es uns möglich wäre, unsere Leute zu unbedingter Unterwürfigkeit unter die Europäer und zu tüchtigen Unterhändlern für dieselben zu erziehen, welche nur im Interesse ihrer weißen Herren sich mitunter auch einen Betrug erlaubten, wenn wir ferner ein Auge zudrücken könnten, wenn Händler getaufte Frauen zu ihrem Lasterleben zu verführen suchen, dann wären wir Missionare im Sinne dieser Herren und würden gar bald bis in den Himmel erhoben werden. Je weiter in solchen Beziehungen ein Missionar den Wünschen der Händler entgegen kommt, je höher steigt sein Ruhm bei ihnen.

Doch hören wir die Klagen der Händler gegen unsere Getauften. Die meisten gehen dahin, unsere Getauften seien zum Teil im Handel mit ihnen nicht viel ehrlicher als die Heiden, ihr Betragen sei oft mindestens ebenso arrogant und zu den meisten Dienstleistungen seien sie noch unbrauchbarer oder wenigstens anspruchsvoller als jene. Nun wird aber niemand behaupten wollen, die meisten dieser Händler nähmen es mit der Ehrlichkeit im Handel selbst besonders genau; wenigstens den Eingeborenen gegenüber ist das gewiß nicht der Fall; aber sie selbst führen auch einer über des anderen Unehrlichkeit noch mehr Klage als über die unserer Getauften. Auch liegt in solchen Klagefällen das Recht keineswegs immer so auf der Hand, daß man annehmen müßte, der beschuldigte Eingeborene hätte mit Bewußtsein ein Unrecht begangen. In den meisten Fällen wird der Beschuldigte vielmehr der Ansicht sein, daß er in seinem vollen Recht sei. Als vor einer Reihe von Jahren Palgrave als Specialkommissar hier eine gewisse Jurisdiktion ausübte, da jauchzten die Händler auf und brachten ihre triftigsten Klagen gegen Eingeborene vor ihn, aber in den meisten Fällen entschied er nach genauer Untersuchung gegen die weißen Klagesteller. Natürlich hörte er infolge dieser Unparteilichkeit bald auf, ihr Freund zu sein. Trotzdem muß zugegeben werden, daß in allen eben genannten Klagen etwas Wahres ist. Manche Getaufte lassen sich durch den Geiz (das andere Hauptlaster der Herero) nicht selten zu Unehrenhaftigkeiten im Handel verleiten, und was das arrogante Betragen den Händlern gegenüber angeht, so muß ich diesen Vorwurf ganz stehen lassen. Dies will ich auch damit nicht entschuldigen, daß die Leute von eben diesen Händlern zu ihrer eignen Arroganz noch viel hinzugelernt haben, wie man z. B. daraus ersehen kann, daß diejenigen Getauften, welche viel mit ihnen verkehrt haben, in dieser und auch anderen Beziehungen sich am meisten zu schulden kommen lassen. Den Vorwurf, daß

die Getauften zu gewissen Dienstleistungen unbrauchbarer oder anspruchsvoller sind als die Heiden, kann man zugeben, ohne darin sogleich eine besondere Anklage zu erblicken. Auch daheim erwächst dem etwa zum Kaufmann Ausgebildeten ja noch kein belastender Vorwurf daraus, wenn man behauptet, daß er sich zum Bauernknecht weniger gut eignet als ein in diesem Stande Erzogener. Die meisten Arbeiten, für welche der Händler Knechte bedarf, wie z. B. das Weiden seiner Rinder, erfordert keine weitere Fähigkeit als auch der stumpfe Heide besitzt und dieser hat so geringe Bedürfnisse (da er z. B. ungekleidet geht), daß er die Arbeit für viel geringeren Lohn thun kann als der Christ. Aber auch aus anderen Gründen kann ein Getaufter nicht wohl auf längere Zeit bei Händlern in Dienst treten. Wir können dies auch gar nicht wünschen, teils wegen des unmoralischen Einflusses der meisten Händler[1]) und sodann weil es einem Eingeborenen in solchem Dienste meistens nicht möglich sein würde, die Schule, den Taufunterricht oder auch nur die sonntäglichen Gottesdienste zu besuchen. Aber, wie gesagt, eine gewisse Wahrheit ist doch auch in dieser Beschuldigung enthalten. Gehorsam und Unterthänigkeit ist eine gar seltene Tugend unter den Herero und wenn die Leute getauft sind und angefangen haben, anständige europäische Kleider zu tragen, so glauben sie nur allzuleicht, sie ständen mit den Europäern schon auf gleicher Stufe und sie seien zu gut dazu, niedere Knechtsdienste zu thun, obwohl sie sich noch lange nicht zu schämen pflegen, nach Landessitte zu betteln.

Vielfach wird den Getauften auch Arbeitsscheu zur Last gelegt, ich glaube, mit Unrecht. Es ist zwar wahr, daß auch von ihnen noch viel Zeit unbenutzt bleibt; aber das hat seinen Grund nicht im Charakter der Leute, sondern in den Verhältnissen und der Beschaffenheit des Landes. Es findet sich hier nur an ganz vereinzelten Stellen etwas Land, welches sich einigermaßen zu Ackerbau eignet, und wo sich solches im Besitz unserer Gemeinden befindet, da wird es mit großem Fleiß bearbeitet, obwohl auch hier die Arbeit sich kaum lohnt und der Ertrag in allen Fällen sehr zweifelhaft ist. Nun ist es freilich wahr, daß die Arbeit als solche einen Segen in sich birgt, und deshalb halten wir unsere Leute auch auf alle mögliche Weise zur Arbeit an, aber um dieses Segens willen hat doch noch niemand eine Arbeit betrieben. Wenn das Land im großen und

[1]) Natürlich giebt es auch Ausnahmen; besonders unter den Schweden haben wir hier einzelne recht ehrenhafte Leute gehabt.

ganzen dazu geeignet wäre, so würde — das läßt sich mit Bestimmtheit behaupten — das Hererovolk sich in erstaunlich kurzer Zeit aus einem Hirtenvolke in ein ackerbautreibendes Volk verwandeln. Schon die Habsucht würde es dazu treiben. Wenn ich einmal auf kurze Zeit für einige Leute Arbeit habe, so ist jeder froh, den ich dazu rufe, obwohl der Lohn (1 M. pr. Tag oder gar nur 10 M. pr. Monat) ein im Verhältnis zu den enormen Preisen, welche sie für Kleider und andere Bedürfnisse zahlen müssen, sehr geringer ist. Auf unsern Stationen, besonders auf Omaruru, zeugen auch eine Anzahl Häuser, welche im europäischen Stil aus Backsteinen von den Getauften aufgeführt sind, davon, daß sie weder zu träge noch ungeschickt sind, europäische Arbeiten nachzuahmen.

Wenn nach dem bisherigen von seiten der Händler viele Klagen gegen unsere Getauften geführt werden, und ich auch durchaus nicht in der Lage bin, dieselben ohne weiteres als unbegründet zurückweisen zu können, so wäre es doch sehr unrichtig, wenn man daraus schließen wollte, dieselben sähen keinerlei Nutzen in unserer Missionsarbeit. Mögen sie auch noch so viel an unserer Arbeit und unsern Leuten auszusetzen haben, so beweisen sie in praxi doch immer aufs neue, wie sehr sie den Vorteil der Mission zu schätzen wissen. Kein Händler läßt sich dauernd auf einem Platze außerhalb unserer Stationen nieder, aber wo immer wir eine Station errichten, da pflegt auch der Händler mit seinem Laden nicht lange auf sich warten zu lassen. Die Bessergesinnten unter ihnen gestehen dies auch unumwunden. So hat der bedeutendste unter ihnen, Herr Eriksson, mir wiederholt gesagt: „Wenn die Missionare nicht im Lande wären, so würde es für uns Händler unmöglich sein, unter dem Volke zu verkehren," und bei einer anderen Gelegenheit: „Wenn die Getauften nicht auf Omaruru wären, so könnte ich es hier nicht aushalten." Zu Arbeiten, welche mehr Befähigung erfordern oder mit denen eine größere Verantwortlichkeit verbunden ist, wird auch der Händler, wo möglich, Getaufte zu bekommen suchen. Nicht leicht wird er z. B. einen Heiden mit Tauschwaaren zum Verhandeln ins Außenfeld schicken. Als Herr Eriksson vor mehreren Jahren eine große Schiffsladung Waren von England in Walfischbai erwartete und selbst dabei nicht zugegen sein konnte, da ersuchte er mich, mehreren Männern aus der Gemeinde zu erlauben, für ihn auf längere Zeit dorthin zu gehen, um beim Landen der Waren zu helfen und dieselben zu beaufsichtigen, bis sie hierhergeschafft werden könnten. Dabei bemerkte er: „Ich habe zwar Weiße und Bastards genug, welche ich schicken könnte, aber dieselben würden dort beständig

angetrunken sein und Waren Waren sein lassen, und Heiden zu schicken, davon kann natürlich erst recht nicht die Rede sein."

Sehr oft hört man die Behauptung: „Der Missionar kennt seine Leute nur von einer Seite, da sie sich ihm nur im Sonntagskleide zeigen, nur vor dem ungläubigen Händler zeigen sie sich, wie sie eigentlich sind." Darin ist nun wieder viel wahres. Der verständige Mann — und warum sollte ein Missionar nicht auch ein wenig verständig sein können? — wird das auch gar nicht verwunderlich finden. Ja noch mehr, es würde eine gewisse Roheit anzeigen, wenn die Leute sich vor dem Missionar gerade so benehmen wollten wie vor dem ungläubigen Händler. Auch gilt das gleiche nicht bloß hier und hier nicht bloß von den farbigen Getauften. Die Weißen machen es hier genau ebenso und in Deutschland macht man es seinem Pastor gegenüber ebenfalls so. Zunächst ist aber zu bemerken, daß der Missionar von jedem seiner Gemeindeglieder eben doch mehr weiß, als er mit eignen Augen an ihm sieht. Besonders wenn der Missionar, wie Schreiber dieses, in der Lage ist, fast täglich mit Händlern auf seiner Station zu verkehren, so können die Klagen und Urteile derselben ihm nicht wohl verborgen bleiben. Wo ein ungläubiger Händler oder Heide etwas wirklich Begründetes gegen ein Gemeindeglied zu sagen weiß, da wird er auch nicht leicht davon schweigen. Sodann verkehrt aber auch der Missionar selbst nicht bloß als solcher, nicht bloß in geistlichen Angelegenheiten mit seinen Leuten. Er hat hundert rein äußerliche Beschäftigungen und muß sogar etwas Tauschhandel treiben. Letzteres ist zu bedauern und sollte jedenfalls stets auf das Unvermeidliche beschränkt bleiben. Wenn letzteres geschieht, wenn er keinerlei gewinnsüchtigen Handel treibt und sich gewissenhaft darauf beschränkt, seinen nötigen Bedarf an Schlacht- und Zugvieh und anderen Bedürfnissen von seinen Leuten zu erhandeln, so hat das allerdings nichts Bedenkliches und auch der Eingeborene kann das ganz gut verstehen. Immerhin aber ist der Tauschhandel ein recht unangenehmes Geschäft; in zahllosen Fällen stimmen Verkäufer und Käufer über den Wert eines Artikels nicht überein und dabei können selbst einige der Getauften auch gegen ihren Missionar recht unartig sich benehmen, obwohl das gewiß in viel geringerem Grade der Fall ist, als wenn sie es mit Händlern zu thun haben. Somit hat auch der Missionar daheim und auf Reisen allerlei Gelegenheit durch eigne Beobachtung und durch die Mitteilungen anderer seine Leute von mehr als einer Seite kennen zu lernen und weiß sehr wohl, daß noch recht viel an ihnen auszusetzen ist; er weiß, daß zwei Wesen in

ihnen wohnen, welche viel augenfälliger einander bekämpfen, als das bei Christen daheim der Fall ist; er weiß, daß die heidnische Natur nicht selten momentan die Oberhand über die christliche behauptet, er weiß aber auch, daß bei den allermeisten die letztere am Ende doch immer wieder den Sieg davon trägt. Man merkt es den Leuten auch recht wohl an, wie sehr sie sich innerlich geschlagen fühlen, wenn sie sich zeitweilig von der alten heidnischen Natur haben hinreißen lassen. Dies werden wir weiter unten noch näher zu sehen Gelegenheit haben.

Der noch immer nicht enden wollende Krieg zwischen Herero und Namaqua hat unsere Arbeit mannigfach gelähmt, doch hat er unter anderem auch die gute Wirkung gehabt, daß während desselben der Unterschied zwischen Christen und Heiden handgreiflicher zu Tage getreten ist als je zuvor, und darin stimmen Freunde und Feinde unserer Mission denn einmal überein, daß die Christen sich im Kriege über Erwarten gut bewährt haben. Wo z. B. auf den Kriegszügen die Christen in genügender Zahl vertreten waren, da gelang es ihnen fast überall, unnötiges Blutvergießen und andere alte heidnische Greuel zu verhüten und ihr Einfluß auf die Volksverhältnisse ist in augenscheinlicher Weise gewachsen.

Der Gegensatz zwischen Heiden und Christen tritt am stärksten auf dem Gebiete des Familienlebens hervor. Auch der grundsätzliche Gegner der Mission muß dies anerkennen. Als ich vor einigen Jahren den Herrn Dr. Theoph. Hahn darauf aufmerksam machte, daß die getauften Frauen mit ganz auffallend vielen Kindern, besonders Söhnen gesegnet seien, da entgegnete mir derselbe, das sei eine Thatsache, welche sich aus ihrem geordneten sittlichen Familienleben leicht erklären lasse. Ein großer Segen für die Familien ist darin zu erkennen, daß der Hausvater morgens und abends seine Frau, seine Kinder und sein Gesinde um sich zu versammeln pflegt, ein Lied mit ihnen singt, einen Bibelabschnitt liest und betet. Es fehlt zwar noch viel, daß das Ideal des christlichen Familienlebens erreicht sei; Mann und Frau gehen oft noch mehr neben als miteinander, nur wenige haben es so weit gebracht, daß man sie z. B. zusammen spazieren gehen, in geordneter Weise mit ihren Kindern zusammen essen sieht u. s. w. Besonders die christliche Kindererziehung läßt bei den meisten noch sehr viel zu wünschen übrig; aber jedenfalls stehen auch in dieser Hinsicht unsere Getauften den christlichen Familien in der Heimat bereits weit näher als ihren heidnischen Volksgenossen. Auch thatsächliche Vergehen gegen das sechste Gebot gehören in unseren Gemeinden noch keineswegs zu den großen Seltenheiten; aber man kann doch überall wahr-

nehmen, wie das eigne Gewissen und das Gemeindebewußtsein gegen solche Sünden reagiert.

Als eine erfreuliche Thatsache ist ferner zu statuieren, daß in unsern Gemeinden der Missionssinn ihren heidnischen Volksgenossen gegenüber immer mehr erwacht. Auf diese Weise geschieht bereits weit mehr als man gewöhnlich anzunehmen scheint. Wie die Verhältnisse einmal liegen, können wir selbst außerhalb unserer Stationen nur wenig thun. Das meiste geschieht dort durch die geförderteren Männer aus den Gemeinden, besonders durch die Gemeindeältesten. Sie sprechen bei ihrem Verkehr auf den Außenplätzen mit den einzelnen Heiden beiläufig über christliche Wahrheiten und nehmen diejenigen, welche Verlangen zeigen, auf die Station zu ziehen, in ihre Häuser auf, woraus ihnen oft bedeutende Unkosten erwachsen, weil nicht selten die heidnischen Vorgesetzten sich weigern, auf der Station für ihren Unterhalt zu sorgen, das heißt zunächst, sie das ihnen zukommende Milchvieh mitnehmen zu lassen. Auch die geistliche Aufsicht der Gemeinde liegt nicht zum geringsten Teil in ihren Händen. Sie sind ja weit mehr als wir imstande zu sehen, wo ein Gemeindeglied in geistlicher Gefahr schwebt, und solchem suchen sie entweder selbst zurechtzuhelfen oder sie bringen derartige Fälle und vorgekommene Versündigungen vor den Missionar, welcher dann durch Seelsorge oder Kirchenzucht eingreift. Es ist unter solchen Umständen von der äußersten Wichtigkeit, daß der Missionar nur in Verbindung mit seinen Ältesten und so zu sagen aus dem Gemeindebewußtsein heraus Gemeindepflege übt. Dabei sind die Ältesten nicht selten in Gefahr eher zu scharf als zu lax zu urteilen und zu handeln. Ich habe hier z. B. gerade jetzt den Fall, daß der unverheiratete Lieblingssohn eines meiner Ältesten vor mehr als einem Jahre sich eines Vergehens gegen das sechste Gebot schuldig gemacht hat. Derselbe hat schon wiederholt um Wiederaufnahme in die Abendmahlsgemeinschaft gebeten, aber der Vater verweigert bis jetzt seine Zustimmung dazu, weil er die genügende Reue bei seinem Sohn zu vermissen glaubt.

Die Herero sind geborene Redner, deshalb ist es auch nicht zu verwundern, daß verhältnismäßig viele derselben fähig sind, öffentliche christliche Ansprachen zu halten. Nicht selten wird man durch eine solche Ansprache oder Predigt oder ein Gebet in der Kirche in die freudigste Überraschung versetzt. Besonders von manchem Gebete, welches man auf Reisen oder in ihren Häusern oder in der Kirche hört, wird jeder unbefangene Christ den Eindruck erhalten, daß das nicht etwas bloß Angelerntes sein kann, sondern auf Herzenserfahrung beruhen muß. Der das

ganze Leben der Herero beherrschende Geiz ist auch bei unsern Christen noch lange nicht überwunden und so wird es ihnen denn recht schwer, für kirchliche Zwecke laufende Abgaben zu entrichten. Aber es geschieht doch auch nach dieser Seite hin bereits nicht unbedeutendes. Die Ausgaben für die Kirchen- und Schulbauten, für Reparatur und Instandhalten derselben, die Schullehrergehälter und andere Ausgaben werden von den Gemeinden selbst getragen.

Das Verhältnis der Gemeinden zu ihren Missionaren kann im allgemeinen als ein sehr inniges und vertrauensvolles bezeichnet werden, und so lange und so fern als das der Fall ist, werden dieselben auch im Segen wirken und ihre bloße Gegenwart auf der Station wird manches Böse niederhalten; denn bis zu einem gewissen Grade ist es allerdings richtig, daß der Missionar das Gewissen der Station ist. Wo es aber an dem vollen Vertrauen und der aufrichtigen Liebe fehlt — und mit dem Vertrauen kargt der Herero gar sehr — da richtet auch die größte Strenge wenig aus. Kirchenstrafen sind leider oft unvermeidlich, aber nur selten werden sie ein Gemeindeglied von Sünden zurückschrecken; viel öfterer wird dies durch das Verlangen geschehen, seinen Missionar, dessen Liebe man sich bewußt ist, durch solche Sünden nicht zu betrüben. Schon oben wurde bemerkt, daß Versündigungen gegen das sechste Gebot und andere Laster auch in unseren Gemeinden noch keineswegs zu den großen Seltenheiten gehören. Wie tief solche Fälle ihn oft betrüben, das weiß jeder Missionar. Dabei sind mir aber die vielen Aussprüche in den paulinischen Briefen, welche auch in den ersten Christengemeinden auf eben solche Sünden schließen lassen, von großem Trost gewesen. Die Geschichte in 1 Kor. 5 zeigt uns, was wenigstens in einem einzelnen Falle und zeitweilig in einer apostolischen Gemeinde geduldet werden konnte. Und solche Gemeinden, in denen noch Hurerei, Diebstahl, Trunkenheit und andere Laster vorkamen, bezeichnet der Apostel als Heilige, als Geliebte Gottes u. s. w. Man sieht daraus, daß auch dort die neue christliche Gesinnung der alten heidnischen in manchen Fällen noch unterlag. So ist es im wesentlichen denn auch bei uns, wenn hier das heidnische Wesen auch noch viel öfter die Oberhand gewinnen mag als dort der Fall war.

Als ein erfreuliches Zeichen der gegen das heidnische Wesen reagierenden christlichen Gesinnung ist es zu betrachten, daß die Gefallenen ihre Sünden fast immer bald bekennen. Freilich läßt sich auch hier einwenden: das geschieht nicht immer ausschließlich aus lauteren Beweggründen

und ist nicht immer ein untrügliches Zeichen aufrichtiger Reue. Das ist ja richtig. Aber wo fände man auch eine menschliche Handlung, der keinerlei menschliche Schwäche und Unvollkommenheit anhaftete? So mag denn in manchen Fällen der Bekennende durch den Gedanken mitbestimmt werden, sich durch das Bekenntnis die Kirchenstrafen wenigstens zu erleichtern. Auch wo — wie in den meisten Fällen — das Bekenntnis unmittelbar nach dem Fall erfolgt, mag oft der Gedanke mit zu Grunde liegen, die Sünde könnte seiner Zeit doch an den Tag kommen und dann würde der Missionar doch berücksichtigen, daß dieselbe gleich bekannt worden sei, ehe man noch annehmen konnte, daß sie an den Tag kommen würde. Aber es giebt doch auch Fälle, bei denen solche Nebengedanken durchaus ausgeschlossen sind. In einer Reihe von Fällen ist es mir z. B. begegnet, daß einer zu mir kam und bekannte, wie er in großer Versuchung stände, sich mit einer bestimmten Person zu versündigen. In solchen Fällen hatte ich stets den überzeugenden Eindruck, daß es dem Beichtenden ein rechter Ernst sei, der Sünde zu widerstehen. Was ihn zum Bekenntnis trieb, war ohne Zweifel das, wenn auch vielleicht nur dunkel bewußte Vertrauen, daß eben das Bekenntnis die Macht der Versuchung schwächen und die Fürbitte ihn in dem Kampfe stärken würde. Und ich erinnere mich auch keines Falles, daß ein solcher nachher durch die Sünde überwunden worden wäre.

Das gezeichnete Bild von unsern Hererochristen wird manchen Missionsfreund vielleicht nicht befriedigen. Einen solchen möchte ich bitten, doch das, was bereits erreicht ist, mit Dank gegen den Herrn anzuerkennen und vom Herrn mehr Kraft und Segen für uns und unser Werk zu erflehen. Wer aber geneigt sein sollte wegen der noch vorhandenen Mängel und Gebrechen ein wegwerfendes Urteil zu fällen, der frage doch lieber einmal sich selbst, ob er, seit er den Herrn kennt, mehr Fortschritte in der Heilserkenntnis und in praktischer Bethätigung des Christentums gemacht hat als unsere jungen Hererochristen, seit sie durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen wurden?

Die evangelische Mission im Heiligen Lande

seit dem Beginn der bischöflichen Thätigkeit Sam. Gobats.

Von P. Baarts in Cößlitz bei Weißenfels.

(Schluß.)

Viel gefährlicher aber war ein anderer Gegner, der nun mit neuer Energie sich wider die protestantischen Bestrebungen im Heiligen Lande wendete. Es war gewiß ein deutlicher Beweis für den mächtigen Eindruck, den Gobats Auftreten machte, daß schon 1847 das Patriarchat von Jerusalem, das bis dahin seit Jahrhunderten nur noch nominell in Rom existiert hatte, auch wieder an Ort und Stelle aufgerichtet ward. Joseph Valerga bekleidete dies Amt von 1847 bis 1872; sein Nachfolger ist Vincenzo Bracco; beides bedeutende Männer. Hatte Österreich, bald nachdem Preußen die Gründung des evangelischen Bistums angeregt hatte, in der katholischen Welt den Eifer für das Morgenland zu erwecken gesucht, so übernahm allmählich Frankreich, alten Traditionen treu, den Schutz und die Förderung der katholischen Interessen im Heiligen Lande wie im ganzen Orient. Aber auch die deutsche katholische Christenheit bemüht sich, ihren Glaubensgenossen daselbst zu nützen und die Sache ihrer Kirche auf so geweihtem Boden zu vertreten. Unter dem Protektorat des Erzbischofs und Kardinals Geissel bildete sich der „Verein vom heil. Grabe," brachte bedeutende Mittel auf und übertraf fortan darin mit jedem neuen Jahre sich selbst. 1882 hat er 117447 Mk. 37 Pf. inkl. Meßstipendien ins Morgenland geschickt und dabei seine Jahresrechnung noch mit einem Bestand von 20184 Mk. 46 Pf. abgeschlossen. Sein Organ, „Das heil. Land", bringt detaillierte Rechenschaftsberichte und sehr interessante Briefe aus dem Orient und Aufsätze über die kirchlichen Angelegenheiten jener Länder, erhält seine Leser auch über die protestantischen Unternehmungen daselbst auf dem Laufenden, wobei über die von den Gegnern aufgewendeten „ungeheuren" Geldmittel geklagt, über die „unbedeutenden" Erfolge aber im allgemeinen geringschätzig abgeurteilt wird.[1]) Diese katholischen

---

[1]) Zusammenstellung, aus den letzten Jahrgängen obiger Zeitschrift, über den gegenwärtigen Stand der röm.-kath. Arbeit im Orient. — Das Patriarchat hat außer Jerusalem an 20 Orten des gelobten Landes Kirchen, Kapellen, Gemeinden, Missionsstationen, Knaben- und Mädchenschulen, Waisenhäuser, Ackerbauschulen, Seminare, Pilgerhospize, Hospitäler und Klöster. — Die Franziskaner, die alten custodes terrae sanctae, haben im Orient überhaupt: 36 Residenzen (Konvente, Pilgerhospize, zum Teil auch Missionsstationen) mit Seelsorge, und zwar in Summa 55181 Gläubige, teils

Unternehmungen gehen nun auch nicht nur dahin, die im Orient lebenden Glaubensgenossen zu schützen und zu pflegen, sondern machen es sich auch zur Aufgabe, einerseits Nichtchristen, Juden und Moslems, zu bekehren, anderseits Schismatiker und Häretiker zur Rückkehr in den Schoß der

latein., teils anderer Riten unter ihrer Obhut. Im J. 1881 haben die Priester dieses Ordens 1712 Kinder und 28 Erwachsene (Mohammedaner oder Juden) getauft, 185 Schismatiker und Häretiker zurück gewonnen, 533 Waisenkinder unterhalten, 3618 Arme versorgt. Außerdem haben sie noch sieben Residenzen ohne Seelsorge, also nur Konvente und Hospize. Sie gebieten über 15 Sanktuarien, zum Teil Kirchen, haben 3 Succursalkirchen, 11 Lehranstalten für Franz.-Religiosen, 1 Noviziat, 29 Elementarschulen für Knaben mit 1713, 12 dsgl. für Mädchen mit 682 Kindern; 2 Kollegien, 3 Waisenhäuser, 3 Apotheken, Werkstätten in Jerusalem für Buchdruckerei, Buchbinderei, Schmiede, Schreinerei, Schneiderei ꝛc. Die Gesamtzahl ihrer Priester, clerici properi und Novizen, belief sich 1881 auf 358. Zu dem Neubau einer Franziskaner-Pfarrkirche erhielten sie von dem österreich. Kaiser 60 000 Gulden. — Die Jesuiten, die vor 40 Jahren ihre acht Dezennien unterbrochene Thätigkeit im Orient wieder aufnahmen und damals zwei Patres und einen Laienbruder hinschickten, lassen jetzt eine Schar von 72 Priestern, 27 Scholastikern und 51 Laienbrüdern, in Summa 160 Religiosen in 15 Häusern in Palästina, Syrien, Ägypten und Armenien arbeiten. Ihre Hauptwirksamkeit entfalten sie von Beirut aus, der erfolgreichen amerikanischen Mission entgegen zu arbeiten. — Mit weniger bedeutenden Mitteln sind die Karmeliter und die Josephsschwestern auf dem Plan. Die „Missionare unserer l. Frau von Afrika" haben in Jerusalem die schöne St. Annenkirche und ein Priesterseminar. Die „Schwestern vom sacré coeur" arbeiten als Lehrerinnen in Jesuiten-Anstalten, die „Schwestern vom guten Hirten" in Port-Said als Krankenpflegerinnen. — Alle katholische Schularbeit empfängt sehr kräftige Unterstützung durch die Stiftung des Erzbischofs von Algier, Kardinal Lavigerie: L'oeuvre des écoles d'Orient. Dieser Verein hatte 1880 c. 284 000 Frks. Einnahmen. — Eine vorzügliche Einrichtung sind die Vincenz-Vereine (Mar Mansur), in denen die katholischen Christen, zumal auch die jungen Leute, zu Werken der Barmherzigkeit angeleitet werden. Sie haben 4 „Konferenzen" in Konstantinopel, 1 in Smyrna, 4 in Beirut (mit eignem Haus, Patronage, Schule, Bibliothek), mehrere in Damaskus, 1 in Sachleh (am Libanon), 1 in Nazareth (die 710 Frks. an Kollekten aufbrachte), 1 in Bethlehem und 1 in Jaffa, dsgl. 1 in Alexandrien. Die in Jerusalem ist eingegangen. — Von hervorragender Bedeutung sind die Gründungen des P. Ratisbonne, eines jüdischen Proselyten, der 1842 durch eine Erscheinung der Gottesmutter bekehrt worden sein soll: die Klöster „unserer l. Frauen von Sion" bei dem „Ecce homo" Bogen zu St. Johann in Montana, die Handwerker- und Künstlerschule St. Peter von Sion, nebst einer Bäckerei, die viel Absatz findet; in diesen Anstalten lebt ein Personal von 346 Priestern, Nonnen und Zöglingen; jährlich empfangen c. 13 950 Arme Medizin, Kleidung und Speisen. Mit R. wetteiferte Don Belloni, der in Bethlehem 1863 ein großes Waisenhaus gestiftet hat und 1870 eine Ackerbau-Kolonie, c. 900 Hektar Land umfassend, mit Hilfe eines großen Geschenks des Lord of Bute. Als „riesenhafte Bauten" werden die von Franzosen aus Privatmitteln gegründeten Anstalten bezeichnet: Hospitäler in Jaffa und Jerusalem, der Kirchen- und Klosterbau der Fürstin von Latour d'Auvergne für die Karmeliterinnen auf dem Ölberg,

Alleinseligmachenden zu bewegen. So entspricht dem wüsten Kampf, der so oft zwischen Griechen und Lateinern dort um allerlei Sanktuarien tobt, auch ein Streit um einzelne Seelen und ganze Gemeinden, der gleichfalls häufig mit sehr bedenklichen Mitteln geführt wird. So lockern sich denn auch die Bande der Autorität. Massenaustritte wogen hinüber und herüber. Trotz all ihrer Machtentfaltung und Liebesübung muß die röm. Kirche zeitweilig große Einbuße erleiden. Im Jahre 1881 gingen, wie im „Heil. Land" pro 1882 zu lesen steht, 220 Lateiner zu den Griechen über, weil ihnen der neue Kirchhof, den die Priester angelegt hatten, nicht gefiel. In seinem öffentlichen Bericht nennt der Patriarch diese Abtrünnigen: „Diese Elenden, die Hefe der dortigen Katholiken." Dabei sind sie inzwischen schon wieder zum Rücktritt gewonnen und haben sich sogar einer exemplarischen Buße unterworfen. „Wir haben sie durch öffentliche Buße wieder mit der Kirche ausgesöhnt; sie mußten nämlich mit einer Kerze in der Hand drei Sonntage nacheinander während des Pfarrhochamtes vor der Kirchthür knien."

So neutralisieren die beiden Hauptgegner des Protestantismus im Heiligen Lande ihre Kräfte im gegenseitigen Hader. Aber nur zum Teil. Und darum that es not, daß Gobat von der evangelischen Christenheit unterstützt wurde. Er suchte und fand Hilfe einerseits in England, anderseits in Preußen und in der Schweiz. Zur Pflege der neuentstandenen

die Stiftungen der Fräulein Le Cricq in Bethlehem und der Gräfin Nicolay in Kubebe (Emmaus?). Der verstorbene Graf von Chambord, Henri V., schenkte in seinem Testament den Franziskanern 300 000 Frks., den Instituten des P. Ratisbonne, den apostolischen Schulen (des Patriarchats?) und dem Werk des Kardinal Lavigerie je 100 000 Frks. — Neuerdings suchen sich die deutschen Katholiken, nachdem sie bisher nur die Arbeiten anderer unterstützt hatten, eine größere eigene Wirksamkeit und Bedeutung im Heiligen Lande zu erringen. Sie kommen, wie einst die Deutschen in den Kreuzzügen, wieder erst etwas spät. Sehr strebsame Leute sind P. Ladislaus, der 1877 ein deutsches Hospiz in Jerusalem gegründet hat und nun eine deutsche Ackerbau-Kolonie damit verbinden will, und der Missionar Georg Gatt in Gaza, seit 1879. So haben auch deutsche „barmherzige Brüder" („Religiosi vom heil. Johann von Gott") in Nazareth ein kleines Hospital eingerichtet, das an die geringen Anfänge des Deutschritter-Ordens in dem alten Schiffsrumpf bei dem nahen Accon erinnert. Großartiger treten schon die Österreicher auf, die seit 20 Jahren ein stattliches Hospiz am obern Ende des Thropäenthales besitzen und im letzten Jahrzehnt das schöne Malteser-Hospital in Tantura bei Bethlehem erbauten. — Ein besonderes Mittel, die Bedeutung der katholischen Kirche im Orient ad oculos zu demonstrieren, findet man in den Pilgerzügen. Wie solche von Frankreich aus unter zahlreicher Beteiligung stattfinden, so hat sie auch in Deutschland, wo sie seit 1859 aufgehört hatten, 1863 der Severinus-Verein wieder ins Leben gerufen. Durch würdige Haltung zeichnen sich diese Wallfahrer, meist aus bessern Ständen, vor den griech.-russischen Pilgerhaufen vorteilhaft aus.

arab.-protest. Gemeinden zog er seit 1850 mehr und mehr die Church Mission Society heran. Diese übernahm allmählich auch die Schulen. So ging das Werk auch nach Gobats Tode ungestört weiter und hat auch durch seines Nachfolgers Bischof Barklays so frühes Hinscheiden (1882) keine Unterbrechung erlitten. Nach einer im Dez. 1881 von Pastor Lic. Dr. Reinicke geschriebenen, in der Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins pro 1883 Bd. VI, 1, p. 13 ff. abgedruckten Darstellung der evangelischen Mission in Palästina ist die folgende statistische Tabelle[1]) angefertigt. Ihre Zahlen reichen freilich nicht an die der katholischen Unternehmungen heran. Aber man muß bedenken, daß ohne die Anregung, die durch das Evangelisationswerk gegeben ward, wohl sehr viel weniger, vielleicht überhaupt nichts seitens der katholischen Kirche geschehen wäre. Vollends da um der evangelischen Propaganda willen die katholischen Anstalten genötigt sind, weit mehr Gottes Wort zu treiben, so dürfen wir auch aus den Leistungen dieser Gegner einige Freude schöpfen. Die Jesuiten haben jüngst in Beirut eine arabische Bibelübersetzung herausgegeben — das zeigt, welchen Zustand die evangelische Mission im Morgenlande geschaffen hat. Über die innere Beschaffenheit der neu entstandenen arab.-protest. Gemeinden urteilte und berichtete Gobat von Anfang an mit nüchterner Wahrhaftigkeit. So sagt er schon im Jahresbericht pro 1854, nachdem er anerkannt hat, daß sie wachsen und in der Verfolgung Standhaftigkeit beweisen: „Ihre Totengebeine sind nur mit dem Fleisch und der Haut der Kopferkenntnis der Wahrheit und der evangelischen Orthodoxie überdeckt, aber es fehlt der Hauch des Geistes Gottes.“ Mancher Gemeinde, zumal der in Nazareth blieb bis auf diesen Tag ein Stück von jenem falschen Protestantismus in den Gliedern stecken. So erfordert ihre Pflege viel Geduld und Weisheit.

Wir wenden uns nun aber der andern Hälfte des Werkes zu, das Gobat begründet hat. Da kommen wir auf das Gebiet, wo im Heiligen Lande unsere eigne Heimat samt der Schweiz ihren evangelischen Glauben durch die Liebe thätig erweist. Wie in den Burgen der Kreuzfahrer an der schwächsten Stelle immer ein besonders starkes Werk aufgeführt und mit Kerntruppen besetzt ward, so wurden auch von Gobat in Jerusalem, wo die Position des Evangeliums am meisten gefährdet ist, besonders feste Stützen für die Kämpfer des neuen heiligen Krieges geschaffen und mit auserlesener Mannschaft besetzt. Die nötige Beihilfe ward ihm dazu aus Berlin und Basel zu teil. Im Jahre 1846 waren F. A. Strauß, jetzt

[1]) Siehe folgende Seite.

Ortschaft	Einwohnerzahl: Moslems	Israeliten	Christen	Seelenzahl der evang. Gemeinde	Ordinierte europ. Geistliche	Eingeb. Helfer z. Teil ordiniert	Kirchen	Knabenschulen	Schüler	Mädchenschulen	Schülerinnen	Lehrer und Lehrerinnen	Sonstige Anstalten
Jerusalem	5000	16000	9000	100	2	1	1	1	60	1	60	7	Druckerei, Buchladen.
Bet Sahur								1	15			1	NB. außerdem die deutsch-evang. Anstalten.
Ramallah			3000	150	1		1	1	50	1	30	3	
Bir Zeit				40				1	20			2	
Et Tajibe				60				1	20			2	Nablus: Im Schulhause ist eine Kapelle.
Dschifna				25				1	15			1	
Nablus	18000	1000(?)	500	85	1	1		1	40	1	50		In Nazareth hat die Mission auch eine Kleinkinderschule mit 70 Knaben und Mädchen. Dort besteht auch eine Mädchenschule der Society for promoting female education in the East, mit 50 Internen und 70 Externen. Desgl. 1 Hospital der Edinburgh medical mission. 1 Arzt. 15 Betten.
Rastdija													
Ruß Idschbin				80				3	70			5	
Zababde													
Nazareth	300		7700										
Jafa													
Mudschedil													
Kefr Kenna				450	1	1	1	1	150			9	
Er Rene													
Schefa Amr													
Akka													
Im **Hauran** (neuerdings mit der Station Damaskus verbunden)					1			7	215			7	
Es Salt (Ramoth Gilead)	2500		500	200		2	1	1	60			2	Es Salt: Von hier aus besucht der eine Evangelist die Beduinen des Ostjordanlandes.
Jaffa	7000		3000		1	1		1	50			2	In Jaffa: Eine von einer Amerikanerin geleitete Knabenschule hat 80 Knaben, 2 Lehrer. Eine Mädchenschule, von der schott. Freikirche gegründet, 7 Lehrerinnen, 60 Interne, 100 Externe.
Ramleh				20		1		1	30	1	50	4	
Lydda				20									
Abud (seit 1879)				20				1	50	1	20	2	
Haifa (seit 1880)						1		1	15				
									Für Mohammedaner				
Gaza (seit 1878)	20000		200			1		1	40	1	50	2	In Gaza: Arzt, Apotheke, Lesezimmer.
									Für Christen (griech. Orth.)				
								1	40	1	50	2	
				1240	7	9	4	25	940	7	310	51	

Hofprediger in Potsdam, und Krafft, jetzt Professor in Bonn, von einer Reise aus dem Morgenlande zurückgekehrt und hatten brennenden Eifer, das Missionswerk im Heiligen Lande zu fördern, mit heimgebracht. Namentlich der erstere wirkte fortan unermüdlich für diese Sache. Die Jahresfeste, welche zum Andenken an den Einzug des ersten evangelischen Bischofs in Jerusalem am 21. Januar in den Kirchen Preußens gefeiert werden sollten, waren obwohl durch Kgl. Kabinettsordre 1843 angeregt, doch fast ganz abgekommen. Dagegen war durch eine Landeskollekte ein Fonds für evangelische Unternehmungen im Orient gesammelt worden. Strauß brachte die Jahresfeste zunächst wieder in Berlin zu neuem Leben. Im Missionssaal begann er 1847 bei solch einer Feier mit den Berichten über den Fortschritt der Mission und Evangelisation im Morgenlande, die er seitdem alljährlich am Jerusalems-Fest hat abstatten können. Man sammelte Unterstützungen für Gobats Anstalten, wirkte in Kaiserswerth für Erfüllung der Bitte des Bischofs um Diakonissen für die heilige Stadt und brachte 1852 die Anstellung eines deutschen Pfarrers für die sich dort bildende deutsche evangelische Gemeinde gleichfalls auf Gobats Anregung zustande. In demselben Jahre bildete sich der Jerusalems-Verein als solcher. Zu seinen Mitgliedern, zumal im Vorstand, zählten hinfort die Säulen und Spitzen der preußischen Landeskirche; das Königshaus begünstigte und förderte seine Bestrebungen in dem Maße, daß man ihn beinahe einen Königl. preußischen Missionsverein nennen könnte. Er ist eine Art von „Ministerium für auswärtige kirchliche Angelegenheiten," das allen evangelischen Unternehmungen im Orient zu dienen sucht, indem er alle kirchenregimentliche Thätigkeit, soweit sie sich auch dorthin, zumal in Wahl und Bestallung der Geistlichen, erstreckt, dem preuß. Kultusministerium und dem evangelischen Oberkirchenrat überläßt. Sein Organ, die „Neuesten Nachrichten aus dem Morgenlande", die seit 1857 in 4—6 Heften jährlich erscheinen, verdient das Lob, das ihm in Gobats Biographie gespendet wird; es ist eine Fundgrube interessanter Mitteilungen über den Orient, zumal über die kirchlichen Verhältnisse und das Missionswerk. Bei der Pflege der im Orient entstandenen evangelischen Gemeinden deutscher und zum Teil auch französischer Zunge zu Jerusalem (1852), Beirut (1856), Alexandrien (1856), Kairo (1872) geht der Jerusalems-Verein Hand in Hand mit dem Gustav-Adolfs-Verein. Schon diese Seite seiner Wirksamkeit ist von Bedeutung für das eigentliche Missionswerk, für dessen Gedeihen es ja kein größeres Hindernis geben könnte, als glaubens- und sittenlose europäische Kolonien sein würden. Bleiben die übrigen Gemeinden nun auch trotz der kleinen Zahl

ihrer Glieder den heimatlichen Großstadtgemeinden in vielen Beziehungen leider nur zu ähnlich, so ist dagegen die deutsche evangelische Gemeinde zu Jerusalem eine Pflanzung Gottes, die erfreulich gedeiht. Der Umstand, daß Jerusalem als Handelsplatz wenig Bedeutung hat, ist in dieser Hinsicht sehr günstig. Die dort angesiedelten Deutschen sind fast alle im Missionsdienst dorthin gekommen. Auch diejenigen Mitglieder der Gemeinde, welche kaufmännische Geschäfte treiben, stammen zum Teil aus der Spittlerschen Mission. Den Unterschied zwischen dieser deutschen Kolonie und anderen im Orient, kennzeichnete eine Bemerkung, die im Jahre 1877 der damalige deutsche Konsul in Jerusalem dem Referenten gegenüber machte: in Jerusalem könnte er ohne die Akten viel vorher zu besehen in den Medschlis (Gerichtshof) gehen, die Sachen seiner Schutzbefohlenen zu vertreten, während er auf seinen früheren Posten in der Levante alle Ursache gehabt habe, sich erst genau davon zu überzeugen, ob die Vertretung auch mit gutem Gewissen geschehen könnte.

Wie Gobat selbst es war, der die meisten dieser Missionsarbeiter nach Jerusalem zog, so ist er auch der also entstehenden deutschen Gemeinde zur Erlangung ihrer Selbständigkeit unbeschadet ihres Zusammenhanges mit dem Bistum aus freien Stücken behilflich gewesen. Daß dies so glatt und gut ging, war zugleich ein gutes Zeichen für die Gemeinde und ihre Pastoren. (Valentiner 1852 bis 1866; Hoffmann bis 1869, Weser bis 1876, seitdem Lic. Dr. Reinicke.) Wäre Gobats Nachfolger auch nicht ein so einsichtsvoller und billig denkender Mann gewesen, als Bischof Barklay in der That war, so hätte er trotz der ursprünglichen bedenklichen Verquickung der verschiedenen Elemente in diesem Bistum doch kaum mehr der Weiterentwicklung der deutschen Gemeinde in ihrer Selbständigkeit Hindernisse bereiten können.

Vor Gobats Amtsantritt gab es in Jerusalem außer deutschredenden Juden und Judenmissionaren nur den preußischen Konsul und etliche wenige Deutsche. Schon im Herbst 1846 aber begann durch Gobats Anregung die Einwanderung der Spittlerschen Pilgermissionare aus St. Chrischona bei Basel. Das Brüderhaus hatte freilich nicht langen Bestand. Die Brüder kamen mit eigenen Unternehmungen nicht gut vorwärts, wurden aber von der englischen Mission mit gutem Erfolge angestellt. Der bedeutendste von ihnen ist der jetzige Baurat Schick, Vorsteher des Industriehauses für Proselyten. Für die ganze Weiterentwicklung der Jerusalemer Gemeinde und Missionsarbeit war diese innere Verbindung zwischen dem deutschen und dem englischen Element ein günstiger Umstand. 1854 kamen die für Abessinien bestimmten Pilgermissionare nach Jeru-

salem, um sich dort unter Gobat, der auch diese Unternehmung angeregt hatte, für ihre Arbeit vorzubereiten, wozu sie in der heil. Stadt um so günstigere Gelegenheit hatten, als der Abuna von Abessinien das dortige Kloster unter Gobats Schutz gestellt hatte. Missionar Schneller, der Hausvater dieses neuen Brüderhauses, blieb in Jerusalem und gründete dort nach den bekannten Blutbädern des Jahres 1860 für die hinterbliebenen Kinder der auf dem Libanon und in Damaskus Hingeschlachteten das Syrische Waisenhaus. Dieses hat jetzt 130 Zöglinge, welche von fünf Lehrern und acht Handwerksmeistern unterrichtet und für mancherlei Berufsarten praktisch ausgebildet werden. Neuerdings sucht Schneller an solchen Orten, wo mehrere seiner früheren Zöglinge leben, zumal in Jaffa, Jünglingsvereine zu begründen, besonders aber irgendwo im Lande eine Ackerbau-Kolonie für arabische Protestanten anzulegen. Dazu ist bereits ein Fonds gesammelt, der freilich noch nicht ausreicht, und in Konstantinopel mit der Regierung verhandelt, was freilich auch nicht gar schnell zum Ziel führt. 1856 gründete Spittler ein deutsches Handlungshaus in Jerusalem, das bis 1872 Missionsanstalt blieb. Als es sich auflöste, etablierten sich die einzelnen Mitglieder selbständig, und gehören nach wie vor in jeder Beziehung zum Kern der Gemeinde.

Nächst diesen von Basel ausgegangenen Unternehmungen ist die wichtigste deutsche evangelische Arbeit in Jerusalem die der Kaiserswerther Diakonissen. 1851 brachte Fliedner selbst die vier ersten hin. Sie sollten dem Bischof teils in der Armenpflege, teils in der Mädchenschule dienen. Allmählich entstanden aber selbständige Anstalten, ein Hospital (Krankenhaus) und eine Mädchenschule. Unter einem Dach vereinigt hinderten sich beide gegenseitig; seitdem aber für die Schule (Internat) draußen vor der Stadt 1868 „Talitha Kumi" erbaut ist, haben sich beide erfreulich entwickelt. Im Hospital, das 44 Betten hat, werden jährlich über 600 Kranke verpflegt und c. 5000 Leidende gratis mit ärztlichem Rat und Medizin bedient. In Talitha Kumi genießen 110 arabische Mädchen den Segen einer christlichen Erziehung.

Die drei andern deutschen Anstalten in Jerusalem sind das Aussätzigen-Asyl, 1867 von der Baronin von Keffenbrink gegründet und später von der Brüdergemeinde übernommen, das Marienstift, ein Hospital für Kinder, von Dr. Sandreczky jun. 1872 unter Protektion des Großherzogs von Mecklenburg und seiner Gemahlin ins Leben gerufen, und das Hospiz des preußischen Johanniter-Ordens, eine Herberge zur Heimat im Morgenland von großer Wichtigkeit, da über Jerusalem die große orientalische Heerstraße deutscher Vaganten führt.

Für die Kinder der Gemeinde besteht eine deutsche Schule. Die Gottesdienste werden, statt wie anfänglich in der Christuskirche, seit 1871 in dem zur Kapelle eingerichteten Refektorium des alten Johanniter-Ordenshauses gefeiert.

So ist seit Gobats Eintritt ins Bistum zu Jerusalem eine wohlgegliederte, geistlichen Lebens volle evangelische Gemeinde deutscher Zunge entstanden, die in Arbeitsteilung und Gemeinschaftspflege zu den englischen und andern Glaubensgenossen in gutem Verhältnis steht und ein Hauptbollwerk aller Missionsthätigkeit im Morgenlande bildet. Sie ist in der That ein Leuchter, von welchem das Licht des Wortes Gottes seinen hellen Schein in das ganze Land hinein wirft.

In die Pflege des Jerusalems-Vereins that Gobat insbesondere noch eins seiner Kinder, das an dem Ort, wo einst der Heiland geboren ward, aus Gottes Wort gezeugt, doch nicht recht erfreulich gedeihen wollte. Schon die Amerikaner hatten früher in Bethlehem vergeblich gearbeitet. 1853 bildete sich zwar eine kleine evangelische Gemeinde von elf Familien, und es ward auch eine Schule daselbst eröffnet. Einige Jahre später sah es aus, als sollte Bethlehem gewaltig vorwärts kommen; ward doch sogar eine regelmäßige Omnibus-Verbindung mit Jerusalem von unternehmenden Leuten ins Werk gesetzt. Doch war dieselbe nur von kurzem Bestand. Auch die Missionsarbeit machte fast nur Rückschritte; sie bedurfte kräftigerer Unterstützung. Da die Kirchliche Missionsgesellschaft solche grade damals nicht gewähren konnte, so bat Gobat 1868 den J.-Verein, diese Station zu übernehmen. Dies geschah; Missionar Müller, der die Schule leitete, diese selbst mit 24 Kindern, und eine Gemeinde von c. 30 Seelen wurden hinfort von Berlin aus durch die Vermittelung des deutschen Pastors in Jerusalem versorgt. Es entstand nun in Verbindung mit der Schule ein Waisenhaus; ein eigenes Grundstück wurde erworben, ein Missionshaus mit Kapelle sowie ein Schulhaus erbaut und ein Gottesacker angelegt. Die Zahl der Kinder wuchs, die Lehrkräfte wurden vermehrt. Müller ward vom Bischof zum Diakon geweiht und hielt auch ferner die Sonntagsgottesdienste nach der arabischen Übersetzung der englischen Liturgie; die Sakramente wurden durch den deutschen Pastor gespendet. Sonntagsschule und Nähschule entstanden; ein Filial bildete sich in dem nahen Beit Dschalah 1865.

1881 berichtet Pastor Reinicke a. a. O. folgendes über den Stand dieser Arbeit: Bethlehem, Gemeinde von 90 Seelen, Schule mit 60—80 Knaben, 20—30 Mädchen, Waisenhaus mit 20 Zöglingen; Beit Dschalah, Gemeinde von 100 Seelen, Schule mit 40—60 Kindern. Auf beiden

Stationen zusammen arbeiten fünf Lehrer. Über den von Vollkommenheit noch weit entfernten Zustand dieser Gemeinden spricht sich P. Reinicke mit voller Offenheit aus; die Saat auf Hoffnung in den Schulen erscheint ihm als das Hauptstück dieser Mission. Leider liegt in der letzten Zeit Grund zur Klage über die Kirchliche Missionsgesellschaft vor, die eine eigne Gemeindebildung an diesem Ort zu versuchen scheint, während englischerseits bisher nur (seit 1878) eine Mädchenschule dort eingerichtet war.

Von Bethlehem aus könnte das deutsche Missionswerk weiter nach Süden dringen. Mit den Beduinen in der jüdischen Wüste unterhielt Müller lebhafte Beziehungen. Von Hebron aus haben die Moslems wiederholt um eine Schule gebeten. Leider fehlten die Mittel. Eine frische Kraft ist aber neuerdings in die Arbeit eingetreten. Pastor Schneller, Sohn des Waisenvaters in Jerusalem, soll jetzt, wo Müller krankheitshalber nach langjähriger Wirksamkeit ausschied, das Werk fortführen.

Fragt man nun, wie viel eigentliche Missionsarbeit, also Bekehrung von Nichtchristen, Moslems, zum Christentum, bei dieser evangelischen Mission im Heiligen Lande herauskommt, so scheint es sehr wenig zu sein, ist aber in Wirklichkeit mehr. Gering ist die Zahl der Mohammedaner, die zu offnem Übertritt gewonnen wurden. Doch hat es nicht an solchen gefehlt, die all den Gefahren für Leib und Leben, welche konvertierten Moslems noch immer drohen, im Glauben Trotz boten. Einige von ihnen hat man nur dadurch vom Tode retten können, daß man sie nach Europa schickte. Den größten Zuspruch seitens der Mohammedaner hat das Diakonissenhospital. Aber auch viele evangelische Schulen haben unter ihren Zöglingen zuweilen bis zur Hälfte der Gesamtzahl Kinder von Mohammedanern. Zumal in den Internaten, wie Talitha Kumi und Schnellers Waisenhaus, kommt es bei diesen vielfach zu einem durchschlagenden Erfolge der christlichen Erziehung. Nur in den letzten Jahren hat sich, wohl infolge der veränderten englischen Politik, eine größere, stellenweise fast völlige Zurückhaltung der Mohammedaner im Heiligen Lande gegenüber der evangelischen Mission gezeigt. Daß die Politik daran schuld ist, erkennt man daraus, daß gleichzeitig bei den Katholiken das Gegenteil, eine Zunahme an mohammedanischen Zöglingen konstatiert wird. Dies ist nicht, wie das „Heilige Land" will, ein Beweis dafür, daß den Moslems allmählich doch der Katholizismus mehr als der Protestantismus zusagt, sondern vielmehr dafür, daß bei ihnen das Verlangen nach ordentlichem Unterricht für ihre Kinder schon so stark geworden ist, daß sie dieselben zu einer Zeit, wo sie um der Politik willen den Evangelischen (= Engländern) abgeneigt sind, trotz alles Widerwillens

gegen den Bilderdienst und andere katholische Verirrungen doch in katholische Schulen bringen, um sie überhaupt einzuschulen. Und wenn die vornehmeren Moslems neuerdings anfangen, z. B. in Beirut und in Jerusalem, gleichsam innere Mission unter ihren Glaubensgenossen zu treiben, „Gesellschaften für gute Zwecke“ zu gründen, Schulen, sogar für Mädchen, zu eröffnen, der Armenpflege und der Fürsorge für Kranke sich zu befleißigen, so zeigt auch dies, wie stark der christliche Einfluß sich bereits geltend macht.

Zum Schluß muß nun noch auf die Gefahren hingewiesen werden, welche der evangelischen Mission im Gelobten Lande von sektiererischer Seite drohen. Von jeher haben sich auch „wunderliche Heilige“ zum Heiligen Lande hingezogen gefühlt. Außer einzelnen Personen[1]) sind auch häufig kleine Trupps von Schwärmern[2]) dorthin gekommen. Zu den nicht gesunden Bestrebungen gehören auch die der Quäker, die in Ramallah, der Darbyisten (Plymouth-Brüder), die in Ramleh, und der Baptisten, die in Nablus eine Gegenmission treiben. Am bedeutsamsten sind die Versuche, im religiösen Interesse Kolonien in Palästina zu gründen. Eine solche Tendenz lag wohl schon der Einwanderung von sieben Familien aus dem Wupperthal zu Grunde. Diese siedelten sich 1849 zuerst bei Artas in der Nähe von Bethlehem an und zogen später in die Saronebene, nördlich von Jaffa, wo sie sich durch einen Zuzug von amerikanischen Baptisten zum Baptismus bringen ließen und fast spurlos untergingen. Später, 1866 kam eine Schar von 170 Amerikanern zu einer Koloniegründung nach Jaffa. Ihr Führer Adams, einst Mormone, hatte zuvor das Land besichtigt und dann durch lockende Schilderungen jenseits des Oceans für die Einwanderung ins Gelobte Land Propaganda gemacht. Auch den alten Flavius Josephus ließ man durch ein „geistiges Medium“ dem Unternehmen ein günstiges Prognostikon stellen. Der Plan war ganz schön angelegt. Stattliche Holzhäuser brachte man von Amerika herüber. So wuchs schnell eine freundliche kleine Vorstadt von Jaffa zwischen den Palmen und Kaktushecken der Saronebene empor. Doch war zuviel Humbug, religiöser und geschäftlicher dabei, so daß schon vor Ablauf von zwei Jahren diese Unternehmung im Sande verlief, nur daß die Häuser stehen

[1]) Z. B. einem Mr. Johnston, der sich für Elias, den Vorläufer der Wiederkunft des Herrn in Israel ausgab und 1859 in Jerusalem starb, und jenem Amerikaner, der im vorigen Jahrzehnt ein hölzernes Kreuz in den Straßen Jerusalems herumschleppte.

[2]) So 1858 die Ameniten aus Gladbach a. Rh., die mit der Botschaft auftraten, Gott der Wahrhaftige wolle nun auf dem Gebirge Moab ein neues Reich aufrichten; in späteren Jahren auch Sabbatharier.

blieben. Um ein Billiges wurden sie zum Teil von der englischen Mission, zum Teil von anderen gekauft. In der Mehrzahl zogen Mitglieder des bedeutendsten religiösen Vereines für Kolonisation Palästinas, der „Tempelgesellschaft“ ein. Dies aus Kornthal stammende Unternehmen, an dessen Spitze Christoph Hoffmann und G. D. Hardegg standen, war nämlich, nachdem man schon 1858 „Kundschafter“ ins Heilige Land geschickt hatte, inzwischen so weit gediehen, daß man in Haifa am Karmel und bei Jaffa die beiden ersten Stationen anlegte. Schon 1869 wanderten 100 Seelen ein; ein Jahrzehnt hindurch blieben die Kolonien im Wachsen. Am Audschefluß ward nördlich von Jaffa 1872 die Ackerbau-Kolonie Sarona gegründet; im folgenden Jahre die vierte Ansiedlung auf der Rephaimebene südlich von Jerusalem. Vereinzelte Mitglieder, „Freunde des Tempels“, ließen sich in andern Städten des H. Landes, wie auch in Beirut und Alexandrien als Professionisten nieder. Ein kleiner Zuzug aus Schweden kaufte ein Stück des alten Phöniziens an der Mündung des Leontes.

Wie dieses Unternehmen — Näheres über seine religiösen Motive findet man in Kirchengeschichten, z. B. bei Kurz — trotz etwas seltsamer Schriftauslegung und nicht ganz nüchternen Zukunftshoffnungen unter den evangelischen Christen in der Heimat viele Freunde hatte und auch bei Friedrich Wilhelm IV. in einiger Gunst stand, so fanden die neuen „Templer“, die statt mit dem Schwert mit der Pflugschar kamen, aber auch das Kreuz Christi im Wappen führten, bei den Evangelischen im Morgenlande freundlichste Aufnahme. Die Beziehungen der Kolonien zu den benachbarten deutschen Gemeinden und deren Pastoren versprachen sich aufs beste zu gestalten. Nun ging aber zunächst der Friede innerhalb des „Tempels“ über vielfachem Mißgeschick, das große Verluste an Leben und Eigentum brachte, dadurch in die Brüche, daß Hoffmann mit Hardegg über die weitere Ausdehnung des Werkes in Zwiespalt geriet. Die Minorität, die zu Hardegg hielt, trennte sich ganz und gar von der Majorität, die auf Hoffmanns Seite stand. In letzterer trat nun aber auch eine religiöse Degeneration ein. Hoffmann verwarf die Sakramente und die Lehre von der Gottheit des Herrn in ziemlich brutalen Artikeln seines Organs, der „Warte des Tempels“. Um seine Anhänger desto fester zu vereinigen, verpflichtete er jeden einzelnen, der nicht austreten wollte, auf die neue Lehre, obwohl er früher in der Ablehnung alles „dogmatischen Zwanges“ seinen Ruhm gesucht hatte. Zugleich brach man mit den kirchlichen deutschen Gemeinden. Man suchte nämlich unter diesen für die Häresie Propaganda zu machen und ward sehr böse, als wir deutsche Pa-

ſtoren unſere Pflicht thaten und unſere Gemeinden vor den Irrlehren in Seelſorge und Predigt warnten, auch diejenigen unſerer Landsleute und Glaubensgenoſſen, die nun, zumal in Haifa, ſich vom „Tempel“ losſagten, die erbetene ſeelſorgerliche Bedienung gern gewährten. Jedenfalls aber erreichte Hoffmann zunächſt ſeinen Zweck und gab der „Tempelgemeinde“, ſoweit ſie ſich noch zu ihm hielt, neuen feſten Zuſammenſchluß. Die Macht ſeiner in Selbſtverleugnung großen Perſönlichkeit über die Gemüter ſeiner Anhänger blieb im Wachſen. So gelang es auch die Zeit neuer Nöte, die infolge mehrerer Mißernten eintraten, zu überſtehen, die einreißende Zuchtloſigkeit — es kam ſogar zu ſehr anſtößigen Vorfällen — zu überwinden und zumal in Jeruſalem, wohin das Hauptquartier von Jaffa verlegt ward, manchen bedeutenden Fortſchritt zu machen. Die Gründung des Tempelſtifts daſelbſt, eines Lyceums, das dem Proſpekt nach zu einer universitas literarum entwickelt werden ſollte, ſichert der heranwachſenden Generation das Maß von Bildung, das zur Erfüllung ihrer Aufgabe erforderlich iſt. Seit 1881 iſt damit auch eine theologiſche Schule verbunden, deren Einrichtung bei der Abnahme des geiſtlichen Fonds überaus nötig war. Der gegenwärtige Beſtand der Kolonien iſt nach einer von Chriſtoph Paulus, „Mitvorſteher der Tempelgemeinde“ in der Zeitſchrift des deutſchen Paläſtina-Vereins pro 1883, Bd. VI, Heft 1, p. 37 ff. veröffentlichten Darſtellung folgender:

Kolonie Haifa, 350 Seelen, 1 Schule mit 55 Kindern, ein höheres Töchter-Inſtitut, 1 Arzt. Kolonie Jaffa, 205 Seelen, 1 Schule, 1 Kleinkinderſchule, 1 Hoſpital, 1 Arzt, 1 Apotheker. Kolonie Sarona, 194 Seelen, 1 Schule mit 22 Kindern. Kolonie Jeruſalem, 257 Seelen, 1 Lyceum mit 50 Schülern, 1 theolog. Seminar, 2 Ärzte.

Am Schluß ſeines Artikels ſagt der Verfaſſer: „Dieſe höheren Schulen entſprechen einem weſentlichen Bedürfnis der Tempelkolonien, wenn ſie ihrer Aufgabe gemäß Herde der Kultur und des geiſtigen Fortſchrittes innerhalb des orientaliſchen Ländergebietes ſein ſollen. Dieſem Zweck dient auch das Bildhauergeſchäft, welches in der Kolonie (Jeruſalem) vor zwei Jahren gegründet wurde. Leider vermögen nur die Orientalen weder die Kunſt noch die Wiſſenſchaft zu würdigen, obwohl ſie für beide ein nicht geringes Maß natürlicher Begabung haben, wie die Bethlehemer Induſtrie zeigen kann. — Ihre Kraft ziehen die Koloniſten aus der religiöſen Überzeugung, daß die Arbeit an der Herſtellung eines wahrhaft chriſtlichen Geſellſchaftslebens für die Menſchheit nützlich und Gott wohlgefällig iſt.“ Dieſe Äußerungen charakteriſieren das Unternehmen, wie es jetzt aufgefaßt und betrieben wird. Es erweiſt ſich bei genauerer Prü-

fung als eine Mischung von bereits in Rationalismus umschlagendem Pietismus und einem Missionsenthusiasmus, der sich dem aller modernsten Gedanken an „Kultur-Mission" in immer bedenklicherer Weise nähert.

Bekanntlich haben heimatliche Kolonisationsbestrebungen neuerdings ihr Augenmerk auf diese Tempel-Kolonien gerichtet und deren Förderung zu einer ihrer Aufgaben machen wollen. Es wäre auch in der That ein großer Fehler, wenn man die wackeren Schwaben sich dort verbluten ließe. Der neueste Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, B. Kugler, giebt als Hauptursache des Mißlingens jener großartigen Unternehmungen an, daß die Einwanderung in Palästina nicht massenhaft genug war.[1]) Auch in der Gegenwart bedarf es zu einer Erneuerung des nur noch sehr dünn bevölkerten Landes einer starken, mit Kapital wohl ausgerüsteten Einwanderung. Wenn aber Kugler erst in vierter Linie die religiöse und sittliche Degeneration der fränkischen Kolonisten für den baldigen Verfall ihrer Herrschaft verantwortlich macht, so braucht man sein Werk nur aufmerksam durchzulesen, um zu erkennen, daß doch gerade diese die Hauptursache des traurigen Ausganges der Kreuzzüge war.[2]) Das ist um so bedeutsamer, als die Organisation der fränkischen Reiche im Orient eine für ihre Zeit musterhafte war. Vollends wird in unsern Tagen, wo der heilige Krieg im Gelobten Lande nicht mit den Waffen fleischlicher Ritterschaft geführt werden soll, je mehr die Kolonien der Templer die zu erhoffende Unterstützung erhalten, desto mehr eine Förderung der auf Christianisierung resp. Evangelisierung der Eingebornen Palästinas und auf die geistliche und sittliche Pflege der europäischen und zumal der gegenwärtig dort am stärksten vertretenen deutschen Einwanderer gerichteten Bestrebungen von nöten sein. Keine europäische Sprache wird jetzt im Heiligen Lande so viel gebraucht, als die unsere. Möchten die Hilferufe, welche von dort zu uns herüber kommen, williges Gehör finden. Der Jerusalems-Verein leidet unter dem Mangel an Mitteln; seine Jahreseinnahme beträgt nur etwa so viel wie der oben angeführte Kassenbestand des Vereins vom heiligen Grabe. Die deutschen evangelischen Anstalten im Heiligen Lande sind fast ganz und gar auf die Unterstützung der Missionsfreunde in der Heimat angewiesen, so ernst sie sich auch bemühen, ihr täglich Brot durch eigene Arbeit zu erwerben.

Von hoher Wichtigkeit wird es sein, in welcher Weise die Krone

---

[1]) Gesch. der Kreuzzüge von Dr. B. Kugler. Berlin, 1880. S. 427 ff.

[2]) Wie auch H. Prutz in seiner „Kulturgeschichte der Kreuzzüge", Berlin, 1883, wieder hervorhebt.

Preußen die Angelegenheit des nun schon über zwei Jahre unbesetzten Bischofstuhles erledigen wird. Die Absicht, wiederum einen Bischof zu wählen, scheint vorhanden zu sein; möge denn auch ein Mann Gottes gefunden werden, der auf dem von Gobat gelegten Grunde in gleichem Sinn und mit gleichem Segen fortbaut.

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Das bedeutungsvollste Missionsproblem, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

(Fortsetzung.)

E. Im Socialleben.

31. Sklaverei.

Vor einiger Zeit war auf Hongkong ein langer Streit unter den dortigen englischen Beamten, ob überhaupt Sklaverei unter den Chinesen bestehe. Etliche Herren legten den Begriff der alten römischen Sklaverei als Maßstab an und fanden nach erstaunlich gelehrten Untersuchungen, daß das, was man in China vulgär Sklaverei nennt, keine römische Sklaverei sei. Dann raffte man alle höchsteigene Logik zusammen und konstruierte einen Syllogismus, welcher dem alten Aristoteles noch Bauchgrimmen verursachen könnte: „Die römische Sklaverei ist Sklaverei, die chinesische Sklaverei ist keine römische Sklaverei — ergo: die chinesische Sklaverei ist überhaupt keine Sklaverei.“

Aber in China giebt es dessenungeachtet eine weitverbreitete Sklaverei. Der Staat hat Sklaven, das sind verurteilte Verbrecher. Von diesen rede ich hier nicht weiter, da ich noch keine Berührung mit Leuten der Art gehabt habe. Viele reiche Familien haben männliche Sklaven, deren Kinder ebenfalls Sklaven bleiben. Sie sind an ihre Herrschaft gebunden, können von dieser auch verkauft werden. Viele, ja die meisten Nebenfrauen sind Sklavinnen, ihr Besitzer hat sie gekauft und kann sie beliebig verkaufen, ohne daß die Einwilligung der Person selber in betracht käme. Alle öffentlichen Dirnen sind Sklavinnen. Ferner ist das auch der Fall mit allen jugendlichen weiblichen Dienstboten. Allerdings ist bei letzteren die Sklaverei eine sehr milde, die Herrschaft ist auch verpflichtet, das Mädchen im Alter der Reife an einen Mann zu verheiraten. Damit

hört dann das Dienstverhältnis auf, oder nimmt vielmehr unter ihrem Manne eine andere Form an, da solche Mädchen sehr selten eigentliche Ehefrauen armer Leute werden, sondern gewöhnlich als Nebenfrauen an wohlhabende Herren verschachert werden. Es ist also auch dieses Dienstverhältnis als Sklaverei zu bezeichnen. Das Mädchen wird zum Anfang gekauft, oft von den eignen Eltern als Verkäufern, ihr Geschrei findet kein Gehör, oder als Antwort nur Hiebe. Die Naturbande mit den Eltern werden zerrissen, es darf nach dem Verkauf weder das Kind seine Eltern, noch dürfen die Eltern ihre Kinder besuchen. Das Mädchen muß unter allen Umständen bei ihrem Käufer bleiben, bis dieser über dasselbe verfügt. In manchen Fällen, aber nicht allgemein, kann der Käufer das Mädchen in andere Hände als Sklavin verkaufen.

Einige Verteidiger dieser chinesischen Sklaverei stellten die Sache als Adoption dar. Das ist jedoch unrichtig; das Mädchen hat als Magd niedere Dienste zu verrichten und erhält in keiner Weise die Rechte einer Tochter. Diese Rechte der Tochter wären aber eben der einziggiltige Beweis der Adoption als Tochter. Einzelne Fälle der Adoption von Mädchen mögen vielleicht vorkommen. Mir selber ist keiner bekannt, außer von kinderlosen Frauen, welche von einer reich mit Kindern gesegneten Verwandten ein Mädchen adoptieren (sich schenken lassen, aber nicht kaufen), um auf diese Weise eine Änderung ihres Geschicks zu erzielen. Überhaupt gehört Verwandtschaft zur rechtsgiltigen Adoption; ein ganz fremder Zweig darf nur dann einer Familie eingepfropft werden, wenn nachweisbar innerhalb der engeren und weiteren Verwandtschaft niemand zu dem Zweck gefunden werden kann. Bei Mädchen wäre Adoption aus fremder Familie fast ein Ding der Unmöglichkeit, da deren Familienname geändert würde und sie später vielleicht an einen Mann ihres ursprünglichen Stammes, also an einen Namensvetter verheiratet werden könnte — ein grauenhafter Gedanke für Chinesen. Ankauf von kleinen Mädchen in der Absicht, sie künftig als Schwiegertochter zu besitzen, kommt häufig vor. Solche Mädchen werden den Umständen der Käufer und also des künftigen Mannes gemäß erzogen und verhältnismäßig gut behandelt. Bei allen als Dienstboten gekauften Mädchen hört das Verhältnis zur Herrschaft mit der Verheiratung auf. Die Verheiratete trauert auch nicht beim Tod der sogenannten Pflegeeltern, was eine Tochter ein ganzes Jahr zu thun hat, ebenfalls ein schlagender Beweis, daß keine Adoption stattfand, sondern nur ein Dienstverhältnis. Jedes Dienstverhältnis aber, das der Dienstbote nicht lösen kann, in das er überdies gebracht worden ist gegen eignen Wunsch und Willen, wo seine ganze Zeit

und Kraft beansprucht wird und er keinen Lohn erhält für alle seine Leistungen, wo er rechtlos der Willkür der Herrschaft preisgegeben ist und also nirgends gegen die Herrschaft klagen noch Schutz suchen kann, wo die Herrschaft Autorität hat nach eigenem Ermessen zu strafen, zu peinigen, zu verstümmeln, ja sogar zu töten — ist Sklaverei.

Hieraus ergiebt sich die Stellung des Christentums, resp. der christlichen Gemeinde zu dieser socialen Frage. Die meisten evang. Missionare sind eher zu schroff als zu milde gegen jede Form der Sklaverei. Wir müssen uns aber auch darin von evangelischen Principien leiten lassen. Die heidnisch-chinesischen Verhältnisse lassen sich nicht mit einem Schlage umändern. In den Christenländern hat der Kampf gegen die Sklaverei mehr als 1000 Jahre gedauert. Man sollte also nicht von den Chinesen erwarten und verlangen, daß sie sofort radikal damit aufräumen. Des Apostels Brief an Philemon ist uns Norm. Das Recht der Herren auf ihre Sklaven wird darin anerkannt. Wir haben als evangelische Christen das also ebenfalls zu thun. Sklaven bleiben Eigentum ihrer Herrschaft, auch wenn die Herrschaft in die christliche Gemeinde aufgenommen wird. Wir haben kein Recht zu verlangen, ein Christ müsse seine Sklaven sofort freigeben, oder dürfe keine Sklaven mehr anschaffen. Ich rede aber, wohl verstanden, nicht von englischen (oder andern) Kolonieen, wo die Gesetze Englands gegen Sklaverei in Kraft sind, dort hat sich der Missionar nach den bestehenden Gesetzen zu richten und die Christen damit bekannt zu machen. Überall in China, mit Ausnahme von Hongkong, herrscht aber chinesisches Gesetz. Sklaverei ist da nicht nur erlaubt, sondern steht unter gesetzlichem Schutz. Für Christen ist es jedoch biblisches Gebot, ihre Sklaven christlich human, als ebenbürtige Menschen zu behandeln. Es widerstreitet ferner dem christlichen Gefühl, Sklaven, welche Christen geworden sind, noch einmal zu verkaufen, sie sind vielmehr im eignen Dienst als Mitgenossen derselben Herrlichkeit, also wie christliches Gesinde, zu behandeln und sobald als thunlich frei zu lassen. Wie es mit heidnischen Sklaven gehalten werden soll, wird sich nach den einzelnen Fällen richten müssen. Strenge ist jedoch darauf zu halten, daß kein Christ sein Kind oder nahe Verwandte, über welche er die Verfügung hat, in Sklaverei verkauft. Wer einen freien Menschen zum Sklaven macht, ist ein Seelenverkäufer. Ausschluß aus der Gemeinde muß solchem Akte unbedingt folgen, denn es liegt schändliche Gewinnsucht zu Grunde. Heidnische Dienstboten von Heiden käuflich zu erwerben, muß den Christen erlaubt bleiben, so lange Gesetz und Sitte es zulassen. Aber

es muß, wie ſchon geſagt, chriſtliche Behandlung ſtattfinden, und der Chriſt iſt der Gemeinde dafür verantwortlich.

Aber die evangeliſche Aufgabe chriſtlicher Familien iſt allerdings eine höhere. Sie haben ſich zu bemühen, den Heiden zu zeigen, daß freie Dienſtverhältniſſe auch in China möglich ſind. Warum kann eine Herrſchaft z. B. nicht einen Kontrakt mit den Eltern eines jungen Mädchens abſchließen gegen jährlichen Lohn, nach Tüchtigkeit der Perſon, zahlbar an die Eltern, wobei die Naturbande geſchont würden, das Kind zu Zeiten ſeine Eltern beſuchen dürfte, natürlich mit Einwilligung der Herrſchaft, und auch die Eltern das Kind? Leicht iſt indeſſen ſolche Neuerung im ſocialen Leben nicht, darum müſſen wir Nachſicht haben ſoweit als möglich, ſo lange den evangeliſch-bibliſchen Principien nichts vergeben wird.

32. Betrügerei.

Daß die Chineſen voller Lug und Trug ſind, iſt eine allgemein anerkannte Thatſache. Die Klage darüber iſt bei allen Miſſionaren dieſelbe. Die praktiſche Haltung dem Übel gegenüber iſt jedoch ſehr verſchieden. Manche laſſen ihre Leute einfach gewähren mit der Ausrede, daß Widerſtand nur viel Widerwärtigkeiten bereitet, ohne etwas zu fruchten. Wer ſtrenge auftritt, kann ſeine Leute nie lange halten und wird umſomehr betrogen. Was iſt da zu machen? — Nichts! Damit bin auch ich einverſtanden. Man ſoll es nicht machen wollen. Die Gewiſſen müſſen erſt geſchärft werden, und dazu iſt es nötig, auch das Verſtändnis zu wecken in Beziehung auf das Schädliche, ja Schändliche der Betrügerei. Ferner muß man gute Aufſicht führen, ſo daß die Leute merken, man achte auch auf Kleinigkeiten. Nur aber ja nicht ins andere Extrem übergehen und nun recht knauſerig jeden Knochen an zwei Enden benagen. Wenn meine Leute ſehen, daß ich ſcharf aufpaſſe bei Einkäufen und dem täglichen Verbrauch im Haushalt, aber den Armen und Dürftigen gerne und unter Umſtänden reichlich gebe, ſo laſſen ſie ſich die ſtrenge Aufſicht ſchon gefallen. Ich rechne auch manchmal vor, wie viel eine kleine Verſchwendung, täglich wiederholt, im Jahre ausmacht. So iſt's aber auch mit kleinen Betrügereien. Jeder Koch berechnet bei jedem Einkauf für ſeine eigene Taſche etliche Procente. Häufig trifft er mit dem entſprechenden Ladenbeſitzer ein Abkommen und erhält für ſeine Kundſchaft 6—10% des Barbetrags, in einzelnen Ausnahmen ſogar noch mehr. Der Ladenbeſitzer weiß ſich jedoch zu entſchädigen, die Rechnung zeigt zwar den gewöhnlichen Marktpreis, aber die Ware wird geringer, oder das Gewicht knapper. Von den Vorräten weiß außerdem der Koch für ſeinen Privat-

bedarf einen Teil zu reservieren. Hier ist es nämlich gewöhnlicher Brauch, daß die Chinesen für ihre Kost selber sorgen, der Lohn ist darnach berechnet. Aber die Köche und auch wohl andere Diener wissen es so einzurichten, daß sie ihren Lohn möglichst intakt erhalten und von der Kost der Herrschaft, aber chinesisch zubereitet, leben. Doch dabei bleibt es nicht. Der Chinese wagt sich immer weiter, so weit er nur kann. Kennt der Europäer weder Preis noch Ware, so wird er unverschämt übervorteilt. Achtet er nicht auf die Quantität, so wird doppelt so viel und mehr angerechnet als wirklich eingekauft wurde. Überzeugt er sich nicht öfter von der Wahrheit der Rechnung, so werden sogar Dinge angegeben, welche gar nicht gekauft worden sind. Man kann den besten Chinesen, selbst altbewährten Leuten, nach der Seite nicht zu viel zutrauen. Manche hüten sich wohl vor den groben Auswüchsen, aber sie scheren ihr Schäfchen im Stillen. Warum sollte der fremde Teufel nicht für seine Dummheit oder gemütliche Sorglosigkeit etliche Dollar lassen? denkt der kluge und sorgfältige Chinese. Manche Köche, auch von Missionaren, werden wohlhabende Leute. Bei der Mehrzahl aber fruchtet der unehrliche Erwerb doch nicht. Man ist solchen Zuständen gegenüber wirklich in einer üblen Lage. Geht man als Fremder selber auf den Markt, so hat man gewöhnlich noch mehr zu bezahlen und die Mühe und manche Unannehmlichkeit und Zeitverlust obendrein. Man kann sich jedoch hie und da erkundigen und bald so viel lernen, daß man einigermaßen Kontrolle üben kann. Das halte ich für wichtig. Läßt man dagegen alles eben gehen, wie es die Leute treiben, so hat man nicht nur den Geldverlust, sondern verdirbt die Betreffenden moralisch immer mehr. Es ist unsere christliche Pflicht, die Gewissen zu wecken und dann auch den Schwachen möglichst vor Versuchung zu bewahren. Letzteres geschieht, wenn er sich stets beobachtet weiß. Man darf nur aber ja nicht ins andere Extrem geraten und stets Mißtrauen an den Tag legen. Das verdirbt noch mehr. Ich habe da oft an das Verhalten unsers Herrn Jesus gegenüber dem Judas, der ein Dieb war, denken müssen. Man kann viel daraus lernen. Übersehen darf jedoch nicht werden, daß es der Herr nicht mit einem heidnischen Dienstboten zu thun hatte, sondern mit einem zum Apostelamte berufenen Manne. Da Judas seine irdische Gesinnung nicht durch tägliche Buße in den Tod gab, sondern sie pflegte, so mußte sie ausreifen und ihm den Tod bringen. Das gilt auch heute noch von Christen und besonders Predigern. Die Chinesen stehen im allgemeinen sehr naiv zu gewöhnlichen Betrügereien. Es ist Landessitte, wird von vornehm und gering geübt und als *geschäftliche Gewandtheit* betrachtet. Das unverschämteste

Lügen ſteht damit im Zuſammenhange. Es iſt jedoch unzweifelhafte Chriſtenpflicht mit allen chriſtlichen Mitteln gegen ſolche ſittliche Verſumpfung anzukämpfen. Liebevolle Beharrlichkeit wird auch da mit Erfolg gekrönt.

Am beſten iſt es, bei jeder derartigen Veranlaſſung eine herzliche Ermahnung zu geben, von Untreue aber nur dann zu reden, wenn man den Fall beſtimmt nachweiſen kann. Wenn ſich ein Chineſe öfters übertölpelt ſieht, ſo verliert er die Freude am Betrügen. Man muß jedoch ſtets eingedenk bleiben, wie allgemein dieſe Sünde iſt und wie gar ſchwer ſie von den Chineſen als Sünde erkannt wird. Es liegt gemeine Habgier zu Grunde und überhaupt das Haften der Seele an den irdiſchen Gütern. Dieſer Sinn kann nur durch gründliche Bekehrung zum lebendigen Gott gebrochen werden. Je mehr die Freude an den himmliſchen Gütern wächſt, deſto mehr ſchwindet die Luſt an den irdiſchen Dingen. Auch das Vertrauen auf das Sichtbare ſchwindet, je mehr das Zutrauen zum himmliſchen Vater wächſt. Alſo Liebe zu Gott müſſen wir pflanzen und die damit verbundene Liebe zu den Brüdern. Dieſe Liebe ſollen wir aber auch vor den Augen der Chineſen in allen Stücken ſelber beweiſen.

33. Höflichkeitsformen.

Die Chineſen haben ſeit uralter Zeit ein ausgebildetes Höflichkeitsſyſtem. Der Grundgedanke iſt derſelbe wie bei andern Völkern. Man ſucht bei zufälliger oder abſichtlicher Begegnung mit andern Menſchen denſelben ſeine Achtung an den Tag zu legen, ſich ſelber aber in dem günſtigſten Lichte humaner Bildung zu zeigen. Für den Verkehr der Menſchen unter einander ſind ſolche Formen des geſelligen Lebens eine Notwendigkeit. Nur artet der Menſch, wie in andern Dingen, auch darin leicht aus. Die Formen des Anſtands werden immermehr vervielfältigt, bis ſchließlich im Formenſchwall der Inhalt an Herzlichkeit und Gemütlichkeit verloren geht. An ſolcher Hohlheit leidet nicht allein die chineſiſche Höflichkeit. Ein Verſtoß gegen die übliche Etikette der Geſellſchaft, gegen den herrſchenden Ton der Gebildeten, ein Wort der Wahrheit, das den Nimbus der Würde einer Standesperſon verletzt, ſind Verbrechen, welche ſolche Art von Geſellſchaft nie vergiebt. Das einander Anräuchern mit dem Wohlgeruch ſchmeichelnder Phraſe wollen wir jedoch der Welt überlaſſen. Die chriſtliche Höflichkeit muß ſtets auf dem Grunde göttlicher Wahrheit bleiben. Wahrheit darf unter Umſtänden auch in derber Weiſe geſagt werden. Das iſt aber nur dann zuläſſig, wenn die höfliche Art nicht beachtet oder verachtet wird. Derbheit iſt zu unterſcheiden von Roheit. Die Wahrheit

behält immer etwas Herbes und Derbes der Schlüpfrigkeit und sündhaften Geschmeidigkeit gegenüber. Roheit ist unkultivierte Natur. Der Roheit gegenüber zeigt Höflichkeit einen entsprechenden Grad von Selbstbeherrschung und ist damit ethischer Natur. Hinter höflichen Formen kann sich jedoch eine ganz charakterlose Erbärmlichkeit verstecken. Da läßt man die christliche Religion, göttliche Gesetze, objektives Recht, überhaupt die Ideale des Lebens ruhig mit Füßen treten und entschuldigt noch obendrein mit höflichen Phrasen. Solche Höflichkeit sollte der Christ hassen wie den Teufel selber.

In unserer Höflichkeit soll sich also nicht Weltsinn sondern christliche Liebe in edler Form ausprägen, d. h. wir haben gegen unsern Nächsten Wohlwollen gepaart mit persönlicher Achtung an den Tag zu legen. Es ist das auch Heiden gegenüber nötig. Die berechtigten Gefühle der Chinesen soll man nicht verletzen. Jeder Missionar, samt Frau und Kindern, kann sich leicht mit den gangbaren Formen chinesischer Höflichkeit bekannt machen, Zartgefühl und Takt werden ebenfalls überall verstanden. Manches muß man aber wissen, um es zu verstehen und ausüben zu können. Es giebt hier bestimmte Begrüßungsformen zu lernen, worin man auch eine Auswahl für verschiedene Gelegenheiten hat. Die Art sich zu setzen, nämlich auf welchen Platz und nach mehrmaliger Aufforderung und Verbeugung; das Theetrinken und Essen; die üblichen Verbeugungen und Begleitung bis zur Thüre oder bis an die Straße; strenge Zurückhaltung den Frauen gegenüber. Das sind so einige Einzelheiten. Es ist viel besser, wenn man die chinesische Form der Höflichkeit, soweit als möglich, beibehält und nicht ausländische Art einführt. Z. B. die Hand auch chinesischen Frauen zu geben, Bruderkuß und dergl. wird zunächst gründlich mißverstanden. Auch wenn man Chinesen zum Essen einladet, sollte man es so einrichten, daß sich dieselben heimisch fühlen können. Hauptsache ist und bleibt aber, daß man die Menschenwürde auch im geringsten Chinesen achtet und das jedermann durchfühlen läßt. Zum Christentum werden die Leute damit allerdings noch nicht bekehrt, aber der eigne Verkehr mit den Chinesen wird sehr erleichtert und die Herzen werden erschlossen und für höhere Wahrheiten zugänglich gemacht.

34. Geschenke.

Nicht nur bedenklich, sondern in hohem Grade verderblich ist das in China übliche Geschenkemachen. Ein großer Teil chinesischer Korruption hängt damit zusammen. In den bürgerlichen Beziehungen zu den Heiden müssen die Christen sich natürlich, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege

zu gehen, der einmal üblichen Sitte unbequemen. Im engeren Verkehr untereinander sind aber die Mißbräuche abzustellen. Nicht die Geschenke als solche sind abzuschaffen, soweit sie Ausdruck der Liebe und Ehrerbietung sind, aber jeder Hintergedanke von Bestechung muß ausgeschlossen werden. Heimlichkeit ist darum als verdächtig zu verpönen, ehrliche, aufrichtige Geschenke soll jedermann wissen können. Auch ist mehr Gewicht auf den Geschmack als auf den Geldwert der Gabe zu legen. Der Missionar selber muß jedoch mit gutem Beispiel vorangehen. Zwar hüten sich wohl die meisten Missionare, über die Maßen aus eigener Tasche den Chinesen Geschenke zu machen. Es wäre vielleicht sogar manchem etwas chinesischer Geschmack nach der Seite hin zu empfehlen. Jedenfalls sollte sich niemand aus Furcht vor chinesischem Mißbrauch der Wohlthätigkeit abhalten lassen, den Dürftigen privatim Geschenke zu machen. Selbst häufiger Undank sollte davon nicht abschrecken. Nur ist anzuraten, nicht blindlings wegzuschenken, sondern sich in jedem einzelnen Falle von christlicher Weisheit leiten zu lassen. Die obige Warnung der Missionare vor Geschenken bedeutet: sich zu hüten, Geschenke anzunehmen. Sobald nämlich der Chinese ausfindig macht, und scharfe Beobachtungsgabe hat er, daß durch Geschenke der persönlichen Eitelkeit des Empfängers gedient wird, so weiß er das sehr geschickt zu seinem Vorteil zu benutzen. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß rigoristisch alles abgelehnt werden müsse, sondern nur Geschenke von einzelnen irgendwie interessierten Individuen. Wenn dagegen die Hausgenossen zum Geburtstag, oder die Gemeinde bei besonderer Gelegenheit ein passendes Geschenk macht, so läßt sich nichts dagegen einwenden. Der Missionar sollte sich aber auch da eher ablehnend verhalten, besonders gegen wertvolle Geschenke, als dergleichen befördern. Ihre achtungsvolle und anhängliche Gesinnung können ja die Chinesen auf eine sinnige und billige Art kundgeben. Die über allen Argwohn erhabene Achtung, welche sich die englischen Beamten im Orient erworben haben, beruht jedenfalls mit auf der weisen Verordnung, daß dieselben kein Geschenk von einigem Wert annehmen dürfen außer mit eingeholter Genehmigung ihrer Vorgesetzten und zwar stets für den bestimmten Fall.

35. Trennung der Geschlechter.

Über die Stellung der Frauen in der menschlichen Gesellschaft ist schon viel geschrieben worden. Thatsache ist, daß nur das Christentum das weibliche Geschlecht zu seiner gottverordneten Würde gebracht hat und überall bringt. In manchen Ländern geht man aber bereits über das normale christliche Maß hinaus bis zu einem Kultus des Fleisches. Nach

göttlichem Willen, der in diesem Falle sich unzweideutig aus der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments ergiebt, gehört das Weib zunächst der Häuslichkeit an. Dem Hauswesen vorzustehen, dazu ist das Weib natürlich beanlagt, sowie als Mutter und Erzieherin von Kindern, auch zur Krankenpflege. Damit ist die Grundlage gegeben für alle einzelnen Fälle. Auch für ihren Mann in seinem Berufe kann eine Frau von entsprechender Bildung und gutem Takte eine wahre Gehilfin werden. Doch wird das schwieriger, je höher die Lebenssphäre des Mannes ist.

Auch in dieser Frage ist es also wichtig, daß der Missionar sich zuerst besinnt auf die evangelischen Principien und nicht Abnormitäten der Westländer unbesehen den Chinesen als christliche Sitte anpreist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in China die Frauen noch nicht ihre von Gott verordnete Stellung erlangt haben. Es ist das unmöglich, so lange noch Polygamie herrscht. Auch die schon erwähnte unbedingte Unterordnung unter Schwiegereltern und Mann lassen wenig Raum zur Bildung eines edlen Frauencharakters. Daß man dessenungeachtet viele treffliche Frauen in China findet, zeigt, daß das System in der Praxis sich wesentlich modifiziert. Die ärmere Klasse ist überdies genötigt, mit einer Frau zufrieden zu sein, und manche Frau weiß dafür zu sorgen, daß sie auch mit ihrem Mann zufrieden sein kann. Durch die polygamischen Verhältnisse der maßgebenden Kreise in China ist es bedingt, daß die Frauen vom geselligen Verkehr mit Männern ausgeschlossen sind. Diese Sitte müssen wir in der Mission zunächst respektieren und haben auch sonst auf die häuslichen Verhältnisse der chinesischen Frauen Rücksicht zu nehmen. Weder das weibliche noch das männliche Geschlecht ist auf einen plötzlichen Wechsel der alten Sitte innerlich vorbereitet. Wir werden deshalb gut thun, selbst in der Gemeinde, noch für längere Zeit die chinesische Trennung beider Geschlechter aufrecht zu erhalten. Am besten ist es, sich in solchen Fragen von dem Schicklichkeitsgefühl älterer und bewährter chinesischer Christen leiten zu lassen. Auch der Missionar, namentlich der unverheiratete, sollte sich so wenig als möglich mit den Frauen abgeben. Für wirksame Evangelisationsarbeit unter dem weiblichen Geschlecht ist jetzt mannigfaches weibliches Missionspersonal vorhanden. Erwähnen will ich hier noch, daß das Tanzen von Personen beiderlei Geschlechts mit einander den Chinesen sehr anstößig ist. Auch abgesehen von der Moral ist es dem Chinesen mindestens lächerlich, wenn erwachsene, ernste Männer herumhüpfen wie Kinder. Der Chinese läßt das Tanzen von Schauspielern besorgen. Auf der Bühne sind ebenfalls weibliche Personen ausgeschlossen. Die Ballets der civilisierten Bühnen christlicher

Länder würde der Chinese wohl kaum in Bordells erlauben. Ebenso denkt er von den künstlerischen Produktionen der Damen im Cirkus und und als Seiltänzer und dergl. Man darf sich wirklich nicht wundern, wenn chinesische Gesandte behaupten, die öffentliche Moral stehe in China höher als in England und andern christlichen Ländern. Jedenfalls tief beschämend!

36. Genußmittel.

Über das Verhalten der christlichen Gemeinde zu den Genußmitteln aller Art ist es durchaus nicht leicht die richtige Entscheidung zu treffen. Die chinesische Sitte erfordert, jedem Gaste Thee und Tabak zu bieten. Gegen Thee hat sich noch keine Einrede erhoben. Gegen Tabak eifern etliche Amerikaner. Ich selber rauche nicht, halte es auch für besser, wenn jedermann es läßt, da ich es für unnütze Geld- und Zeitverschwendung ansehe, aber ich lasse den Genuß frei. Ich selber biete niemand Tabak an, da ich nie welchen kaufe, aber verboten habe ich das Rauchen auch noch nie, obschon ich davon abrate und stets zur Mäßigkeit ermahne. So halte ich es auch mit geistigen Getränken. Trunkenheit darf in der Gemeinde nicht geduldet werden. Mäßiger Genuß ist jedoch erlaubt. Darin haben wir Christum selber zum Vorbild. Gegen Vereine völliger Enthaltung bin ich auch nicht, empfehle dieselben sogar. Aber der Eintritt muß ein freiwilliger sein und der Austritt zu jeder Zeit gestattet. Wenn man die völlige Enthaltung von allen geistigen Getränken mit zur Aufnahmebedingung in die christliche Gemeinde macht, so überschreitet man die Grenzen der evangelischen Freiheit, ja geht über klares, unzweideutiges Schriftwort des Alten und des Neuen Testaments hinaus. Von solcher Gemeinde müßte man konsequenterweise auch den Herrn Jesus selber ausschließen. Wir dürfen mit unserem menschlichen Wohlmeinen nie über die biblische Norm hinausgehen, sonst ließe sich die Kelchentziehung in der römischen Kirche, auch selbst das Cölibat, und ein unfehlbares Papsttum sogar rechtfertigen.

Auch als Bedingung fürs Prediger- und Ältestenamt ist das Gelübde der völligen Enthaltung von Tabak und Spirituosen eine Überschreitung der evangelischen Berechtigung. Man vermischt damit Evangelium und Askese, erzeugt und fördert gesetzliches und pharisäisches Wesen. Die richtige Stellung des evangelischen Christen zu jeder Art von an sich guter Askese ist die, daß deren Übung dem freien Ermessen des einzelnen überlassen bleibt. Askese hat hohe Bedeutung als geistliche Übung, bis die rechte evangelische Freiheit errungen ist. Es ist also die Askese

nicht eine höhere Stufe christlicher Vollkommenheit, sondern das Gegenteil. Es ist ein gesetzlicher Standpunkt, der zeitweise nötig ist, bis alte Gewohnheiten überwunden sind und die böse Lust dazu getilgt ist. Für Christen gilt: Alles ist euer, auch Wein und Tabak. Nur ist noch mehr als das zu beherzigen: Ihr aber seid Christi. Wir sollen uns durch nichts von Gott entfremden und in den Dienst der Welt und ihrer Güter ziehen lassen. Kaffee und Thee können unter Umständen ebenfalls gefährlich werden. Selbstgerechtes Pharisäertum aber ist der Seele gefährlicher als alle Genußmittel zusammengenommen.

Opium kann man ebensowenig zu den Genußmitteln zählen als Arsenik. Opiumraucher werden mit Recht von allen evangelischen Gemeinden ausgeschlossen, aber auch nicht sowohl des Genusses wegen, sondern weil sie geknechtet sind durch den Genuß dieses Giftes, sie können nicht mehr davon lassen. Medicinischer Gebrauch ist natürlich zulässig. Die Ärzte aber sollten in dessen Verordnung vorsichtiger sein, so auch mit Morphiumeinspritzungen. Es ist eine hinreichend bekannte Thatsache, daß die Opiate in den seltensten Fällen heilen, es werden nur die nervösen Symptome für eine Zeitlang beschwichtigt. Daher entsteht das schmerzhafte Verlangen nach immer erneuten und vergrößerten Dosen des Gifts. Die Katholiken gewähren auch Opiumrauchern die Aufnahme in ihre Gemeinden. Wir wollen unsern evangelischen Standpunkt nach rechts und links festhalten. Regel ist: Kein Genuß darf Herr werden über mich, so daß ich den freien Gebrauch meiner Persönlichkeit verliere. Der Genuß muß mir dienen, nicht ich dem Genusse; dann nur kann ich mit Danksagung genießen, stärke den Leib, mache das Herz fröhlich und den Geist frisch, dem Herrn zu dienen, je nach meinem Berufe.

Ist es Opiumrauchern wirklich Ernst mit dem Heil ihrer Seele, so wird ihnen Gelegenheit geboten, sich von ihrem Laster heilen zu lassen. Dieses geschieht vor der Taufe, die Mehrzahl fällt aber später doch wieder ins alte Laster zurück. Einzelne Opiumraucher werden jedoch gerettet. Die Hauptsache bleibt, daß durchs Evangelium viele junge Leute ganz bewahrt bleiben vor dem Laster. Die immer allgemeinere Verbreitung des Opium in China, trotz des hohen Preises und trotz der üblen Folgen, zeigt unwiderleglich, daß China reif ist fürs Gericht der modernen Kultur, aber nicht für den Segen des Evangeliums. Diesem unwiderstehlichen Verlangen nach Opium liegen natürliche Ursachen zu Grunde, nach meiner Ansicht Schwächung durch sexuellen Exceß.

37. Lange Fingernägel.

Die langen Fingernägel als Abzeichen, jeder Handarbeit überhoben zu ſein, paſſen nicht zur chriſtlichen Auffaſſung der Arbeit. Im geraden Gegenſatze dazu iſt von der Gemeinde Müßiggang als Schande zu kennzeichnen. Wer Arbeit nicht zum eignen Lebensunterhalt nötig hat, findet als Chriſt Arbeit genug fürs Wohl ſeiner Mitmenſchen. Wer nur ſeiner eigenen Bequemlichkeit oder gewiſſen Standesvorurteilen gemäß leben will, kann nicht lebendiger Chriſt ſein. Es ſchämt ſich ja auch ſelbſt der chineſiſche Kaiſer nicht, den Pflug in die Hand zu nehmen, warum ſollten ſich chriſtliche Gelehrte oder Vornehme ſcheuen, ſelbſt mit Hand anzulegen an irgend eine produktive Arbeit, auch wenn es nur des guten Beiſpiels wegen wäre. Beſonders gilt es darum in den chriſtlichen Schulen auf dieſen Punkt zu achten. Die Prediger- und Lehrerſeminare und andere höhere Schulen ſollten grundſätzlich irgend eine Handarbeit mit in ihren Plan nehmen. Man kann ja nach den örtlichen Verhältniſſen etwas Paſſendes wählen. Auch beim Dienſtperſonal iſt darauf zu achten, daß nicht der größte Teil des Tages verſchwatzt und verſchlafen wird, ſondern daß ſich die Leute mit etwas Nützlichem beſchäftigen. Allerdings muß man der geringeren Arbeitskraft und den anders gearteten Verhältniſſen Rechnung tragen, darf auch nicht den Schein erwecken, daß man aus Eigennutz die Leute plage. Das läßt ſich vermeiden, wenn man ſie nach Beendigung ihrer pflichtmäßigen Arbeit etwas thun läßt, wovon ſie ſelber den ganzen Vorteil haben. Die nötige Erholung kann man deshalb doch gewähren, auch hie und da eine Freude bereiten. Nur aber keinen Müßiggang dulden unter den Chriſten, weder bei Alten noch bei Jungen, bei Männern noch bei Frauen; jedermann kann dem Herrn dienen in irgend einer Weiſe, wie es für ſeine Verhältniſſe paßt, Müßiggang dagegen iſt aller Laſter Anfang. Ich würde alſo anraten, die langen Fingernägel bei der Taufe, wenn nicht ſchon vorher, als ſymboliſchen Akt abzuſchneiden, um nach der Taufe lebenslang die Hände fleißig zum Guten zu gebrauchen.

38. Götzeninduſtrie.

In China giebt es eine weitverzweigte Induſtrie und damit verbundenen Handel im Zuſammenhang mit dem Götzendienſt. Nicht nur werden eigentliche Götzenbilder maſſenhaft fabriziert, aus Holz, Stein, Porzellan, Thon oder Erz, ſondern außerdem eine Menge anderer Dinge für die Tempel- und Götzenaltäre, ſowie vielerlei Zubehör für Opfer, wie Räucherwerk, Goldpapier und andere Gegenſtände zum Verbrennen für

die Geister, auch Amulette und dergl. Wir haben aber wohl zu unterscheiden Gegenstände, die ausschließlich in Götzen- und Geisterkultus Verwendung finden, und solche, welche außerdem bürgerlichen Zwecken dienen, wie Lichter, Lampen, Räuchergefäße und dergl., künstliche Blumen, firecrackers groß und klein, d. h. eine Art Raketen und kleine Puffer. Mit der Anfertigung von letzteren verdienen Tausende von Frauen sich ihren Unterhalt. Allerdings werden diese Crackers vielfach zu abergläubischen Zwecken abgebrannt, sie dienen aber auch zur Belustigung und vielleicht auch zur Luftreinigung. Besser wäre es freilich auch diesen Artikel fallen zu lassen und dagegen produktivere Arbeit zu wählen, welche zur Ehre Gottes und dem Heile der Menschen dient. Aber es ist leichter zu theoretisieren als im praktischen Leben den Armen Hilfe zu schaffen. Wenn eine Familie an eine bestimmte Arbeit, vielleicht seit vielen Generationen, gewöhnt ist, so hält es sehr schwer, dieselbe in ein anderes Geleise zu bringen. Die gewohnte Arbeit zu verbieten, heißt dann die Leute arbeitslos machen, also an den Bettelstab bringen. Auch darauf ist also vor der Taufe zu achten, besonders die einheimischen Christen sollten da Rat schaffen, auch durch pekuniäre Beihilfe im Übergangsstadium. Wo aber die Christen noch sehr vereinzelt sind, da hat der gewissenhafte Missionar eine sehr schwierige Aufgabe. Das ist mit ein Hauptgrund, warum auf manchen Stationen noch keine bleibende Gemeinde zustande gekommen ist. Ich selber mußte manchen Taufbewerber zurückstellen, weil er keine Aussicht fand, seinen Unterhalt auf christlich ehrliche Weise zu erwerben. Andere verzogen deshalb oder wanderten aus. Auswanderung ist zunächst immer ein beklagenswertes Ereignis für kleine Christengemeinden, wird aber in der Zukunft von großem Segen für China werden, da manche Auswanderer nach Jahren, gereift am innern Menschen und tüchtig im Geschäftsleben, zurückkommen.

Irgend welche Gelegenheit zu praktischer Arbeit, wodurch Taufbewerber in dringender Lage sich ihren Unterhalt selber erwerben können und zugleich Gelegenheit haben, Gottes Wort zu hören und ein christliches Leben kennen zu lernen, sollte mit jeder Hauptstation verbunden sein. Dergleichen Anstalten gedeihen jedoch besser in den Händen der Chinesen, wenn sie unter Kontrolle des Gemeindevorstands, an dessen Spitze der Missionar steht, gestellt sind. (Schluß folgt.)

Zur Selbständigmachung der heidenchristlichen Gemeinden.

Eine Korrespondenz aus Indien.

Soeben lese ich mit Interesse in der Allg. Miss. Zeitschrift die Verhandlungen der Konferenz in Bremen, speciell was über die Selbstständigmachung der Missions-Gemeinden gesagt ist, wundre mich aber, daß Dr. Schreiber, der doch entschieden für jene Aufgabe der Missionare eintritt, noch schreiben kann, wie S. 312 steht: „Der Grundsatz des Apostels, von den Neubekehrten in Achaja nichts anzunehmen, müsse sorgsam beachtet werden vor allem da, wo es sich in einem heidnischen Lande um allererste Anfänge handle. Der Missionar müsse sogar die ersten Schulen und Kapellen selbst erbauen, um alles und jedes Mißtrauen zu dämpfen, als lägen seiner Arbeit gewinnsüchtige Motive zu Grunde. Auch müßten die durch den Übertritt materiell Geschädigten entschädigt werden, selbstverständlich aber nur innerhalb der Grenzen des äußerst Notwendigen!" Ihm möchte ich kurz entgegnen „principiis obsta."

Zunächst decken sich Dr. Schreibers Worte gar nicht mit dem citierten biblischen Bericht. Diese Bibelstellen wären herbeizuziehen, wenn es sich um die Frage handelte, ob die Missionare bei den Neubekehrten unsrer Zeit für sich selbst, d. h. für ihren eigenen Unterhalt Steuern oder Beiträge verlangen oder nehmen sollten. Es handelt sich aber in dem qu. Referat um die Anforderungen an die Gemeinden aus den Heiden sich selbst zu erhalten. Wir wollen also diese zwei verschiedenen Fragen hübsch getrennt halten, um die Gedanken nicht in Verwirrung zu bringen.

Hätten wir hier die erstere Frage zu erörtern, dann würde ich darauf aufmerksam machen, einen Unterschied zu machen zwischen „Fordern" und zwischen „Annehmen." Angenommen hat auch der Apostel St. Paulus von Neubekehrten, aber nicht von allen; daß er von den Korinthern nichts angenommen, hatte ganz bestimmte Gründe. In unseren Tagen kommen wir Missionare nicht leicht in die kritische Lage, von Neubekehrten etwas anzunehmen; wo immer etwas freiwillig angeboten wird, sei es von Neubekehrten oder nur von Hörern und Katechumenen, können wir es ruhig annehmen und, weil wir bereits von der Missionskasse unsern Unterhalt beziehen, — solche Gaben in die Missions- oder Kirchenkasse legen. Und wenn es mir auf Predigtreisen passieren sollte, daß Neubekehrte oder nur Hörer Hühner und Eier und Milch aus dem Gefühl der Gastfreundschaft heraus schenkten, so würde ich

dergleichen ohne Skrupel annehmen, ja ich würde mich scheuen, solche Gaben zurückzuweisen und die freundlichen Geber zu beleidigen.

Eine andere Sache aber wäre es, bei Neubekehrten oder bei alten Bekehrten, in den allerersten Anfängen oder im Laufe von Jahrzehnten „für sich oder für eignen Unterhalt" zu *fordern*. Solch ein Fall sollte für ausländische Missionare nie eintreten. Wir sollen Missionare bleiben, und wenn unsre Gemeinden so weit erstarkt sein werden, daß sie außer den gewöhnlichen, laufenden Ausgaben auch noch einen Pastor unterhalten können, dann sollen wir Missionare solchen Gemeinden einheimische Pastoren setzen und uns zurückziehen oder höchstens die Oberaufsicht behalten, und an andern Orten neue Stationen gründen. Sollte es aber einer erstarkten einheimischen Gemeinde in den Sinn kommen, einen ausländischen Missionar für sich als Pastoren oder Superintendent oder Bischof zu beanspruchen und zu unterhalten, dann sollte solch ein ausländischer Missionar, wenn er überhaupt in solch ein Dienstverhältnis einzutreten gewillt ist, aus seiner bisherigen Missionsgesellschaft austreten, sei es für immer, sei es nur auf eine Reihe von Jahren. Das scheint mir Regel und Ordnung zu sein; freilich keine Regel ohne Ausnahme; und in Notfällen würde ich auch bei den Neubekehrten meinen Lebensunterhalt erbitten, um die Missions-Arbeit fortsetzen zu können. Vor uns liegt aber eine ganz andre Frage, nämlich die der *Selbstunterhaltung* der Gemeinden aus den Heiden und — wie ich hinzusetze — auch der Neubekehrten in den allerersten Anfängen.

Über dieses Thema ließe sich gar viel schreiben, und jahrelang habe ich mich darüber ereifert, und muß gestehen, daß ein großer Teil der Schuld in bezug auf die Trägheit und Läßigkeit der Neubekehrten wie der Gemeinden, für ihre Bedürfnisse selbst zu sorgen, auf seiten der Missionsleitungen und der Missionare zu suchen sein wird. Daß im vorigen Jahrhundert die Missionsleitungen Beiträge der Neubekehrten für ihren Selbstunterhalt gehindert, wenn nicht gar verboten haben, weil sie gewisse Schriftstellen einseitig und verkehrt ausgelegt haben, — ist Ihnen wohlbekannt. Das Wort „Geben ist seliger als Nehmen" auf seiten der Missionsleitungen und Missionare ist zum „Nehmen ist besser als Geben" bei den Neubekehrten geworden; diese wurden fleißig ans Nehmen gewöhnt, und verloren den Geschmack am Geben. Auch noch in unsern Tagen giebt es sehr viele Missionare, die mehr oder weniger von jenem Grundsatz beeinflußt, ihre Neubekehrten wie Gemeinden dem entsprechend leiten.

Warum sollte ein Missionar nicht gleich „in den allerersten Anfängen"

die Neubekehrten anleiten, das ihnen Nötige selbst anzuschaffen und zu besorgen? Wie sollten einem Missionar „gewinnsüchtige Motive“ zu Grunde gelegt werden, wenn er den Neubekehrten den Rat giebt oder in sie dringt, eine Kapelle und Schule zu bauen, damit sie einen gemeinsamen Platz zu religiösen Versammlungen und zum Unterricht der Kinder hätten! Er soll solche Kapelle und Schule nur hübsch deren Eigentum sein lassen und kein Missionsrecht darauf beanspruchen. Der Missionar soll nur nicht denken „ich brauche eine Kapelle, ich brauche ein Schule.“ Und weil so viele Missionare in dieser verkehrten Weise denken, darum bauen sie auch Kapellen und Schulen und Kirchen mehr für sich, d. h. nach ihren Wünschen, ihrer socialen Stellung entsprechend, weit über das Bedürfnis oder die sociale Stellung der betreffenden Gemeinden hinaus. Gesetzt den Fall, in einem kleinen Dorfe nähmen etliche das gepredigte Wort mit Freuden an, und wünschten weitern Unterricht, eventuell die Taufe. Da wäre es nun verkehrt, wenn ich dächte, hier müßte ich nun schnell eine Kapelle oder Schule haben, um diese Leute unterrichten zu können. Nein, ich hätte mit den Leuten zu verhandeln; „mit Freuden will ich euch weiter unterrichten oder unterrichten lassen durch einen Katecheten (natürlich ohne für mich oder meinen Katecheten auch nur einen Pfennig für solchen Katechumenen-Unterricht zu fordern); sagt, wo wollt ihr hiezu euch versammeln?“ Nun werden die Leute sich beraten und einer von ihnen wird etwa sein Haus dazu anbieten. Wenn irgend möglich nehme ich es an, auch wenn es für mich persönlich sehr unbequem und heiß sein sollte; ein Versuch wird gemacht. Es wird mir vielleicht unerträglich, hier zu unterrichten der großen Hitze wegen, oder weil in diesem Bauernhaus keine Ruhe und Ordnung zu erlangen ist. Da wäre es wieder verkehrt, wenn ich dächte „nun will ich aber doch ein Haus bauen, wie es mir paßt, und lasse die Leute zu mir kommen.“ Nein, sondern ich stelle den Leuten vor, daß dieses kein passender Platz zum Unterrichten sei, ob sie keinen andern wüßten oder schaffen könnten; sie würden ja doch später regelmäßige Versammlungen haben und auch wohl ihre Kinder unterrichten lassen. Die Leute werden sich's überlegen und vielleicht selbst daran denken, eine eigene Hütte für solche Zwecke zu bauen, wobei ich sie dann beraten würde, dem Zweck entsprechend zu bauen. Oder ich müßte ihnen es nahe legen, solch eine Hütte zu solchem Zweck zu bauen, „nach ihrer einheimischen Weise und ihren Mitteln entsprechend.“ Vielleicht erklären sie, das nicht zu vermögen; vielleicht sind sie wirklich so arm, daß sie es nicht vermögen auch nur zehn Mark für diesen Zweck zu erübrigen; selbst dann würde ich nicht sagen „ich will die Hütte für euch bauen“,

sondern ihrer Armut entsprechend, ihnen etwa 6 Mark schenken als Beihilfe und sie selbst bauen lassen, auch auf die Gefahr hin betrogen zu werden. Principiis obsta. Ein andermal werden die Leute wieder um etwas dergleichen bitten „um ihrer Armut willen", aber nicht „weil es Sache der Mission sei, Kapellen und Schulen zu bauen oder zu reparieren."

Statt den Verdacht der Gewinnsucht auf den Missionar zu werfen, werden Heiden solche Neubekehrte, die sich's etwas kosten lassen, ihrem Glauben zu leben, nur achten lernen.

Bei solcher Missionspraxis wird es keinen Übergang zur Selbstunterhaltung geben, und man wird solch „einer gefährlichen Krisis" des Abfalls der Gemeinden überhoben sein. Die Selbstunterhaltung wird von vornherein als etwas Selbstverständliches angesehen und sie wird mit der innern wie äußern Erstarkung der Neubekehrten und der Gemeinden eien stufenmäßige Entwicklung zeigen. Wo man aber auf einem Missionsgebiete angefangen hat, nach den Grundsätzen des Gebens und Nichtnehmens die Neubekehrten und Gemeinden zu leiten und zu erziehen, da werden und müssen „solche gefährliche Krisen" eintreten; denn selbst auf diesen Missionsgebieten wird man im Laufe der Zeit das Princip des Gebens ganz oder teilweise aufgeben und das Princip des sogenannten Nehmens oder des Forderns anwenden müssen; sonst wird solch ein Missionsgebiet ein stagnierendes werden und die Arbeit der betreffenden Missionare wird immer auf einen kleinen Kreis von Altbekehrten beschränkt bleiben.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen, daß — Ausnahmen zugegeben — Missionare, die aus Freikirchen hervorgegangen sind, mehr Geschick und mehr Erfolg in der Selbständigmachung ihrer Gemeinden gezeigt haben als Missionare, die in heimatlichen Staatskirchen aufgewachsen und aus solchen als Missionare ausgegangen sind. Solche kommen leicht in Gefahr, die Missionskasse wie die heimatliche Kirchenkasse anzusehen, und die Bedürfnisse ihrer Neubekehrten aus solcher Kasse zu bestreiten; da kommt man leicht in Versuchung, alle möglichen Ausgaben, wie sie nicht bloß die heimatlichen Staatsmittel oder Kirchenfonds, sondern auch die Kasse der innern Mission ꝛc. gewähren, einfach auf die Missionskasse zu übertragen. Es ist so auch bequemer und leichter. Missionare müssen sich in diesem Stücke die Freikirchen in der Heimat, welche ihre Lasten selbsteigen zu tragen haben, zum Vorbild nehmen. Und die Missionsleitungen daheim sollen es sich angelegen sein lassen, ihre Missionszöglinge oder Missionskandidaten auch in diesem Stücke zu belehren und ihnen die rechten Grundsätze an die Hand geben. Und wo immer solch ein

„Übergang“ zur Selbstunterhaltung gemacht werden muß, da geschieht es allerdings nur mit viel Herzeleid, zumal wenn die verschiedenen Missionsgesellschaften, welche in demselben Lande unter demselben Volke arbeiten, nicht die gleiche Praxis befolgen. Da muß dann allerdings mit großer Vorsicht zu Werk gegangen werden, um im Laufe von Jahrzehnten doch ein wenig erreichen zu können; und noch schwieriger wird die Sache, wenn innerhalb ein und derselben Missionsgesellschaft auf demselben Gebiete nicht alle Missionare gleichen Sinnes die gleiche Praxis verfolgen.

Auch der Satz S. 312: „Auch müßten die durch den Übertritt materiell Geschädigten entschädigt werden, wenn auch nur innerhalb der Grenzen des äußerst Notwendigen“ ist wohl nicht so schlimm gemeint, als er sich anhört; das „Entschädigen“ ist schon durch den Nachsatz modifiziert. Wir sollen den Neubekehrten die Ehre, um Christi willen Schaden zu leiden, nicht kürzen; welch demoralisierenden Einfluß würde es auf die Neubekehrten ausüben, wenn sie glaubten ein Recht zu haben, in solchen Fällen von der Mission „Schadenersatz“ zu erwarten, wenn auch nur im beschränkten Maße! Gewiß werden hunderte und tausende von Fällen vorkommen, wo infolge von Übertritten den Neubekehrten Schaden entstehen wird, und infolge davon Not und Elend; da gilt es dann freilich, daß die übrige Gemeinde oder der Missionar oder die Missionskasse solchen Hilfsbedürftigen Hilfe leistet aus christlicher Barmherzigkeit, ebenso wie wenn sie durch irgend welche andere Ereignisse, sei es durch Krankheit oder Hungersnot, in Not und Elend gekommen wären. Gesetzt den Fall, ein Neubekehrter in guten Umständen wäre durch seinen Übertritt zum Christentum zum Schaden gekommen, daß er etwa die Hälfte seines Vermögens verloren hätte, doch so, daß die ihm noch gebliebene Hälfte des Vermögens ausreichte zu seinem Lebensunterhalte; da würde es doch keinem Missionar einfallen, dem zu Schaden gekommenen Neubekehrten die andre Hälfte des Vermögens oder auch nur einen Teil dieses Verlustes zu ersetzen! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß manche Missionare in sehr armen Gemeinden all den Leuten, welche Sonntags den Gottesdienst besuchten, regelmäßig ein paar Pfennige schenkten aus rein barmherzigen Gefühlen. Solche Leute, sagt man, leben von der Hand zum Munde; wenn sie heute nicht arbeiten, haben sie abends nichts zu essen; ich verlange von ihnen, daß sie Sonntags ruhen und zur Kirche kommen sollen; da kann ich sie nicht ungegessen von mir lassen, sie sollen am Sonntag nicht hungern. Und diese kleine Gabe treibt sie an, regelmäßig zu kommen, und damit habe ich Gelegenheit, auf sie geistlich einzuwirken. Von solchen schönen Gedanken beseelt gab man nun jeder Person aus der

Klasse dieser Armen an jedem Sonntag so und so viel Pfennige; eine Art Schadenersatz. Ich will nicht darauf hinweisen, daß man durch solche Praxis in die Weltregierung Gottes eingreift, auch nicht darauf, daß, wenn man Schadenersatz zu leisten verpflichtet ist, solchen voll leisten muß, auch nicht darauf hin, daß solche Arme auch an andern Tagen arbeitslos sein können, ohne daß der Missionar den dadurch entstehenden Mangel zu decken sich verpflichtet hält ꝛc. ꝛc., sondern nur auf die böse Natur des Menschen, solche Mildthätigkeit aus Eigennutz bös umzudeuten, als ob die Leute damit fürs Kirchengehen bezahlt würden. Hören solche Gaben auf, dann sagt man „nun gehe ich auch nicht mehr zur Kirche." O daß ich jeden jungen Missionar warnen könnte, in solchen Dingen vorsichtig zu Werk zu gehen; lieber gebe man einem armen Neubekehrten bei einer besondern Gelegenheit zehn Mark Almosen, als regelmäßig einen Pfennig bei jedem Kirchenbesuch. Darum wer ein Fundament zu legen hat, sehe genau zu, daß er es richtig lege, sonst kann der auf mangelhaftem Fundament aufgeführte Bau leicht Risse bekommen oder andern Schaden, und in der Krisis der Gefahr gänzlichen oder teilweisen Einfallens ausgesetzt sein.

Zu K. Bocks Werk: Unter den Kannibalen.

Von Missionar Feige.[1])

Ein pikanter Titel empfiehlt gar oft ein Buch. Aber mannigfach wird der Käufer bei der Lektüre enttäuscht und bereut im stillen die gemachten Auslagen, weil der Inhalt dem Titel nicht entspricht.

Die Leser des Reisewerkes von K. Bock werden keinenfalls auf solche Weise enttäuscht worden sein, denn die gefällige Form, der pikante Inhalt und vornehmlich die schöne artistische Ausstattung, die wirklich meisterhaft ist, ganz entsprechend den Verhältnissen, sind dazu angethan, das Werk zu empfehlen. Aber auch für die Wissenschaft verdient es Beachtung.

Die dem Buche anhaftenden Schwächen vermag der mit den Verhältnissen Unbekannte ja nicht zu entdecken. Schwächen, die um so verzeihlicher sind, als es einem Reisenden, der flüchtig das Land durchstreift, höchstens einige Wochen unter einem Volksstamm sich aufhaltend, nicht möglich ist, sich in genügendem Maße mit den wirklichen Verhältnissen vertraut zu machen. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, Herr Bock hat offene Augen mitgebracht und hat dem, was er gesehen, auch geschickten Ausdruck verliehen. Uns, die wir lange im Lande weilen und an alles gewöhnt sind, kommt es etwas wunderlich vor, daß die geringfügigsten Dinge in so ausführlicher Weise geschildert sind. Aber vielleicht macht gerade das die Lektüre anziehend.

---

[1]) Über das Bocksche Buch vergl. diese Ztschr. 1883, 385 ff. Missionar Feige steht in Tameang-lajang, das im Pataigebiet liegt. Obgleich nicht weit (östlich) von der Route Bocks entfernt, ist die Station auf der Bockschen Karte doch nicht angegeben. Feige ist seit 1869 in Borneo. D. H.

Aber leider läßt das Auge so oft im Stich, vor allem, wo es sich handelt um Dinge, die wir durchs Gehör in uns aufnehmen und da hauptsächlich liegen die Schwächen des Buches. Herr Bock war — wie zu ersehen — der malaiischen Sprache nur in geringem Maße mächtig und die Volkssprache verstand er gar nicht. Er war also in allen Stücken auf das angewiesen, was malaiische Begleiter ihm sagten, resp. dolmetschten. Er ist der Überzeugung, daß diese Leute wahrheitsgetreu ihm berichtet haben. Das zeugt allerdings von einer Arglosigkeit, die manchem im Verkehr mit Inländern stehenden Europäer in gewissem Maße sehr zu empfehlen wäre. Den Dajaken gegenüber scheint aber leider Herr Bock dieselbe auch sehr außer acht gelassen zu haben, trotzdem im allgemeinen ihnen mehr zu vertrauen ist, als den mohammedan. Malaien.

Erklärlich ist aber auch dieses. War er doch Gast der Sultans-Familie in Kutai, die, selbst mohammedanisch, natürlich die Anhänger des falschen Propheten im besten Licht darstellte, hingegen die dajakischen Heiden mit starkem Schatten zeichnete. Daß es aber mit ersteren doch nicht so ganz geheuer sei, konnte er von seinen Ruderern und dem chinesischen Jungen vernehmen, die ihn den Mahakam hinauf brachten, die höchst verwundert darob waren, daß er meinte, seine Waffen erst zur Hand legen zu müssen, wenn er in die eigentlichen Dajaklande komme.

Inwieweit die Begleiter Hrn. Bocks ihn der Wahrheit gemäß unterrichtet haben, ist schwer zu erraten; ebenso das Gegenteil. Doch auf grund einzelner Schilderungen darf man getrost Schlüsse machen, ohne zu fürchten neben das Ziel zu schießen. Auf einen wichtigen Punkt will ich sofort hinweisen.

In Kap. 22 ist am Anfange zu lesen: „Geburtstage und Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse, der weniger wichtigen Ereignisse nicht zu gedenken, können nicht in geeigneter Weise begangen werden, wenn nicht mehr oder weniger feindliche Köpfe zur Erhöhung der Feierlichkeit beschafft worden sind." — Ferner: „Bei allen wichtigen Ereignissen ihres Lebens verlangen die Dajaken, daß Menschenköpfe angeschafft werden." — „Wenn ein Dajak heiraten will, muß er sich als Held zeigen bevor er die Gunst der begehrten Jungfrau erlangen kann und je mehr Köpfe er bekommt, desto größer ist der Stolz der Braut ꝛc." — „Kein Jüngling darf einen Mandau tragen, bevor er Beute gemacht auf Schädeljagden."

Man wird beim Lesen dieser Sätze versucht mit Lächeln zu fragen: „Aber Herr Bock, wo bleiben die einfachsten Regeln der Rechenkunst? Wenn bei jeder Geburt, bei jeder sog. Taufe (um Geburtstage kümmert man sich Notabene nicht und unter tausend wissen denselben kaum zehn Personen), bei jedem Eintritt ins Pubertätsalter, bei jeder Hochzeit, bei jedem Begräbnis und bei sonstigen mehr oder weniger wichtigen Ereignissen, ein oder mehrere Köpfe beschafft werden müssen, wo in aller Welt kommen die Köpfe alle her! Welch ein kolossaler Überschuß der Geburten über die natürlichen Sterbefälle müßte vorhanden sein, wenn — wie anzunehmen — seit Jahrhunderten in solcher Weise bei allen Dajakstämmen gewütet worden und doch noch nicht alles Volk ausgerottet wäre! Da wäre ein Zuwachs wie der in Deutschland doch ein bei weitem zu geringer! Aber solcher Überschuß besteht eben nicht und die Abnahme der Bevölkerung ist nur eine geringe, noch gar nicht sicher konstatierte.

Wahrscheinlich ist es aber, daß das Volk im Rückgang sich befindet, doch beruht das auf andern Ursachen; meiner Meinung nach auf dem Gebiet physischer Ausschweifung. Damit komme ich aber wieder in Gegensatz zu Herrn Bock, welcher geneigt ist, den Dajaken, in Long Wai wenigstens, in sittlicher Beziehung eine hohe Stufe der Civilisation zuzugestehen. Wie es dort damit bestellt ist, liegt allerdings außerhalb des Bereichs meiner Kenntnisse, dessen ungeachtet aber erlaube ich mir Zweifel. Meine

Bekanntschaft mit dem sittlichen Zustande zweier, ja dreier Volksstämme, die sonst so viel gemein haben mit den von Hrn. Bock geschilderten, läßt mich vermuten, daß auch dort es damit nicht so glänzend bestellt sein mag. Auch spricht eine Äußerung Hrn. Bocks sehr für meine Ansicht. Er redet von „scheußlichen Gestalten" der hölzernen Götzenbilder der Dajaken und hat deren eine Anzahl skizziert. Der Fernstehende mag sich das ganz naiv vorstellen; doch wenn man unter einem Volke lebt, das dergleichen öffentlich zur Darstellung bringt, oft schlimmer als auf jenen Zeichnungen, und dessen sittlichen Grundsätze kennt, bekommt man zur Genüge Verständnis für die Motive, denen es entspringt. Was den Gebrauch von Totenköpfen bei Festlichkeiten angeht, so ließe sich — ohne zu dem eben gefundenen Resultat zu kommen und doch Hrn. Bocks Berichten gerecht zu werden — ein Ausweg finden. Ich will ihn andeuten und zwar aus der in langjähriger Umgebung gemachten Erfahrung. Leider haben wir unter dem Volk der Maanjan, welches viele Vorzüge vor andern Heidenvölkern hat und weithin günstig bekannt ist, auch wiederholt Totenkopfschauspiele gehabt. Einzelne Schädel werden im geheimen verwahrt und bei gewissen Festlichkeiten hervor geholt, unter großem Lärm nach dem Festlokal gebracht, daselbst aufgestellt und darum herum getanzt, wo sie all die Tage während des Festes bleiben, um dann wieder verborgen zu werden. Einmal fand sogar ein solcher Aufzug statt in Gegenwart eines holländ. Beamten, der dienstlich zugegen war. Etwa ähnlich kann man sich die Sache bei jenen Stämmen im Kutai-Gebiet auch denken und bekommt dann ein ganz ander Bild von der Sache.

Herr Bock hat den Fehler gemacht, einmal zu allgemein in seiner Darstellung zu Werke zu gehen, sodann aber auch Dinge, die ohnehin schlimm genug sind, in übertriebener Weise zu steigern. Hätte er gesucht mit den Stämmen am Dusson und Kapuas bekannt zu werden, gewiß wäre das für sein Buch vorteilhaft gewesen. Er würde, wenn er z. B. nach Kwala-Kapuas gekommen wäre, auch da noch eine Anzahl von den geschnitzten Figuren gefunden haben, hätte da aber leicht in Erfahrung bringen können, daß dieselben weniger von Blutgier zeugen als er glaubt annehmen zu müssen. Auch hätte er daselbst Gelegenheit gehabt, Vergleiche anzustellen zwischen den von ihm aufgesuchten wilden Dajaken des Innern und solchen, die durch den Einfluß des Christentums civilisiert worden. Er hätte da auch — wenns ihm der Mühe wert schien — einen Dajaken können predigen hören, ja im Verein mit ihm, falls er selbst musikalisch, einen künstlerischen Genuß sich verschaffen können. Weder Kopfjäger noch Kannibalen wären da zu fürchten gewesen, wohl aber hätte er den Eindruck bekommen können, daß die „Aufgabe für die weißen Herrscher" bereits glücklich in der Lösung begriffen ist.

Daß fast alle — vielleicht wirklich alle — Dajakenstämme der Schädeljagd gehuldigt *haben* ist richtig; aber nicht in dem Maße, wie es in dem Bockschen Werk dargestellt ist und vor allem nicht bis in die neueste Zeit unter den Stämmen, die unter dem direkten Einfluß der Regierung stehen. Im Innern des Landes, wo eine geregelte Aufsicht bis jetzt unmöglich, kommen immer noch Fälle von „koppesnellery" vor, doch wird energisch dagegen angegangen.

Haben wir oben gefunden, daß Herr Bock des Bösen zu viel sagte, so zeugt eine andere Äußerung vom Gegenteil, nämlich, daß er andere Dinge zu günstig beurteilt.

Betreffs der *Ehrlichkeit* der Dajaken muß zugestanden werden, daß dieselbe rühmend hervor zu heben ist, obgleich dieselbe, leider, je länger desto mehr getrübt wird und zwar vor allem durch den nachteiligen Einfluß, den der Islam mit sich bringt. Besonders wo Kartenspiel Eingang findet und überhand nimmt, da sind auch Diebe zu finden. Ob die Long Wai von diesem Einfluß noch frei sind vermag ich nicht zu sagen,

gelb	bahenda	madintang	mansäu
Gesicht	bau	uruwawa	njong
Gold	bulau	amas	meas
groß	hai	hantä	pun
gut	bahalap	maeh	kas
Haar	bulau	wulu	wook
Haus ꝛc.	huma	lewu	mesa.

Ich will das Verzeichnis von Herrn Bock nicht weiter ausführen. Vorstehendes zeigt zur Genüge die Verschiedenheit. Für die Richtigkeit, oder besser, Genauigkeit kann ich freilich nur bei den ersten zwei Rubriken einstehen und warum ich darauf hinweise, will ich noch in etwa erklären. Es kommen eine Anzahl Kollektiv-Namen vor, wie: Affe, Ameise, Fisch. Für diese hat man hier nicht immer solche Sammel-Namen. Es kommt also darauf an, welchen Affen, welche Ameise, welchen Fisch er meint. Fisch freilich hat auch hier ein entsprechendes Wort: lauk, kena; aber jede Fischart hat wieder ihren besondern Namen, so wie in Europa auch.

Schließlich noch ein Wort über die mutmaßlichen Folgen des Bockschen Werkes, vornehmlich in kultureller Beziehung.

Es bahnte sich in letzter Zeit etwas an, was für dies reiche Land gewiß bedeutungsvoll zu werden versprach. Kapitalisten in Holland und anderwärts waren bereits gewonnen für kulturelle Unternehmungen hier zu Lande. Wie ich seiner Zeit vernahm, waren es drei verschiedene Gesellschaften, die im Werden begriffen, so daß Aussicht war das Land zu kultivieren. Doch es ist diesbezüglich überaus stille geworden und wie ich aus guter Quelle erfuhr, soll das Buch: „Unter den Kannibalen", die Veranlassung geworden sein zum Stillstand dieser wichtigen Angelegenheit. Die Nachricht von den Kannibalen soll den Geldmännern einen solchen Schrecken beigebracht haben, daß sie die Hand legten auf die bereits in Aussicht gestellten Summen. Das war gewiß nicht Herrn Bocks Absicht, aber soll doch das Resultat seiner Darstellung der hiesigen Zustände sein.

Auch in diese Sache wird Klärung kommen. Ich hoffe, daß ein Fachmann, der seit Jahren sich mit den hiesigen Verhältnissen genauer vertraut gemacht hat, als ein der Sprache unkundiger und flüchtig das Land durcheilender Reisender dies vermag, mit dem Ergebnis seiner Forschungen und Beobachtungen recht bald ans Licht treten wird, was, wie ich voraussetze, mehr Licht in die noch starke Dunkelheit bringen wird. Da derselbe auch kulturellen Aufgaben während der Zeit nicht fern geblieben, wirds ihm gelingen, auch darüber günstige Aufschlüsse zu geben.

Die für Kulturzwecke geeignetsten Länderstrecken sind fast unbewohnt. Durch Raubbau wird dem Lande eben so viel abgerungen, wie zum Unterhalt der geringen Volkszahl nötig ist; sonst liegt alles in tiefer Wildnis. Wann wird die Zeit kommen, in der die hiesigen Gefilde lieblich stehen, erfüllt mit Produkten, welche dem Volke hier, wie der Menschheit überhaupt, nützlich sind!

Druckfehlerberichtigung. S. 359: Geomantie st. Goamantie.

Zur Nachricht.

Ich muß um freundliche Nachsicht bitten, daß die zweite „Rundschau" in diesem Jahrgange ausbleibt. Monatelang anhaltende Arbeitsunfähigkeit machte mir die Abfassung derselben unmöglich. Es soll aber, wills Gott, im nächsten Jahrgange alles pünktlich eingeholt werden.

Warneck.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1884.

Medingen.

Studie zu einer Missionsstunde.[1])

Von Dr. Grundemann.

Jesaja 28, 29. Daß des Herrn Rat wunderbarlich ist, zeigt sich oft recht deutlich im Missionswerke. Wunderbar knüpft er auf weit entfernten Punkten die Fäden an, die zuletzt zusammenlaufen müssen, um sein Reich auszubreiten. Das sehen wir z. B. an der jüngsten Station der Berliner Mission in Transvaal, Namens Medingen. Dreierlei gehört zur Gründung einer Station: erstens ein tüchtiger Missionar, zweitens die nötigen Geldmittel und drittens ein Heidenvolk, das einen Lehrer unter sich wohnen läßt. Für das alles war in diesem Falle schon jahrelang zuvor gesorgt, und niemand ahnte, wie es zusammengeführt werden sollte.

Den tüchtigen Missionar hatte sich der liebe Gott bereitet auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour. Ein tüchtiger Mann war ja wohl der flinke Garde-Dragoner, der dort mutig den Feind werfen half. Aber es ist zweifelhaft, ob er je in seinem Leben auf den Gedanken gekommen wäre, zu den Heiden zu gehen, wäre er nicht dort nach erkämpftem Siege bei einem sterbenden Zuaven festgehalten worden. Der war ja freilich kein Heide, sondern ein Mohammedaner, aber doch konnte man an ihm sehen, wie schrecklich es ist, ohne einen Erlöser und Heiland aus diesem Leben zu gehen. Wie dort der braune Sohn Afrikas ohne Trost und Frieden, gräßlich fluchend seine Seele aushauchte, das hat unser junger Kavallerist nicht wieder vergessen können, auch als er, ins Vaterland zurückgekehrt, wieder in seinem Berufe als Landwirt arbeitete. Es ließ ihm keine Ruhe, bis wir ihn — ums kurz zu erzählen — im Berliner Missionshaus finden. Grade als die genannte Station gegründet werden sollte, war seine Ausbildung vollendet, und Fritz Reuter ist ein tüchtiger Missionar geworden.

Auch für die Geldmittel war schon lange gesorgt. Die Missionsgesellschaft hätte damals schwerlich zur Anlage einer neuen Station das Geld gehabt, wenn es ihr der Herr nicht auf sonderliche Weise zugeführt

[1]) Der in einer Missionsstunde gehaltene Bericht läßt sich nur schwer in derselben Fassung wiedergeben. Daher hier die Bezeichnung als Studie. Eine derartige Ausarbeitung ist nötig; bei der Ausführung aber muß die populäre Erzählungsweise zur Geltung kommen. Ich möchte mich dagegen verwahren, daß die Form des obigen Berichtes namentlich sofern es sich um Landgemeinden handelt, als mustergiltig angesehen werde. Populäres Erzählen ist eine Kunst, die man am besten lernt, wenn man selbst dem erzählenden Volke lauscht. Auch Grimms Mährchen z. B. dürften ein gutes Hilfsmittel dazu sein. R.G.

hätte. Vom Jahre zuvor waren noch Schulden zu decken, und es ist keine wohlfeile Sache, tief ins Innere Afrikas zu reisen, da ein Haus zu bauen und sich alles, was ein weißer Mensch zum Leben nötig hat, zu verschaffen. Doch es stand schon längst geschrieben und lag versiegelt auf dem Gerichte — die Bestimmung, daß der Berliner Missionsgesellschaft 7500 Mark zur Gründung einer Station ausgezahlt werden sollten. Wann? das wußte freilich allein der Herr, der damals seine treue Magd Fräulein Charlotte von Meding in Frieden aus diesem Jammerthale zu sich nahm. Die fromme Dame hatte in ihrem Testamente diese Bestimmung getroffen, mit dem Wunsche, die neue Station möge so genannt werden wie das Kloster, das in alten Zeiten ihre Ahnen im Hannoverschen gestiftet hatten: Medingen.

Auch das Heidenvolk, in dessen Lande Fritz Reuter dieses Medingen anlegen sollte, hatte Gott sehr deutlich gewiesen. Sieben bis acht Meilen nordöstlich von der Station Umphome liegt das Reich Bolubedu, das wie die Umgegend der letzteren von Baroka bewohnt ist, zwischen denen aber auch nicht wenige Bawenda und Makwamba leben. Die letzteren sind hinter den übrigen ziemlich weit zurück. Man erkennt sie sofort an dem eigentümlichen Schmuck, den sie sich in ihrer Jugend schmerzhafter Weise beibringen, einer Reihe bohnengroßer Narben von der Stirne bis zur Nasenspitze. Sie werden deshalb von den Buren Knopnösen genannt. Ackerbau wird von ihnen nur wenig getrieben, und auch mit Viehzucht geben sie sich nicht viel ab. Sie gehen lieber der Jagd nach mit Pfeil und Bogen — oft jagen sie den Raubtieren ihre Beute ab und lassen sich von den Geiern den Weg dazu weisen. Auch fangen sie Wild in geschickt aufgestellten Fallen. Die Baroka, welche bei weitem den größten Teil der Bevölkerung ausmachen, erkennt man alsbald als eines der Betschuanen-Völker. Auf ausgedehnten Feldern treiben die Frauen den Ackerbau, während die Männer mit patriarchalischem Hirtenstabe und dem aus Leder gefertigten Milchsack ihrem Geschäfte bei den geliebten Rinderherden nachgehen. Das Schmiedehandwerk und mancherlei Holzarbeiten werden mit viel Geschick betrieben. Die Häuser sind wie bei allen Betschuanen aus niederen kreisförmigen Lehmwänden mit einem hohen kegelförmigen Strohdach hergestellt. Freilich fehlt hier die Sauberkeit, die man bei andern Stämmen gewohnt ist, und die Dunghaufen reichen bis an die niedere Thüre.

Auch die Hauptstadt des Reiches, Moschata, zeigt keine andern Gebäude. Das Regiment dort führt jetzt eine schon bejahrte Königin, Namens Mankhatene, die aber gewöhnlich mit dem Titel, den die Herrscher von Bolubedu tragen, Motjatje genannt wird. Sie hat eine ganze Anzahl von Häuptlingen unter sich, die sich zu den Ratsversammlungen in der Hauptstadt einzufinden haben. — Das dicht bevölkerte Ländchen war schon einmal im Jahre 1862 vom Missionar Merensky auf einer Forschungsreise besucht worden. Wenn ich nicht irre, regierte damals noch Mochale, der Vater der jetzigen Königin. Die Aufnahme der Reisenden aber war so wenig freundlich, und auch die späteren Nachforschungen über die Stimmung in Bolubedu hatten nur ein ungünstiges Ergebnis, so daß man das Reich als noch auf lange dem Evangelio verschlossen betrachtete. Und doch hatte unser Herrgott schon alles bereit gemacht, um seine Thore zu öffnen.

Es mag um die Zeit gewesen sein, als unser Kaiser mit seinem siegreichen Heer heimkehrte, da kam in Port Elisabeth (der großen Stadt an der südafrikanischen Küste) ein schwarzer Mann in eine der dortigen englischen Missionskirchen. Man sah es dem in eine einfache Kattunjacke gekleideten Eingebornen nicht an, daß er in der fernen Heimat eine nicht unbedeutende Herrschaft habe und ein Häuptling sei. Wie er nach Port Elisabeth gekommen war, kann ich nicht sagen. Doch schon manche Häuptlinge aus dem Innern sind nach der Kapkolonie gewandert, um einmal das Leben der weißen Leute in ihren Städten anzusehen. Da giebt es freilich viel, was mit neugierigen Blicken angestaunt, nnd wovon daheim in der Versammlung der Männer auf dem Kchoro (Ratsplatz) noch lange erzählt wird. Aber etlichen dieser Wanderer ist es ebenso gegangen wie dem, von dem ich jetzt rede. Sie haben mehr gefunden, als was die Neugierde befriedigt — etwas, das das Herz erneuert.

Khaschane, so hieß der Mann, hörte in der Kirche den Gesang und die Predigt; es ward ihm wundersam zu Mute. Er mußte von dieser Sache mehr erfahren. So kam er zum Missionar; der unterrichtete ihn, und da man keinen Grund hatte, an der Aufrichtigkeit seines Glaubens zu zweifeln, so wurde er getauft. Er erhielt den Namen Swartboy; aber da sein früherer Name zugleich wie es scheint sein Titel als Häuptling war, so finden wir ihn auch später mit dem letzteren genannt. Dieser Khaschane nun war einer der Häuptlinge der Motjatje. Von Rechts wegen war sein Stamm freilich unabhängig. Aber er, oder vielleicht schon sein Vater, hatte gelegentlich der Königin Geschenke geschickt, und die waren zuletzt als Tribut angesehen worden. Es mochte dem Häuptling auch ganz gelegen sein, sich an das stärkere Reich anlehnen zu können. Nun war er ein Christ geworden und mußte in die heidnische Finsternis seines Landes zurückkehren. Da hatte er keinen leichten Stand. Seine Ratgeber meinten, es sei für ihn Zeit und seiner Würde entsprechend, daß er ein zweites Weib nähme. Die Königin selbst schickte ein Mädchen, die nach den Begriffen der Schwarzen sehr schön war, gewiß mit vielen Drahtringen und Perlschnüren geschmückt — die mußte sich dicht bei Khaschanes Wohnung ihre Hütte bauen, daß er sie täglich sah. Aber er ließ sich nicht verführen, sondern blieb als Christ seiner Gattin treu. Auch andern Versuchungen widerstand er im Glauben. Bei jeder Gelegenheit erzählte er seinen Unterthanen etwas vom Evangelio und las ihnen aus dem N. Testament etwas vor. Einige hörten es gern, und ein paar Männer lernten sogar etwas lesen — aber die meisten liebten die Finsternis mehr a's das Licht. Es war eine sonderbare Erscheinung: Khaschane, der christliche Häuptling mitten in der Nacht des Heidentums.

Inzwischen aber war auch ein andrer Mann aus Bolubedu gläubig geworden. Es war Christoph, wie er genannt wurde, als er in Wallmannsthal die heilige Taufe empfing. Er hatte sich dort bei dem Missionar Knothe vermietet und hat sich 6½ Jahr in diesem Dienste mit besonderer Treue bewährt. Der seligmachende Glaube, zu dem ihn Knothe geführt hatte, war ihm ein so kostbarer Schatz, daß er von jenem nie Lohn annehmen wollte. Er weigerte sich immer, so oft ihm das Geld angeboten wurde, und sagte, „wenn er etwas bedürfe, werde er es sagen.“ Aber

nur selten kam er mit einer geringfügigen Bitte. Es ist gewiß etwas Seltenes, daß ein Knecht aus Dankbarkeit für das Evangelium ohne Lohn dient! — Im Jahre 1877 reiste Christoph in seine Heimat, um auch seinen Verwandten etwas von der neuen Lehre mitzuteilen. Die Häuptlinge verboten ihm zwar das Lehren — aber er konnte es nicht lassen und machte auf einige Leute solchen Eindruck, daß ein Verlangen nach einem weißen Lehrer entstand. Die Sache wurde selbst vor die Königin gebracht, und diese ließ dem Missionar Knothe sagen, sein Besuch würde ihr willkommen sein. Dieser war inzwischen nach Umphome versetzt; das ist die Station, welche der Grenze Bolubedus am nächsten liegt. Die Einladung der Königin war das erste Signal zur Anlegung der neuen Station.

Knothe machte sich am 24. Juni 1880 mit seinem treuen Christoph auf den Weg. Das war eine schwierige Reise. Die wellenförmigen Hügel des Hochlandes gingen immer mehr in wild zerrissenes Gebirgsland über. Bald gab es Schluchten und steile Abhänge zu überwinden. Immer mehr änderte sich die Landschaft. Mancher klare Bach war schon überschritten, wie man ihn sonst in Transvaal nur selten trifft, nun that sich das breite Thal des stattlichen Molotosiflusses auf mit dem üppigen Pflanzenwuchs der heißen Zone. Da sind die Abhänge weithin mit breitblättrigen Bananenbäumen bedeckt, zwischen denen dort die spitzen Strohdächer eines Dörfleins hervorlugen; im Thale neben dem Mais auch Reis und Zuckerrohr, sowie die zierlich rankende Yamsstaude, deren mächtige Knollen eine Fülle von Nahrung liefern. Auf den Höhen erblickt man gutes Weideland, in dessen hohem Grase die Rinderherden sich verstecken können. — Als Missionar Knothe am zweiten Reisetage halt machte, war ihm ein Anblick beschert, noch erfreulicher, als wie die herrliche Gegend bot. Dort saßen auf dem von kreisförmigem Dornenzaun umgebenen Kchoro zwei schwarze Männer — der eine nähte an einem Fellkleide, der andre las eine biblische Geschichte vor. Noch waren sie fast nackt nach alter Sitte, doch der Missionar schüttelte ihnen die Hand, wie christlichen Brüdern. Er war in Khaschanes Stadt eingetroffen. Dieser selbst kam erst am Abend von einer Reise zurück und brach in hellen Jubel aus über den weißen Lehrer, der zu ihm gekommen. Da gab es denn viel zu sprechen, bis Knothe in der ihm als Quartier angewiesenen Hütte zur Ruhe kam. Sie war bedeutend sauberer als die Hütten, die er in andern Dörfern beobachtet hatte, und wenn auch das Ungeziefer nicht ganz fehlte, so ruhte es sich hier doch anders als in solcher ekelhaft schmutzigen Heidenhütte, in der man kaum einmal die Augen zuthun kann.

Am andern Tage war Sonntag. Da mußte der Missionar predigen, zuerst in der Wohnung des Häuptlings, die gedrängt voll war. Es war heiß, wie in einem Schwitzbade. Er aber ließ es sich nicht verdrießen, sondern predigte sogar alsbald nochmals, da sich eine Menge auch noch vor dem Hause versammelt hatte. Es war, als wollten ihm die schwarzen Leute jedes Wort von den Lippen nehmen. Auch am Abend saßen ihrer viele bei dem weißen Manne, der sich Mühe gab, mit ihnen christliche Lieder zu singen. Gern hätte ihn Khaschane sogleich bei sich behalten — doch er war ja erst auf der Untersuchungsreise. Er mußte zur Königin. Von dem feierlichen Empfang in der Hauptstadt kann ich nicht viel erzählen.

Genug daß ihm die Erlaubnis erteilt wurde, in ganz Bolubedu das Evangelium zu verkündigen und sich einen Platz für die Station zu wählen. Ein solcher fand sich halbwegs zwischen der Hauptstadt und Khaschanes Wohnort, Bodubeng.

Froh über den erreichten Erfolg seiner Reise kehrte der Missionar heim. Doch es sollte noch Jahr und Tag vergehen, bis er (als der Superintendent des Nordtransvaalbezirks) den jungen Fritz Reuter nach Bolubedu führen konnte. Der wurde nämlich durch den Krieg der Engländer mit den Buren lange in Natal aufgehalten, und so kam der Herbst 1881 heran, ehe die neue Station begonnen werden konnte. Das machte auch dann noch genug Schwierigkeiten. Die Königin, die man zuvor begrüßen sollte, ließ sich nicht sprechen, d. h. die beiden Missionare mußten vergeblich eine Stunde weit von der Hauptstadt bei einem gar nicht freundlichen Häuptlinge warten, der sie mit seinen Betteleien sehr belästigte. Die Motjatje verrichtete grade eine heidnische Ceremonie „die Segnung der Felder" und das dazu gefeierte Fest konnte noch über eine Woche dauern. Da ward dem Bruder Knothe die Zeit zu lang. Die Erlaubnis zur Ansiedlung hatte er früher vor sieben Zeugen erhalten. So führte er nun seinen jungen Freund auf den von ihm ausgewählten Platz. Da ging unserm Fritz Reuter das Herz auf. Hoch in freier Bergluft lag die Stätte, erhaben über der ungesunden Fieberluft der Niederung und doch wieder geschützt gegen den rauhen Morgenwind — rings umher üppiges Weideland, durchfurcht von silberhellen Bächen, die dort an der Felswand viele rauschende Wasserfälle bilden. Hier und da zeigen sich dunkle Wälder, und erhebt man den Blick gegen Abend, so schaut man, wie Moses vom Nebo über das ganze Land hin. Hier sollte Medingen errichtet werden.

Am folgenden Tage gab es einen bewegten Abschied. Der Superintendent mußte zurückkehren, und nun war Reuter allein in dem fremden Lande bei den schwarzen Leuten, von deren Sprache er noch so gut wie nichts verstand. Bei ihm war nur Maphet (Maquai?), der Küchenjunge, den er aus Umphome mitgebracht hatte und der mit ihm wenigstens etwas gebrochen holländisch reden konnte — sonst nur die Ochsen, welche mit großer Mühe seinen Wagen hinaufgezogen hatten. Da wollte es fast dem sonst so mutigen Herzen bange werden. Doch es richtete sich auf an der tröstlichen Verheißung. „Sieh ich bin bei euch!" Tüchtige Arbeit half auch die wehmütigen Gedanken verdrängen. Fritz Reuter hatte bald alle Hände voll zu thun. Da muß er zunächst ein Gehäge für die Ochsen bauen. Ein Schwarzer, der ihm für guten Lohn dabei helfen soll, läuft davon, weil die Arbeit zu schwer sei. Ein rundes Häuschen muß gebaut werden, denn die Regenzeit ist vor der Thür. Mit Khapanes, des benachbarten Häuptlings, Hilfe gelingt es, ein paar Leute zur Arbeit zu bekommen — aber sie sind entsetzlich faul. Sie sollen z. B. im Walde Holz fällen und herbeischaffen — da kommen sie jeder mit ein paar dünnen Stämmchen zurück, das soll das ganze Tagewerk sein. Als das Haus fertig ist, tritt der Regen ein; und nun stellt sich heraus: das Schilfdach ist nicht dicht. Es regnet durch. Bald hierhin, bald dahin müssen die Sachen in Sicherheit gebracht und das Wasser durch einen kleinen Kanal nach außen geleitet werden. Nachdem der Regen vorüber ist, kommen die weißen

Ameisen und zerfressen alles, was nur zernagt werden kann. Lauter Verdrießlichkeiten!

Aber noch schlimmer ist die Stumpfheit und Undankbarkeit der Heiden, die nur das ihrige suchen und den Missionar für sich ausnutzen wollen. Der Häuptling will die Grenzen des von der Königin versprochenen Landes nicht abstecken — wahrscheinlich um noch erst ein Geschenk zu erpressen. Alles bettelt: halbnackte Männer, die mit ihrem langen Bogen und den Pfeilen mit vergifteten Wiederhaken daher schlendern, schwarze Weiber, von der Feldarbeit kommend, das jüngste Kind mit einem Tuch auf den Rücken gebunden, in der Hand die plumpe Hacke, werden nicht müde, um etwas Tabak oder Salz zu bitten. Reuter hat manchem schon bei Krankheiten, besonders bei Verletzungen geholfen. Aber was wissen die Heiden von Dankbarkeit! Zwar der eine Geheilte bringt fünf Eier und der Missionar freut sich auf das schöne Mittagbrod — da erweisen sich vier von den Eiern als faul. Ein andrer stiehlt ihm gelegentlich der ärztlichen Behandlung eine Decke. So giebt es hundert und aber hundert Vorkommnisse, die den gelassensten Menschen ärgern können.

Das war die Geduldsschule, in der der Herr sich seine Arbeiter zubereitet. Fritz Reuter hat treulich darin ausgehalten. Früher regte sich bei ihm, als dem strammen preußischen Kavalleristen wohl so ein Gedanke wie: „Er wolle schon das Heidenvolk in Zug bringen!“ Jetzt ward es ihm klarer als je: „Es liegt nicht an des Menschen Kraft; Gottes Gnade muß alles machen.“

Ein großer Trost für den Missionar war es, als nach der ersten Woche Christoph zu ihm kam, der ihm als Sprachlehrer diente und sonst in allen Stücken Hilfe leistete. So gut es ging, mußte er Abend- und Morgenandachten halten und es kamen doch meistens einige Leute aus dem benachbarten Dorfe dazu; ja drei Heiden baten sogar um Unterricht und Reuter machte sich bald daran, ihnen das Lesen beizubringen. Immer besser lernte er sich mit ihnen verständigen und schon nach dem ersten Vierteljahr war die Zahl der Schüler bis auf zehn gestiegen. Des Sonntags versammelte sich eine größere Schar, der Christoph etwas vom Evangelium erzählte. Auch gewöhnten sich die schwarzen Leute bald an das Singen, und schon erklangen zu Medingen liebliche christliche Lieder.

Dann und wann kam auch Khaschane herüber, um den Gottesdienst zu halten. Sein Dorf (Bodubeng) liegt etwa $2\frac{1}{2}$ Meilen von der Station. Er war inzwischen auch nicht unthätig gewesen. Gegen dreißig Personen hatte er um sich gesammelt, die er nach Kräften unterwies und die nur darauf warteten, von Reuter, wenn er die Sprache gelernt hätte, zur heiligen Taufe vorbereitet zu werden. Einige unter ihnen waren selbst nach Umphome gegangen und hatten sich erzeigt als solche, die vom Reiche Gottes nicht fern sind. Freilich man mußte vorsichtig sein; denn damals war bei vielen in Bolubedu eine günstige Stimmung für die Lehre der Weißen, besonders weil ein einflußreicher Häuptling, der Hauptratgeber der Königin, mit Namen Poke, ein Schwager Khaschanes, aus seiner Neigung zum Christentum kein Hehl mehr machte. Da haben denn manche sich angeschickt, die neue Mode mitzumachen, denen es nicht von Herzen kam. Doch fehlte es auch nicht an solchen, an denen es zu spüren

war, daß sie nach der Seligkeit fragten. Das konnte Reuter wohl an den andächtigen Gesichtern sehen, so oft er nunmehr in der Landessprache predigte. Als er im Februar 1882 damit den ersten Versuch machte, nachdem ihm Khaschane bei Ausarbeitung der Predigt behilflich gewesen war, ereignete sich ein Zwischenfall, am dem man deutlich die Wirkung des Wortes merken konnte. Ein alter grauköpfiger Heide verließ nämlich laut schimpfend die Versammlung. Auf die Frage: „Was schimpfst Du denn?" antwortete er nur: „Es hat mich gebissen", und zeigte dabei auf sein Herz.

Medingen war noch nicht ein halbes Jahr alt, als es schon einem lieblich sprießenden Pflänzchen glich. Schon standen auf dem sorgsam umhägten Gehöft ein paar besser gebaute Häuschen und eine lebendige grüne Kirche, eine hohe schattige Laube, in der sich die Hörer gern versammelten. In dem wohl bewässerten Garten wuchsen mit wunderbarer Schnelligkeit die jungen Apfelsinen- und Bananenbäume empor. Die suchenden Seelen aber hier und bei Khaschane waren wie das keimende Samenkorn der christlichen Kirche in Bolubedu.

Doch der Frühling pflegt nicht ohne Stürme und Nachtfröste vorüberzugehen. Auch in Bolubedu gab es Kreuz und Anfechtung. Als der Monat März (1882) seinem Ende nahte, berief die Königin eine Versammlung aller Häuptlinge nach der Hauptstadt. Der Regen war ausgeblieben. In solchem Falle aber pflegen die Heiden allerlei Zauberkünste zu treiben, um den Regen herbeizuziehen, doch wird auch darnach geforscht, wer die Dürre verursacht habe? Bei dieser Gelegenheit regten sich nun die Feinde des Christentums. „Der Himmel ist verschlossen, weil ein Lehrer im Lande wohnt!" so sagte man in der Versammlung. Vor allen mußte Khaschane der Sündenbock sein; denn der hatte mit dem Christentum den Anfang gemacht. Auch warf man ihm vor, daß er die Engländer, die als damalige Herrscher in Transvaal anfingen auch in Bolubedu Steuern zu erheben, ins Land gezogen habe. Vielleicht war es Rücksicht auf die Engländer, daß man dem Khaschane nicht gleich schwerer zu Leibe ging. Damals wurde im Rate der Häuptlinge nur beschlossen, er solle „das Buch" (die Bibel) verbrennen, den Glauben wegwerfen, sich die Haare wieder scheren nach Weise der Heiden und wieder wie diese sich kleiden, d. h. halbnackend gehen — dann sollte alles gut sein. Khaschane aber antwortete kurz und bündig: „Das Buch kann ich nicht wegwerfen, und nehmt ihr's mir, so ist doch mein Herz schon zu einem Buch geworden. Meinen Glauben werfe ich nicht weg, lieber gebe ich mein Leben dahin!" Dagegen ließ sich nichts machen. Nun aber wurde beschlossen, es solle niemand mehr unterrichtet werden, weder bei Khaschane, noch bei dem weißen Lehrer. Sofort zogen sich alle die, welche sonst zum Gottesdienst gekommen waren, zurück und Reuter mußte am nächsten Sonntage die mühsam ausgearbeitete Predigt allein seinem Christoph und Maphet vorlesen. Als es so weiter ging, versuchte er bei der Königin selbst Abhilfe zu schaffen. Aber es wurde nur schlimmer. Was er nämlich dort von Ketschwayo und Sekukuni sagte, mag bei der noch mangelhaften Kenntnis der Landessprache wohl so herausgekommen sein, als wolle er mit der Gewalt der Engländer drohen, die den mächtigen schwarzen Königen ein

Ende gemacht hätten. Die Motjatje wurde sehr erzürnt und wenn sie sich nicht doch vor den Weißen gefürchtet hätte, wäre Fritz Reuter gewiß bald zum Lande herausgeschafft, wofern ihm nicht noch ärgeres widerfahren wäre. So begnügte man sich ihn bei dem Komissarius der englischen Regierung zu verklagen und seine Verweisung aus Bolubedu zu beantragen, da er das Volk zum Ungehorsam aufhetze. Poke, der Minister der Königin, welcher es gewagt hatte zu Gunsten der Christen zu sprechen, war inzwischen erkrankt und gestorben. Jedenfalls hatten ihm die Zauberer Gift beigebracht. Weiter hatte sich der ganze Groll der Heiden gegen Khaschane gewandt. Nachdem sie ihm nochmals vergeblich viel Ehre, Vieh und Weiber angeboten hatten, falls er den Glauben verleugnete, plagten sie ihn auf alle mögliche Weise.

Infolge der erwähnten Anklage kam übrigens der Kommissarius selber. In der in seinem Beisein abgehaltenen Ratsversammlung legte Khaschane wieder ein schönes Bekenntnis seines Glaubens ab. Die Gegner schrien mit wilden Geberden: „Das Buch — das Buch ist schuld!“ Er aber antwortete: „Es freut mich, daß ihr den wahren Grund eurer Feindschaft offen ausspricht.“ Dann wies er darauf hin, wie er sich immer dem Vaterlande und der Königin treu bewiesen habe. Seinen Glauben aber werde er festhalten. Wenn sie ihn töten wollten, werde er nicht fliehen; er habe schon für diesen Fall den Missionar gebeten, sich seiner Kinder anzunehmen und für ihre christliche Erziehung zu sorgen. Das schlichte mutige Bekenntnis machte auf die Versammelten einen tiefen Eindruck. Zuletzt aber blieben die Heiden dabei, Khaschane müßte das Land verlassen. Der Regierungskommissar suchte sie zu beschwichtigen; aber viel Macht hatte er in diesem abgelegenen Gebiete auch nicht. Darum riet er jenem im Stillen, er möchte lieber fliehen. Khaschane aber meinte, er müsse aushalten, sonst würde das Christentum in diesem Lande im Keime schwer geschädigt werden. So blieb er standhaft.

Zu Medingen wurde es nun sehr stille. Die Leute aus der Umgegend waren wie weggeblasen. Bei Fritz Reuter blieben nur zwei Mann, die er noch neben den beiden früher genannten gemietet hatte. Niemand kam auf die Station, um etwas zu verkaufen, und wenn er in einem der Dörfer Lebensmittel zu kaufen suchte, trat ihm überall hartnäckige Weigerung entgegen. So hatte die Königin es befohlen. Der Lehrer sollte durch Hunger gezwungen werden, das Land zu verlassen. Dabei wurde er aus der Ferne beobachtet. So oft er seinen Ochsenwagen anspannen ließ, um aus größerer Entfernung Lebensmittel zu holen, jubelten sie: „Nun zieht er ab!“ Aber ein preußischer Kavallerist verläßt sobald nicht seinen Posten. Reuter kam immer wieder. Aber eine schwere Zeit war es für ihn. Er nutzte sie aus und baute mit seinen Leuten eine einfache Kirche.

Anders ging es bei Khaschane. Nach mancherlei Plackereien wurde ihm eines Tags die Botschaft gebracht: „Morgen wird man dich töten!“ Wirklich erschienen Tags darauf 200 schwarze Krieger. Khaschane aber ließ sich in seiner täglichen Beschäftigung auf der Viehkraal nicht stören. Er sagte gelassen: „Hier ist mein Vieh; dort im Hause mein Gewehr und alles was ich habe, nehmt es, wenn ihr wollt; und hier stehe ich:

tötet mich, wenn ihr könnt und dazu Macht habt; aber meinen Glauben werde ich nicht wegwerfen." So etwas hatten die wilden Krieger noch nicht erlebt. Sie kehrten unverrichteter Sache wieder um. Nun aber erklärte die Königin den Khaschane für abgesetzt. Als er die Botschaft vernahm, sagte er: „Ich will auch nicht herrschen, sondern nur meinem Herrn dienen!" So gab er das Erbe seiner Väter auf. Als Nachfolger wurde sein blinder Onkel, ein in Sünden ergrauter alter Heide, eingesetzt. Der wußte sich aber so wenig die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, daß sie den Bock, mit dem er ihnen ein Antrittsgeschenk machen wollte, gar nicht annahmen.

Mehrere Versuche, Khaschane im Stillen um's Leben zu bringen, wandte der Herr in Gnaden ab. Meistens hielt er sich in Medingen auf und half Reuter in der Erlernung der Sprache, bei Ausarbeiten von Predigten und der Übersetzung des Katechismus. Als ihm die Heiden immer weiter nachstellten, ging er über die Grenze zu einem andern Häuptling, der ihm etwas Ackerland gab, um sein Brotkorn zu bauen.

Khaschanes mutiges Bekenntnis hatte inzwischen auf mehrere von den Erweckten einen wunderbaren Einfluß geübt. Einer nach dem andern kamen sie aus der Verborgenheit wieder hervor und nach und nach bekam Reuter wieder ordentliche Missionsarbeit. Wohl mußten die Anhänger des Evangeliums manche Anfechtungen erdulden. Die Saaten auf ihren Äckern wurden vernichtet. Einen von ihnen nahmen die Heiden gefangen, banden ihn an einen Baum und trieben all sein Vieh weg. Am andern Tage wollten sie ihn töten — aber ein Freund rettete ihn in der Nacht. Durch solche Verfolgungen wurden die Gläubigen nur fester. Einer trug sein Lesebuch in ein seidenes Tuch gewickelt immer bei sich. Er wurde darüber viel verspottet, aber weder durch Spott noch durch Gewalt ließ er es sich entreißen. So hatte Reuter ein Häuflein ernster Jünger um sich, die das Heil in Christo suchten. Im August 1882 begann er ihnen den besonderen Taufunterricht zu erteilen. In der Hitze der Trübsal reifte die Frucht des Glaubens schneller, als zu erwarten. Schon am 15. Oktober wurde den fünf geförderten Katechumenen die heilige Taufe erteilt. Später kam noch ein sechster dazu, der auf Umphome getauft war. So gab es denn zu Medingen eine christliche Gemeinde, um die sich nun mehr und mehr Anhänger sammelten, und zu Weihnachten erklangen ungestört die fröhlichen Festlieder.

Fritz Reuter hatte treulich auf seinem schweren Posten gearbeitet. Nun war es so weit, daß er eine Gehilfin nach Medingen führen konnte. Seine verlobte Braut, Frl. Heese aus Potsdam, war in Botschabelo eingetroffen. Dort wurde im April 1883 die Hochzeit gefeiert. Als er mit der jungen Frau in Medingen einzog, wurden sie freundlich empfangen und selbst heidnische Häuptlinge schickten ihnen Geschenke.

Noch erfreulicher war es, daß die Königin dem Lehrer gegenüber vollen Frieden erklären ließ, und selbst Khaschane wurde zurückberufen und wieder in seine Häuptlingswürde eingesetzt. Der Nachfolger nämlich hatte sich vergeblich bemüht, sich die Unterthanen geneigt zu machen. Sie verweigerten ihm den Gehorsam, und es scheint, daß er auf die Herrschaft verzichtete. So ging nun alles über Erwarten gut im Lande Bolubedu.

Die Zahl der Christen mehrte sich zu Medingen und bei Khaschane. Gegen Ende des Jahres 1883 waren es bereits 28, während 22 andere zur heiligen Taufe vorbereitet wurden. Die Feindschaft regte sich wohl dann und wann. Ja es kam einmal sogar vor, daß bewaffnete Heiden in eine der Kraale Khaschanes eindrangen und mehrere seiner Leute verwundeten. Durch die Mäßigung des christlichen Häuptlings jedoch wurde weiteren Unruhen vorgebeugt und der Friede blieb erhalten.

Die heidnische Partei im Lande hatte nicht die Oberhand. Überwunden aber war sie noch nicht. Nähere Nachrichten über die weitere Entwicklung der dortigen Verhältnisse fehlen uns noch. Nur ein kurzer Bericht Reuters läßt uns erkennen, daß sich die Heiden wieder frecher erhoben haben. Er sendet die schmerzliche Kunde von dem ersten Märtyrerblut, das in Nordtransvaal geflossen ist: Der treue Khaschane ist am Charfreitag dieses Jahres um seines Glaubens willen ermordet worden. Friedlich wohnte er wieder zu Bobubeng mit seinen Leuten, unter denen 20 Getaufte waren. Das Dorf mit seiner Kirche trug schon ein christliches Gepräge. — In der Frühe, da man sich rüstete den Todestag des Herrn festlich zu feiern, meldet ein Jüngling, daß eine Schar feindlicher Krieger im Anzuge sei. Khaschane sammelt seine Männer im Gotteshause und stärkt sich mit ihnen im Gebet. Dann heißt er sie zu den Waffen greifen. Doch schon ist das Dorf umzingelt. Fliehende Weiber und Kinder werden grausam niedergestochen; andere suchen Schutz bei der Kirche. Ein Angriff der ungleich zahlreicheren Feinde auf die Häuptlingskraal wird tapfer zurückgeworfen. Khaschanes Leute wollen sie verfolgen. Er aber setzt sein Gewehr nieder und sagt: „Laßt sie; vergießt weiter kein Menschenblut!" Er setzt sich auf einen flachen Felsen bei der Kirche. Die Feinde gewinnen wieder Mut. Rechts und links schlagen die Kugeln ein. Auf einem gegenüber liegenden Hügel hat sich der heidnische Häuptling Matschäkhe niedergesetzt, höhnt und lästert: „Ha, Khaschane, heute bekommen wir Dich, heute entkommst Du uns nicht." Khaschane sieht, daß weitere Gegenwehr gegen die Übermacht aussichtslos ist. Er ermahnt die Seinen zum Gebet und betet selbst. Dann ruft er den Feinden zu, er wisse, daß sie um seinetwillen gekommen seien; sie sollten ihn töten, aber seine Unterthanen schonen. Als sie fortfahren zu schießen ruft er bewegt: „Mein Gott, behalte ihnen diese Sünde nicht!" Der Heide von drüben schreit: „Ja bete nur, heute hilft Dir Dein Beten nicht!" Er antwortet: „Ich bin bereit, aber hört, wir werden uns dereinst wiedersehen vor Gott." Da trifft eine Kugel seine Stirn. Lautlos sinkt er zusammen. Ein herbeieilender Heide durchbohrt ihm mit der Lanze die Schläfe, wird aber sofort selbst von einer Kugel niedergestreckt. Auch Khaschanes treuer Knecht, David, der immer an seiner Seite war, wird durch die Brust geschossen, so daß er durch die offne Thür in die Kirche stürzt.

Das waren die ersten Märtyrer in Bolubedu. „Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche", dieser alte Satz hat sich zu allen Zeiten bewährt. Wir hoffen, daß er sich auch im Reiche der Motjatje bewähren wird. Khaschane hat viel gewirkt unter seinem Volke, da er noch lebte; er wird noch mehr wirken, nachdem er nun um seines Hei-

landes willen sein Leben hingegeben hat. Diejenigen aus seinem Volke, welche sich retten konnten, haben vorläufig in Umphome eine Zufluchtsstätte gefunden. Wir wissen noch nicht, wann und wie sie in ihr Vaterland zurückkehren werden. Daß der Herr sie als treue Bekenner zurückführen wird, daran zweifeln wir nicht: denn sein Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.

Zum Gedächtnis des fünfzigjährigen Jubiläums der ersten Berliner Missionsstation Bethanien in Süd-Afrika.[1])

Von Missionsinspektor Kratzenstein.

Fünfzig Jahre sind es heute, seit unsre Missionare auf dem Platze eintrafen, wo unsre erste Station Bethanien gegründet ward. Es wird dieser Tag dort an Ort und Stelle sehr festlich begangen, und es ist billig und recht, daß auch wir ihn nicht ohne gottesdienstliche Feier vorübergehen lassen. Wenn ein so bedeutendes Glied unserer Mission sich heute hoch freuet, so freut sich der ganze Leib unsrer Mission in herzlicher Teilnahme mit. Ja, unsre Mission kann sich jenes Wort Jakob's voll und ganz aneignen 1 Mos. 32, 10: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue die du an deinem Knechte gethan hast; denn ich hatte nicht mehr denn diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden."

Es war 1834 am 24. September abends 5 Uhr, als unsre ersten Sendboten an der Stelle anlangten, wo sie den Koranna, einem Stamme der Hottentotten, das Evangelium predigen wollten. Die Stelle war auf der hügligen Hochebene zwischen Oranje- und Vaalfluß sehr schön gelegen. Drei Quellen fanden sich dort, nicht weit davon fließt der Rietfluß vorbei, hie und da mit rauschenden Wasserfällen geziert, belebt durch wilde Enten und Gänse und Wasserhühner, während allerlei andres Getier, namentlich große Herden zierlicher Antilopen, das Wild- und Weidefeld erfüllten. Nur Menschen waren an jenem Tage nicht zur Stelle. Erst zehn Tage nachher kam ein Koranna-Jüngling, ein Häuptlingssohn, angesprengt, und meldete, daß sein Vater mit einer Anzahl Volks bald nachkommen würde. Darüber aber vergingen wieder 14 Tage. Da kam an einem Sonntage früh der alte Piet Witfut mit einem kleinen Teil des Stammes angezogen, alles in allem kaum 100 Köpfe. Nachdem die leichten Mattenhütten schnell aufgeschlagen waren, begann der erste Gottesdienst. Auf holländisch sagte Missionar Gebel zweimal jede Zeile vor von dem ersten Verse des Liedes: „O Jesu, Jesu, Gottes-Sohn, mein Heiland und mein Gnadenthron, mein Schatz, mein Freud und Wonne!" Allerdings ein eigentümlicher Gedanke, dies von Heiden singen zu lassen; es war wohl eine kühne prophetische Vorwegnahme. Dann predigte er über den teuren Spruch Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt..." Eine Stunde vor Sonnenuntergang war Wiederholungsgottesdienst; tags darauf war wieder Morgen- und Abendandacht, dazwischen begann das erste

[1]) Bericht in der Bethlehemskirche zu Berlin, 24. September 1884. — Vgl. die ausführlichere Geschichte von Bethanien in den Berliner Missions-Berichten 1884, 335 ff.

Lernen der Buchstaben. Das waren die ersten sehr geringen Anfänge unsrer Mission in Bethanien. Man kann nicht sagen, daß die Leute ein besonderes Verlangen nach Gottes Wort bezeugten: Fleisch, Tabak und Pulver, das war es, wonach ihr Begehren viel mehr gerichtet war. Genug, es ging nach der alten Weise: „Zion, heb am Elend an!“ Das ist indes gar keine so üble Sache.

Zehn Jahre nachher, 1844, sah es schon ganz anders aus: es war doch bereits etwas erreicht worden. Als später jenen ersten Haufen Koranna unter Piet Witfut andere Abteilungen des Völkleins gefolgt waren, brachen bald sehr heftige Stammeszwistigkeiten aus, die viel Zank und viel ärgerliche Auftritte zur Folge hatten. Da zog auch ein Teil der Leute ab, sechzehn Meilen weit an den Modderfluß. Unter ihnen befand sich auch ein Getaufter, Christian Hoffmann mit Namen, der zwar äußerlich blind war, dem aber der Herr das innere Auge und das Herz aufgethan hatte. Dieser ließ dort von zwei Frauen eine kleine Rohrhütte bauen; da sang und betete er mit den Leuten und sagte ihnen vor, was er an Liederversen und Bibelsprüchen behalten hatte. Und wo seine Kenntnis zu Ende war, da half ein siebenjähriger Knabe nach, der mit einem trefflichen Gedächtnis begabt war und welcher viele Sprüche und Liederverse von seinem Bruder gelernt hatte, der in Bethanien die Schule besuchte. Eine kleine Anzahl von Leuten wurde dadurch erweckt; dieselben sind dann später in Bethanien noch genauer unterwiesen und darnach getauft worden.

Und auf Bethanien selbst war auch bereits ein Häuflein Getaufter vorhanden. Ja es fanden sich unter denselben drei vor, welche zum Amt als Helfer feierlich verordnet und eingesegnet werden konnten. Von denselben ward Jakobus, der Häuptling jenes Stammteiles, von welchem eine Anzahl nach dem Modderfluße ausgewandert war, eben für diese Ausgewanderten zum Ältesten und Stundenhalter eingesetzt. Die beiden andern erhielten ein Helferamt in Bethanien selbst, und zwar Johannes Hoffmann, ein Bruder jenes Christian, für die Männer und Jünglinge, und Maria für die Frauen und Jungfrauen. Diese Maria ließ damals einen Brief hierher nach Berlin schreiben, in welchem es unter anderm hieß: „Früher hatte ich keine Gedanken, keine würdigen Gedanken, meine Gedanken schweiften in den Dingen der Welt umher. Nun habe ich Gedanken, ich denke Christum, ich fühle den Frieden Christi in meinem Herzen, Christus herrscht in meinem Herzen.“ Auch sonst regte sich in dieser Zeit auf Bethanien geistliches Leben: zu einer Armen- und Krankenkasse steuerten die meist armen Leute willig bei.

Ein anderes Bild entrollt sich uns, wenn wir wieder zehn Jahr vorwärts sehen. 1854 war schon längere Zeit bei weitem der größte Teil der Koranna von Bethanien abgezogen. Die beiden feindseligen Stammeshälften hatten sich nach einer zeitweiligen Trennung dann zuletzt in Hebron und Platberg, wo auch Missionare unserer Gesellschaft unter ihnen arbeiteten, wieder zusammengethan. Aber es war kein bleibendes Zusammenhalten. Und so schwach waren sie durch diese inneren Fehden geworden, daß der unbedeutende Buschmannshäuptling Danzer sie auch von da verdrängen konnte. Sie zogen wieder weiter, zum Teil südwärts in

das sogenannte Unterfeld, d. h. dahin, wo der Vaalfluß in den Oranjefluß einmündet, zum Teil mehr nordwärts an den Hartfluß. An beiden Stellen aber waren sie ohne die Zucht und den Segen des Evangeliums, und sind mit Ausnahme Weniger mehr und mehr verkommen und verschollen.

Bethanien war dafür immer mehr von Trümmern aus allerlei Betschuanenstämmen besetzt worden, welche neun Zehntel der Bevölkerung ausmachten, während die Koranna nur ein Zehntel betrugen. Richard Miles, ein Tschuane, der als junger Bursch mit unsern ersten Missionaren von der Kapstadt gekommen war, um ihnen als Dolmetscher zu dienen, brachte Liebesmähler unter seinen Landsleuten in Gang, auf denen gesungen und von den christlichen Betschuanen gebetet und Ansprachen gehalten wurden, wobei es indes vielfach nur bei einer oberflächlichen Anregung blieb. Dann ward er Schulze des Ortes, geriet aber in Hoffart und endlich in so schwere Sünde, daß er aus der Gemeinde ausgeschlossen werden mußte. Statt seiner ward erwählt Adam Oppermann, Sohn eines Mozambikers, eines freigelassenen Sklaven. Das war ein verständiger, thatkräftiger Mann, der späterhin, nachdem der große Landbesitz seines klugen, betriebsamen Vaters sein Eigentum geworden war, der Gründer unserer Station Adamshoop auf diesem seinem großen Grundbesitz geworden ist. Unter ihm herrschte gute Zucht und Ordnung auf Bethanien. Da aber geschah es, daß eben im Jahre 1854 die Engländer ihre Oberherrschaft über das Land zwischen Oranje- und Vaalfluß aufgaben. Das gab Verunruhigung aller Art für Bethanien; ja das Bestehen der Station stand damals auf dem Spiele, teils dadurch, daß die Leute drauf und dran waren, sämtlich abzuziehen, teils dadurch, daß die Bauern jene Stätte gar zu gern zur Erbauung der Hauptstadt ihres neu gegründeten Oranje-Freistaates gehabt hätten. Doch auch diese Gefahren gingen vorüber, ebenso die Bedrohung des Stationsgebiets durch den Korannahäuptling Goliath.

Aber wir müssen eilen mit unserm Überblick. Wir machen gleich einen großen Schritt von fünfzehn Jahren. Am Gründonnerstage des Jahres 1869 zog unser Missionar Zerwick als erster ständiger Missionar auf dem großem Platze Adam Oppermanns an: das war auch ein und zwar ein recht bedeutender Erfolg der Mission in Bethanien. Und bereits vierundzwanzig Jahre vorher war von Bethanien aus die Station Pniel gegründet worden.

Und wie sah es in diesem Jahre 1869 auf Bethanien selbst aus? Die Gemeinde von Bethanien war nun auf mehr als 300 Seelen angewachsen. Das erste Kirchlein war zu eng geworden: ein Neubau wurde notwendig. Mitten unter den Unruhen des Krieges gegen den mächtigen Bassuto-Oberhäuptling Moschesch ward das Werk in Angriff genommen. Die bethanischen Leute waren inzwischen zum Teil recht wohlhabend geworden und besaßen Ochsen und Wagen; diese thaten die nötigen Spanndienste, über 1000 Fuhren, während tagtäglich zwanzig bis dreißig Mann unentgeltlich und nur gegen Kost arbeiteten. Farbige, Christen und selbst Heiden, Bauern und deutsche Ansiedler jener Gegend gaben ansehnliche Beiträge. Die Kirche kostete an 30,000 Mark, wozu unsere Hauptkasse nur 4000 Mark zu zahlen hatte.

Am 26. September, also zwei Tage nach dem Gründungstage vor 35 Jahren, war alles zur Einweihung der stattlich aus roten Backsteinen in Kreuzform gebauten Kirche bereit. Der Erfolg dieser Feier, also auch ein von Bethanien ausgehender Segen, war unter anderm auch der, daß die umwohnenden Deutschen sich an diesem Tage zu einer besonderen Gemeinde zusammenthaten und dies Gotteshaus mit als das ihrige betrachteten; und dann, daß in den Deutschen in Blumfontein, der Hauptstadt des Oranje-Freistaats, der Wunsch erwachte, ebenfalls eine eigne deutsche Gemeinde zu bilden, ein Wunsch, der inzwischen längst in Erfüllung gegangen ist, und dessen Erfüllung uns um so näher berührt, als schon zum zweiten Male einer unsrer Missionare, der sich auch der Eingeborenen des Platzes annimmt, Pastor derselben geworden ist. Am Tage darauf war ein neuer Festtag für die bethanische Gemeinde: 31 Erwachsene wurden an diesem Tage getauft und 27 ließen sich in die Liste derer einschreiben, welche in den Taufunterricht aufgenommen zu werden wünschten.

Schauen wir uns endlich noch einmal fünfzehn Jahre weiter um, so treffen wir auf dies Jubeljahr 1884. Jetzt ist außer dem alten Missionar Wuras, welcher nächstes Jahr fünfzig Jahr im Dienste sein wird, und der fast diese ganze Zeit Vorsteher von Bethanien gewesen ist, noch ein Superintendent am Platze, der über die von Bethanien aus gegründete Station gesetzt ist, und ein dritter Missionar, welcher sich besonders der Schule, der Ackerwirtschaft und der andern äußern Angelegenheiten des Platzes annimmt; dann auf einem benachbarten Vorwerk ein Zögling unsers Missionshauses als Missions-Landwirt.

Die Wohlhabenheit der Leute ist so gestiegen, daß die Station vor zwei Jahren unter besonders günstigen Verhältnissen 12,000 Mark aufbrachte, also nahe daran ist, sich nicht bloß gänzlich selbst zu erhalten, sondern noch einen Überschuß zu liefern. Was aber mehr wert ist: es haben sich in den letzten Jahren etliche Außenposten gebildet, welche teils durch die bethanischen Missionare, teils durch Nationalgehülfen mit der Predigt des Evangeliums bedient werden.

Gegenwärtig nach Verlauf von fünfzig Jahren befinden sich auf dem Gebiet von Bethanien über 1500 Einwohner, die allerdings mit ganz anderem Verständnis und mit größerem Recht als jene Heiden Piet Witfuts im Jahre 1834, sagen und singen können: „O Jesu, Jesu, Gottes Sohn u. s. w.;“ davon sind Getaufte über 600, im Taufunterricht befinden sich über 60, seit Beginn der Station sind getauft über 1800.

Mit vollem Recht also, und mit innigem Dank gegen unsern Gott können wir auf unsre Station Bethanien das Wort des Erzvaters Jakob anwenden 1 Mos. 32, 10: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit u. s. w.“

Der Herr hat hier geholfen und hat seinem Worte weiten Raum gemacht; er wolle auch ferner auf dem Platze sein mit seinem Geist und Gaben zum Heil vieler Seelen und ihm selbst zu Lob, Preis und Ehren.

Herr Fung, die Erstlingsfrucht einer lit. Missionsarbeit.

Von Missionar Faber.

Des Herrn Gnade hat sich mächtig erwiesen an diesem chinesischen Gelehrten, welcher über 4 Jahre mir behülflich war bei Ausarbeitung des

neuen Werkes in chinesischer Sprache. Herr Fung ist geboren im Stadtbezirke von Kanton und hat das Staatsexamen mit den Stadtgelehrten bestanden. Diese Leute sind höher geachtet als die Graduierten der Landbezirke der Provinz. Fung kam zu mir als ein rechter Stockchinese und schien lange ganz unbeweglich in seiner angeborenen und fest studierten konfutianischen Haltung. Aber es wurde doch so ganz allmählich die Grundlage seiner Begriffe erschüttert durch die lange fortgesetzten Stöße dagegen, wie sie der Fortgang meiner Arbeit ungesucht mit sich brachte. Die unwiderleglichen Darlegungen der vielfachen praktischen Wirkungen des Evangeliums an einzelnen und im Volksleben, welche er mehrmals schriftlich durchzuarbeiten hatte, machten ihn auch immer empfänglicher für die aller christlichen Liebesthätigkeit ꝛc. zu Grunde liegenden Heilswahrheiten. In Kanton konnte aber Herr Fung nicht bei mir wohnen, er kam nur täglich auf etliche Stunden und betrieb zu Hause seine medizinische Praxis und arbeitete an literarischen Preisaufgaben, wozu in Kanton, von heidnischer Seite, viel Gelegenheit geboten wird. Später richteten wir es so ein, daß er nur gelegentlich zu mir kam und im eigenen Hause ganz nach Belieben überarbeitete, was ich für ihn vorbereitet hatte. So sparte ich Geld, aber mein Einfluß war da auch bedeutend abgeschwächt. Herr Fung hatte viele Verbindungen mit andern heidnischen Gelehrten, Freunden und Verwandten, welche ihn mit starken Fesseln am Alten festhielten, so daß die Keime eines neuen Wesens immer wieder unterdrückt wurden. Nachdem ich nach Hongkong gegangen war, und Herr Fung nun ganz bei mir im Hause wohnen konnte, da hörte jene heidnische Gegenwirkung auf.

Die Fremde war in diesem Falle, wie auch sonst gar manchmal schon in der Führung Gottes, ein Heilsweg geworden. Nicht nur Abraham wurde vor alters von Gott aus der Heimat fort in die Fremde geschickt, auch viele andre Männer wie Jakob, Joseph, Moses, David, machten eine längere oder kürzere Zubereitungs- und Durchbruchszeit in der Fremde durch. — Herr Fung hat auch noch ein altes Mütterchen am Leben. Er hat auch eine schon betagte Frau; vor Vielweiberei hat ihn Gott in Gnaden bewahrt. Ein erwachsener Sohn ist bereits als Sekretär (Schreiber) angestellt bei einem der Mandarinen (hohen Staatsbeamten) in Kanton. Die Frau habe ich noch nicht kennen gelernt, da es hier bekanntlich die Sitte verbietet, daß Frauen fremden Herren vorgestellt werden. Sie hat jedoch in letzter Zeit die Hospitalkirche in Kanton regelmäßig besucht und wurde dort kürzlich getauft.

Mit Herrn Fung ging auf Hongkong bald eine sichtbare Veränderung vor. Ich nahm ihn hier öfters mit auf meine Spaziergänge und machte ihn auf vieles aufmerksam, wodurch sich Hongkong vor den angesehensten Ortschaften des eigentlichen China auszeichnet. Aber ich nahm auf diese Weise Veranlassung, ihn Sonntags in die Kirche zum christlichen Gottesdienste zu führen. Er ging auch erst scheu und bald gerne mit. So wurde er mit christlichen Lehrern und Predigern bekannt und schloß engere Freundschaft mit dem ordinierten Prediger der englischen Kirche (natürlich der chinesischen). Er erkundigte sich bei mir des Genaueren über die Unterschiede zwischen den Gemeinden der verschiedenen Missionen. Da ich gerade jetzt das ungesuchte und unbeneidete Glück genieße, keiner Kirchenpartei

anzugehören, so konnte ich Herrn Fung ganz befriedigende Antwort erteilen. Die evangelische Lehre, erklärte ich ihm, sei dieselbe in allen den verschiedenen protestantischen Gemeinschaften, aber Sitten und Gebräuche seien nach örtlichen Verhältnissen, nach Ursprung und geschichtlicher Entwickelung der verschiedenen Missionsgesellschaften, verschieden. Er möge sich getrost einer Gemeinde anschließen, die ihm am besten zusage. Ich selber habe keinen Beruf, eine eigene Gemeinde neben den schon bestehenden zu gründen, sondern suche dem Evangelium, das allen gemeinsam ist, überhaupt mit meiner geringen Kraft zu dienen. So wurde denn Herr Fung noch im Monat Juni in der Stephanskirche zu Hongkong von Missionar Ost unter Beisein des Bischofs von Hongkong Dr. Burdon getauft. Herr Ost hatte jedoch vorher, wie es unter christlichen Mitarbeitern sein soll, nur leider oft versäumt wird, mit mir Rücksprache genommen und von mir wesentlich denselben Bescheid erhalten, was meine damalige kirchliche Stellung anbetrifft, wie Herr Fung schon zuvor.

Missionar Ost ist mit Herrn Fung sehr zufrieden. Er half schon öfters in der Heidenpredigt, beteiligt sich auch bei den Gebetstunden und andern Versammlungen der Christen und seine Ansprachen finden guten Anklang. Seit Anfang Juli ist nun Herr Fung mit meiner Bewilligung Leiter des Seminars der Englisch-Kirchlichen Mission. Es ist das eine Schule, wo junge Chinesen zu künftigen Predigern herangebildet werden. Zunächst nun ist Herr Fung den Vormittag im Seminar beschäftigt und kommt jeden Nachmittag auf zwei bis drei Stunden zu mir, bis der Druck meines Buches fertig ist. Er wohnt aber schon bei Missionar Ost und hat auch eine Frau von Kanton kommen lassen. Ich hoffe sehr, daß Herr Fung sich als ein auserwähltes Rüstzeug in der Hand Gottes zur Verherrlichung Christi an den Chinesen bewährt. Ich habe allerdings zunächst den Verlust zu fühlen und werde mir wieder irgend einen chinesischen Gelehrten zur Arbeit zurichten müssen, aber ich freue mich doch von Herzen und bin dem Herrn dankbar, daß er unter den jetzigen Umständen meinen persönlichen Umgang mit solchen Chinesen segnet und diesen Leuten dann Gelegenheit giebt, fürs Himmelreich in weiteren Kreisen eifrig zu wirken.

Anmerk. Aus dem Ev. Wochenblatt von Neunkirchen N. 42 S. 226. — Über die literarische Arbeit, von welcher hier die Rede, vergl. Allg. M. Z. 1882 S. 49 ff. — Missionar Faber, von dessen hervorragenden literarischen Missionsleistungen auch dieser Jahrgang unserer Zeitschrift einen Beweis liefert, ist aus Gründen, die wir nicht öffentlich diskutieren zu sollen glaubten, aus dem Dienste der Rh. M.-G. ausgeschieden worden und nimmt seit einigen Jahren, um in der Vollendung seiner lit. Arbeiten nicht gestört zu werden, eine von jeder Missions-G. unabhängige Stellung ein. Die Mittel zu seiner Unterhaltung und zur Besoldung der ihm dienenden chinesischen Gelehrten, bringt ein kleiner Kreis seiner Freunde in Deutschland auf. Im letzten Jahre sind sie etwas spärlich eingegangen, und ich komme bei dieser Gelegenheit gern der an mich gerichteten Bitte nach: wohlhabende und für literarische Dienste, wie sie Faber der gesamten chinesischen Mission leistet, interessierte Missionsfreunde aufzufordern, dem einsam stehenden, so thätigen Manne durch freiwillige Gaben seine Existenz sichern zu helfen. Zum Empfang derselben ist Herr Pfarrer Spieß in Friedrichsthal, Kr. Saarbrücken, und auch der Unterzeichnete bereit. D. Warneck.

Zur Modimologie![1])

Von Missionar Kahl in Neu-Halle.

Es ist nicht unbekannt, daß die Kaffern gleich vielen andern Heidenvölkern neben dem einzigen höchsten Modimo-Gott, noch viele andre kleine Götter und Götterchen, ja auch Göttinnen haben und verehren, welche sie im Plural: badimo und medimo nennen; oder im Sprüchwort auch badimoane, kleine Götterchen.

Wir hören in der Modimologie der Kaffern von Modimo, daß er unter dem Namen Hubiane in einer großen Höhle wohnt, die Madimathle, schönes Blut, genannt wird. Sie liegt zwei bis drei Tagereisen zu Wagen nordwestlich von Neu-Halle im, oder nahe dem Distrikt Waterberg. Ich selbst habe noch nicht Zeit gefunden, jene Höhle aufzusuchen. Etliche Christen meiner Gemeinde sowie auch Kapitän Maubane waren darin und haben mir mancherlei davon erzählt. Sie soll nach deren Aussage sehr tief sein. Ein dunkles Wasser ist darinnen, das manchmal gewaltig rauscht. Sie ist so weit und bequem, daß in Kriegszeiten ganze Herden Vieh darin den Späheraugen der Feinde entzogen wurden.

Ferner sagte man mir: Hubeane hat vor undenklichen Zeiten in der Höhle Madimathle die ersten Menschen geschaffen, Männer, Frauen, Kinder. Dieselben habe er aus seinem Reiche ins Freie geführt an die Oberwelt. Damals zur Zeit jener Schöpfung waren auch die Felsen noch neu und weich wie Pappe und so kann man noch heute die Spuren und Fußstapfen der Menschen abgedrückt sehen, die alle nach außen führen.

Aber die Fußstapfen eines Großen führen zur Höhle zurück; das sind die metlala ea Hubeane, Spuren von Hubeane, der sich nach der Schöpfungsarbeit zur Ruhe zurückgezogen in sein Reich Madimathle und der von dort aus die Oberwelt regiert.

Zwei Göttinnen der Kaffern, und zwar der Bakhatla will ich erwähnen, deren Namen ich bisher noch in keinem über Afrika gedruckten Werke aufgefunden.

Die Griechen haben in ihrer Mythologie von einem goldenen Zeitalter berichtet. Die Kaffern dagegen lebten boholoholo d. h. vor grauen Zeiten in Jammer und Elend; sie aßen statt Brot oder Pappe nur Kuhdünger. Das goldne Zeitalter begann bei ihnen, als ihre Ceres erschien

[1]) Aus einem Vortrag auf einer Synode zu Botschabelo. 1883.

und ihnen Korn brachte. Das ging aber also zu. Vor langer Zeit saß mal ein armes Kaffernweib am Wege in den Büschen und kaute etwas zwischen ihren wackeligen Zähnen; sie sah dabei sehr elend und mager aus. Da nahete ihr plötzlich eine hohe glänzende Gestalt! Die arme Frau erschrak sehr und wollte fliehen, aber ihre Füße waren wie gelähmt und ihre Augen gebannt von der Schönheit der Lichtgestalt und deren edlem Angesicht. „Fliehe nicht, fürchte dich nicht, meine Schwester," rief jetzt mit lieblicher Stimme die holde Erscheinung! „Bleibe hier, ich will dich glücklich machen, du meine alte Großmutter." Dabei stand sie ganz nahe vor der zitternden am Boden liegenden Kaffernfrau. „Was issest du denn da, meine Schwester?" „Ich kaue Kuhdünger in Ermangelung anderer Speise."

Die Göttin Mosalodi (abgeleitet von Modyalodi=Baumbastesserin), denn diese war es, sagte nun zu der Armen: „Folge mir!" Und leichten Fußes schwebte die herrliche Erscheinung durch die Büsche dahin, die sich vor ihr ehrfurchtsvoll auseinanderbogen. Mühsam und langsam folgte zitternd die arme halb verhungerte Frau. Endlich stand die Göttin still. Ein Berg bewegte sich; heller Glanz strahlte aus einer offnen Höhle den beiden entgegen. Die Göttin ging voran hinein, zögernd folgte die Alte. Da standen beide plötzlich vor einem großen Haufen runder Körner, wie solche die arme Frau noch nie in ihrem Leben gesehen. „Nimm davon," sagte Mosalodi, mahle sie auf einem Steine zu Mehl, koche und iß! Es wird deinen Hunger töten und dich fett machen. Das übrige Korn=mabele, denn solches war es, säe in deinen Garten."

Die Frau füllte jetzt einen großen Topf voll Korn, die Göttin half ihr denselben auf den Kopf setzen! Dann klatschte die Frau dankbar in die Hände und blickte fröhlich zur Göttin Mosalodi empor! Doch diese war verschwunden. Das Korn aber trug die Kaffernfrau im Topfe nach Hause, mahlte, kochte und aß; dann gab sie ihren sich darob verwundernden Freundinnen auch, daß sie aßen. Das schmeckte den Leuten sehr gut, sie nannten diese Speise boχobe = Pappe.

Nun machte sich das ganze Volk auf, um in jener Höhle Korn = mabele zu holen; aber der Berg saß auf der Höhle und die Göttin Mosalodi ließ sich nicht mehr sehen!

So säeten sie das übrige Korn und von da an existierte das Korn und Pappe als nährende Speise unter den Kaffern. —

Auch eine gesetzgebende Göttin haben die Kaffern in ihrer Modimologie, nämlich: die Mamasilo. Diese hat boholoholo (in grauen Vorzeiten) sich einmal einem König offenbart und ihm gesagt: „Du und deine Leute, ihr

müßt euch Gesetze machen, und nach denen soll regiert werden; denn ihr seid ein großes Volk. Heute gebe ich, Mamasilo (wörtlich: Mutter der Narren), dir dem Könige das erste Gesetz nämlich: Die lebollo = Beschneidung. Alles was männlich ist, soll beschnitten werden. Das merke! Auch die Mädchen sollen ein Gesetz bekommen, die Koma; denn χa χo koma ea tsoan χodimo, dikoma tsotle di tsoa fatse d. h. denn es ist keine Koma, welche herkommt von oben (aus dem Himmel), alle Gebräuche, Sitten, Lehren der Koma kommen aus der Erde. Haltet dieses Gesetz, richtet es aus im ganzen Lande und ihr werdet ein glücklich Volk sein." — Mamasilo, die Narrenmutter, verschwand, aber Tobeyane, der König der Bakhatla, berief eine große Volksversammlung und that dem Volk diese göttlichen Offenbarungen kund. So ist die lebollo und koma eingeführt und ist bis heute geblieben. Eine rechte Schanze des Heidentums, hinter der Satan sich versteckt.

Laßt uns nun noch etwas von den „Götterchen" der Bakhatla hören.

Der Mokhatla sagt im Sprüchwort:
knupa mokhatla ka kobe u tla bona χo efa χa mokhatla. mokhatla khabyane na tsueni moholo ó, badimoana fela. D. h. wirf den Mokhatla mit der kobe (kobe ist eine Assagai mit Widerhaken), du wirst sehen das Sichwegneigen des Mokhatla. Der Mokhatla, der kleine khabo = Affe und der tsueni = Pavian (sind beisammen.) Der moholo = Nachtaffe (nur so groß wie eine Ratte und ihr ähnlich) ó, er ist nur voller badimoana = Götterchen.

Aus diesem Sprüchwort sehen wir, daß die Bakhatla zwar nicht ein Affenvolk, als Heiden aber ein die Affen als ihre Götter verehrendes Volk sind.

Noch mit einigen Strichen ein Bild vom Opferkultus der Kaffern.

Ich brauche hierzu den bedeutungsvollen Namen eines Berges, nämlich des Kranzkopfes in Waterberg, den die meisten Kaffern-Stämme „Modimolle" nennen. (Andere sagen: Modimolole, was wörtlich übersetzt lauten würde: Gott beschneide ihn, nämlich: Modimo o mo bolole, zusammengezogen: Modimolole! Hiernach hätte der Berg den Namen: „Berg der Beschneidung.") Oder wenn man diese Erklärung beiseite läßt, so bedeutet Modimolle Modimo o lle, entweder: Gott hat gegessen oder Gott hat geredet.[1]) Warum hat jener Berg diesen Namen erhalten?

---

[1]) Der weitläufige sprachliche Beweis, den der Verf. für diese beiden Erklärungen erbracht, hat weggelassen werden müssen. D. H.

Die Antwort führt uns zur Betrachtung des Opferkultus der Kaffern.

Wohl an 80 bis 100 Jahre mögen es her sein, da wohnten die Bakhatla hier in Marapyane und am Morulakopf, 2½ Stunden von hier entfernt nach Nordwesten hin, regiert von ihren alten Kapitänen und Helden, deren etliche ich hier mit Namen nenne: Ratlachana und Ramotsepa; Ramodisa und Moraro; Ramorola und Moeketsi; Tsoku und Tobeyane.

Die afrikanischen Heiden wohnen gern in der Nähe von Bergen und wir wissen, daß sie manche Berge mit heiliger Scheu betrachten und z. B. sagen: Dort im Berge wohnt Modimo. Ich habe solche Äußerungen in Mafefers-Lande bei Makhoba und oben im Lande nahe dem Limpopo oft gehört.

Der Kranzkopf oder Modimolle ist auch so ein geheimnisvoller Berg gewesen für die alten Heiden, die in der Nähe und Ferne ihn umwohnten. Für uns, die wir heutzutage ihn sehen und besteigen, scheint er freilich keine Geheimnisse mehr zu besitzen.[1])

Lange vor der Zeit, bevor die Bauern ins Land Transvaal gekommen, fand einst am Fuß des Kranzkopfes eine große Volksversammlung statt. Es fließt hier ein Flüßchen, das die Bauern später den Nil nannten, weil sie glaubten des vielen Schilfes wegen, das voller Krokodile war, sie wären nun in Ägypten angekommen. Die Kaffern nannten und nennen noch heute den Fluß mohalakoena d. h. Einer der schreit: Krokodil. In der Nähe dieses, der Krokodile wegen heiligen Flusses lagerten bei einander die Gesandten der Bahananoa von Blauberg; der Halaka von Menkopanes Verfahren; der Baroka aus Mafeferes und Molubelis Lande. Ferner etliche Krieger vom Heere des Königs Tulare aus dem Bapedi. Die meisten der anwesenden Männer und auch hunderte von Weibern und Kindern gehörten zum Volk der Bakhatla, die von Sambocks und Moepis Großvätern beherrscht wurden in Marapyane und am Morulakopf.

Es herrschte ein reges Treiben in der großen Grasfläche. Mächtige Feuer brannten und Töpfe standen darauf, in denen das Fleisch der eben geschlachteten Ochsen gekocht wurde. Hunderte von Holzschüsseln, gefüllt mit saurer Pappe, tiri genannt, und mit mosoko = süßer Pappe standen auf Grasmatten am Boden dicht bei einander. Es war ja diese köstliche neue Speise, aus Korn bereitet, das Geschenk der Göttin Mosalodi. Deshalb waren die Leute so munter und fröhlich.

---

[1]) Es geht die Sage, daß ein Mammutknochen dort oben sei. Indessen keiner von den Missionaren, die den Berg bestiegen, hat je diesen Riesenknochen entdeckt! Ob etwa der Reisende Mauch ihn aufgefunden, weiß ich nicht.

Ein großer Mann, behängt mit einem Karoß aus Tigerfellen und mit mancherlei Zierrat um Hals, Arme und Beine schreitet jetzt durch die Reihen der Männer. Tobela, tau e tona ertönt es ehrfurchtsvoll von allen Seiten. Grüßend und dankend verneigt sich der mächtige Mann und schreitet der kotla = Feuerstelle zu! Dort ist der Gerichtsplatz der Versammlung der Großen des Reiches.

Hier angekommen läßt sich die schwarze Majestät auf eine Matte nieder und empfängt die Grüße der Gesandten aus der Ferne. Da tritt ein Diener des Königs hinter denselben und flüstert etwas ihm ins Ohr. Der Mann verzieht ein wenig sein königliches Gesicht, dann sagt er kurz und mürrisch: Laßt erscheinen den Doktor!

Alle Anwesenden blicken erwartungsvoll auf die schwarze Majestät. Tiefe unheimliche Stille herrscht. Nach einigen Minuten kommt ein mit verschiedenen kleinen Fellen, Schlangenhäuten, Zähnen und Zehen von Tigern, Löwen und anderem Getier, und mit allerlei Unrat behängter Mann in die kotla. Auf der bloßen Brust hängt ihm vom Halse herab an einer schmutzigen Schnur ein kleiner Beutel voller Knochen und Knöchelchen. Das ist der Zauberbeutel. Ein heimtückisches Lächeln umspielt stets seinen großen Mund und die stieren Augen funkeln von einem unheimlichen Glanze. Er nahet ehrfurchtsvoll kriechend dem König und fällt plötzlich vor diesem nieder, mit seiner Stirn den Erdboden berührend, und tau etona (männlicher Löwe), matlaisane (Mutter derer, die sich gegenseitig quälen), tönt es hohl aus seinem Munde, der sich zu einem freudigen Grinsen verzerrt, als die schwarze Majestät zu danken geruhte mit einem freundlichen: „E si Morena = Ja, da ist der Herr! Bist du endlich da, Alter? Habe lange auf dich gewartet!“ Nach einer kurzen leisen Unterhaltung zwischen dem König und einem seiner Getreuen erhebt sich der erstere, thut seinen Mund auf und Ruhe gebietend beginnt er: „Diholo koane, Bakhatla, ich freue mich euch alle von nah und fern heute bei mir zu sehen! Macht euch fertig auf morgen! Re rata re dya kunoχo, Re dya nlsu, re a lla! d. h. Wir lieben zu essen den roten Ochsen, essen wir den schwarzen, so weinen wir! Wohlan denn, esset, trinket, tanzet stampfend den Boden, seid fröhlich heute! Morgen früh, wenn die ersten Strahlen der Sonne den heiligen Berg dort beleuchten, gehen wir hinauf zu Modimo, ihm unsere Opfer zu bringen! E si Morena, Matlaisane, Tobela brüllte der wilde Haufe. In den schwarzen Augen der wilden Krieger leuchtet ein unheimlich Feuer. Der große Oberpriester, umgeben von einer Anzahl Doktoren und geringerer Priester geht abseits mit diesen hinter einen Busch, wo sie um einen Riesentopf voller Bier

sich ins hohe Gras behaglich lagern und es sich wohl sein lassen. Die Gesandten und Krieger zerstreuen sich in einzelne Gruppen. Einige begleiten den König und lassen sich gleich ihm auf Matten nieder. Einzelne Haufen liegen, andere stehen umher und reden von den Geschichten des Landes. Bald sieht man nur noch eine große Schar essender, trinkender, scherzender, schwarzer nackter Gestalten. Abseits in einem Busche liegen unbewacht, weil festgebunden, zehn nackte Gefangene. Halb verhungert, vom Gram entstellt, so liegen sie am Boden. Ihnen wird weder Speise noch Trank gebracht; ihre Wunden bluten; das rührt niemand! Es ist auch keiner ihrer Wächter bei ihnen. Es sind diese zehn verhungerten Gestalten die Opfer für Modimo auf morgen. Unter Fressen, Saufen und rohem Fluchen und Scherzen vergeht die Zeit allen, die sich um Fleisch- und Biertöpfe gelagert haben. Die Sonne sinkt hinab! Wachtfeuer für die feuchte kalte Nacht werden angezündet. Der Jubel und wilde Tänze beginnen. Aber endlich fallen auch diesen Kindern der Finsternis vor Müdigkeit die Augen zu; denn die Natur verlangt ihre Rechte. Die Feuer brennen allmählich schwächer. Die letzten Sprecher verstummen. Tiefes Schweigen herrscht rings umher. Man hört nur das Atmen der Schläfer. Da erhebt das Getier des Feldes seine Stimme. Ein wunderlich grausiges Konzert beginnt; die wilden Bestien, die ausgehen auf Beute, sie wittern die noch übrigen Knochen des kunoχo = roten Ochsen. Schakale, Wölfe, Hyänen und Tiger brüllen um die Wette. Vom heiligen Berge her ertönt das Gekreisch der Affen und mitten hinein fällt der Pavian mit seinem Baß bochum, bochum, bochum! Hier und da fliegt ein Käuzlein oder Uhu über die Versammlung und läßt seinen Nachtruf ertönen. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen verstummt das Konzert. Hörst du es nicht, dröhnt da nicht wie ein ferner Donner die Stimme des Wüstenkönigs, des Löwen, über die Fläche daher in dein Ohr!

Aber die schwarzen Schläfer schnarchen weiter, unbekümmert und nicht gestört durch das schauerliche Nachtkonzert. Mitternacht ist nahe. Da erheben sich einige dunkle Gestalten in jenem Gebüsch, wo die Gefangenen lagen, und huschen gleich flüchtigen Schatten dahin. Erst einer, dann zwei, dann noch etliche. Es sind ihrer fünf. Sie schleichen und kriechen, so schnell sie irgend vermögen, dem vor ihnen im Dunkel der Nacht daliegenden heiligen Berge zu. In ängstlicher Hast geht es weiter links ins dichte Gebüsch. Es sind Flüchtlinge. Noch vor Tagesgrauen müssen sie weit hinweg und in sichrer Obhut geborgen sein, denn sie wissen, daß man sie verfolgen und suchen wird. Endlich haben sie die dichteren Bäume

und Buschwerk erreicht, sie sind sicher, sie bleiben verschwunden, denn nichts mehr hindert ihre gut gelungene Flucht! Doch fünf ihrer gefangenen Brüder mußten sie gebunden zurücklassen, weil deren Bande nicht schnell genug gelöst werden konnten. Vielleicht hätten sie sich durch allzugroße Zögerung verraten.

Nach zwei bis drei Stunden erheben sich etliche der Schläfer und eilen dem heiligen Berge zu. Noch bevor die ersten Strahlen der Sonne leuchten, brennt oben auf dem heiligen Berge das Opferfeuer. Jetzt regt es sich unten im Lager. Alles wird lebendig. Männer, Frauen, Kinder laufen wild durcheinander. Bald durchzieht ein Haufe nackter, mit Federn und Tierschwänzen geschmückter Krieger singend das Lager. Die Weiber jubeln laut, denn das Kommando geht hin in den Busch, um für Modimo die armen Schlachtopfer zu holen. Plötzlich entsteht ein entsetzlich Geschrei. Fünf der Gefangenen sind entflohen. Die übrigen fünf geben auf alles Anstürmen mit Fragen keine Antwort. Sie bleiben stumm wie das Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird.

Es wird dem König die Meldung gemacht; der Alte wird rasend vor Zorn und spaltet dem zitternden Boten mit einer Streitaxt den Schädel. Entsetzt weichen alle zurück! Der König brüllt wutschnaubend: „Ha, Schurken ihr, warum ließet ihr das Geschmeiß wegkriechen? Wartet, fürchtet meine Rache, ihr Elenden!“ Jetzt wandte er sich zu den armen Gefangenen: „Wartet ihr Hunde, so sollt ihr doppelt gepeinigt werden.“ „Und diesen da,“ er zeigte mit der Rechten, in der er noch das blutbespritzte Beil hielt, auf den Leichnam des eben Gerichteten, „den gebet ihr dem Getier des Feldes zur Speise!“

Sogleich ward die noch zuckende Leiche von mehreren Kriegern hinweggeschleppt und abseits in die Büsche geworfen. Der Zug mit den Gefangenen ist am Fuße des heiligen Berges angelangt. Schnell, gleich wilden Katzen und behende wie Affen kriechen und springen etliche der Krieger die Felsen hinan! Die Gefangenen müssen durch Schläge zum Steigen und Klettern getrieben werden.

Endlich ist der ganze wilde Haufen oben angekommen. Die armen Gefangenen sind erschöpft von Hunger, Durst, Blutverlust — aber die teuflischen Peiniger fühlen davon nichts. Der Oberpriester erscheint plötzlich und kündigt den zitternden Gefangenen an, daß sie gebunden an Händen und Füßen von hier oben in den Abgrund gestürzt werden sollen. Gleichgiltig, mit matten, glanzlosen Augen hören jene den Urteilsspruch. Jetzt werden sie niedergerissen, gebunden, gestochen, geschlagen; Stücke Fleisch reißt man ihnen aus dem Leibe; Haut, Haare, Fleisch, einzelne Glieder

dieser übelzugerichteten Geschöpfe wirft man dann in einen der über dem Feuer stehenden Töpfe. Darinnen wird Medizin gekocht. Darauf läßt man die noch lebenden aber arg verstümmelten Körper liegen. Ein roher wilder Höllentanz und Gesang wird von den Henkersknechten angestimmt. Auch von unten, aus dem Lager her ertönt das Freudengebrüll der wilden Scharen herauf.

Die ganze Bande oben auf dem Berg wird nun von einem wilden Taumel ergriffen, unter Hohnlachen und wilden Scherzen fangen sie wieder an zu tanzen und in wilder Lust ihre Opfer zu umkreisen; bald zerren sie sie ins Feuer, dann wieder heraus, schlagen und stechen sie aufs neue und schleifen sie dann unter Wutgeheul auf einen Haufen bei einander liegender Felsenstücke, die wie ein Brandopferaltar erscheinen; denn noch sieht man Blutspuren, Knochen und Asche früher gerichteter Menschen an den Felsen und zerstreut umherliegen.

Jene Klippen liegen auf der Seite des Kranzkopfes nach Nordwesten zu. Von diesem Opferaltar blickt man in einen 300 bis 400 Fuß tiefen steilen Abgrund hinab, der offen, wie ein gieriger Schlund eines Riesenraubtieres erscheint. Hier werden die armen, nur kaum noch lebenden Opfer eines nach dem andern unter Hohnlachen und wüstem Siegesgeheul hinabgestürzt. Modimo hat seine Opfer bekommen. Die Henker kehren jubelnd zurück zum Opferfeuer. Mit tierischer Gier blicken sie hin nach den Töpfen, nehmen von einem derselben den Deckel hinweg, greifen mit ihren noch blutigen Händen hinein und holen jeder für sich unter Zustimmung des Oberpriesters Medizin heraus, die sie mit Heißhunger verschlingen. Jetzt halten sie sich für Helden, die gleich Achilles unverwundbar und nie zu besiegen sind, denn Gott Modimo hat sie mit seiner Medizin gestärkt. Jubelnd fliegen sie über das Steingeröll hinweg, und hinabstürzen sie eilend ins Lager, den alten Oberpriester mit fortreißend. Kaum im Lager angelangt, öffnet der Oberpriester seinen Mund. Plötzliche Stille tritt ein, denn der Knecht des Modimo will zum Volke reden. Derselbe ruft nun überlaut: „Modimo o lle; Modimo o lle; Gott hat gegessen; Gott hat gesprochen.“

Das versammelte Volk fällt aufs Angesicht zur Erde und harrt im stummen Schweigen. Etliche der Unterpriester, welche Tierschwänze in den Händen halten, tauchen dieselben in einen der mit Medizin gefüllten Töpfe und besprengen das daliegende Volk damit, unverständliche Worte murmelnd; dazwischen ertönt laut und vernehmlich aus ihrem Munde das Wort: Modimo o lle! Und Modimo o lle brüllt jetzt die ganze am

Boden liegende Versammlung: Gott hat das Opfer verzehrt! Gott hat gesprochen! Gott ist nun zufrieden!

Wilde Tänze werden getanzt bis zum Abend. Und Modimolle klingt es fortan von Mund zu Mund!

Re rata re dya kunoχo, wir lieben zu essen den roten Ochsen, denn Gott hat unsere Opfer angenommen; aua, re thabile hyan! Nein, wie sind wir doch so sehr fröhlich! Gott ist groß! Er hat gegessen! Gott ist gut! Er hat gesprochen! —

In Finsternis bedeckte das Erdreich und der Teufel feierte Triumphe, als ihm noch auf dem Modimolle Opfer gebracht wurden. Aber Gott sei Dank, die Nacht des Heidentums muß weichen dem Lichte des göttlichen Wortes. Zwei Missionare, die in der Nähe des Modimolle wohnen, beginnen zu siegen über die Macht der Finsternis.

Still liegt jetzt der Modimolle da, und wohl selten gedenkt einer, der an ihm vorbeigeht, der frühern finstern Mächte, die dort ihr Wesen trieben.

Die Sangi-Inseln,

Land, Leute und Mission daselbst, nach Mitteilungen eines dortigen Missionars

von D. Th. Christlieb.

Es gewährt dem Missionshistoriker eine besondere Freude, bei der Umschau auf dem weiten Gebiet je und je Punkte zu finden, wo in verborgener Stille eine Missionsthätigkeit stattfindet, und das Evangelium vielleicht geraume Zeit hindurch Fortschritte macht, ohne daß die Kunde davon dem größeren Kreis der Missionsfreunde so leicht zu Ohren käme. Dahin gehört die Thätigkeit nicht weniger, von einzelnen Privatleuten angestellter Missionare, besonders in Indien, von der man nur zufällig erfährt. Aber auch manche kleinere Gebiete z. B. der vielzerstückelten holländischen Missionsthätigkeit, von denen selbst wir deutsche Nachbarn oft spät erst nähere Kunde erhalten. Durch diese Supplemente zu den Missionsfortschritten, die im hellen Tageslicht der Zeitgeschichte liegen und von denen wir allmonatlich weiteres hören können, gewinnt man die tröstliche Gewißheit, daß der Umfang des Missionswerks doch da und dort noch etwas größer ist, als wir nach dem uns bekannten, allgemeiner zugänglichen Material in Zahlen auszudrücken vermögen.

In der Dezembernummer vor. J. dieser Zeitschrift S. 563 war mit Recht das Bedauern ausgedrückt worden, daß wir von den deutschen Mis-

sionaren auf den Sangi-Inseln fast gar nichts zu hören bekommen. Seitdem hat bereits das Barmer Missionsblatt (Juli 1884 S. 54—55) diese Lücke durch einige dankenswerte Mitteilungen etwas auszufüllen begonnen. Aber jenes unser Bedauern kam auch einem der dort genannten Missionare dieses Archipels, Kelling, zu Gesicht und veranlaßte ihn, uns durch seinen Sohn über diese ganze Inselgruppe, besonders über Land und Leute und zum Schluß auch über die dortige Mission, eingehendere Notizen (in Holländisch) zukommen zu lassen, von denen wir im folgenden das Wesentliche unsern Lesern mitteilen.

1. Land und Leute.

Der Sangi- (oder Sangir-) Archipel[1]), eine schmale, von Nord nach Süden laufende, Kette von mehr denn 70 größeren und kleineren Inseln zwischen Menado (Nordostspitze von Celebes) und den Philippinen, hat eine Bevölkerung von ca. 80000 Seelen. Diese, fast alle bewohnten und angebauten Eilande teilen sich in 6 Fürstentümer: Tagulandang, Siauw, Manganitu, Taruna, Kandahr und Tabukan mit gleichnamigen Hauptorten, darin der betreffende Radja residiert. Nur der von Siauw wohnt in der Ortschaft Ondong. Alle stehen unter der Oberhoheit der holländisch-indischen Regierung und gehören zum Aufsichtsbezirk des Residenten von Menado.

Der vulkanische Charakter dieser fruchtbaren, mit ihren vielgestaltigen Bergen und Hügeln ein gar liebliches und oft romantisches Bild zeigenden Inseln tritt einem überall entgegen. Gleich im südlichsten dieser Fürstentümer, Tagulandang, liegt in geringer Entfernung westlich von der Hauptinsel gleichen Namens die kleine Insel Ruwang mit einem von blühenden Gärten umschlossenen Vulkan, dessen Krater gegen 50 Öffnungen zählt, und der im August 1870, März 1871 und November 1874 durch wiederholte Ausbrüche große Zerstörungen anrichtete, besonders durch Seebeben, dadurch am 3. März 1871 die Südwestküste von Tagulandang überflutet wurde. Letztere Insel, etwa 8 Stunden im Umfang, hat 3 Negorys (Ortschaften), Tagulandang an der Westseite, Haas an der Ost- und Minonga an der Nordseite. — Größer ist die etwa 6 Meilen nördlich gelegene Insel Sijauw, „die bei stillem Wetter in 24 Stunden umrudert werden kann," und auf der sich der höchste Berg der Sangi-Inseln, der Gunong Api oder Feuerberg befindet. Aus den vielen Rissen seiner spitzen Krone steigen beständig Rauchwolken auf, aber Ausbrüche dieses Vulkans sind nicht bekannt ge-

[1]) S. in Grundemanns Missions-Atlas die Minahassa von Celebes und Text Nr. 23.

worden. Westlich — das kleine Makkalebi mit einem Binnensee von süßem Wasser. Östlich und nördlich eine Menge weiterer, zu dieser Regentschaft gehöriger, meist angebauter und bewohnter Inseln. Nur Masseppe „ist unbewohnt aus Furcht vor dem Teufel, dem, wie man glaubt, diese Insel ausschließlich gehört, und welchem man daselbst viele und große Opfer bringt."

Weiter nördlich — die größte Insel dieses Archipels, Sangi-besar (Groß Sangi), etwa 12 Stunden lang, von Südosten nach Nordwesten gestreckt und ungefähr 30 Stunden im Umfang. Auch hier — ein Vulkan, der Awn oder Aschenberg, der fast den ganzen nördlichen Teil der Insel umfaßt und beinahe bis an den Krater hin mit Gärten und Häuschen bedeckt ist. „Bei einem seiner letzten und schrecklichsten Ausbrüche am 2. März 1856 gingen 2806 Menschenleben zu Grunde." Öfters aufsteigende Rauchsäulen, die alljährlich einigemal sich fühlbar machenden Erdbeben zeigen seine noch immer fortdauernde Thätigkeit. Weiter nördlich folgt noch eine Gruppe von gegen 30 Inseln. —

Mit Ausnahme der grauen Krone der genannten 3 Vulkane erfreut sich hier (zwischen dem 2. und 4. Grad nördlicher Breite) das Auge überall an dem herrlichen, ewig frischen Grün dieser Gelände. Bis zu den höchsten Bergspitzen erstrecken sich die sehr ergiebigen Gärten mit ihren schön gezierten Gartenhäuschen, von hohen Kokospalmen umgeben. Nicht weniger fesseln die schroffen Küsten, meist hohe Felsengebirge mit steilen, überhängenden Wänden, auf deren Rücken ein üppiger Hochwald sich im Meere spiegelt.

Der Boden, in der Nähe der Feuerberge und am Meeresstrande von schwarzer und fettig-grauer Erde, sonst auch von schwerer Thonerde, ist größtenteils äußerst fruchtbar. Die kleinen, aber dichten Waldungen liefern die besten und feinsten Holzarten. Arang- oder Sagoweerpalmen (so genannt nach dem davon bereiteten Getränke) wechseln mit Sago- und besonders Kokospalmen. Letztere sind hier zahlreicher und gedeihen üppiger als vielleicht irgendwo in ganz Indien. Auch Limonen-, Manguſtan-, Djambu-, Lansap- und besonders Pisangbäume findet man allenthalben. Die Gärten liefern reichlich Mais, Reis, Katjang (eine Bohnenfrucht), Obie (eine kartoffelähnliche Knolle), Batata und sonstige Erdfrüchte. Auch Kakao, Tabak und Zuckerrohr wird mit dem besten Erfolg gepflanzt.

Weniger reich zeigt sich die Tierwelt auf Sangi. Obschon sich dieses fruchtbare und wasserreiche Land für die Viehzucht trefflich eignete, legt der Sangirese doch keinen Wert darauf, sondern begnügt sich mit der Zucht von Schweinen und Ziegen. In den letzten Jahren haben die dortigen Missionare Kühe, Büffel, Pferde und Schafe eingeführt. Der Wildstand

beschränkt sich auf Füchse, wilde Katzen und wilde Schweine. Von Tausendfüßlern, auch von Spinnen und Ameisen, finden sich eine Menge Arten. Auch an Gevögel ist Sangi nicht reich; nur Hühner finden sich in großer Zahl. Gänse, Enten, Tauben werden bloß von einigen gezogen. Dagegen ist das Meer reich an Fischen, Schildkröten, Krebsen, Granaten und Austern. Auch Muscheln und Korallen sind weniger selten als in den Molukken.

Das Klima ist auf diesen Inseln weniger drückend warm, als man in solcher Nähe des Äquators erwarten dürfte. Des Nachts bringt das Gebirge und bei Tag das Meer sanfte, erquickende Kühlung. Mit Ausnahme einiger Sumpfflächen am Meeresufer, wo dichtes Sago- und Nipagehölz (auch eine Palmenart) die Ausdünstung des Bodens hindert und Krankheiten verursacht, kann daher das Klima ein gesundes genannt werden. Die größtenteils kräftige Bevölkerung, das hohe Alter, das viele erreichen, giebt hiefür genügend Zeugnis. Die sehr allgemeine Hautkrankheit der Sangireſen, Kaskado genannt, eine schuppenartige Aufschwellung der Haut, wird wohl nur durch die Unsauberkeit der Lebensweise verursacht; denn auf Reinlichkeit legen sie wenig Wert.

Die Bewohner sind den Malaien sehr ähnlich. Gestalt — mittelgroß, Körperbau stark, Farbe ein wenig heller. Die Frauen vornehmlich haben schönere und in ihrer Art angenehmere Gesichtszüge als viele von andern malaiischen Volksstämmen. Mit Sarong und einem Kittel bekleidet (ähnlich dem des Mannes, der noch dazu ein Kopftuch und Beinkleider trägt) binden sie das glänzend schwarze Haar auf dem Haupte in einen Knoten zusammen. Bei besonderen Gelegenheiten erscheinen die mehr Begüterten in europäischer Kleidung oder auch in bugineſischem Kostüm (d h. wie ein Volksstamm auf Celebes). Die Frauen tragen dann über ihrer gewöhnlichen Kleidung noch einen schwarzen Shawl um Schultern und Haupt geschlagen.

Ihre Sprache hat viele gleichlautende und dasselbe bezeichnende Wörter wie die der Alfuren, der Amboineſen, der Aru-Südwesterinseln (bei Timor), und auch der Battas. Außer der gewöhnlichen Sangisprache existiert auf den Inseln aber noch „die alte Sprache der Vorväter", die in Volksgesängen, besonders bei den heidnischen Festlichkeiten, gebraucht wird. Sie ist dieselbe, die man auch auf den Sangi benachbarten Talaut-Inseln die Sprache der Vorväter nennt; sie hat dort aber mit der gewöhnlichen Volkssprache mehr Ähnlichkeit als auf Sangi. Viele Sangireſen verstehen nur wenig von ihr; wer größere Kenntnis davon besitzt, wird viel bewundert.

Die Bevölkerung teilt sich in drei Stände, den Adel (Papoèng), die gewöhnlichen Unterthanen (Kawanòa) und die Sklaven (Lang). Der Adelstand gliedert sich wiederum in 4 Klassen, hat jedoch wenig oder keine Vorrechte vor dem zweiten Stand, von dem er sich überhaupt nicht wesentlich unterscheidet. Die Sklaven sind teils in diesem Stande Geborene und Angeerbte, also ursprüngliche Sangireſen, teils durch Verschuldung ihren Gläubigern als Sklaven Verfallene, teils von auswärts Gekaufte. Letztere werden ausschließlich von den Talaut-Inseln, die den Fürsten von Sangi zinsbar sind, herübergebracht.

Der Charakter dieser Insulaner ist in den meisten Zügen dem der Bewohner der Molukken ganz ähnlich. Das despotische Regiment hat auch dieses Völkchen gleichgiltig, träge, listig, schmeichelnd, unaufrichtig, zurückhaltend gemacht. Die Frau ist die Sklavin des Mannes. Aber die Liebe der Eltern zu den Kindern ist dennoch groß; und die Achtung dieser vor den Eltern zeigt sich schon in ihrer Fürsorge für die Gräber der Verstorbenen. — Der Verstand des Sangireſen ist durchaus nicht mangelhaft entwickelt; sein Urteil ist rasch und gesund. Er hat eine leichte Fassungsgabe und ist sehr gelehrig. Die selbstverfertigten eisernen und hölzernen Gerätschaften und Praauwen (Fahrzeuge) sind ein sprechender Beweis hiefür. Auch das künstliche und schöne Gewebe der Frauen, das sie mit höchst mangelhaften Geräten zustande bringen, muß unsre Bewunderung erregen. —

Die Wohnungen ähneln unsern Scheunen auf dem Lande. Auf etwa 3 Fuß hohen Pfählen über der Erde gebaut, deckt sie ein hohes und nach unten fast bis zur Erde reichendes Dach von Sago- oder Nipa-Palmblättern. Bei den Wohnungen der Radjas sind die Wände von Stein gemauert; bei einigen andern sind sie von Brettern, aber bei den meisten nur von langen Sagoblattstielen, die mit Stäbchen zusammengefügt werden, und bei den Ärmeren nur von den Blättern der Nipapalme hergestellt. Im Innern ist nur ein großer Raum, darin bloß bei den mehr Begüterten die Schlaf- von den Wohnräumen durch lose Gardinen getrennt sind. Meist wohnen 2, 3 oder noch mehr Familien in einem Hause. Der Fußboden ist aus gespliſſenem, nebeneinander befestigtem Bambu hergestellt. Ihr Licht empfangen die meisten Häuser nur durch den Ein- und Ausgang. In den Ecken des innern allgemeinen großen Wohnraums befinden sich die Feuerherde und über denselben ein Rauchfang von Bambu. Männer und Frauen sitzen gewöhnlich mit untergeschlagenen Beinen; auch die Fürsten brauchen am liebsten keinen Tisch und keine Stühle, die man daher auch nur bei den Reicheren findet. Bei den andern sind hölzerne Bänke die einzigen Möbel neben einigen Kisten und Körben.

Im allgemeinen führen die Sangireſen ein ſehr bequemes Leben. Ihre Unterthanenpflichten beſtehen lediglich in der baulichen Unterhaltung der Wohnung des Radja und des Schullehrers, der Schulen und Negorypraauwen (Ortſchaftsfahrzeuge), wozu noch das Wachestehen bei den Fürſten und die freie Überbringung der amtlichen Briefe der Regierung kommt. Seinen Lebensunterhalt ſucht der Sangireſe ganz nach Gutdünken. Er iſt Landbebauer, Fiſcher und auch zugleich Händler. Die Hausarbeit und leichtere Gartenarbeit überläßt er der Frau und den Kindern, während der Mann ſich mit der Inſtandſetzung ſeiner Fiſcherboote und Netze, Gewinnung von Palmenwein, Sagobereitung und Bearbeitung der Gärten beſchäftigt. —

2. Die Miſſion.

Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts waren die Sangireſen ohne Ausnahme Heiden. Im 16. Jahrhundert begann der Islam einzudringen und faßte zwar nicht ſehr feſte Wurzeln, da er nur ſehr oberflächlich dem Volk bekannt wurde, hinterließ aber doch Gewohnheiten, die ſich heute noch nicht verloren haben, da ſie durch bugineſiſche Händler aus Celebes und die Inſeln beſuchende Hadſis fortwährend genährt werden. Als die Inſeln gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter portugieſiſche Herrſchaft kamen, „wurde durch portugieſiſche und ſpaniſche Prieſter der römiſche Kultus eingeführt.“ Später gingen ſie in holländiſchen Beſitz über, und ſobald die holländiſch-oſtindiſche Kompagnie ſich dort befeſtigt hatte, wurden chriſtliche Schulen errichtet und durch die Regierung unterhalten. Die katholiſchen Prieſter zogen ſich nun immer mehr zurück und überließen endlich dieſes Miſſionsfeld ganz den Proteſtanten. Nun ging es ähnlich wie in der Minahaßa. In Zwiſchenräumen von 5 bis 6 Jahren wurden die Inſeln von einem Reiſeprediger beſucht, der bald da bald dort die traurigen religiöſen Zuſtände, die ſich nur wenig über das ſittliche Niveau des Heidentums erhoben, etwas zu beſſern ſuchte. Endlich wurde die Inſelgruppe von einem Miſſionar beſucht im Jahre 1856, der von Mitleid ergriffen über die geiſtliche Unwiſſenheit dieſer Leute nach Holland berichtete und die dortigen Miſſionsfreunde bat, den armen Sangireſen Miſſionare zu ſenden.

Er ſchlug vor, zur Sicherung des Erfolgs mehrere Miſſionare zugleich dahin abzuordnen, um wenigſtens in den größeren Ortſchaften je einen ſtationieren und von da aus die Umgegend beſuchen laſſen zu können. Während man nun in Holland über dieſen Bericht und Vorſchlag Beratungen pflog, kam die Nachricht von der oſtindiſchen Regierung, daß für regelmäßigen chriſtlichen Unterricht auf den Sangi-Inſeln bereits Vor-

sorge getroffen sei durch Abfertigung von 4 damals in Indien angekommenen Missionaren nach Sangi. Es war dies durch Vermittelung von Pastor Heldring geschehen, der schon 1855 die Missionare Schröder, Steller, Grohe, und Kelling von der Goßnerschen Mission in Berlin nach Indien ausgesandt hatte.

Diese Männer haben ihr Arbeitsfeld bis heute so unter sich verteilt, daß drei von ihnen auf der Hauptinsel Sangibesar missionieren, Schröder, in Tabukan stationiert, auf der Ostseite der Insel mit 7 Gemeinden, Steller, von der Station Manganitu aus auf der nordwestlichen Seite, Grohe, von Tamako aus auf der Südwestseite und den vorliegenden Inselchen Kalama, Karakitong und Parah, während Kelling, auf der südlichen Insel Tagulandang stationiert, alle Inseln südlich von Parah bis zur südlichsten Insel Bijaro zu seinem Sprengel hat. Sein Arbeitsfeld allein enthält eine Bevölkerung von etwa 30000 Seelen, wovon nun 5500 getaufte Christen sind, darunter über 600 Kommunikanten. Am Ende des Jahres 1883 konnte derselbe berichten, „daß er wiederum 146 Personen durch die h. Taufe und 65 als Abendmahlsgenossen in die christliche Gemeinde habe aufnehmen können."

Innerhalb seines Distrikts befinden sich 8 Regierungsschulen, nämlich zu Ondong, Kiawan, Lio, Oeloe, Suwan, Talawid, Minangan und Haas; und 15 Missionsschulen, nämlich zu Makalehy, Kinaly, Lai, Beon, Karalung, Mala, Biau, Buraás, Pondong, Mohonsawau, Mulangan, Bulangan, Kiawa, Tagulandang und Bijaro. In 21 von diesen Ortschaften wird das Evangelium regelmäßig durch Kelling und seine inländischen Gehülfen verkündigt in Kirchlein, die zugleich als Schulen benutzt werden. Er hat die Übersetzung des Heidelberger Katechismus und des N. Testaments in die Sangi-Sprache nun vollendet und ist jetzt mit der des A. Testaments beschäftigt, wovon die Psalmen bald werden zum Druck gelangen können.

Ein offizieller Bericht über das dortige Unterrichtswesen, der vor einiger Zeit veröffentlicht wurde, lautet so: „Der Schulunterricht auf den Sangi-Inseln befindet sich vergleichungsweise in einem blühenden Zustande", und er fügt die Bemerkung hinzu: „Die gute Entwicklung des Schulwesens auf diesen Inseln ist allein den Missionaren zuzuschreiben." — Verglichen mit dem Zustand vor 25 Jahren ist in der That ungemein viel zur sittlich religiösen Hebung dieser Inseln geschehen; aber dem Herrn allein sei die Ehre hiefür! —

Soweit unser sangiresischer Berichterstatter, dem wir dankend durch diese Zeilen unsre Grüße senden. Auch sonst, nicht bloß im Gebiet des

Missionar Kelling, scheint sich auf diesen Inseln eine rege und ausgedehnte Missionsthätigkeit zu entwickeln. Der Bericht enthält zwar keine näheren Angaben über die Arbeitsfrüchte in den andern 3 Missionsdistrikten, aber die Zahl der Christen zusammen dürfte jetzt wohl über 20000 betragen. Neben 25 Regierungsschulen blühen im ganzen 22 Missionsschulen, s. den o. g. Bericht des Barmer Missionsblattes. Nach letzterem haben einige der eingebornen Schulmeister das Seminar zu Tondano auf Celebes besucht, und werden jetzt 4 junge Sangiresen auf dem Seminar zu Depok zu eingebornen Predigern ausgebildet. Die Missionare Steller und Schröder bemühen sich mit gutem Erfolg, die inländischen Gemeinden auch zu Beisteuern heranzuziehen und waren sehr erfreut, daß eine Gemeinde in einem Jahr 280 Gulden für die Armenkasse und 96 Gulden zur Besoldung der eingebornen Lehrer aufbrachte.

Möchten nun auch die deutschen Missionare auf den Talaut-Inseln bald etwas von sich hören lassen! —

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden.

Das bedeutungsvollste Missionsproblem, mit besonderer Beziehung auf China.

Von Ernst Faber, Missionar in China.

(Schluß.)

39. Chinesische Ärzte und Arzneimittel.

Krankheiten gewöhnlicher Art werden in China vielfach als von Dämonen verursacht angesehen und dagegen Exorcismus angewendet. Das dürfen Christen nicht. Man glaubt auch an Hexerei und andere schädliche Einflüsse. Dagegen werden Amulette, sympathische Mittel, auch Zauberei und allerlei Hokuspokus angewendet. Das betrachtet der Christ als schwere Sünde. Eigentliche Ärzte der Chinesen befassen sich jedoch nicht mit solchem abergläubischen Kram. Die Heilkunde ist bei den Chinesen eine ausgebildete Wissenschaft wie anderwärts auch. Nur ist in der wissenschaftlichen Behandlung der Arzneikunde wieder alles eigentümlich chinesisch geartet. Man studiert nicht Anatomie und Physiologie als Grundlage, sondern ein naturphilosophisches System aus dem grauen Altertum. Die Dualkräfte und fünf Elementarmächte der Natur bilden die Voraussetzung, worauf jede Krankheit zurück geführt wird und jede Medizin ihre maßgebende Charakteristik findet. Die Symptome einer Krankheit werden aber von erfahrenen chinesischen Ärzten gut beobachtet,

auch der Puls genau geprüft. Von den vielen Mitteln der chinesischen Pharmakopöe ist die Wirkung auf den menschlichen Organismus im ganzen sorgfältig beobachtet, obschon hie und da etwas Phantasie mitwirkt. Gewöhnlich werden eine Anzahl Pflanzenmittel mit einander verbunden. Man kocht zu Hause den Trank selber zurecht. Die Apotheke bereitet nur Pulver und Pillen, dagegen keine Extrakte, Abkochungen, Destillationen ꝛc. Auch was Diät angeht, sind die Chinesen nicht übel beraten, das gewöhnliche Volk weiß darüber besser Bescheid als die Mehrzahl der Gebildeten in Europa und Amerika. Außer Medizin wird auch Akupunktur gebraucht, Waschungen oder Bäder mit Abkochungen aromatischer Kräuter, Moxa, Kneifen und Massage. Die Hauptsache ist aber für den chinesischen Arzt wie Patienten das Rezept. Wenn also auch der Missionar den wissenschaftlichen Standpunkt der chinesischen Ärzte nicht teilen kann, so kann er doch aus religiösen Gründen gegen deren Praxis nichts einwenden. Man kann diesen einheimischen Ärzten, wenn man mit denselben in Berührung kommt, wohl anraten, sich zu ihrer altchinesischen Weisheit auch die medizinische Weisheit der Westländer anzusehen, da jetzt bereits eine große Anzahl medizinischer Werke aus dem Englischen ins Chinesische übersetzt ist. Auch sollte Sorge getragen werden, daß den Gemeindegliedern einige Kenntnis über den Zustand des gesunden und über die richtige Behandlung des kranken Körpers in einfachster Form beigebracht wird. Wo Missionsärzte in der Nähe sind, kann man dieselben empfehlen, ohne irgend welchen Druck auszuüben, daß die Chinesen den fremden Arzt ihren eigenen Praktikern vorziehen sollten. Dies deshalb, weil die Chinesen leicht mißtrauisch werden. Man kann überdies überzeugt sein, daß der Chinese in Kürze selber ausfinden wird, wo er am besten beraten ist, denn es kostet sein Geld und sein Wohlbefinden. Die ärztliche Praxis ist, nebenbei bemerkt, ein freies Gewerbe in China, ohne Examen und besondere Staatsaufsicht, wie das Lehramt, Wahrsagen, Trödelbuden und dgl.

Nicht unangemessen dürfte sein, die Christen zu warnen, sich nicht zu viel auf äußere Mittel zu verlassen, so daß etwa ob der vielen Medizin Gott selber vergessen würde. Der Herr segnet ja auch natürliche Heilmittel, aber es handelt sich beim Menschen doch nicht nur um den natürlichen Leib, sondern mehr noch um die unsterbliche Seele. Darum soll jede Krankheit in die Stille führen, zur Sammlung und tieferen Einkehr bei Gott, im kindlichen Vertrauen auf seine väterliche Liebe, sowohl für zeitliche als für ewige Rettung. Das muß auch allmählich durch Gnade gelernt werden, denn niemand versteht es von Natur.

40. Chineſiſche Künſte.

Daß die Chineſen auch eine eigentümlich entwickelte Kunſt haben, iſt erſt in neuerer Zeit in den chriſtlichen Ländern zur Anerkennung gelangt. Der chineſiſche Pavillon und damit alſo die chineſiſche Baukunſt findet in Europa Beifall und Nachahmung. Mehr noch hat ſich der chineſiſche Kunſtſinn in der Ornamentik und Kunſtinduſtrie bewährt. Bekanntlich ſind die chineſiſchen Porzellanwaren nach Form und Malerei wie im Material ausgezeichnet. Kürzlich wurde man auch auf die chineſiſche Keramik aufmerkſam, das ſind Thonwaren verſchiedener Art zum Teil in künſtleriſcher Vollendung. Die Holz-, Horn- und Elfenbein-Schnitzerei, ſowie durchbrochene Arbeit iſt geſchmackvoll, zum Teil kunſtreich. Auch die Plaſtik hat ſich zu verhältnismäßiger Höhe entwickelt, jedoch innerhalb enger Schranken. Götzenbilder giebt es eine unzählbare Menge in verſchiedenſter Art der Auffaſſung und Ausführung. Viele Götzenbilder ſind erbärmliche Figuren, faſt eben ſo geſchmacklos wie die gewöhnlichen Heiligenbilder und Kruzifixe katholiſcher Gegenden. Aber man findet hie und da wirklich ſchöne Arbeit, welche zeigt, daß die Chineſen zu höherem in der Kunſt fähig ſind. Die Malerei iſt mehr ſtyliſtiſch nach chineſiſchem Geſchmack als gedankenreich, ohne Perſpektive und Schattierung, die Farbengebung oft harmoniſch und zart. In der Muſik blieb China auf einer primitiven Stufe ſtehen mit nur einer Tonart, einer Anzahl Melodien, aber ohne Harmonie, obſchon viele muſikaliſche Inſtrumente im Gebrauch ſind, auch Geſang mit Inſtrumentbegleitung. Die Poeſie iſt verkrüppelt durch ſteifen Formenzwang.

Nun ſtehen allerdings Religion und Kunſt in naher Beziehung zu einander. Mit der chriſtlichen Religion hat ſich auch eine chriſtliche Kunſt entwickelt. Die Frage, um die es ſich hier handelt, iſt jedoch, ob die Chineſen zu ſklaviſchen Nachahmern der weſtlichen Kunſt werden ſollen, oder ob der chriſtliche Geiſt neubelebend und verklärend auf den chineſiſchen Kunſtſinn wirken und neues ſchaffen ſoll. Das letztere iſt jedenfalls das höhere und wünſchenswertere Ziel. Die Kunſt ſoll aber nicht nur einzelne Künſtler befriedigen, ſondern das Leben womöglich aller Klaſſen der Bevölkerung verſchönern. Das geſchieht, wenn der Geſchmack veredelt wird. Aber es muß auch darin die Naturbaſis bewahrt bleiben, darum iſt zunächſt der Naturſinn, die Freude an den Schönheiten der umgebenden Welt in Natur und Menſchenleben zu wecken und zu pflegen. Neben dieſer Weckung des Sinnes für das Schöne muß entſprechende Übung Hand in Hand gehen. Dazu dienen gute Muſter und Modelle klaſſiſcher Kunſt. Die Hauptſache aber bleibt, den Kunſtſinn im

praktischen Leben zu bewähren, so daß überall der Stoff und Zweck unter die Herrschaft der Idee des Schönen gestellt wird. Gelegenheit zu solchen Anwendungen der Kunst findet sich auf Schritt und Tritt. Die gewöhnliche Schule kann viel thun, auf dieses Ziel vorzubereiten, für die Vollendung wären freilich besondere Kunstschulen erforderlich.

Die gottesdienstlichen Versammlungsorte der Gemeinde dagegen sollen, wie schon oben ausgeführt ist, keine Kunsthallen darstellen. Auffallende Kunstgegenstände ziehen die Aufmerksamkeit nur vom eigentlichen Kultus ab, der in der Selbstdarstellung der Gemeinde als des Leibes Christi besteht, durchweht vom Worte und dem Geiste Gottes.

Mit der unbedingten Empfehlung unserer sogenannten christlichen Kunst haben wir wohl Ursache noch sehr zurückhaltend zu sein. Der moralische Sinn der Chinesen nimmt besonders Anstoß an der Darstellung des Nackten, einerlei ob man die nackte Schöne eine Venus oder Eva nennt, Nymphe oder Susanna, Bachantin oder büßende Magdalene. Den Chinesen gegenüber haben wir oft Ursache, uns über die aufgedeckten Naturmysterien der sogenannten christlichen Kunst zu schämen.

F. Zur Obrigkeit.

41. Die Clanverbindung.

Es ist allgemein bekannt, daß der chinesische Staat auf die Familie gegründet ist. Aber unter Familie darf da nicht eine Familie verstanden werden, welche einfach jeder Mann durch seine Verheiratung gründet. Solche Familien bilden allerdings die Voraussetzung eines gesitteten Staatslebens, aber einen größeren Staatsorganismus kann man nicht wohl auf solcher Basis gründen. Auch für den chinesischen Staat sind größere Korporationen nötig, d. h. festgeschlossene Gruppen einer größeren Anzahl von Einzelmenschen oder auch Einzelfamilien. Diese größern Korporationen von Blutsverwandten, welche dieselben Ahnen verehren und wo eine Hauptlinie mit einer Anzahl aus dieser entsprungenen Nebenlinien verbunden bleibt, ist in China die Familie im weiteren Sinne. Um Mißverständnis vorzubeugen, nenne ich diese „weitere Familie" Clan. Vom Clan unterscheidet sich der Stamm dadurch, daß dieser mehrere Clans in sich faßt, welche aber für gewöhnlich keine gemeinsame Verwaltung haben. Wohl kommt es indessen vor, daß der gemeinsame Stammvater von verschiedenen Clans gemeinschaftlich verehrt wird. Darin herrscht jedoch keinerlei Zwang. Der ganze Stamm führt aber denselben Familiennamen, es ist deshalb Heirat der verschiedenen Clans desselben Stammes untereinander ausgeschlossen. Kein Chinese darf

ein Eheweib, ja nicht einmal eine Nebenfrau nehmen, welche denselben Zunamen mit ihm selber führt. Jeder Clan hat seinen Mittelpunkt in der Ahnenhalle. Mit dieser ist das Vermögen des Clan verbunden, das meist aus liegenden Gütern besteht. Vorsteher des Clan ist immer der älteste Mann (oft ein Kind) direkter Abkunft aus der Hauptlinie. Nur die Hauptlinie kann die eigentlichen Ahnenopfer darbringen. Deshalb sind die Chinesen so ängstlich, diese Linie nicht aussterben zu lassen. Im Falle der Kinderlosigkeit wird ein jüngerer Sohn eines der nächsten Verwandten adoptiert, welcher dann in die vollen Rechte eintritt, aber seinen eigenen Eltern ganz zu entsagen hat. Die Verwaltung der Clanangelegenheiten ist ebenfalls in den Händen des Hauptmanns. Aber dazu hat er die Beihilfe und den Beirat der Ältesten des Clan. Zu diesen gehören auch die etwaigen Graduierten jeden Alters innerhalb des Clan. Jede Angelegenheit eines Angehörigen vor dem Mandarin muß durch die Hände des Clanvorstandes gehen. Das Zeugnis derselben hat bei den Gerichtsverhandlungen großes Gewicht. Die Freilassung eines Angeklagten ist stets bedingt von der Bürgschaft der Clanältesten. Auch zu den Staatsexamen kann niemand zugelassen werden ohne Papiere von den Clanältesten. Man ersieht, welch eine Macht diese Clanverbindungen in China sind.

Leider besteht nun aber ausgesprochene Feindschaft zwischen dem Christentum und den Clanverbindungen. Wir können die Ahnenverehrung in der chinesischen Form als Kultus Gestorbener nicht anerkennen und daher auch den Christen unter keinen Umständen erlauben. (Vgl. was Kap. 29 über dieses Thema bereits gesagt ist). Mit den Ahnenopfern fällt den Chinesen aber die Hauptstütze, wo nicht die Grundlage der Clanverbindung selber. Das Verbleiben in diesem Clanverband ist sonach für Christen, welche wirklich Ernst machen mit ihrem Glaubensleben, ein Ding der Unmöglichkeit. Bleibt der Christ, so kommt es bald, wegen der Ahnenopfer, zum Konflikt mit den heidnischen Anverwandten. Ist er standhaft, so folgt Mißhandlung und Austreibung. Noch öfter aber kommt es leider zum Rückfall der Christen ins Heidentum. Es ist dringend nötig, daß der Missionar Taufbewerbern, welche einer Clanverbindung in der Nähe angehören, die Sachlage vor der Taufe klar darstellt. In manchen Fällen möchte eine friedliche Ausscheidung aus dem Clanverband vor dem öffentlichen Übertritt zum Christentum am rätlichsten sein. Der Christ muß auf jeden Fall bereit sein, sein väterliches Erbe für Christum dran zu geben. Ist der Mann innerlich stark genug, alles dran zu setzen, so kann er ruhig abwarten, bis seine heidnischen Stammgenossen gegen ihn vorgehen. Seine

Glaubensfreudigkeit und geiſtgewirktes Zeugnis wird dann auch auf andere ſegensreich wirken. Aber ſchwer, überaus ſchwer iſt es, gegen dieſe Clans etwas auszurichten. Sie ſind die ſtärkſten Feſtungen des chineſiſchen Heidentums, gewaltiger als die Staatsexamina mit der Anbetung des Konfutius. In der Kantonprovinz iſt darum der Eingang bei den Hakka leichter, weil dieſe zerſtreut ſind oder Angehörige verſchiedener Stämme in einem Orte bei einander wohnen. Die Punti dagegen treten in ſtarken Clanverbindungen auf, mancher Clan zählt über 10 000 männliche Mitglieder. Die Chriſten ſtehen alſo, mit geringen Ausnahmen, außerhalb dieſer Clanverbindungen und werden deshalb gerne von den Mandarinen als Vagabunden bezeichnet. Der Ausdruck iſt legal gerechtfertigt, ſie ſtehen außerhalb der legalen Korporation, ſind recht- und ſchutzlos. Das iſt der Grund, weshalb der Miſſionar mit vielen Händeln beläſtigt wird und auch öfter ſeinen Konſul in Anſpruch nehmen muß. Um alle ſolche Unannehmlichkeiten zu vermeiden, müßte darauf hingewirkt werden, daß die chriſtlichen Gemeinden Korporationsrechte erlangen, alſo in China den Clans gleichgeſtellt werden. Die Gemeindeälteſten würden dadurch dieſelben politiſchen Rechte und Pflichten erlangen wie die Clanälteſten. Damit erſt wäre für die einheimiſchen Chriſten eine Rechtsgrundlage geſchaffen.

42. Die Geſetze Chinas.

Die zu Recht beſtehenden Geſetze Chinas hat jeder chineſiſche Chriſt als chineſiſcher Unterthan zu achten und gewiſſenhaft zu befolgen. Nur götzendienſtliche Verordnungen machen eine Ausnahme. Was aber nicht direkt mit Götzendienſt und widergöttlichem Aberglauben in Verbindung ſteht, iſt bindend für den Chriſten, es mag ihm noch ſo ſehr gegen ſeine Anſichten und Überzeugung gehen. Der Geſetzeskodex läßt ſich erſt dann im chriſtlichen Geiſte reformieren, wenn das Chriſtentum einen umwandelnden Einfluß auf die Sitten und Anſchauungen des Volks gewonnen hat. Bis dahin können ſich die Chriſten, um Konflikte mit den Geſetzen und deren Adminiſtration zu vermeiden, ſtille im Verborgenen halten. Das heißt jedoch nur politiſch ſtille, ſonſt iſt es Chriſtenpflicht, ſeines Glaubens zu leben und ſein Licht weithin leuchten zu laſſen.

Die Schäden und Mängel der chineſiſchen Geſetzgebung könnten jedoch von ausländiſchen Gelehrten durch einfache Vergleichung mit den Geſetzen chriſtlicher Länder den gebildeten Chineſen vor Augen geſtellt werden. Es wäre das eine edle Kulturaufgabe für die Geſandten der Weſtmächte am Hofe zu Peking, wie auch für die juriſtiſchen Konſuln in den

Häfen, im Verkehr mit den Mandarinen des Reichs. Als Missionar kann man wenig nach der Seite ausrichten. In meinem chinesischen Werke: „Das Christentum von der praktischen Seite" habe ich aber die wichtigsten Erscheinungen der chinesischen wie der christlichen Rechtsverhältnisse in betracht gezogen und, wie ich hoffe, nicht vergeblich.

43. Die Gebräuche in den Gerichtshöfen.

Den Gebräuchen in den Gerichtshöfen und sonst vor chinesischen Beamten und Ortsvorstehern haben sich die chinesischen Christen einfach zu fügen. Wenn dies oder jenes anstößig oder unbequem ist, z. B. das Niederknien, was durchaus kein Götzendienst ist, obschon eines freien Mannes unwürdig, der soll so leben, daß er nicht mit den Oberen in Berührung kommt, was, Ausnahmefälle abgerechnet, den Christen in China gut möglich ist.

Besonders gerne umgehen die Christen die Gebühren und sonstige Abgaben, welche überdies eine längst sanktionierte echt chinesische Einrichtung sind. In den Christenlanden müssen ähnliche Abgaben, wenn vielleicht auch in anderer Form, entrichtet werden. Die Mandarine und deren Unterbeamte können unter dem jetzigen Finanzsystem, einfach nicht ohne ihre Accidenzien bestehen. Nun wird aber der Missionar öfter benutzt, allerlei für Christen zu besorgen, sei es direkt beim Mandarin, was von Jahr zu Jahr schwieriger wird, oder durch den Konsul, von dem es an den Vicekönig gehen muß. Natürlich wissen die schlauen Chinesen ihre Sache so schön zu bemänteln, daß der arglose Missionar leicht bewogen wird, die Kastanien für sie aus dem Feuer zu holen. Jede Bezahlung wird damit umgangen. Die Mandarine und besonders deren Unterbeamte sehen aber solchen Dingen sehr wohl auf den Grund, sprechen sich auch wohl offen genug darüber aus. Dadurch ist vielfach die Haltung dieser Leute gegen die Mission eine so feindselige geworden, weniger aus bewußter Feindschaft gegen das Christentum als aus finanziellen Gründen. Würden sich also die betreffenden Missionare einige Einsicht in solche Dinge verschaffen, so könnte sehr viel Unannehmlichkeit, ja Gefahr für die Missionssache vermieden werden. Regel sollte sein, daß die einheimischen Christen bezahlen, was Brauch ist, ohne Rücksicht auf den Ursprung und das abstrakte Recht des Brauchs. Die Missionare aber sollten selber mit gutem Beispiel vorangehen. Dabei darf man aber doch die vorhandenen Schäden offen ans Licht stellen und die Notwendigkeit einer radikalen Reform den Chinesen zum Bewußtsein bringen. Man beachte des Herrn Jesu Verhalten zur geforderten Steuer Matth. 17, 24—27.

44. Die Mandarine.

Die Mandarine sind überhaupt als die Obrigkeit des Landes zu respektieren, und der Christ soll diesen Respekt bei jeder Veranlassung in der landesüblichen Weise an den Tag legen. Daß die Mandarine Götzendiener sind und voll Ungerechtigkeit, ändert nichts an der Sache. Unrecht braucht man nicht gut zu heißen, aber als Obrigkeit ist der Beamte vom Kaiser und dieser von Gott verordnet. Die von den Aposteln verordnete Fürbitte für die Obrigkeit sollte in keiner Gemeinde unterlassen werden. Jetzt wird noch gar selten für die Mandarine gebetet, aber viel über dieselben raisonniert. Chinesen und Europäer klagen z. B. viel über die Erpressungen der Mandarine. Ich kann dieselben leider nicht rechtfertigen, möchte aber zu bedenken geben, daß eben ganz China von solchem Geiste durchdrungen ist. Da ist kein Unterschied zwischen dem Höchsten und Geringsten. Die Handwerker suchen von ihren Kunden, die Diener von ihren Herren so viel als möglich herauszupressen. Auf jeder Reise, bei jedem Bau oder sonstigen Unternehmen, bei jedem Einkauf hat man Gelegenheit diesen Geist der Erpressung oder Übervorteilung kennen zu lernen. Das ist es hauptsächlich, wodurch Ausländern der Verkehr mit den Chinesen so sehr verleidet wird. Die Mandarine handeln also ganz im Sinne und Geist ihrer Landsleute, sie haben jedoch bei der bessern Gelegenheit auch die größere Macht, dieses Erpressungssystem fühlbar zu machen. Aber, wie gesagt, jeder Chinese thut dasselbe in seinen Verhältnissen. Da ist kein Abkommen bindend, kein Wort gilt für unverbrüchlich, sobald ein größerer Vorteil erzielt werden kann. Einzelne Ausnahmen kommen allerdings vor, aber sehr selten. Diese allgemeine Sünde des Lugs, Trugs und der Erpressung müssen wir als Christen den Chinesen beständig vor die Augen stellen und recht verhaßt zu machen suchen. Der Geist Gottes im Evangelium Jesu Christi allein kann jedoch die Herzen frei machen von dieser Sünde der Habgier. —

Schlußwort.

Alle in obigen Kapiteln behandelten Fragen machten sich mir fühlbar während meiner bald 19jährigen Wirksamkeit als Missionar in China. Ich bin weit entfernt, ein Anspruch auf Unfehlbarkeit zu machen, aber ich glaube eine Meinung äußern zu dürfen und zwar eine solche, welche auf gereifter Erfahrung, genauer Beobachtung und gesunden evangelischen Principien basiert ist. Es ist nicht jedermanns Sache wichtige Fragen im Entstehen zu beobachten und richtig zu behandeln. Aber wie vielen Schwierigkeiten und späteren unheilbaren Zerwürfnissen könnte vorgebeugt werden,

wenn das zur rechten Zeit geschähe. Ich glaube, daß ich mit der vorliegenden Behandlung des Gegenstandes meine Schuldigkeit gethan habe. Andere Missionare, Missionsleiter und Missionsfreunde mögen nun die ihrige thun. Der Herr aber, der sein Blut für alle Menschen vergossen hat, wolle dasselbe auch den Chinesen zum Segen werden lassen und sich in China eine große Gemeinde gründen zum Lobe seiner herrlichen Gnade!

Ein Wort an die Kölnische, Magdeburgerin und Germania.

Da seit geraumer Zeit auch die politische Tagespresse der evang. Mission gegenüber eine gerechtere und teilweise sogar wohlwollende Stellung einzunehmen begonnen hat, so gab ich mich der Hoffnung hin, fürs erste nach dieser Seite hin eine Abwehr nicht wieder schreiben zu brauchen. Es ist gerade keine beneidenswerte Position, immer in der Fechterauslage verharren zu müssen und darum der Wunsch begreiflich, sich einmal etwas bequemer zu situieren. Allein da ging mir von mehreren Seiten ein Artikel der Kölnischen Z. (vom 26. Okt. cr.) zu, der in einer Korrespondenz „von Afrikas Ostküste" wieder ganz im alten Tone das Verdächtigungsgeschäft treibt. Erst dachte ich: laß sie schreiben. Die Mission ist jetzt in der öffentlichen Meinung so fundamentiert und nobilitiert, daß ihr solche Verdächtigungen kaum mehr schaden werden; wen sie dennoch beirren, der unterstützt uns sowieso nicht, und wer uns unterstützt, den beirren sie nicht. Übrigens giebt es doch am Rheine einflußreiche Missionsfreunde, welche der Köln. Z. nahe stehen, die werden — dachte ich — schon ohne dich für eine Berichtigung sorgen. Aber es dauerte nicht lange, so erhielt ich — abermals von mehreren Seiten — auch eine Nummer (513) der Magdeb. Z. zugesandt, in welcher unter der pikanten Überschrift: „Missionare als Bonvivants" jene Korrespondenz der Kölnerin einfach abgedruckt wurde. Da sandte ich unter dem 6. November an den Redakteur eine Berichtigung ein und hielt hiermit die Sache meinerseits für erledigt.

Allein ich sollte mich irren. Die Germania reichte der Kölnerin und der Magdeburgerin die biedere Rechte unter der klassischen Reminiscenz: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde die dritte." Eine alte Geschichte: „Da wurden Pilatus und Herodes freund miteinander." In meiner „Protestantischen Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission"[1]) habe ich wiederholt nachzuweisen Gelegenheit gehabt, wie die römische Missionspresse mit allen Feinden des Christentums sich liiert, um das Werk der evang. Mission zu verlästern. Daß auch die Germania in Allianzen etwas zu leisten vermag, das haben wir bei den letzten Reichstagswahlen erlebt und darum überrascht es uns auch gar nicht, sie jetzt an der Seite der Köln. und Magdeb. Z. zu er-

[1]) Deren 2. (Schluß-) Hälfte sich eben unter der Presse befindet.

blicken; vermutlich aber werden die beiden letztgenannten Organe sich ein wenig schämen, daß sie nur Wasser auf die Mühle der ultramontanen Gegnerin geführt, indem sie unbesehens eine Reihe von Verdächtigungen evang. Missionare nachdruckten, von denen sie sich doch von vornherein sagen mußten, daß sie das Gepräge der Verleumdung, jedenfalls der Übertreibung an sich trügen und wahrscheinlich auf entstellten um nicht zu sagen gefälschten Thatsachen beruhen würden. Damit also die Germania instand gesetzt werde, ihren Irrtum zu widerrufen, sintemal sie die in Rede stehenden Beschuldigungen nur in dem Wahne nachgeschrieben hat, „daß bis heute in keiner Weise und von niemandem jener Bericht einer Unwahrheit oder Übertreibung bezichtigt worden," so muß ich mich schon entschließen, die erhobenen Anklagen etwas eingehend zu beleuchten. Zuerst die Anklage selbst. Die Köln. Z. schrieb:

„Johnston, der vor kurzem ein Werk über den Kongo veröffentlicht hatte, ist in seiner Heimat heftig angegriffen worden, weil er den für einen Engländer allerdings beinahe unbegreiflichen Mut hatte, das häufig schmachvolle Treiben der Missionare schonungslos bloßzulegen. So veröffentlichte er es in den Blättern, als an der Westküste ein Missionar einem Negermädchen Gewalt anthat, infolge dessen die Betreffende starb; ebenso, als an den Seeen im Innern zwei Missionare einen Neger totprügelten und hier an der Ostküste war er sofort wieder einem ähnlichen Fall auf die Spur gekommen, daß nämlich ganz vor kurzem ein Missionar in Mombasa auch ein Mädchen gefoltert und dann vergewaltigt hatte. Solche Dinge werden allerdings in den Missionsberichten nicht veröffentlicht und Johnston stach nur in ein Wespennest, ohne mehr zu erreichen, als daß er seinen eigenen Namen begeifert sah. Wir Kontinentalen können ja kaum verstehen, welchen Einfluß Geistliche und Missionare in England haben, und so hatten auch die Missionare in Mombasa sich an Johnston dadurch gerächt, daß sie die Durchführung seiner Reisepläne durch allerhand Kniffe vereitelten, so daß er sich gezwungen sahe nach Zanzibar zurückzukehren, um dort Träger anzuwerben. . . . . Am nördlichen Ende der Insel (Mombasa) in einem selbst nach europäischen Begriffen angenehmen und beinahe luxuriösen Hause leben die Mitglieder der englischen Universitäts-Mission. Diese Leute haben sämtlich studiert und rekrutieren sich aus ganz anderen Gesellschaftsklassen als die sonstigen englischen Missionare; im übrigen haben sie sich für das Geld, das in England für eine Kirche und ein Hospital gesammelt wurde, ein recht bequemes Wohnhaus gebaut und machen sich das Leben da draußen so angenehm als möglich, ohne jemals den Leuten, die in Wort und Schrift stets von den „Mühen, Entbehrungen und Gefahren", welche die „armen Sendboten" da „im Innern" Afrikas unter „Heiden und Menschenfressern" ausgesetzt sind, zu widersprechen! — Sie verursachen dem englischen Konsul und dem Sultan viel Ärger und Scherereien, weil sie jeden Sklaven, der seinem Herrn entläuft, der also beispielsweise zu faul ist zu arbeiten, unter ihren Schutz nehmen. Sultan und Konsul sind aber beide den Missionaren gegenüber beinahe ohnmächtig; dem erstern drohen sie mit Englands Zorn dem andern mit einer Denunziation bei seinen Vorgesetzten — da ziehen denn beide meist vor, sich keine Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Hierauf erwidere ich:

1. Der Berichterstatter, dem wir diese gehässige Passage verdanken und der sich nur mit den Anfangsbuchstaben W. J. bezeichnet, entkräftet zunächst den letzten Teil seines Zeugnisses durch einen doppelten Umstand selbst. Erstens dadurch, daß er unmittelbar nach dem mitgeteilten Passus buchstäblich schreibt: „Nach eintägigem Aufenthalt vor Mombasa dampften wir abends weiter" u. s. w. Der Herr hat also weder die betreffenden Missionare, noch ihre Wohnungen auch nur gesehen! Was er vorbringt, haben ihm andere gesagt, außer dem Herrn Johnston ver-

mutlich sklavenhaltende Araber, denen die dortige Mission ein Dorn im Auge ist. Uns dünkt, daß weder ein Richter noch ein Historiker Anklagen, die auf solche Zeugnisse hin erhoben werden, ohne weiteres für Thatsachen hält. Zum andern dokumentiert der Herr W. J. seine Ignoranz dadurch, daß er die Missionare der Church M. S. zu Mombasa als „Mitglieder der engl. Universitätsmission" bezeichnet — eine Konfusion so krasser Art, daß sie jedenfalls dem, der sie begeht, das Recht abspricht, sich als Missionskritiker aufzuspielen. Es ist — soll ich sagen — beschämend oder lächerlich, daß ein Mann, der in den Missions-Elementarien solche Unkenntnis verrät, in deutschen Zeitungen als kompetenter Zeuge in Missionssachen gefeiert wird!

2. Auch die Glaubwürdigkeit des Herrn Johnston wage ich in Zweifel zu ziehen, wenigstens wenn alles von dem Herrn W. J. ihm in den Mund Gelegte auch wirklich von ihm gesagt worden ist — worüber man allerdings angesichts der vielen poetischen Licenzen, welche sich Berichterstatter, zumal überseeische, erlauben, Zweifel hegen darf. Ich habe mich nämlich bei der Direktion der Ch. M. S. in London erkundigt und aus den freundlichst zur Verfügung gestellten unveröffentlichten Briefen des Miss. Handford zu Mombasa vom 17. Mai, 11. Juni und 12. Juli d. J., deren Wortlaut ich auf Verlangen jedermann zur Verfügung stelle, zu meiner Überraschung folgendes ersehen:

a) Herr Johnston, eben von Sansibar zurückgekehrt, wurde in Mombasa von einem sehr heftigen Fieber befallen, in diesem Zustande von dem Missionar Handford aufs brüderlichste verpflegt und mit nach der Missionsniederlassung genommen, wo er bis zu seiner völligen Genesung verblieb. Der böse Leumund, welchen er für diese Barmherzigkeitsthat den Missionaren zu machen gesucht, ist jedenfalls ein schlechtes Zeichen von Dankbarkeit und, wenigstens in meinen Augen, keine Empfehlung der Glaubwürdigkeit. b) Die von Johnston (und Gissing) nach dem Kilimandscharo mitgenommenen Watoro-Leute kehrten allerdings großenteils und zwar sehr unzufrieden zurück. „Wenn die Berichte wahr sind, so wurden sie schlecht verpflegt und geschlagen. Sie brachten ihre Klagen vor uns; aber ich (Handford) sagte ihnen, daß ihr Engagement mich gar nichts angehe und daß sie ihren Streit selbst schlichten müßten." Mir war es von vornherein unglaublich, daß die Missionare in Mombasa der Forschungsreise Johnstons Hindernisse sollten in den Weg gelegt haben, da der Church M. S. mehr als jeder geographischen Gesellschaft daran liegen muß, den nächsten Weg von Mombasa nach dem Viktoria-Nianza exploriert zu sehen, wo sie bekanntlich beim Mtesa wieder eine Niederlassung hat.

Diese Bemerkungen schienen mir unerläßlich, um zuvor die Legitimation der Ankläger zu prüfen, und wie wir gesehen, ist diese Prüfung nicht glänzend ausgefallen. Indem ich nur gelegentlich bemerke, daß gesunde Wohnungen für west- wie ostafrikanische Missionare ein schreiendes Bedürfnis sind, um die Dezimierung durch das böse Klima wenigstens einigermaßen zu paralysieren, und daß die Behauptung des Herrn Johnston (oder

W. Z.s?), man habe in Frere Town das für eine Kirche gesammelte Geld auf eine Wohnung verwendet, eine lächerliche Unkenntnis verrät — komme ich zu den eigentlichen bösen Hauptanklagen.

3. Daß „an der Westküste ein Missionar einem Negermädchen Gewalt angethan, infolgedessen dieselbe starb" — ist jedenfalls eine Entstellung der ihrer Zeit vielbesprochenen Skandalgeschichte in der Nigermission (vgl. Allg. M. Z. 1883 S. 44). In dieser bekanntlich von lauter schwarzen Arbeitern unter der Oberleitung des schwarzen Bischofs Crowther bedienten Mission hatten zwei farbige Laienagenten, also Neger, ein Lehrer und ein Handlungskommis, zwei Negermädchen so übermäßig hart gezüchtigt, daß eins derselben an den Folgen dieser Mißhandlung starb. Die beiden rohen Burschen, die in Sierra Leone gerichtlich verurteilt worden sind, haben, obgleich sie nur in einem untergeordneten Dienstverhältnis zur Mission standen, gerade genug Ärgernis gegeben; aber das ist häßliche Tendenzentstellung, wenn in der betreffenden Korrespondenz eine Schandthat, die diese Neger nicht einmal begangen haben, gar einem europäischen Missionar schuld gegeben wird!

4. Daß „an den Seeen zwei Missionare einen Neger totgeprügelt", ist ebenfalls tendenziöse Entstellung und zwar folgender Thatsache. Die Missionare der schottischen Staatskirche, die am Schiré (nicht an den Seeen!) eine Missionskolonie gegründet, glaubten anfangs, in dieser Kolonie sei auch die obrigkeitliche Gewalt in ihre Hände gelegt, und komme ihnen also auch die Ausübung richterlicher Strafgerechtigkeit zu. Sie irrten in dieser Annahme und wurden von ihren Vorgesetzten in Schottland auch hart getadelt, ja abgerufen; aber der Irrtum war gewiß verzeihlich unter den dortigen anarchischen Verhältnissen noch dazu auf einer Missionsstation, die sich zugleich als eine Art Kolonie und daher nicht unter dem Regiment der afrikanischen Despoten stehend betrachtet. Nun, in dieser Missionskolonie wurde u. a. ein Neger, nachdem er durch die von den Missionaren eingesetzte richterliche Behörde des Mordes überführt worden war, zum Tode verurteilt und dann das Urteil auch wirklich vollstreckt. Wie gesagt, wir billigen diesen Eingriff von Missionaren in die strafrechtliche Gewalt nicht; aber der Leser sieht, daß was die Missionare am Schiré als Notobrigkeit wirklich thaten, etwas weit anderes ist, als was nach dem vorliegenden Bericht sie gethan zu haben scheinen sollen!

5. Wenn „auf der Ostküste Herr Johnston sofort wieder einem ähnlichen Falle auf die Spur kommt, daß nämlich ganz vor kurzem in Mombasa ein Missionar auch ein Mädchen gefoltert und dann vergewaltigt habe" — so macht das auf mich zunächst den Eindruck, als ob der Herr Johnston als eine Art Spürhund nach Afrika gegangen sei, um „Vergewaltigungen" von Negermädchen durch Missionare auszuforschen. Daß der „Forscher" anonym denunziert, statt die Namen der Verdächtigten zu nennen, erhöht jedenfalls die Glaubwürdigkeit der Anklage nicht. So will es mir auch scheinen, daß in Afrika unter den Negermädchen „Vergewaltigungen" nicht nötig sind, wenn jemand unkeusche Gelüste hat, wie viele der Herren Reisenden bezeugen können. Aber es

macht sich noch effektvoller, wenn der Missionar „vergewaltigt", was ja bei keinem Reisenden vorkommt! — Auch bezüglich des vorliegenden Falles hat die Church. M. S. bereitwillig Einsicht in die Akten gestattet. Vor vier Jahren wurde ein sogenannter Laien-Superintendent (d. h. bürgerlicher Vorsteher der Missionskolonie) von Frere Town angeklagt, sein Amt als Magistrat benutzt zu haben, um eingeborene Verbrecher prügeln zu lassen. Dies war nach dortigen Begriffen ganz in der Ordnung, aber nach europäischem hätten die Leute nur eingesperrt werden sollen. Man berief den Mann ab, obgleich die Untersuchung herausstellte, daß er weder grausam noch rachsüchtig gehandelt. Dieser selbe Mann klagte sich nämlich bei seiner Gesellschaft eines sittlichen Vergehens mit einer Person an, die ihn zuerst in einer Krankheit gepflegt, und die er später, als sie krank wurde, auch gepflegt hatte. Daß man diese Selbstanklage bis heute nicht veröffentlicht hat, wird wohl jeder billig Denkende begreiflich finden. Jene Prügelstrafe und dieses sittliche Vergehen stehen aber miteinander sonst in gar keinem Zusammenhange. — Wie weit die Entstellung dieses ja immer sehr traurigen Sachverhalts auf Rechnung des Herrn Johnston kommt, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat erst der Berichterstatter der Kölnischen den konfusen Brei daraus gemacht, der nun dem unkundigen deutschen Publikum aufgetischt wird.

Schließlich noch ein Wort an die Germania. Es ist weder sittlich schön noch politisch klug, daß diese prononcierte Vertreterin der Religion mit solcher Schadenfreude Skandala sammelt im protestantischen Lager. Solche Skandala kommen hüben und drüben vor und da uns eine hübsche Sammlung aus der römischen Mission zur Verfügung steht, so wären wir in der Lage, sofort gleich mit gleich zu vergelten. Wir thun dies aber nicht, weil das Skandalon selbst im römischen Lager uns ein Gegenstand schmerzlicher Trauer, aber nicht Frohlocken der Schadenfreude ist. Indes will die Germania die betreffenden römischen Skandala, so wie sie vorliegen, veröffentlichen, so bin ich bereit, ihr eine Liste mit Quellenangabe einzusenden.

Und noch eins. Die Germania schreibt: „Das letzte Wort über das rohe, brüske Verfahren, daß die katholischen Missionäre von vornherein von den Gebieten von Kamerun und Angra Pequena ausgeschlossen sein sollen ... ist jedenfalls noch nicht gesprochen." Daß von einer solchen „Ausschließung" in Lüderitzland die Rede, ist auch zu unsern Ohren gekommen; die Germania setzt nun sofort Kamerun hinzu, obgleich von einer Ausschließung derselben nirgends die Rede gewesen ist. Wie es sich wirklich mit der Abmachung zwischen den rheinischen Missionaren und Herrn Lüderitz verhält, muß man abwarten. Zunächst glaube ich nicht, daß die rheinischen Missionare so unklug gehandelt haben werden, wie die Germania berichtet. Aber da sie in Missionssachen offenbar schlecht unterrichtet ist, so will ich vorläufig nur bemerken, daß die römischen Missionare thatsächlich schon im Hereroland einen Eindrängungsversuch gemacht haben und seitens der Herero des Landes verwiesen worden sind. Ich vermute, daß die rheinischen Missionare Herrn Lüderitz hierüber in Kenntnis gesetzt und sich ausbe-

dungen haben, eine neue Eindrängung seinerseits nicht zu „begünstigen“. Das lautet schon ganz anders. Übrigens ist mir, der ich sonst die Germania nicht lese, aus der einen Nummer (271), der demagogische deklamatorische Phrasenton recht klar geworden, in welchen auch dieses hierarchische Organ orakelt. Oder soll man sich mehr über die Heuchelei wundern, wenn es heißt: „Die Lüderitzgesellschaft will das freie Afrika zu einem Lande machen, in dem geistige Knechtung, Intoleranz, Gewissenszwang herrscht!“ Es gehört doch eine gute Portion von Dreistigkeit dazu, daß eine Partei sich als Vertreterin der Gewissens- und sonstigen Freiheit aufspielt, die doch überall, wo sie herrscht, eine Tyrannin ist und zu deren credo die Intoleranz gehört! Aber über das alles habe ich in meiner schon erwähnten „Protestantischen Beleuchtung“ sehr reichliches Thatsachenmaterial zusammengestellt. Wenn die Germania dieses urkundliche, wesentlich ultramontanen Quellen entnommene Material einer unbefangenen Durchsicht würdigen will, so wird sie auch sehr eingehende Antworten auf die übrigen stolzen Renommistereien ihres Artikels finden. D. Warneck.

Die Breslauer Missions-Konferenz.

Eine Korrespondenz aus Schlesien.

Am 16. Oktober d. J. fand in Breslau im Evang. Vereinshaus die erste ordentliche Jahresversammlung der 1878 zum ersten Mal versuchten und, nachdem im Herbst 1883 ein neuer Anlauf genommen war, in der Pfingstwoche 1884 in Liegnitz wirklich begründeten Schlesischen Missionskonferenz statt. Die Zahl der Anwesenden, meist Geistliche, mochte etwa 40 bis 50 betragen; darunter (und zwar nicht als Gäste, sondern als Mitglieder) Gen.-Sup. D. Erdmann, Konsistorialpräsident Stolzmann, Professor D. Meuß, D. Schulz, D. Schmidt. Von der Geistlichkeit der großen Pfarrkirchen der Provinzialhauptstadt waren bezeichnender Weise nur wenige erschienen, z. B. Diakonus Gerhard, der bekannte Förderer der Goßnerschen Mission, und Diakonus Künzel. Die liberale Richtung war nicht vertreten.

Geleitet wurden die Verhandlungen von Gen.-Sup. D. Erdmann, auf dessen Eröffnungsgebet und Ansprache[1]), in welcher er u. a. auf den ihm noch jüngst entgegengetretenen Mangel an Verständnis für Zweck und Bedeutung der Konferenz hinzuweisen genötigt war, ein fesselnder, in knappster Form dennoch erschöpfender Vortrag von Prof. Plath „über Mission und Missionswissenschaft“ folgte, dem die folgenden Thesen zu Grunde lagen:

1. Es ist mit Freude und Dank zu begrüßen, daß neue Konferenzen sich bilden, auf denen die Sache der Mission auch wissenschaftlich besprochen werden soll.

2. Die Entwickelung derselben nach der Seite des vorbereitenden Handelns der Kirche zeigt neuerdings vorwiegend die beiden Strömungen, daß man sie einmal zu verkirchlichen strebt, und daß zweitens von der Missionskenntnis zur Missionswissenschaft fortgeschritten wird.

3. Missionswissenschaft ist das Wissen von der Mission, aus den vollzähligsten

[1]) Ausführlicher Auszug dieser Ansprache und des folgenden Vortrages findet sich im Liegnitzer „Kirchl. Wochenblatt“, Nr. 44, S. 705 ff.

und tiefsten Quellen geschöpft, den einschlägigen Gesamtstoff mit allen Nebenzweigen umfassend und nach den Gesetzen geistiger Technik zu einem Organismus sich ausgestaltend.

4. Den Inhalt der Missionswissenschaft bilden zwei Hauptfächer: Allgemeine Religionsgeschichte und Allgemeine Missionsgeschichte, mit reichen und fruchtbaren Literaturen; Behandlung einer großen Zahl von Nebenfächern und Nebenfragen (Kolonieen, orientalische Frage, Judenfrage, Statistik, Evangelistik u. s. w.) schließt sich an: als Hülfswissenschaften fungieren Universalgeschichte, Geographie, Ethnologie, Sprachwissenschaft u. s. w.

5. Wem es nicht vergönnt ist, umfassender zu studieren, der befleißige sich eines edlen Eklekticismus und lasse sich durch persönliche Neigungen und Führungen, durch die nationalen und kirchlichen Verhältnisse, durch die Bedürfnisse und Ereignisse der Zeit u. a. leiten!

6. Die Missionswissenschaft erhebe nie den Anspruch, mehr sein zu wollen, als die Mission selbst, deren Reflex sie nur ist! Sie diene ihr vornehmlich auch dadurch, daß sie möglichst viele Christen und Träger des Amtes befähige, sei es bei dem Vorbereiten, sei es bei dem Ausrichten der Missionsarbeit erfolgreich zu helfen.

7. Je treuer sie solchen Dienst thut, desto mehr wird sie auch die dritte Strömung fördern, welche als hochnötig herbeigesehnt wird, die religiös-sittliche Vertiefung unseres gegenwärtigen Missionswesens.

Leider nahm eine wenn auch nicht ganz vermeidbare, so doch wohl in kürzerer Zeit abschließbare Diskussion über diese Thesen anderthalb Stunden in Anspruch, wobei doch erst zwei Thesen zur vollen Erledigung kamen. Konsistorialrat Meuß, der vielleicht als die eigentliche Seele des Unternehmens betrachtet werden darf, rettete, als der Saal sich allmählich schon mehr und mehr zu leeren begann, die Versammlung vor dem schon drohenden Zerfließen durch den Antrag, die Thesen en bloc anzunehmen, was denn auch sofort beschlossen wurde.

Man kam so zu dem zweiten und letzten Gegenstand der Tagesordnung, zu den geschäftlichen Mitteilungen des Vereinshausgeistlichen P. Schubart-Breslau. Dieselben ließen zwar ein noch nicht sehr bedeutendes, aber doch konstantes Wachstum der Konferenz nach Zahl der Mitglieder und der Beiträge erkennen. Neben Eröffnungen über die vom Vorstand schon gethanen Schritte zur Verbreitung der Missionskenntnis (z. B. wird in Breslau ein Cyclus von Vorträgen von Plath, Grundemann u. a. gehalten werden) boten sie auch Anknüpfungspunkte für eine bald lebhaft geführte Debatte über manche Desiderien der im praktischen Helferdienst der Missionssache stehenden Provinzialgeistlichkeit. Diese Wünsche wurden auch in mehreren, übrigens schließlich teils zurückgezogenen teils abgelehnten Anträgen präcisiert. Zwar wurde ziemlich allgemein darin Herrn Prof. Plath und den der Konferenz beigetretenen Mitgliedern des Kirchenregiments beigestimmt, daß die Mission nicht der Kirche als Anstalt (Landeskirche) organisch einzugliedern noch unter deren Regiment zu stellen sei. Aber dabei trat doch auf mehreren Seiten die Überzeugung hervor, daß bei allem großen Wohlwollen, welches speziell das Konsistorium zu Breslau der Mission längst und vielfach bewiesen hat,[1]) doch die Möglichkeit für die hohe Behörde nicht ausgeschlossen sei, in Anregung und Weckung von bisher ganz oder teilweise brachliegenden Kräften zur Mitunterstützung der Missionssache noch einen Schritt weiter zu gehen. Sei es nun, daß

[1]) Vgl. die Proposition für die Diözesan-Konvente 1881 (Kirchl. Amtsbl. S. 28) und den Generalbescheid auf deren Verhandlungen, vom 30. März 1882.

dies durch direkte Anordnung von Missionsstunden oder durch amtliche Erhebung einer jährlichen Statistik über Pflege des Missionssinnes in den einzelnen Ephorien und Parochien, oder auch nur durch Einlegung eines speziellen der Missionsförderung gewidmeten Ephoralberichtes in die Verhandlungen jeder Kreissynode geschehe. Alle diese Anträge sieten freilich. Aber auch so schon waren sie, die von den verschiedensten Seiten gestellt, doch wesentlich einen Gedanken ausdrückten, bedeutsam. Es ist nun einmal so, und wird gewissermaßen schon durch die fast überall der Diözesan-Einteilung folgende Organisation der Hülfsvereine der Berliner Mission mit sich gebracht; andererseits ist es auch in der von oben her die Initiative zu allem Guten erwartenden Geistesart unserer östlichen Provinzen, ja auch in der von reformierten Anregungen wesentlich unberührten, genuin lutherisch gearteten Empfindung des schlesischen Christentums tief begründet: daß die Missionssache hier weniger, als z. B. in den südwestdeutschen kleinen Landeskirchen, in Form eines vom kirchlichen Organismus ganz unabhängigen Werkes, wesentlich als Sache halb in und doch auch halb neben der Kirche stehender Gemeinschaften aufblühen kann. In diesem Sinn hatte Diakonus Künzel in etwa recht, wenn er betonte, man müsse dahin streben, der Mission den pietistisch-engherzigen Beigeschmack, der viele von ihrer Unterstützung zurückhalte, zu nehmen. Freilich ist das mißverständlich, denn Referent ist überzeugt, daß Pietismus im weitesten und tiefsten Sinne, d. h. das der Welt bewußt entgegentretende „aus dem Lager herausgehende" Christentum (Hebr. 13, 13) das notwendige Korrelat aller, nicht etwa nur der modernen, Mission ist. — Auch den von P. Döhring-Großburg ausgesprochenen Wunsch, es möge die Konferenz zu einer provinziellen Mittel-Instanz zwischen den Hülfsvereinen und der Berliner Muttergesellschaft werden, und sowohl Wünsche aus ersteren an letztere event. mit ihrer Autorität verstärkt geltend machen, wie auch der Gesellschaft sich als Organ zur Belebung und Ermutigung matt gewordener Hülfsvereine darbieten, kann man wohl teilen. Der hiergegen erhobene Einwand, daß damit die Konferenz, die doch auch z. B. der Goßnerschen Mission dienen will, ihre Selbständigkeit in Frage stellen würde, trifft doch kaum zu, da jene zu gleicher Hülfeleistung nach Wunsch und bei Gelegenheit auch jeder anderen Missions-Gesellschaft selbstverständlich bereit ist.

Immerhin konnten alle diese Fragen, zumal auch wegen des am selben Nachmittag noch zu feiernden Jahresfestes des Breslauer Lokalvereins für Berliner Mission die Zeit sehr beschränkt war, nur sehr kurz erörtert werden, und manche der Anwesenden hatten am Schluß der Verhandlungen, bei welchem Pred. Mosel (Brüdergemeinde) betend die Sache der Mission dem Herrn befahl, den Eindruck, als ob auch diesmal nicht alles erreicht worden sei, was unter günstigeren Verhältnissen erreichbar gewesen wäre, wenngleich nicht ein Mißlingen wie im September 1878 bei dem ersten Versuch zu der Konferenz zu beklagen war.

Und woran lag das? Zunächst an der zu knapp bemessenen Zeit. Während andere Prov.-Miss.-Konferenzen, soviel uns bekannt, einen ganzen Tag, ja auch noch eine einleitende Versammlung am Vorabend des eigentlichen Konferenztags umfassen, hatte man in Breslau, und zwar schon zum dritten Mal (1878, 83, 84), den Fehler[1]) begangen, die Konferenz mit dem kirchlich gefeierten Jahresfest des Lokalhülfsvereins der Berliner Mission auf einen Tag zusammenzulegen. Eine Vorversammlung am Abend des 15. Oktober aber, in der wohl manche vorläufige Besprechung und Verständigung den Ver-

[1]) Somit fielen alle drei Versammlungen in die großen Ferien der Studenten. Ein Übelstand, auf den Prof. Plath mit Recht sofort hinwies und dessen Vermeidung für die Zukunft zugesagt wurde.

handlungen am Konferenztage hätte vorarbeiten können, war dadurch von vorn herein ausgeschlossen, daß am Nachmittag und Abend des 15. Okt. zwei politische Versammlungen, in denen Hofprediger Stöcker sprach, ihre Anziehungskraft auch an den schon zur Missions-Konferenz Erschienenen bewährten. Hätte mehr Zeit zu Gebote gestanden, so würden auch die Thesen des Herrn Professors Plath jene eingehende Besprechung gefunden haben, die jetzt nur den ersten derselben zu Teil werden konnte und die doch einem Teil der Anwesenden offenbar Bedürfnis war. Es würde aber vor Allem auch Zeit genug übrig geblieben sein, die Frage zu erörtern, die offenbar den von auswärts Gekommenen die wichtigste und wahrhaft brennende war: was kann und soll geschehen, um den ganz konkreten Mängeln abzuhelfen, an denen in unserer Provinz die Pflege des Missionssinnes leidet? Eine solche Erörterung hätte allerdings durch ein oder zwei eingehende Referate eingeleitet werden müssen, zu deren Übernahme wohl mehr als einer der Vorsitzenden oder Schriftführer, die seit Dezennien an den vielen in der Provinz bestehenden Missions-Hülfsvereinen thätig sind, ebenso kompetent als bereit gewesen wäre. Möchte doch der Vorstand für die nächste Versammlung der Konferenz, die hoffentlich auf einen von allen Interessenten ihr ganz allein zu widmenden Tag gelegt wird, etwa das Vortragsthema stellen: „Desiderien der Missionsfreunde in Schlesien", oder „Welche Hoffnungen knüpft die den Missionssinn pflegende Geistlichkeit an unsere Konferenz?" oder specieller: „Die Behandlung der Mission in der weltlichen Tagesliteratur bisher und in Zukunft", oder „die Verbreitung von Missionszeitschriften unter den Geistlichen" u. a. Werden dann solche Themata mit Angabe der Referenten und Correferenten einige Monate vorher veröffentlicht, so daß alle Freunde der Sache rechtzeitig Material sammeln und den Bearbeitern zusenden, überhaupt sich mit ihnen in Verbindung setzen können, dann wird auch die an die Vorträge zu knüpfende Diskussion zu positiveren Resultaten führen, als es der diesmaligen möglich gewesen ist.

Literatur-Bericht.

1. **Kegel**: „Missionsstunden." Nach Burkhardt-Grundemanns Missionsbibliothek (Leipzig, Dörffling u. Franke, 1884. 2,25 M.). Wie es ausdrücklich im Vorwort heißt: „im wesentlichen ein Auszug aus dem ersten Bande" des genannten Werkes über die Mission in Amerika in 19 Vorträgen mit jedesmaliger Zugrundelegung eines biblischen Textes. Die Arbeit ist gar nicht ungeschickt gemacht und wird gewiß vielen Missionsstunden haltenden Pastoren willkommen sein. Aber abgesehen davon, daß es sich schwerlich empfehlen möchte, in Missionsstunden dem Gange der qu. Missionsbibliothek zu folgen, so haben wir doch auch unsre ernsten Bedenken gegen eine derartige popularisierte Reproduzierung größerer Werke für den praktischen Gebrauch aus Gründen, die so nahe liegen, daß man ihre Auseinandersetzung sich ersparen kann.

2. **Dietel**: „Missionsstunden" (Leipzig, Lehmann 1885) 1. Heft. — Auch diese Missionsstunden „wollen Amtsbrüdern und Missionsfreunden nichts Neues bringen", sondern geben nur in 12 kurzen Vorträgen missionsgeschichtliche Mitteilungen über einige Südseeinseln, China und Guyana, nach den Kalwer M.-Blättern, der Grundemannschen Missionsbibliothek und dem Ev. Miss.-Magazin. Wir haben es also auch hier mit einer für das populäre Verständnis zurecht gemachten und im Ganzen gar nicht übeln Bearbeitung bekannter und leicht zugänglicher Stoffe zu thun, müssen aber gestehen, daß es uns lieber wäre, wenn eine solche Bearbeitung auf den eignen münd-

lichen Gebrauch sich beschränkte und den „Amtsbrüdern" und Missionsfreunden etwas Neues gebracht würde.

3. Acht Missionsvorträge gehalten bei der konstituierenden Versammlung des allg. protestantischen Missionsvereins in Weimar am 4. und 5. Juni 1884 (Frankfurt, Diesterweg, 1 M.). Zwar die Festpredigt Furrers, die Eröffnungsrede des Geh. Kirchenrats Hesse und die Entwicklung des Programms des neu zu gründenden Missionsvereins durch Buß wiederholen im wesentlichen nur die uns bereits bekannten und auch von uns genügend besprochenen Tendenzen dieses Vereins. Im übrigen war die Tagesordnung für die öffentliche Versammlung sehr gut disponiert. Zuerst wurde über China (von dem Geographen Kirchhoff), Indien (von Prof. Kesselring) und Japan (von Prediger Ritter) in bezug auf die Aufgaben referiert, welche der neue Verein im Unterschied von den bisherigen Missions-Gesellschaften in jenen Ländern zu lösen habe und müssen die beiden ersten dieser Vorträge als auf fleißigen Studien beruhend und in ihrer Art tüchtige Arbeiten bezeichnet werden. Daß wir mit der Überschätzung und Idealisierung des Brahma Samadsch nicht übereinstimmen, wie Kesselring sie wieder proklamiert, bedarf wohl ebensowenig der besonderen Erwähnung, wie daß wir gegen die alte jesuitische Akkomodationsmethode protestieren müssen, die unbegreiflicherweise Kirchhoff dem neuen Vereine für China wieder empfiehlt; wir nehmen an, doch wohl nur, weil er mit den betreffenden Thatsachen nicht genügend vertraut ist. Weit weniger bedeutend ist das Referat über Japan, und auch der sich daran schließende Vortrag des Gymnasialdirektors Vogelgesang über Mission und Kolonisation ist inhaltlich recht schwach und streift die Frage kaum, die er behandeln soll. Dagegen ist das Schlußreferat von Nippold über die Einigung der zersplitterten Partikularkirchen auf dem Gebiete gemeinsamer Missionsarbeit wieder recht lesenswert; doch hätten wir es gern noch reicher gewünscht an geschichtlichen Thatsachen und viel darum gegeben, wenn der böse Seitenhieb auf das „zum Spielball einer verblendeten Höflingstheologie herabgesunkene, sich selber zerfleischende Staatskirchentum" — fortgelassen worden wäre. Ganz abgesehen davon, daß diese Behauptung an sich sehr unzutreffend ist, so macht sie sich auch in einem Vortrage, der für Einigung plaidiert, am wenigsten schön und wir bitten recht freundlich, in Zukunft solche wohlthuende Polemik zu unterlassen. Sonst konstatieren wir gern, daß die sämtlichen Vorträge eine wohlthuend irenische Haltung beobachten und fast nur in wohlwollender Weise über die bisherige Missionsarbeit sich äußern.

4. Von Pastor **Körner** zu Döbberin bei Petershagen i. M. wird seit längerer Zeit ein zweimonatlich erscheinendes Missionsblatt: „Bilder aus der Mission" herausgegeben, das jährlich nur 6 Pf. also pro Stück 1 Pf. kostet. Abgesehen davon, daß wir allerdings den Titel dieses Blattes zu bemängeln haben, der wenigstens heißen sollte: Bilder aus der Berliner M., denn nur solche werden gegeben, liegt hier eine frische und volkstümliche Leistung vor, der man recht weite Verbreitung wünschen muß.

5. **Schanz**: Kleine Sammlung von Vorträgen, die äußere Mission betreffend, samt Anhang (Gotha, Schlößmann. 1885. 2,40 M.) Der Verf., der 9 Jahre lang (1863—72) unter den Tamulen im Dienste der Leipziger M.-G. als Missionar thätig gewesen, veröffentlicht in diesem Schriftchen eine Reihe von Missionsstunden, Berichten und Predigten, die er teils vor seiner Abreise nach Indien, teils nach seiner Rückkehr von dort, teils in Indien selbst gehalten, samt einer Anzahl eingestreuter Predigtdispositionen und einem Anhange, der eine Menge Quellenangaben zur Auffindung von Detailmaterial über die zur Leipziger M.-G. gehörigen Tamilstationen enthält, mit denen sich das Buch ausschließlich beschäftigt. Von den letzteren Notizen

abgesehen, die bei aller Trockenheit für den specialia suchenden Missionsfreund ihren Wert haben, bieten die Vorträge in geschichtlicher Beziehung nur eine mäßige Ausbeute, was im ganzen auch von den Anmerkungen und etwas bunt durcheinander eingestreuten Predigtdispositionen gilt. Das Inhaltsverzeichnis ist sehr ausführlich.

Bei folgenden im Verlage der Baseler Missionsbuchhandlung erschienenen kleineren Missionsschriften müssen wir uns mit einer einfachen Anzeige und Empfehlung begnügen.

a) „Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 30. Juni bis 4. Juli 1884."

b) „Evangelischer Missionskalender 1885." 3. Aufl.

c) Stolz: „Die Baseler Mission in Indien. Zugleich als Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Kanara-Mission." Mit einer Karte. 50 Pf.

d) „Lai Hinljam. Selbstbiographie eines chinesischen Christen."

e) „Zur Erinnerung an Gottfr. Weigle und Pauline Bacmeister." Auszüge aus Gunderts: „Hermann Mögling."

f) Prätorius: „Die Weltversöhnung der Grund der Weltmission."

g) Kündig: „Kirche und Mission." 2. Aufl.

Desgl. im Verlage der Goßnerschen Mission: „Wilhelm Ziemann, ein Goßnerischer Missionar." 30 Pf.

Erklärung.

Man hat mich erst jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß die Darstellung meines Buches „das Hinterland von Walfischbay und Angra Pequena" das Mißverständnis begünstige, als wenn Herr Karl Ritter, welchen ich dort S. 287 als noch gegenwärtigen „Agenten der rheinischen Missionare" genannt habe, an dem Zusammenbruch der Missionshandelsgesellschaft mit beteiligt sei. Das ist aber durchaus nicht der Fall gewesen. Herr K. Ritter war allerdings im Auftrage der rheinischen Mission und aus eigenem lebhaftesten Interesse für die Arbeit des Reiches Gottes 1866 nach Kapstadt gegangen, wo er als Generalkassier der rhein. Mission stationiert war. Als dann die Barmer Missionshandelsgesellschaft gegründet wurde, übernahm er allerdings auch auf Aufforderung von Barmen, obwohl mit Widerstreben, die Einrichtung und Leitung dieser Gesellschaft, doch nur im Nebenamt und unentgeltlich. Die Handelsgesellschaft hatte infolge seiner gründlichen Geschäftskenntnis und äußersten Gewissenhaftigkeit im Anfang einen günstigen Erfolg, welchen ich S. 280 auch ausdrücklich erwähnt habe.

Da aber seine Ansichten über die Führung der Geschäfte nicht mit denen des Barmer Komitees übereinstimmten, so schied er schon im Jahre 1875 sowohl aus dem Verbande der rheinischen Missions- wie der Missionshandels-Gesellschaft gänzlich aus und etablierte ein Privatgeschäft in Kapstadt und Stellenbosch. Jedoch verblieben einzelne Missionare in Damara- und Gr.-Namaqualand mit ihm in Geschäftsverbindung und auch die meisten übrigen, welche eine Zeit lang sich ihre Waren aus der Kapstadt durch den dortigen Agenten der Missionshandelsgesellschaft hatten einkaufen lassen, sahen sich genötigt, zu Herrn Karl Ritter zurückzukehren, weil sie von der andern Seite mit ebenso erbärmlichen Waren bedient wurden, wie sie oft genug auch in die Packhäuser der Missionshandelsgesellschaft von Kapstadt aus geliefert wurden.

Deshalb nannte ich Herrn K. Ritter S. 287 als noch „gegenwärtig" den Agenten der Missionare, im Gegensatz zu den Agenten der Missionshandelsgesellschaft, und glaubte ihn dadurch nur empfehlen zu können. Übrigens führt Herr K. Ritter als Agent noch die Geschäfte der Berliner wie der finnischen Mission in der Kapstadt bis heute.

Ich bezeuge es auch an dieser Stelle gerne, daß derselbe mit der größten Aufopferung und Selbstlosigkeit fort und fort der Mission, wie den Missionaren (und auch mir) gedient hat und noch dient.

An der Führung der Geschäfte der Missionshandelsgesellschaft seit 1875 und an dem Zusammenbruch derselben hat Herr K. Ritter auch nicht den geringsten Anteil gehabt. Es ist meine Überzeugung, daß sich alles ganz anders und zum Bessern entwickelt haben würde, wenn die Geschäfte genannter Gesellschaft von seiner Hand, oder wenigstens in seinem Sinne weiter geführt worden wären.

Wormditt, den 24. November 1884. **E. H. Büttner.**

Inhalt.

I. Geschichtliches und Ethnologisches.

Seite

Das Werk der evang. Mission auf Mauritius v. Hohenthal. 31. 90.
Der Götzendienst bei den europ. gebildeten Hindus v. Wurm . 71.
Aus dem Leben eines indischen Polizisten . . . . 84. 124.
Die Erstarkung der Transvaal-Republik v. D. Wangemann . 110.
Eine römische Flugschrift aus Indien . . . . . 132.
Die Mission der Church M. S. in Fukien von Ranke 193. 252. 289.
Die Jesuiten in der Kolhsmission v. Nottrott . . . . 211.
Die modernen Sprachen Afrikas . . . . . 241.
Sechste kontinentale Miss.-Konf. in Bremen . . . . 309.
Die Insel Nias und die Mission daselbst v. Sundermann 345. 408. 442.
Die diesjährigen Maiversammlungen in London v. Ehemann . 361.
Die evang. Mission im heil. Lande v. Baarts . . 433. 491.
Die eingeb. Christen im Hereroland v. Viehe . . . . 481.
Zu Bocks Werk: Unter den Kannibalen v. Feige . . . 523.
Zur Modimologie v. Kahl . . . . . 529.
Die Sangi-Inseln v. D. Christlieb . . . . . 537.
Die Breslauer Miss.-Konf. . . . . .

II. Theoretisches und Apologetisches.

Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden v. E. Faber 3. 49. 97. 168. 208. 262. 355. 460. 505. 544.
Zeitfolge der Christianisierung der Völker v. Kratzenstein . . 16.
Eine Erwiderung in Sachen des Allg. prot. M.-Vereins . . 41.
Evangelischer und römisch-katholischer Missionsbetrieb v. Zahn . 145.
Zur Charakteristik der jesuitischen Polemik . . . . . 219.
Das Leben Jesu von Weiß und der Missionsgedanke in den Reden des Herrn v. Hohenthal . . . . . 385.
Zur Abwehr . . . . . 475.
Zur Selbständigmachung der heidenchristl. Gemeinden . . 518.
Ein Wort an die Kölnische, Magdeburgerin und Germania . 552.
Erklärung v. Büttner . . . . . 562.

III. Rundschauen.

Missionsrundschau . . . . . 172. 222. 279. 321.
Geographische Rundschau . . . . . 135. 184.

IV. Literatur-Bericht.

Samuel Gobat, Sein Leben und Wirken . . . . . 48.
Wilson und Felkin, Uganda und der egypt. Sudan . . . . . 48.
von Zychlinsky, Missionsbibel . . . . . 192.
Frick, Geschichten und Bilder . . . . . 192.
Missionstraktate . . . . . 192.
Merensky, Originial Map of South Afr. . . . . 192.
Warneck, Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die ev. Heidenmission I 342.
Schreiber, Lebensbilder aus der Rh. M. . . . . 343.
Fabri, Bedarf Deutschland der Kolonien? . . . . . 344.
Smith, Short history of christ. missions . . . . . 344.
Carpenter, Self-support . . . . . 344.
Bahl, Missions-Atlas . . . . . 344.
Büttner, Hinterland von Walfischbay ꝛc. . . . . 431.
Uhlhorn, Die christl. Liebesthätigkeit im Mittelalter . . . . . 431.
Werner, Kath. Missions-Atlas . . . . . 431.
Olpp, Angra Pequena und Gr. Namaland . . . . . 478.
De le Roi, Die evang. Christenheit und die Juden . . . . . 479.
Ohly, Dein Reich komme . . . . . 479.
Stöckicht, Text-Verzeichnis . . . . . 479.
Von Prschewalsky, Reisen in Tibet . . . . . 480.
Wünsche, Lehre der 12 Apostel . . . . . 480.
Kegel, Missionsstunden . . . . . 560.
Dietel, Missionsstunden . . . . . 560.
Acht Missionsvorträge . . . . . 561.
Körner, Bilder aus der Mission . . . . . 561.
Schanz, Kleine Sammlung von Vorträgen . . . . . 561.

Beiblatt.

Weihnacht in der Minahaßa v. Grundemann . . . . . 1.
Gastfreundschaft der Hindus und sonst allerlei Blicke in ihr häusliches Leben v. Mayr . . . . . 7.
Ein koreanischer Christ . . . . . 14.
Biblische Ansprache v. Rothe . . . . . 17.
Lebensskizze des Missionars Jäschke . . . . . 21.
Eine Unterredung über Feindesliebe von E. Faber . . . . 29.
Der reiche Mann ein Missionsprediger v. Herausgeber . . . 33.
Den Geringen widerfähret Gnade . . . . . 40.
Was ist Heiligkeit? . . . . . 44.
Eine Arbeiterin im Weinberg . . . . . 45.
Herzliche Bitte . . . . . 47.
Ein Missionslied . . . . . 48.
Besuch des Präsidenten der Transvaal-Republik im Berliner Missionshause . . . . . 49.
Eine Missionsreise nach dem Himalaya . . . . . 51. 65.
Samuel Mathabatha . . . . . 73.
Ein praktische Predigt . . . . . 78.
Ein Fetischhaus auf der Goldküste . . . . . 80.
Medingen v. Grundemann . . . . . 81.
Zum Gedächtnis des fünfzigjährigen Jubiläums der ersten Berliner Missionsstation Bethanien in Süd-Afrika v Kratzenstein . 91.
Herr Fung, die Erstlingsfrucht einer lit. Mission.sarbeit v. Faber 94.

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Abayje 229.
Abbott 313.
Abel Erasmus 113 f.
Abeokuta 370.
Abe Sidi 283.
Abessinien 433.
Abeu 161.
Aburi 224.
Acerno 32.
Adam 16.
Adams 322.
Adana 322.
Adhyapaks 72.
Adschmir 326.
Afrika 187. 222.
Afrikas Sprachen 241.
Agoni 233.
Ägypter 28.
Agzam 139.
Ahnendienst in China 198.
Ahnenhalle in China 548.
A-Hock 336.
Ain 140.
Ajuda pusei 130.
Akabah, Golf von 135.
Akidu 332.
Akupunktur 545.
Alaska 285.
Albasini 120 f.
Alexander VII. 59.
Alford, Bischof 256. 291.
Algier 281.
Alifuren 334. Bbl. 1.
Alingar 140.
Alischang 140.
Alitschur-Pamir 135.
Alliance, Am. Intersemin. Miss. 177.
Allison, Miss. 229.
Altar 274.
Alt Kalabar 224.
Aman-ul-Mulk 138.
Amatonga 229.
Ambohimanga 235.
Amboßitra 236.
Ambrim 238.
Ameib 227.
American Board 172. 176.
Amerika 21. 143. 283.
Amerika, Mission in 147.
Amoy 308. 374.
Amritsar Bbl. 46.
Amurang Bbl. 1.
A-Nang 303.
Andamanen 334.
Andarthe 139.
Andersson 227.
Andriambelo 235.
Aneikadu 86.
Aneityum 180.
Ang-Jong 253. 291.
Angra Pequena 475. 556.
Anlaitsivik-Fjord 186.
Annaka Bbl. 16.
Anseiriyeh 322.
Ansorge 90.
Anstey 331.
Antananarivo 283.
Anton, P. 51. 59.
Apologie d. Christent. für d. Chinesen 101.
Äquatorstation 225.
Arang-Palmen 539.
Aria Somädsch 325.
Arkari-Thal 139.
Armit 184.
Arnawai 139.
Arnot 228. 281.
Arrakan 334.
Artuf 438.
Aruscha 188. 191.
Aruwimi 281. 380.
Asche, Miss. 233.
Aschreth 138.
Asen 135.
Astrwädam Pilley Bbl. 11.
Asmar 138. 142.
Assagai 531.
Assiniboia 284.
Assyrien 28.
Asuncion 144.
Atchinesen 353. 417.
Atjeh 333.
Atmiya Sabha 322.
A-tschia 253. 302. 305.
Augustiner 49.
Ausbreitungsgesellschaft 175.
Aussätzigen-Asyl in Jerusalem 498.
Australien 21. 184.
Awu 539.

Baabi-Sekte 322.
Baarts, Mission im heiligen Lande 491. 433.
Backergandsch-Distrikt 328.
Baco 74.
Badakschan 139.
Badschah 138 f.
Bagamoyo 234.
Bahama-Inseln 285.
Bahananoa 532.
Bailunda 227.
Bain, Miss. 233.
Bakara 333.
Bakhatla 529.
Bakopa 116.
Balankaru 139.
Bali 332.
Balige 332.
Balsa, Oberstl. 143.
Bam, Miss. 228.
Bamburath 139.
Bampton-Insel 240.
Bandawe 233. 282.
Banderski 135.
Banerdschi, Dr. 82 f.
Banogau 213.
Bangali 35.
Banister, Miss. 259. 305. 306.
Bankim Tschander Tschatterdschi 83.
Bantu 223. 243. 248.
Bapedi 112. 532.
Baptisten 281.
Baptisten in Palästina 501.
Baptistenmission 173.
Barabara 240.
Barawal-Kette 138.
Baring, Miss. Bbl. 47.
Baringosee 191.
Barkley 376.
Barmanen 335.
Baroka Bbl. 82.
Barolong 228.
Baschgali 139.
Basseln 313.
Bassim 329.
Basutoland 115. 229 f.
Bateke 227.
Batsoetla 115.
Batta 349. 408.
Batula-Mission Bbl. 47.
Baumann, Miss. 368.
Bawenda 230.
Bazar 328.
Bayanst 227.
Bayerlein 310.
Béchet 335.
Beduinen 500.
Beha 322.
Beit-Dschalah 499.
Belford 184.
Belize 287.
Belloni 492.

Beludschistan 135.
Benedict XIV. 69.
Bengalen 90. 327. 364.
Benkulen 333.
Beresowski 135.
Bergdamra 227.
Berg des Nachsinnens 298.
Beridni 239.
Berigabade 185.
Betafo 237.
Bethanien (Afrika) 228. Bbl. 91.
Bethlehem 439. 499.
Betschuanaland 221. 228. 252. 376. Bbl. 93.
Bhaga Bbl. 23.
Bhamo 335.
Bibelfrauen 307. 362.
Bibelgesellschaft, Brit. u. ausl. 37. 362.
Bibelübersetzungen 371.
— —, arab. 494.
— —, Pwo-Sprache 334.
— —, Ruganda 282.
— —, Sangi 543.
— —, in Sulusprache 231.
— —, Tahiti 237.
— —, tibetische Bbl. 26. 28.
Bihe 227.
Bijaro 543.
Bilderdienst in Indien 75.
Bimlipatam 332.
Bischaur 138.
Bisrampur 329.
Blantyre 315.
Blumfontein Bbl. 94.
Boas, Dr. 187.
Bobbilis 332.
Bock, Unter d. Kannibalen 523.
Bodubeng Bbl. 85.
Bögner, Direktor 230.
Bogosta 139.
Boguera 230.
Bohie-Berge 194.
Bolobo 225. 281.
Bolubedu Bbl. 82.
Bombay 329.
Bompehgebiet 223.
Bonar, Dr. Bbl. 45.
Bonga 161.
Bonn, Miss. 332.
Bonny 371.
Booth, Miss. 281.
Borabora 237.
Borchgrevink 316.
Borghera 156. 164.
Borneo 143. 334.
Börresen 328.
Bose 326.
Bosetti 144.
Boß, Emil 136.
Boston 172.
Botokoa 121.
Botschabelo 112 f. 529.
Bourbon, Insel 33. 94.
Bracco 491.
Brahmanismus 75.
Brahmaputra 135.
Brahmiya Sabha 322.
Brahmo Somädsch 323.
Brainerd 286.
Brancati, P. 55. 59.
Brayton 334.
Brazza 225.
Briggs, Miss. 234.
Brit. N. Borneo Comp. 143.
Brodbeck, Miss. 281. 318.
Brooking 186.
Bruce 322.
Brüdergemeinde 228. 287. 384. Bbl. 21.
Brunei 143.
Brunoni, Bikar 157.
Buchner, Dr. 180.
Buddhisten 23. 171. Bbl. 22. 25.
Buenos Aires 144.
Büffelfluß 231.
Bultmann, Frl. 329.
Bum 223.
Bura 187.
Burdon, Dr. 258. 307.
Buren in Transvaal 110 ff.
Burima 217.
Burju 217.
Buschmänner 243.
Buß, Pfr. 41. 183.
Butcher, Miss. 225.
Büttner, Sprachen Afrikas 251.
Bwabwa-Njali 226.

Cacis Bbl. 44.
Cain 331.
Caladima 348.
Caledonia, Bischof v. 283.
Calvert, Miss. 364.
Campbell 150.
Campos, Dr. Daniel 143.
Cape Coast-Distrikt 224.
Carr Boyd 185.
Carstairs 232.
Castlereagh 34.
Celebes 538. Bbl. 1.
Cerne 32.
Ceylon 367.
Chaco 143.
Chaibasa 211. 213.
Chakdara 137.
Chaldäer 28.
Chalil Jamal 370.
Chartum 283.
China 22. 23. 174. Bbl. 2.
— —, Ahnendienst 471.
— —, Ärzte 544.
— —, Familienleben 463.
— —, Frauen 512.
— —, Geisterverkehr 460.
— —, Genußmittel 514.
— —, Gerichtshöfe 550.
— —, Gesetze 549.
— —, Götzenindustrie 516.
— —, Höflichkeitsform. 510.
— —, Kultus 263. 272.
— —, Künste 546.
— —, Lange Nägel 516.
— —, Lehrmethode 208.
— —, Mission in 3. 49. 98 ff. 168. 193. 208. 262. 335. 355. 371. 460. 505. 544.
— —, Obrigkeit 547.
— —, Schrift 262.
— —, Schulen 170. 365. 373 f.
— —, Sklaverei 505.
— —, Soziales Leben 505.
Chinesisch Fukien 289.
Chiwa 362.
Chomahs 368.
Christen in heidn. Dienst 267.
Christenverfolgung 68.
Christianisierung, Zeitfolge 16.
Christlieb, Sangi-Inseln 537.
Chu-Cheng 372.
Church Miss. Soc. s. Miss. Ges. Kirchl.
Clanverbindung in China 547.
Clemens IX 60.
— — XI 63.
— — XII 68.
Clevia 288.
Code Noir 35.
Coillard, Miss. 230. 282.
Cole, Frau 234.
Collins, Arzt 203.
Combaconum 86.
Comber, Miss. 225.
Confutius s. Konfutius
Conon 61.
Confins, Miss. 234.
Cook 237.
Cooktown 185.
Copeland, Miss. 238.
Copra 348.
Corsar 232.
Creux, Miss. 229.
Crevaux, J. 143.
Cribb, Miss. 208. 252. 255.

Trischona-Brüderi. Paläst. 497.
Trowther, Bischof, 224. 250. 371. 555.
Trozierville 224.
Tumberland-Presbyter. 285.
Tunningham 232.
Turtis 340.
Tust 222. 241.

Dahana 333. 345. 417.
Dahl 121.
Dahome 156. 159. 164.
Dajaken 524.
Dajananda Saraswati 325.
Dakota Mission 285.
Dandy Bbl. 55.
Dankelmann, Dr. 181.
Daras Karu 139.
Darbar 137.
Darbysten in Palästina 501.
Dardschiling Bbl. 24.
Daroscha 138.
Darwas 135.
Daveta 187.
Debendra Nath 323.
Dela 448.
Delagoa Bai 110. 229.
Delhi Bbl. 52.
Denniger 333.
Denton 184.
Deora 213.
Dera Ismail Khan 136.
Desgodins 161.
Dey 224.
Diakonissen in Palästina 496. 498.
Dickson, Dr. 186.
Didlaukies 216.
Dierks, Miss. 238.
Diocesan Ch. Soc. 90.
Dir 137.
Dixon, Miss. 225.
Doengo Erok el Kaptei 189.
Doenyo-Ngai 192.
Dominica 286.
Dominikaner 49.
Drake 329.
Drasan 140.
Dschagga 188.
Dschalasee 187.
Dschellalabad 142.
Dscheppu 329.
Dscheppur 329.
Dschunir 326.
Duff, Dr. 310. 322.
Dumagudem 331.
Dunagiri 136.
Duncan, Marg. Bbl. 45.
Dunn, John 222.
Duranda 218.
Dura-Paß 139.
Durga 80.

Ehemann, Pfr. 361.
Ekjowe 231.
Ekkon 135.
Ekombe 231.
Ekuhlengi 231.
Eleanor 371.
Elim 229.
Ellore Bbl. 44.
El Nioran 190.
Emathlabatini 231.
Empangeni 231.
Enos 16.
Entumeni 231.
Envelope-System 174.
Erhardt, Miss. Bbl. 47.
Er Monal 136.
Eromanga 180. 239.
Eskimos 384.
Established Church 175.
Estensoro, Miguel 143.

Faber, Fung Bbl. 94.
— —, Sitten und Gebr. 3. 49. 98. 168. 208. 262. 355. 460. 505. 544.
— —, Feindesliebe Bbl. 29.
Fabri Dr. 314.
Farina 185.
Farquhar, Gouverneur 37.
Fastengebot 51.
Favence 185.
Favre, le 59.
Fearnley, Miss. 201.
Fehr, Miss. 346.
Feige, Miss. 523.
Field, Frl. 336.
Finnische Mission 227.
Fiot 227.
Fischer, Dr. 191.
Fitzroy 186.
Flugschrift z. Lutherjubil. 132 ff.
Fly-River 240.
Fontana, Oberst 143.
Fonteney, P. 64.
Foot 234.
Formosa 193. 336.
Forrest 186.
Fort Wrangell 285.
Fosso, Bbl. 5.
Foster, Frl. 260.
Fouracariah 281.
Fox-Kanal 187.
Franceville 225.
Frankreich 33. 149.
Franziskaner 49. 491.
Frauenverein im Morgenland Bbl. 47.
Freikirche, schottische 175. 176.
Freimaurer in Palästina 440.
French 294.
Freretown 187. 234. 371. 555.
Fry 204.
Fu 194. 307.
Fukien 51. 61. 193. 199. 252. 289. 336. 367. 372.
Fung in China Bbl. 94.
Fung-tschui 198.
Furtado 51.
Futschau 193. 252. 291. 306. 309.
Futuna 238.

Gabun 151.
Galatien 19.
Gallamission 234.
Ganderi 137.
Ganescha 74.
Gangesmission 328.
Gaza 495.
Gazan 140.
Gebete für die Mission 176.
Geddie 180.
Geldbeiträge 174.
— — Kathol. 162.
— — zu Götzenfesten 57.
Gemeindeordnung 275.
Gemeindevermögen 278.
Gener. Council of Presb. All. 239.
Geograph. Expeditionen 315.
Gerlachshoop 113.
Germania 552.
Gesellschaft, Geogr., in Australien 185.
— — in London 192.
Gesellschaftsinseln 152.
Giam-tscheng-hoa 337.
Gibeon 227.
Giesebrecht, Missionslied Bbl. 48.
Gilai 190.
Gilead 370.
Gilgit 140.
Giriyama 234. 283.
Gissing 554.
Gnadenfeld Bbl. 22.
Goa-Priester 89.
Goamantie in China 359.
Gobat, Bischof, 433. 491.
Gobila 225.
Goede Hoop 229.
Goenoeng Sitoli 345.

Goffin 310.
Goldie, Frl., 307.
Goldküste 181. 224. 281.
Goni 188.
Gopalgandschi 326.
Gopinatschi 72.
Goßnersche Mission s. Mission
Gottesdienstordnung 272.
Götzendienst in China 71 ff. 382.
Götzenfeste, Beiträge dazu 270.
Govindpur 214.
Gowra Bbl. 62.
Graham, W. W. 186.
Griechen, kleinasiatische 19.
Griechenland 19.
Gring, Miss. 341.
Grohe, Miss. 543.
Grönland 186.
Großbritannien 148.
Grout, Miss. 231.
Grundemann, Medingen Bbl. 81.
— — Minahaßa Bbl. 1.
— — Rundschau 172. 222. 279.
Grundy 336.
Guaso N'Ebor 190.
Guatemala 144.
Guba 137.
Guiana 288.
Gülich, K. v. 144.
Gunn, Dr. 238.
Gunong Api 538.
Gunong Sitoli 333.
Gustav-Adolf-Verein im Orient 496.
Guyot, Abbé 226.
Guzeratti 35.

Haas 538.
Habali 188.
Hägert 328.
Hahn, Dr. Th. 475. 487.
Haifa 502.
Hainan 336.
Haiti 286.
Hakim 137.
Hakka-Gebiet 336.
Hakodate 367.
Halaka 532.
Hamiten 243.
Handford, Miss. 554.
Hang-Chow 372.
Hangtschau 58.
Hang-tschung-fu 338.
Hang-Yang 375.
Hankow 375.
Hardman 186.
Hari Babu 77.
Harms, Pfr. 220.
Harrison, Miss. 284.
Hart, H. 135.
Hasaribagh-Distrikt 326.
Hassun 150.
Hastie 72 f. 328.
Hatchard, Bischof 40.
Hauran 495.
Hawaii 238.
Hazaribagh 218.
Hebron 500.
Heese, Frl. Bbl. 89.
Heiden, griech. u. röm. 20.
Heiden in christl. Dienst. 268.
Heidenschule 310. 312.
Heilsarmee 179.
Heldring, Pfr. 543.
Heloten 246.
Henoch 16.
Henthada 334.
Herberge s. Asiaten in London 182.
Herero 227. 248. 481. 487. 556.
Hesse 309.
Heyde, Miss. 23. 26.
Hien 194.
Higgs, Miss. 286.
Himalaya 136. 318. Bbl. 22. 51.
Hindhi 34. 90. Bbl. 23.
Hindostani 35. 90.
Hindu, Gastfreundschaft und häusl. Leben Bbl. 7 ff.
— —, Ethik der 80.
— —, Götzendienst 71.
— —, auf Mauritius 34.
Hindufrau, Begräbnis Bbl. 40.
Hindui 34.
Hinduismus 79.
Hindukusch 136. 139.
Hing-Hua 303.
Hing-Hwa 306.
Hinnen 336.
Hinterindien 24. 167. 334.
Hoachanas 227.
Hoangho 135.
Hoare, Miss. 372.
Hobbs, Rev. 90.
Hofmeyer 229.
Hohenthal, Leben Jesu 385.
— —, Mauritius 31, 90.
Hohls, Sup. 219.
Hok-Chiang 372.
Hok-Ning 194. 296. 307. 372.
Hok-tschiang 194. 199. 261. 296 ff. 305.
Holdich, Major 136.
Holländer auf Mauritius 31.
Honduras 287.
Hong-A. 301. 304.
Hongkong 193. 336. 372. 372.
Hongo 190.
Honolulu 238.
Hossein Schah 137.
Hottentotten 243. Bbl. 91.
Houston, Frl. 260. 294.
Hova 236.
Huang-kui 205.
Hubeane 529.
Hughes, Miss. 369.
Hull, Dr. E. G. 135.
Humpata 228.
Hunter 184.
Huta Rimbaru 333.
Hutfrage in China 59.
Huxtable, Bischof 40.

Jackson, Miss. 200.
Jacmel 286.
Jafa 439. 495. 502.
Jahrbücher z. Verbr. d. Gl. 149.
Jalafluß 185.
Jalas 137.
Jamaica 286.
Jamgai 218.
Jang-tse-kiang 375.
Janssen 132.
Janssen, Lieutn. 226.
Japan 24. 313. 339. 367. 372. Bbl. 14 f.
Jaques, Miss. 229.
Jared 16.
Jäschke, Miss. Bbl. 21.
Jasukawa Bbl. 15.
Java 332.
Java Komitee, Miss. des. 333.
Javan 25.
Jayphal 212.
Jellesma 332.
Jeremiassen 336.
Jerusalem 433. 491. 495.
Jerusalems-Verein 496.
Jesuiten 49. 63 ff. 310. 381.
Jesuiten in der Kolhapurmiss. 311.
Jesuiten in Palästina 492.
Jesuitische Polemik 219.
Jipesee 187.
Kelemba 226.
I-king 62.
Imabari 340.
Imbra 142.
Imfule 231.
Indianer 284.
Indien 39. 313. 322. 366.

Indien Bilderdienst 75.
— —, Missionswerk 371. 377.
— —, Schulen in 368. 371.
— —, u. engl. Herrschaft 75.
Indischer Archipel 332.
Indur 329.
Indus Bbl. 24.
Inhambane 230.
Innocenz X. 59.
Intlasakje 231.
Intorcetta 59.
Inyang 180.
Johanniter-Orden in Jerusalem 498.
Johnson 78. 224.
Johnston, H. 192. 553.
Jomwu 187. 284.
Jong-Ping 194. 296. 307. 309.
Joseeline 186.
Joubert 117.
Joux, de, Archidiakon 38.
Iraono Lase 416.
Irving 184.
Itongu 231.
Ischkaschim 139.
Ise 340.
Islam 27. 29.
Islington 366.
Isutschan Bbl. 15.
Judenmiss. in Palästina 486.
Iwanow 135.
Kabis 330.
Kabul 140.
Kabylen 281.
Kabylensprache 228.
Kadaboe 419.
Kadach, Missionar 114.
Kadawasel 127.
Kaffern 111. 529.
— —, Opferkultus 531.
Kaffren 138.
Kafiristan 136.
Kafraria 232.
Kagei 284. 282.
Kahl, Modimologie 529 f.
Kailang Bbl. 23.
Kaka 86.
Kaka Khel 137.
Kakar 139.
Kalahari 248
Kalama 543.
Kalasch 139.
Kalaschgum 140.
Kalesfifluß 234.
Kali 72. 74.
Kalka Bbl. 53.
Kalkutta 72. 322. 327. 368.
Kallan 124.
Kalsapäd 331.
Kamaherero 227.
Kamdesch 139 f.
Kamerun 556.
Kamlikeni 234. 283.
Kanadische Baptisten 331.
Kanadische Presbyterianer 329.
Kanaken 238.
Kanaresen 132.
Kandahr 538.
Kangerdlugssuaitsiak-Fjord 187.
Kang-hi 62 ff.
Kang-tschia 205.
Kangwe 225.
Kannibalen 523.
Kansu 135.
Kanton 59. 294. 336. 372. 374.
Kapila 79.
Kapoto 281.
Kapstadt 228. 375.
Karagwe 282.
Karakitong 543.
Karatejin 135.
Karenen 74. 313.
Karen-ni 334.
Karikal 130.
Karmeliter 68.
Karmeliter in Palästina 492.
Karnam 127.
Karonga 232.
Kaschgar 135.
Kaschmir 140. Bbl. 24. 46.
Kaskado 540.
Kassai 181.
Kasuarine Bbl. 8.
Katan 240.
Katechumenat 276.
Katharina Sophia 288.
Katholiken, griech., in Palästina 488.
— —, röm., in Palästina 488. 491.
Kaufmann, Ulrich 136.
Kayin-tschu 336.
Kchollokoe 114.
Kelling, Miss. 334. 538. 543.
Kenan 16.
Keng-Tan 299. 304.
Kenisberg 188.
Keschtoz 140.
Keschub Chander Sen 310.
Kessel, Miss. 332.
Ketschwayo 231. 282.
Keung-Kiang 300.
Kevale 187.
Khan von Kelat 136.
— — von Kharan 136.
Khapanes Bbl. 85.
Khartiza 139.
Khaschane Bbl. 83.
Khoi-Khoi 246.
Khyens 334.
Kiachta 135.
Kiang-ling 194.
Kibo 189.
Kibonoto 189.
Kien-lung 68.
Kigruik-Fjord 187.
Kikafo 189.
Kikkerton 187.
Kilema 188.
Kilima-Ndscharo 188. 192. 554.
Killa-Rabat 137.
Kimawenzi 189.
Kimberley-Distrikt 186.
Kimpopo 225.
Kindertaufen, kathol. 160.
Kingawa-Fjord 187.
King-Se-Hung 253.
Kingston 286.
King-tien 61.
Kiong-Ning 296. 307.
Kipo 290.
Kiraragwa 188.
Kirche Christi, Einheit 27.
Kirche, bischöfl. 223.
Kirche und Mission 152.
Kirchenzucht 276.
Kisokwi 234.
Kisongo 191.
Kisser 334.
Kisulutini 371.
Kitaumi, Dr. 339.
Kitchener, Kapitän 135.
Kiteka-Sprache 380.
Kitwingah 283.
Kiuschin 340.
Kiyansi-Sprache 380.
Klan 190.
Klassiker, heidnische 168.
Kleinasien 322.
Kneitschen 165.
Knobkiris 120.
Knobnenzen 121.
Knoth, Miss. Bbl. 83.
Kochang 213.
Koijari 185.
Koi-Mission 331.
Koimbaturdistrikt Bbl. 7.
Koki 282.
Kokonada 332.
Kolar 331.
Kolhe-Mission 74. 211. 327. f.
Kolluke 114. 119.
Kölnische Zeitung 552.

Kolombo, Bischof v. 39.
Kolonialausstellung in Amsterdam 182.
Kolonialverein 182.
Kolonien 314 ff. 319.
— — in Palästina 501. 504.
Kolonisationsgesellschaft, südamerikanische 144.
Koma 531.
Kombaconum Bbl. 10.
Konferenz, Brandenburg. 177.
— — Braunschweig 177.
— — in Bremen 309.
— — Breslauer 552. 557.
— — sächs. 145. 177. Bbl. 17.
— — für Schlesien 177.
— — in Wetzlar 177.
Konfutius 53. 66. 170. 198. 263. Bbl. 29.
Kong-fu-tzŝ 23.
Kongo 174. 225. 281.
Kongo-Mission 379.
Kongo-Sprache 380.
Kongregationalisten 175. 200.
Konstantinopel 172.
Koranna Bbl. 91.
Kordofan 283.
Korea 338. 383 Bbl. 14 ff.
Koriskommission 225.
Koronna 111.
Ko-Sang-tsche 302.
Koslow 135.
Kotal 138.
Koteguhr Bbl. 60.
Koyi 233.
Krämer 144.
Kratzenstein, Christianister. 16.
Kree 363.
Kreolen 92 f.
Krischna 72.
Krüger, P. Präsid. 111. Bbl. 49.
Kruzifix in der Kirche 56.
Kuang-A. 303.
Kuango 226.
Kudumi 87.
Kuenlün 135.
Kuli 90. 288. Bbl. 55.
Kulonieh 433.
Kulu Bbl. 47.
Kumahs 368.
Kumamotsu 340.
Kumbar 138.
Kumberland-Sund 187.
Kunarfluß 138.
Kunawar Bbl. 61.
Kunene 192.
Kungtß 53.
Kunst, religiöse 11.
Kurze, Rundschau 135. 184.
Kutai 524.
Kutscheng 194. 197. 252. 255. 261. 291. 306. 309.
Kwala-Kapuas 525.
Kwikwi 227.
Kwo-Seng 306.
Kyelang Bbl. 23. 51.

Labrador 384.
Labuan 143.
Ladak Bbl. 23.
Lagos 164. 224.
Lagrange-Bai 186.
Lahimorisa 237.
Lahul Bbl. 24.
Lalitpur 329.
Lama Bbl. 26.
Lamech 16.
Lang-A 253.
Langhans 146.
Laodih 215.
Lao tzŝ, Religionsstifter 23.
Laram Kotal 137.
Laterna magica 176.
Latoere 448.
Lawas 143.
Lawrence, Mr. R. 135.
Laws, Dr. 233.
Le Bbl. 24.
Leben, aus dem, eines indischen Polizisten 84. 124 ff.
Lebrun, J., 37.
Legoistamm 190.
Lehoélere 113.
Leichenbegängnisse in China 52.
Lek-Tu 253.
Lennard 186.
Leopoldville 225.
Lepsius, Prof. Bbl. 23. 28.
Leribe 230.
Leydenburg 120.
Leys, Generalkons. 143.
Lezama 144.
Lhasa Bbl. 26.
Lialui 281.
Liberia 181. 182. 223.
Liendwe 282.
Lieng-Kong 194. 252. 305.
Lifu 240.
Li-hung-tschang 338.
Limba-Gebiet 281.
Limbang 143.
Limpopo 532.
Lingobeis 191.
Lingowei 190.
Ling-Tschek-Ang 293.
Lin-Ying-Lin 294.
Litongnihuta 332.
Li-tschan-ping 337.
Litteratur d. Chinesen 102.
Livingstone Inland-Miss. 226. 281.
Livingstonia-Mission 232.
Lloyd, Miss. 259. 306.
Loamondo 121.
Lob-Nor 135.
Loguefluß 186.
Lohardagga 214.
Lohari-Paß 138.
Lokon Bbl. 2.
London Miss. Soc. 372.
Lo-Nguong 194. 252. 261. 289. 302. 305. 372.
Long-Pu 161.
Loomis, Missionar, Bbl. 14.
Lortsch 180.
Lovedale 233.
Lowalangi 448.
Lowarai-Paß 138.
Loyalty-Inseln 239.
Lubarikult 283.
Lud 25.
Lüderitz 228. 475. 556.
Ludhe 140.
Ludhedschis 140.
Lukolela 225.
Lunda 181.
Lu-Staat 171.
Luthers Stellung zur Mission 145. 152.
Lutherfeier in Kalkutta 327.
— — in Kioto 340.
— — in Osaka 372.

Macao 49. 67 f.
Macarthurfluß 185.
Macedonien 19.
Macfarlane, Miss. 240.
Mackay, Miss. 233. 282.
Mackenzie, Miss. 221. 281.
Mackey, Dr. 336.
Maclear, Kap. 233.
Mac Leod 284.
Madagaskar 33. 38. 164. 234. 283. 315. 378.
Madarepur 328.
Madeira 223.
Madiga 331.
Madimathle 529.
Mado Hareka 349.
Madras 84. 179. 327. Bbl. 11.
Madschame 189.
Madura 160. 326.
Mafeker 532.

Nagakal 112.
Nagdeburg. Zeitung 552.
Naghato 115. 120 ff.
Nagwangwara 238.
Mahalaleel 16.
Maharadscha Bbl. 24.
Maharani Dowagir 72.
Mahawallan Bbl. 5.
Mahé 95.
Mähly, Dr. 281.
Mahood, Miss. 256. 291. 296.
Mahratten-Brahmine 89.
Maigrot, K. 61.
Mailla 68.
Mai-Versammlungen in London 361.
Makapan 229.
Makhatu 229.
Mathoba 532.
Makkalebi 539.
Makonde 233.
Makwamba 229, Bbl. 82.
Mala 331. 366.
Malaien 349. 408.
Malakand-Paß 137.
Malegassen auf Mauritius 34.
Maleo 112.
Maletsi 120.
Maliwandu 233.
Maloto 120.
Mamaila 121.
Mamasilo 530.
Mamboia 234.
Mamobole 119.
Mampuru 112 ff.
Manansary 235.
Mandara 188
Mandarine 551.
Mandarinsprache 262.
Mandau 526.
Mandschuren 103.
Mangalur 132. 329.
Manganitu 538.
Mangaradja 332.
Manjanga 225. 226.
Mankhatene Bbl. 82.
Mankopane 115.
Mankoroane 111.
Mantschurei 338.
Mantsioa 111.
Manugu 187.
Maombi 334.
Maori 238. 372.
Maphet Bbl. 85.
Mapoch 112 ff.
Mapulana 120. f.
Marapyane 532.
Marhabastad 229.
Marhatti 35.
Maricajanen 85.
Mariendienst 159.
Marienstift i. Jerusalem 498.
Maritshane 113 f.
Marshall, Miss. 285.
Martin, Miss. 259. 305. 307.
Martini, P. 59.
Masai 187.
Masala 234.
Masasi 233.
Masebe 115.
Masseppe 539.
Mastudsch 140.
Matabelen 110.115. 376. 378.
Mathabathe 229.
Mathews 31. 96.
Matlale 120. 230.
Matsie 121.
Matthissen, Miss. Bbl 40.
Matumba 226.
Matzebandela 121.
Maubane 529.
Maudslay, A. P. 144.
Maungu 187.
Maupiti 237.
Mauritius, Mission 31 f. 90.
Mauritius, Schulwesen 91.
Mayaveram 330.
Mayr, Miss. 84.
— — Gastfreundsch. d. Hindu. Bbl. 7.
Maziaja 345.
Mbaratien 190.
M'Caw, Miss. 201.
Mc-Nair 136 f.
Medingen Bbl. 81.
Mehter Sahib 138.
Menabe 236.
Menado 334. 538.
Mencius Bbl. 30.
Mendistamm 228.
Mengellur Bbl. 5.
Menkopane 532.
Menonsea Bbl. 5.
Mentawai-Inseln 353.
Mentius 171.
Merensky, Miss. 123. Bbl. 82.
Meru 189.
Meruberg 192.
Methodisten, amerik. bischöfl. 200.
Methodisten, primitive 382.
— — Wesl. 176. 229.
Meth. Free Church 234.
Methusala 16.
Metlakahtla 283. 367.
M'Ewan 232.
Mezzabarba 67 f.
Mfwa 226.
Miaghan 137.
Miahé 138.
Mibu 240.
Mico-Seminar 286.
Middelburg 117.
Mikronesische Mission 238.
Milaraspa Bbl. 28.
Miles Bbl. 93.
Milne Bai 240.
Min 193. 204. 255. 296. 309.
Minahassa 313. 334. Bbl. 1.
Mingdynastie 55.
Minonga 538.
Mirambo 233. 282.
Mirasdar 86.
Mirenga 282.
Mirga 138.
Mir Mahomed 137.
Missiones 144.
Mission (Definition) 310.
— — u. Kirchenregim. 316.
— —, finnische 227.
— —, Romande 229.
Missionare, die ersten 18.
Mission, Aufgabe 24. 310.
Missionsbefehl, bibl. 404.
Missionsbetrieb, ev. u. kathol. 145 f.
Mission, Entwicklg. ders. 314.
Missionserfolg 376.
Missionsgebet, gemeins. 280.
Missionsgedanke, bibl. 389.
Missionsgesellschaften, versch. 30.
— —, Baptist. 378.
— —, Basler 224.
— —, Berliner 174. 230.
— —, bisch. Methodisten 309.
— —, engl. Presbyt. 308.
— —, Goßnersche 280. 543.
— —, Kirchl. 35. 40. 90. 173. 187. 198. 199. 252. 289. 365. 441. 494. 554.
— —, koloniale 383.
— —, amer. Kongregat. 309.
— —, London. 308.
— —, Norweg. 231. 286.
— —, Pariser 230.
— —, reform. amer. 308. 322. 341.
— —, Rheinische 174.
— —, Südamerik. 288.
— —, Utrechtsche 182. 332.
— —, Waadtländ. 229.
— —, Wesleyan. 287. 382.
Missionsherde, Zahl der 319.
Missions-Leitung 15.

Missionslied Bbl. 48.
Missions-Methode 14.
Missionsordnung 183.
Missionsrundschau 172. 222. 279. 321.
Missionsschiff 182.
Missionsschulen 168. 311. 326.
Missionsstunde, Stud. zu e. Bbl. 81.
Missionsverein, allg. protest. 41. 71. 183.
Missionswissenschaft 557.
Mita 240.
Mobindu 226.
Modderfluß Bbl. 92.
Modimo 529.
Modimolle 531.
Modjo Warno 332.
Moffat, Dr. 372.
Mohammed Ali 434.
Mohammedanenreiche 31.
Mohammedaner 28 f. 74. 85.
Mohammedanismus 369. 434.
Mohrenland 29. 30.
Mokoane 119.
Molepolole 376.
Moletse 115.
Moloto 115.
Molotosifluß Bbl. 84.
Molubelo 532.
Molukken 541.
Mombasa 188. 371. 553.
Mombera 233.
Momboia 371.
Mongolen 103. Bbl. 23.
Moore, Miss. 341.
Moorea 237.
Morales 51. 58.
Moresby 185.
Morija 230.
Morondawa 237.
Morris 224.
Morrison 184.
Morulakopf 532.
Mosalodi 530.
Moschata Bbl. 82.
Moschesch Bbl. 93.
Moschi 188.
Moshete 111.
Moshêu 111.
Mostra 191.
Moskitos 186. 287. 313. 315.
Mosumbar 325.
Motjatje 113. 119 f. Bbl. 82.
Motu 185.
Moulmein 313.
Mozambique 33.
Mozoi 346.
Mrogoro 234.
Mrwatu 225.
Msalala 282. 366.
Msuata 225.
Mtelya 233.
Mtesa 366. 554.
Muara 332.
Mudeliar 127.
Mudn Krischnaia 326.
Mukerdschi 76.
Mulliganfluß 185.
Mundari-Kolhgemeinden 212.
Mungals 140.
Munjan 139.
Munschi Syud Schah 136. 139.
Murghab 135.
Murray, Miss. 238.
Murray-Insel 240.
Myntana Bbl. 59.

Nablus 439. 495.
Nagkanda Bbl. 59.
Nagpur 212.
Naiwaschasee 191.
Nanda Devi 136.
Nankingsprache 262.
Nakko-Inseln 347.
Nama 227.
Nam Dinh 335.
Nang-Sa-Sang 302.
Nantai 193. 200. 295. 308.
Nassau in Westindien 285.
Natal 229. 231.
Nationalhelfer 182.
Nationalkirche, chinesische 99.
Natronsee 192.
Nauhans 123.
Nauschara 137.
Navajo 284.
Navaretta F. 58.
Nazareth 439. 495.
Ndaptuk 189.
Ndara 187.
Ndongastamm 227.
Ndupduk 188.
Negapatam 331.
Neger 243. 285.
Nestorianer 322.
Neu-Britannien 239.
Neuguinea 184. 240. 378.
Neu-Halle 529.
Neu-Hebriden 238.
Neu-Kaledonien 152. 239.
Neuseeland 238. 372.
New 188.
Newala 233.
Newman, Kardin. 78.
Neyapatam 125 f.
Ngami-See 378.
Ngare-na-Erobi 189.
Ngare-na-Njoki 190.
Ngiang-Tau 301.
Ngoi-Kaik-ki 258. 306.
Ngurannani 190.
Ngu-tschena 299.
Ngu-Tu 253.
Nias 333. 345 f.
— —, Ahnen 452.
— —, Arbeit u. Nahr. 412.
— —, Bewohner 348 f.
— —, Familienleben 420. 423. 442.
— —, Frauen 419. 425.
— —, Götzen 457.
— —, Kopfschnellerei 416.
— —, Kultus 455.
— —, Mission 408. 442.
— —, polit. Verhältn. 415.
— —, Psychologie 453.
— —, Rechtspflege 421.
— —, Religion 448.
— —, Volkscharakter 409.
Nicaragua 287. 313.
Nicolayson 436.
Niederlein 144.
Niesky Bbl. 21.
Niger 224. 367.
Niger-Mission 371. 555.
Nigritier 244.
Nikobaren 334.
Nilotiker 245.
Ning-po 337.
Ning-Tsik 194. 252. 292. 306.
Nirth Bbl. 61.
Nitschi Nitsch Schim 339.
Ni-Tu 293.
Niu-tschwang 338.
Nkopodi 114.
Noah 16.
Nordenskiöld 186.
Norgaard, Miss. 282.
Nottrott, Jesuiten 211.
Nsingafall 226.
Nubah-Fulah 223. 243.
Nuksan 139.
Numea 239.
Nyabele 115.
Nyanza-Mission 371.
Nyassa-See 187. 233.

Oberguinea 247.
Obotsi 224.
Oceanien 152. 237.
O'Donnel 185.
O'Flaherty, Miss. 233. 282.
Ogowe 225.

Oh-Jong 253.
Ojó 346. 353.
Okozondye 227.
Omandongo 227.
Omaruru 227. 485.
Ombolata 333. 345. 419.
Omburo 227.
Omulonga 227.
Ondong 538. 543.
Ondonga 227.
Onitſcha 224.
Ono Limboe 416.
Ono Namolo 349.
Onozitoli 419.
Ontario 332.
Opium Genuß in China 515.
Opiumhandel 335. 383.
Oppermann Bbl. 93.
Orang Serani 334.
Orangebay 288.
Oranjefluß Bbl. 93.
Ordfluß 186.
Ordination d. Miſſionare 367.
Oriſſa 35. 90.
Oſaka 313. 340.
Oſtafrika 32. 232.
Oſtindien 32. 166.
Ovamboland 227.
Ozur-Thal 139.

Padang 350.
Padas 143.
Pafuri 120.
Pagell, Miſſ. 23. 26. Bbl. 62.
Pahlala 229.
Paitafoo 223.
Paläſtina, Miſſion in 370. 433. 491.
— —, Miſſionserfolg 500.
— —, Miſſ.-Statiſtik 495.
— —, Schulen 438. 499.
Palestine Expl. Fund 135.
Palgrave 483.
Palpanabapuram 330.
Pamir 135.
Pandamatenka 228. 281.
Pandita Ramabai 326.
Pandſchab 371.
Pangani 191.
Panjkhora 137.
Panruti 331.
Paraguay 143 f.
Parah 543.
Parana 144.
Pareja, Samuel 143.
Pari 191.
Parſi auf Mauritius 34.
Patitara Tscharitra 132.
Patſchamba 326.
Paulus 18 f.
Pauman 185.
Peace, Miſſ.-Schiff 379.
Peking 23. 59. 159. 290. 338. 374.
Pemik, Dr. 223.
Penang 373.
Pendſchab Bbl. 22.
Pera Johannes 322.
Perſien 321.
Peſchaur 136.
Peſchawer 329. 366.
Petersburg 135.
Philippinen 538.
Philiſter 28.
Phul 25.
Pigean-Indianer 284.
Pigot, Frl. 328.
Pilcomayo 143 f.
Pilgerzüge, nach Paläſtina 493.
Ping-yang 338.
Piring 114.
Piſang 348.
Plath 318.
Plath, Miſſionswiſſenſch. 552.
Plymouth, Miſſ.-Schiff 379.
Pogge, Dr. 281.
Poke Bbl. 86.
Pokoane 113 f.
Polarregionen 186.
Politiſche Zuſtände, Bedeutung derſelben 314.
Polyneſier 240.
Poo Bbl. 51.
Pope 121.
Porahat 213.
Port au Prince 286.
Port Eliſabeth Bbl. 83.
Port Louis 40.
Port Reſolution 239.
Portugieſen 32. 49. 147.
Po-Siang 204.
Poſſelt, Miſſ. 231.
Potanin 135.
Praauwen 541.
Pragaſapuram 330.
Prakriti 79.
Praslin 95.
Presbyterianer 37. 232.
Pretoria 110. 122. 229.
Printſchal 124.
Propaganda 279.
Propagation Mission 91.
Przewalski, Oberſt 135.
Puerto Cortez 287.
Punjab-Miſſion Bbl. 46. 47.
Purbolingo 332.
Puruſcha 79.
Puſeyiten 440.
Putjata 135.
Pwo-Karenen 334.
Pygmäen 246.

Quäker 285.
Quäker in Paläſtina 501.
Quebec 332.
Queen Charlotte J. 284.
Qumbu 232.

Rabai 187.
Radama II. 164.
Radha 80.
Radſchamandri 331.
Rädſchagopäl 326.
Radſchputana 287. 329.
Rahat Schah Miah 138. 140.
Raipur 329.
Raledima 121.
Rama Mohan Raja 322.
Ramatullah 137.
Ramby Bbl. 6 f.
Ramgals 140.
Ramopudu 116.
Rampur Bbl. 61.
Ramtſchandra 79 ff.
Ranavalona II. 164. 235.
Ranavalona III. 235.
Ranchi 214.
Rangun 334.
Ranke, Fukien 193. 252. 289.
Rarotonga 237.
Raſafindrahety 235.
Ratiebonne 492.
Reade 331.
Redjangs 333.
Redslob, Miſſ. Bbl. 26.
Regel, Dr. 135.
Regina 284.
Reijonen, Miſſ. 227.
Reinicke, Dr. 494.
Rephaimebene 502.
Réunion 94.
Reuter, Miſſ. Bbl. 81.
Ribbentrop, Miſſ. 16.
Ribe 234.
Ricci 49. 66.
Richardſon, Miſſ. 286.
Ridſchutei Bbl. 15.
Riedel Bbl. 3.
Rijutei 339. 340.
Rinnooy, Miſſ. 334.
Ripon 78.
Ritter, K. 562.
Riviere, Miſſ. 228.
Robinſonfluß 186.

Roborowski 135.
Rodrigues 94. 96.
Roebuck-Bai 186.
Roger 49.
Rogozinski 182.
Rom 19.
Roseau 286.
Roß, Miss. 338.
Rotangpaß Bbl. 23. Bbl. 26.
Rothe, Bibl. Ansprache Bbl. 17.
Royston, Bischof 40. 91.
Ruatan 288.
Rumbur 139.
Rundschau, Geogr. 135. 184.
Rupertsland 284.
Russell, Frau 372.
Ruwang 538.
Ryan, Bischof 40.

Sabak 139.
Sadharan Brahmo 324.
Sadi 188.
Safed 436.
Sagar 329.
Sagoweer-Palmen 539.
Sahara, Sprache 247.
Sahib Gul 137.
Sajad 137 f.
Sakalawen 237.
Sa-Keung 303.
Sakti 80.
Salem 288.
Salisbury Square 366.
Salt 370. 495.
Salto Viktoria 144.
St. Salvador (Kongo) 379. f.
Samarai 240.
Sambesi 228. 230. 282.
— —-Mission, Kathol. 228.
Samoa 238.
Samuel jun. 331.
Samulkotta 332.
San 248.
Sandappen Pilley Bbl. 10.
Sandeman, R. G. 135.
Sang-Au 302.
Sang-Jong 291.
Sangi-Besar 539.
— —, Inseln 334. 537.
— —, Mission 542.
— —, Schulen 543.
— —, Sprache 540.
Sangiresen 538.
Sang-tu-kau 207.
Sankhya-Philosophie 79.
Sannijasi 87.
Sansibar 187. 234.
Sanskrit 81.
Santa Barbara 143.
Santhalmission 328.
Sargent 330.
Sarooda 218.
Sarona 502.
Sarong 351. Bbl. 6.
Sarpetri 59.
Saskatschewan 284.
Satti 75.
Saus, Petrus, Bischof 69.
Sayadburu 216.
Scarcias-Fluß 281.
Schahzadgai 137.
Schalvi 139.
Schänän 330.
Schanghai 203. 337. 375.
Schan-si 338.
Schan-Sin-Fan 291.
Schang-ti 51. 106 ff.
Schastras 72.
Scherboroinsel 223.
Schereschewsky 337.
Scheristadar Bbl. 10.
Schim-boku-kai 340.
Schin 106 ff.
Schira 189.
Schiré 555.
Schiwa 74. 80.
Schmalenbach, Pfr. 183.
Schmidt, J., Pfr. 45.
Schneider, Ingenieur 144.
Schneller, Pfr. 500.
Schottische Freikirche 232.
Schradda 72 ff.
Schreiber Dr. 312.
Schreuder, Miss. 231.
Schrift, Chinesische 262.
Schröder, Miss. 543.
Schugnan 135.
Schule in der Mission 309 ff.
Schweizer Missionare 229. 231.
Scudder, Dr. 175.
Seba 29.
Secundra Bbl. 47.
Sefoka 112.
Selbständigkeit d. Heiden 312.
Selbständigkeit der Miss.-Gemeinden 518.
Selbstunterhaltung der Miss.-Gemeinden 519.
Sellah-Gebiet 281.
Sek-Pak-Tu 291.
Sektierer im hlg. Lande 501.
Sekukuni 112 ff.
Sekwamba 229. 231.
Sekwati 112.
Sembu Bbl. 8.
Semiten 243.
Sen, Tschandra 322.
Senana s. Zenana
Senagambien 151.
Senehoo 223.
Seng-Jong 261.
Seoul 339.
Serin-Dajaken 334.
Servy, V. 59. 87.
Seth 16.
Seung-Seik 301.
Seyschellen 94 ff.
Sgau-Karenen 334.
Shang-ti 61 ff.
Shaw 235. 305. 307.
Shewasse 115. 122.
Sia-Sen-Ong 253. 305.
Siauw 538.
Sibirien 362.
Siboga 349.
Siebörger, Miss. 287.
Siek 289.
Sieng-Song 303.
Sierra Leone 151. 156. 165. 223. 370.
Sigirari 191.
Sikandra 329.
Silindung 332.
Simapilapil 333.
Simba-Wenni 234.
Simla Bbl. 26. 54.
Sims, Dr. 226.
Singapore 373.
Singbhum 211.
Sinim 22.
Sioh-Tek-Sang 199.
Sioh-tschio 253. 306.
Siong-Kang 298.
Siong-Neng-Tschiong 303.
Sipoholon 333.
Sirdar-Azad 136.
Sitten u. Gebräuche d. Christen unter den Heiden 168. 208. 262. 355. 460. 505.
Siwaiten Bbl. 9.
Skassi 135.
Sklaverei in portug. Kolonien 181.
Skranan Bbl. 64.
Skreffrud 328.
Slendang 351.
Slowan 232.
Smith, Miss. 202.
Smythies, Miss. 233.
Soc. f. Propag. of Gospel 38. 211.
Sokha 213.
Solomatrea 345.
Somädsch 323.

Sonda 282.
Songta 161.
Sonntagsfeier 271.
Southon, Miss. 233.
Spanien 19. 147.
Spelonken 121.
Spillmann, J. 220.
Sprache der Chinesen 102.
Sprachen Afrikas 241 f.
Standard-Alphabet 320.
Stanley 225. 281.
— —-Falls 380.
— —-Pool 225. 379. 380.
Statesman 72. 76.
Stavem, Miss. 282.
Steeve, Bischof 233.
Stewart 232 f. 259. 296. 305. 307.
Stellaland 228.
Steller, Miss. 543.
Stevenson 326.
Stockmann 211.
Stok Bbl. 24.
Streitigkeiten über chines. Gebräuche 49.
Suaheli 188.
Südafrika 227.
Südamerika 288.
Sudan 283.
Sudlej Bbl. 61.
Sudra 331.
Südsee 151.
Südseeinseln 181.
Sulu 248.
Sululand 221. 282.
Sulusprache 231.
Sumatra 312. 332. 345.
Sunda-Inseln 29.
Sundermann 345. 408. 442.
Surabaia 332.
Suriname 182. 288. 313.
Swahili-Sprache 380.
Swartboy Bbl. 83.
Swat 137.
Swatau 336.
Swazikaffern 112.
Syrien 322. 436.

Tabib 137.
Tabukan 538.
Tagal 332.
Tagewählerei in China 356.
Tagulandang 334. 538. 543.
Tahiti 237.
Taiunkun Bbl. 15.
Tait-hwa 306.
Tai-kie 62.
Tai-ku 338.
Tai-yuen-fu 338.
Takht-i-Suliman 136.
Talaut-Inseln 540.
Talbot, M. G. 136.
Talitha-Kumi 498.
Tamarinden 215.
Tamatave 236.
Tamburin 67.
Tamil 35. 93.
Tamsui 337.
Tamulen 39. Bbl. 10.
Tamusus 160.
Tanako 543.
Tanawangko Bbl. 4. 6.
Taganjikasee 187. 226. 232. 282.
Tang-el-ne-sang 199.
Tang-Jong 253.
Tanjore 84. 125 f.
Tanna 239.
Tantra-Literatur 79. 82. 83.
Taoismus 171. 104. 198. Bbl. 31.
Tara-tara Bbl. 5.
Taro 187.
Tarsus-Mission 322.
Taruna 538.
Taffildar 84.
Tatragebirge Bbl. 22.
Tatwabodhini Sabha 323.
Taylor, Arzt, 259. 305. 307.
Teita-Land 371.
Telok Dalam 333.
Telugu 35. 39. 331.
Telugu-Mission 366. Bbl. 44.
Templerkolonien 182. 504.
Teng-Ning 302.
Tengergebirge 332.
Termquestion 106 ff.
Terörde 219.
Teste-Insel 240.
Than-hoa 335.
Tharsis 20. 25. 29.
Theog Bbl. 58.
Thewasse 120.
Thikadaren 213.
Thomasschriften 327.
Thompsons Visit. Reise 372.
Thomson, J. 187.
Thouar, A. 143.
Thubal 25.
Thüringen 183.
Tiang-tong 302.
Tiberias 436.
Tibet 135. 161. Bbl. 22.
Tibetische Sprache Bbl. 25. 27.
Tien 61 ff.
Tien-tschu 51. 61.
Tien-tsin 338. 375.
Tina 232.
Ting 194.
Ting-Sang-A. 306.
Ting-Sing-Ki 306.
Tinnevelly 305. 330. 366 f.
Tirach-Mir 139.
Titikaweka 237.
Toar Bbl. 6.
Toba 143.
Tobago 287.
Tobasee 333.
Toismus 28.
Tokijo 340. Bbl. 15.
Toegale 347.
Toemori 423.
Tong A 253. Bbl. 53.
Tong-Kang 304.
Tongking 335.
Töppen, Dr. H. 144.
Torresstraße 240.
Touchwood hill 284.
Toungu 335.
Tournon, Th. von 63 ff.
Traktarianer 440.
Traktate, heidnische 104.
Traktat-Gesellschaft, Relig. 363.
Trana 161.
Trankebar 331.
Transvaal 110 f. 228 f. 532. Bl. 49. 81.
Trappisten-Niederlassung 338.
Träume 360.
Travankor 330.
Trekboeren 228.
Trichard 120.
Trinidad 287.
Tritschinopoli 331.
Triwalur 127.
Tschandrasluß Bbl. 23.
Tschandra Sen 322.
Tschang Bbl. 24.
Tsche-Kiang 203. 257.
Tschek-Tu 292.
Tschenab Bbl. 23.
Tscheng-Mi 302.
Tschevulane 121.
Tschiang-Puang 300.
Tschikakol 332.
Tschilkat 285.
Tsching-Mi 253.
Tschinsura 327.
Tschitral 138.
Tschin 194.
Tschombala Bbl. 41.
Tschong-tschun 336.
Tschoultry 88.
Tschung-Te 255.

Tschungu-Stamm 283.
Tseke 113 f.
Tseng-Kwot-fun 7.
Tseöma 122.
Tshakoma 121.
Tsude Bbl. 14.
Tuai-ku 302.
Tucker 33 ff. 96.
Tugela 231.
Tui-Paß 140.
Tullear 237.
Tuni 332.
Tureture 240.
Türkei 172. 321.
Tyrer 28.

Uganda 233. 282. 371.
Uganda-Mission 366.
Ugoje 231.
Ukerewesee 187.
Umballa Bbl. 53.
Umbonambi 231.
Umhlatuse 231.
Umphome Bbl. 82.
Umsila 229. 230.
Universitätenmission 233.
Urdu Bbl. 23.
Urgutsch 139.
Urima 283.
Ursinus 147.
U-Sagara 371.
Usborne 186.
Uschuwaia 288.
Usigowa 234.
Utywala 232.
Uvea 239.

Vaalstuß Bbl. 93.
Vacoa 38.
Vagu Bbl. 57.
Valdesia 229.
Valerga 491.
Vawenda Bbl. 82.
Veda 82.
Vedantaphilosophie 75.
Verbiest, F. 60.
Vey 224.
Viehe, Christen im Hererolande 481.
Viktoria Nyanza 366. 371. 554.
Villaret 186.
Vincenz-Vereine 492.
Völkerstämme, deutsche und slav. 21.
Volkssitte 13.
Von der Decken 188.
Vorderindien 166.
Vorster 121.
Vroom, de 332.
Vylder, Miss. 228.

Wacham-Island 187.
Wadi-el-Arabah 135.
Wahab 136.
Waigats 140.
Waisenhaus, Syrisches 498.
Waitotara 238.
Wakefield, Miss. 234.
Waldenser Mission 230.
Waleijer 87.
Walkan Bbl. 5.
Walz, Miss. 132
Wanganda 282.
Wangemann, Transvaal 110.
Wanschau-Kiau 198.
Warneck, D. 47. 146. 178. 220. 478.
Warneck, Reiche Mann ein Missionsprediger Bbl. 33.
Wastrabad 322.
Watanabe 341.
Wateita 187.
Waterberg 529.
Watkins, Miss. 229.
Watoro 554.
Way 437.
Weikkolin, Miss. 227.
Weimar 183.
Weiß, Leben Jesu 385.
Weißkopf 228.
Weitzecker, Miss. 230.
Wels, Just. v. 147.
Welsing 333.
Welton, Miss. 200.
Weranis 140.
Weriweri 189.
Westafrika 223.
Westgriqualand 110.
Westindien 285. 313.
Wheeler 329.
Wiedebach, G. v. 144.
Wiggelendam 332.
Wilkox, Miss. 230.
Williams, Miss. 233.
Wilson 329.
Winnebago 285.
Winnecke 185.
Winnipeg 284.
Winter, Miss. 114.
Wischnu 80.
Wischnuiten Bbl. 9.
Wißmann, Lieutn. 281.
Witbooi 227.
Witi-Inseln 364.
Wolfe 203. 252. 292 ff. 303
Wolseley 219.
Wong-Kiu-Taik 204. 255. 30
Wookey 228.
Wright, Miss.-Schiff 234.
Wuras, Miss. Bbl. 94.
Wurm, Götzendienst bei den Hindus 71.
Wu-schi-schan 193. 200. 293. 308.
Wutschang 375.
Wyatt Gill, Miss. 238.

Xavier 89.

Yezd 322.
Yguazu 144.
Yokohama 340.
Yoma-Gebirge 334.
Yoruba-Mission 366. 370.
Yung-tsching 68.

Zahn, Insp. 219.
Zahn, Ev. u. kath. Missionsbetrieb 145 f.
Zamindaren 213.
Zenana-Mission 35. 329. 378. 381.
Zenanaschule 326.
Zerwick, Miss. Bbl. 93.
Ziemann 328.
Zinzendorf Bbl. 21.
Zoutpansberg 120 ff.
Zulu s. Sulu.
Zwartbooi 227.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1884.

Weihnacht in der Minahaßa.[1])

Von Dr. Grundemann.

Die Minahaßa, die nördlichste Landschaft auf Celebes, ist bekanntlich durch die Mission bereits zu einem christlichen Lande gemacht worden. Mag auch in etlichen Dörfern noch ein Häuflein hartnäckiger Heiden wohnen und in andern das Christentum noch auf schwachen Füßen stehen — diese Ausnahmen treten zurück gegenüber der Herrschaft des Christentums, die man in dem schönen Ländchen bei mancher Gelegenheit recht deutlich wahrnehmen kann. Solche Gelegenheit bringt besonders das Weihnachtsfest.

Freudige Aufregung ergreift schon wochenlang zuvor die braunen Alifuren, die doch sonst in ihrem ganzen Benehmen so eine gelassene, ja träge Art zu bekunden scheinen. Doch unter der stillen Oberfläche ihres Wesens glüht ein tiefes Gefühl, das dann und wann einmal zum Ausbruch kommt, wie wenn das sonst so stille Ländchen von unterirdischen Mächten erschüttert wird. Nun, das merkt man, wenn sich der „große Tag" naht — so nennt man dort allgemein das liebe Fest.

Vor allen sind die Hausmütter beschäftigt. Da wird beizeiten eine bessere Sorte Reis besorgt, brauner und weißer Zucker, Kokosnüsse und Eier, bei Vornehmeren auch Mehl, Butter, Zimmt und Vanille — alles zu den Festkuchen verschiedenster Art und Form. Jünglinge und Jungfern sind sehr eifrig, sich möglichst schöne Festkleider zu verschaffen. Die Häuser werden gereinigt, schadhafte ausgebessert, manche werden neu gestrichen und die Handwerker haben alle Hände voll zu thun. Am lebhaftesten geht es in den letzten Tagen vor dem Feste zu. Alle die auswärts arbeiten kommen nach Hause um im Kreise der Ihrigen mit zu feiern. Da giebts ein Hin- und Herwandern, in jedem Dorf ein lautes fröhliches Begrüßen, eine freudige Aufregung, wie man sie sonst bei den ruhigen Alifuren nicht gewohnt ist. Die heimkehrende Tochter legt alsbald Hand an in den Vorbereitungen und ist glücklich, wenn sie etwa in Bereitung eines Gebäckes neuer Art ihre Kunst beweisen kann. So geht es weit und breit. — Im Kreise von Amurang aber, der sich durch gefördertes christliches Gemeindeleben auszeichnet, hat auch die Weihnachtsfeier noch ein besonderes Gepräge erhalten. Sehen wir uns dort die Sache genauer an.

[1]) Nach Graaflands Schilderungen in Mededeelingen 1883 I. — Für eine weihnachtliche Missionsstunde kommt allerdings dieser Artikel zu spät; vielleicht aber ist er auch für Epiphanias — dem Weihnachtsfeste der Heiden — willkommen.

Es ist Heiligabend. Schon senkte sich die Sonne wie ein mächtiger Feuerball in die Fluten der von waldigen Vorgebirgen umrahmten Bai. Drüben glimmt noch ihr Schein an dem stumpfen Felsenkegel des Lokon, der wie ein Riese die grünen Gipfel der Vorberge überragt. Bald aber ist der letzte Schimmer erloschen und wunderbar schnell senkt sich nächtliches Dunkel über das Land. Wir sind in eine der Negereien[1]) eingetreten. Die breite Straße ist erleuchtet. Zu jeder Seite zieht sich eine lange Reihe Lampen hin, mit Öl gefüllte Früchte des Melonenbaumes, die auf Pfähle gesteckt sind. Aus den Häusern in den mit blühenden Rosenhecken umgebenen Gärten dringt ein heller Schein; besonders licht aber winkt uns die Kirche, für welche die Gemeinde noch den Aufwand von Petroleumlampen gemacht hat. Blendend strahlt das Licht von den weißen Kalkwänden. Das schlichte Gotteshaus ist gefüllt. Feierlich schallen die Klänge des Weihnachtsliedes von der buntgekleideten Versammlung. Der braune Schulmeister, der den Gottesdienst mit einem herzlichen Gebet eröffnet hat, leitet den Gesang. Nun schweigt derselbe und einer der Kirchenältesten erhebt sich, um in schlichten, warmen Worten die Gnade Gottes zu preisen, welche die Gemeinde wiederum dies Christfest feiern läßt. Nacht und Licht, die Gegensätze, welche dasselbe überall uns vorhält, springen besonders hier in die Augen, wo vor wenigen Jahrzehnten das finsterste Heidentum herrschte und nun solch ein lichtes Fest gefeiert wird. Das bildet denn auch wohl den Hauptinhalt der Ansprache des Alten, der aus seinen jungen Jahren sehr wohl noch sich der heidnischen Gräuel erinnert. Er endet mit der Angabe eines Weihnachtsliedes, das sofort angestimmt wird. So wechselt nun Ansprache und Gesang, und die lautlose Stille der Hörer, wie das freudige Einstimmen der Sänger bekundet die andächtige Teilnahme der Gemeinde die in dieser Weise feiernd ein paar Stunden im Gotteshaus versammelt bleibt.

Nun gehen alle nach Hause. Aber die Lichter auf der Straße und auf der Gallerie der auf Pfählen gebauten Häuser erlöschen noch nicht. Dort nach dem Schulhaus ziehen braune Knaben anscheinend mit kurzen Stöcken bewaffnet! Nein doch, es sind ja Flöten! Jetzt ordnen sich die jugendlichen Musiker; hier und da erteilt der Schulmeister noch eine Ermahnung und nun beginnt die letzte Probe der Melodien, mit denen morgen im Hauptgottesdienst der Gesang der Gemeinde begleitet werden soll. Sanft und schmelzend hallen die melancholischen Töne in die Nacht hinaus. Doch der Minahaßer kann das Singen nicht lassen. So kommt denn mancher junge Bursche und läßt sich ohne viel Umstände auf der Matte der Gallerie des Schulhauses nieder um mitzusingen. Auch die Mädchen können dem Drange der Musik nicht widerstehen, auch sie kommen um einzustimmen. Nun faßt einer die zweite Stimme. Andre folgen und zuweilen wird der Gesang dreistimmig oder auch vierstimmig. Auf den Rasenplätzen unter den Bananen steht eine lauschende Versammlung.

---

[1]) So heißen die Dörfer; das Wort hängt mit dem indischen Nägär, Stadt, zusammen.

Es geht alles schlicht und natürlich zu. Sicher haben die Sänger wie die Hörer auch hierbei ihre Weihnachtserbauung.

Versetzen wir uns aber in eine der Negereien, in denen Missionare wohnen. Das Haus ist bald gefunden. Ein Strom von Knaben und Mädchen in fröhlichster Stimmung führt uns dahin. Vor der hell erleuchteten Gallerie ist schon ein dichtes Gedränge, denn auch manche Eltern sind mitgekommen und sechzig bis achtzig Kinder mögen es sein. Den Missionar und seine Frau sehen wir drinnen sehr beschäftigt. Doch er hat uns bemerkt und winkt uns freundlich die Stufen hinaufzukommen, indem er uns Platz macht. Viel Aufmerksamkeit kann er den fremden Gästen freilich nicht schenken, denn schon wird er nach der andern Seite gerufen, wo sich zwei junge Männer mit großen Körben Backwerk durch die Menge drängen. „Sehen Sie," bemerkt er, „damit hat meine Frau ihre Last gehabt. Es ist alles bei uns gebacken; schon Vormittag hörte ich, daß zwanzig Sorten Gebäck fertig waren, und noch war kein Ende. Ich allein mußte den Christbaum schmücken."

Ein Christbaum ist doch ursprünglich nicht holländische Sitte und hier in der fernen Minahaßa hat man ihn? Richtig, da steht ja eine deutsche Fichte! hätten wir fast gesagt; doch nein, es ist eine Kasuarine, ein prächtiger Baum, der bis an die Decke reicht, 12 Fuß hoch. Und wieder erklärt uns der freundliche Herr im Vorübergehen: „Meine Burschen haben ihn mit den Wurzeln aus dem Walde geholt und in eine große Waschtiene eingepflanzt. Sie wissen doch, daß die deutsche Sitte hier durch den Vater Riedel eingeführt ist? Keine Hauptstation bleibt ohne Weihnachtsbaum." Und wie viel Lichter schmücken den Baum! zum Teil sind sie von dem Wachs der wilden Bienen in dünnen Bambusrohr gegossen. Andre aus europäischer Fabrik und die vielen an die Zweige geknüpften Geschenke zeigen, daß die Missionsfreunde in Holland noch treulich der jungen Alifuren-Gemeinden denken.

Nun werden die Kinder hineingerufen. Wohl ist's ein Gedränge, doch scheinen sich manche hinter andern verstecken zu wollen. Die schüchternen werden freundlich ermutigt; alle müssen einen weiten Kreis um den strahlenden Baum bilden. Hier und da entfährt einem Kindermund ein Ausruf des Staunens. Auch hört man, wie flüsternd ein oder das andre von den schönen Dingen genannt wird. Doch nun stille. Auf einen Wink des Missionars stimmt der ebenfalls anwesende Schulmeister an: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!" Die Kinder fallen ein — dreistimmig, rein und schön. Die Worte sind malaiisch; aber die Melodie und die Weihnachtsgefühle, die in ihr auch hier ihren Ausdruck finden, gehen weit hinaus über alle sprachlichen Schranken. Wahrlich, ich glaube, jedem Christen, der diesen Weihnachtsgesang mit anhörte, müßte das Herz aufgehen und die Augen naß werden.

Wie würde es um diese braunen Kinder stehen, wenn man in der Minahaßa noch nichts wüßte von dem großen Kinderfreund, der aus Gnaden selbst ein Kind geworden ist! Auf ihn weist die Ansprache des Missionars hin, und auf manchem andächtigen braunen Gesichtchen meinen

wir etwas zu lesen von Verständnis für das große Gnadengeschenk unsres Gottes, das über den irdischen Gaben nicht vergessen ist.

Nach abermaligem Gesang wird die Weihnachtsgeschichte erzählt. Ein kleines Bürschchen in bunter Kattunjacke und weißen Höschen, mit hellen Augen und offenem, halblachendem, halbschüchternem Gesichte wird dazu aufgerufen. Er erzählt mit klarer Stimme schlicht doch genau. Dem kleinen Mann wird als Anerkennung erlaubt sich selbst ein Stück von den am Baum hängenden Süßigkeiten abzunehmen. Dann beginnt das Verteilen der Geschenke, deren jedes schon den Namen des Empfängers auf einem angehefteten Zettel trägt. Wie wartet jedes Kind in größter Spannung, bis es seinen Namen hört! Dann treten sie fröhlich und doch zaghaft vor, um das Geschenk in Empfang zu nehmen und höflichst zu danken. Die Mädchen verneigen sich nur; aber die Jungen machen einen regelrechten Kratzfuß, wie er vor einem halben Jahrhundert bei uns Sitte war. Vermutlich hat ihn der Schulmeister für diese Gelegenheit noch etwas einexerciert. Die Freude gewinnt einen mannigfachen Ausdruck, wenn das Päckchen geöffnet ist. Die Kleine dort steht überglücklich in stiller Betrachtung, während jene hell lachend zur Mutter läuft um den erhaltenen Schatz zu zeigen. Die Knaben sind lauter und mancher schwingt sein Geschenk mit einem Freudensprung unter lautem Hurrah in die Luft. Die Freude der Kinder aber leuchtet wieder auf den Gesichtern der Eltern.

Um die etwas wankende Ordnung unter den Kleinen wieder zu befestigen thut ein Lied gute Wirkung. Wir wollen es dem patriotischen Schulmeister nicht verargen, wenn er das Nationallied der Minahaßa anstimmen läßt — das ist wohl die beste Leistung seines Gesangunterrichts. Doch auch manches Weihnachtslied wird noch gesungen im Wechsel mit Essen und Trinken und fröhlichem Gespräch — bis man die Kleinen nach Hause schickt. Sie danken nochmals und verabschieden sich beim Missionar und seiner Frau; dann gehen sie in guter Ordnung ab.

Morgen aber kommt der „große Tag". „Gesegneten großen Tag" so begrüßt man sich am ersten Feiertage. Ich denke der Festgruß ist schöner als der Alt-Englands, wo man sich ein „vergnügtes Weihnachten" wünscht. — Alles strömt zur Kirche, die heute fast zu klein wird. Wohl sind auch solche dabei, die sonst nicht fleißig das Gotteshaus besuchen; soll man sich aber nicht freuen, daß sie durch das liebe Fest dahin geführt werden? Vielleicht daß diesmal ein Wort wie ein fruchtbares Samenkorn ihnen tiefer in die Seele dringt! Der feierlichere Gottesdienst, der schöne vierstimmige Gesang der Seminaristen[1]) trägt vielleicht auch etwas bei, um diesmal den Boden empfänglicher zu machen. — Hier ein paar Beispiele von den Wirkungen der Weihnachtspredigt bei den Alifuren.

Nach beendeten Gottesdienst besuchen die Gemeindeglieder sich gegenseitig und den Missionar und seine Frau um zu gratulieren. Das Missionshaus ist voll. Immer wieder tönt es: „Gesegneten großen Tag!„ Es wird Kaffee und Kuchen umhergereicht; doch vernimmt man aus der Unterhaltung manch' erbauliches Wort. Dort auf der Gallerie treten

[1]) Zu Tanawangko besteht das Seminar für inländische Lehrer.

eben die Seminaristen im Kreise zusammen und singen trefflich einen Psalm vierstimmig, worauf einer von ihnen an den Missionar eine Ansprache richtet. Sonst thaten sie noch mehr als singen. Als noch Heiden im Dorfe lebten benutzten sie das Fest, um ihnen das Evangelium nahe zu bringen; und jetzt noch, wenn solche, die als Kinder getauft sind, aber nicht als Christen wandeln, der Gemeinde Ärgernis geben, so treiben sie bei ihnen ihre Weihnachtsmission. Manches schlafende Herz haben sie schon wach gesungen.

Da kommen sie so freundlich in das Haus des „alten Vaters", „lieben Onkels" oder „guten Freundes", dem mit herzlichem Händedruck ein „gesegneter großer „Tag" gewünscht wird, mit der Frage ob er erlaube, daß sie ihm eins singen? Der Hausherr fühlt sich geehrt und giebt die Erlaubnis. Nach einigen Liedern ergreift einer das Wort und spricht von dem Segen des „großen Tages" grade in der Beziehung, die dem „lieben Onkel" oder „alten Vater" nötig ist. Mehrfach kamen solche Leute am folgenden Neujahrstage in die Kirche.

So haben wahrscheinlich die Seminaristen früher einmal einen alten heidnischen Priester zu Christo gebracht. Sein eigener Sohn, den der Vater um des Glaubens willen verstoßen hatte, war auch dabei. Hernach wurde der Greis krank, ließ den Missionar rufen und offenbarte ihm, daß er mehr an seine Seele als an seine Krankheit denke. Er habe schon gebetet: Herr laß mich leben, damit ich noch ein Christ werde. Sein Sohn durfte unter Freudenthränen dieses Bekenntnis mit anhören. Der Alte genas. Am folgenden Sonntage bat er die Seminaristen wieder vor sein Haus zu kommen. Das machte Aufsehen in der Negerei, und bald war eine große Menge versammelt, vor der jener nun offen bekannte, daß ihr ehemaliger Walian[1]) sich bekehrt habe. Zum Beweis seiner Erklärung ließ er alle seine Zaubergeräte bringen, Puppen, Bilder, Federn, Blätter nnd Bambusstücke und warf sie ins Feuer. Nach weiterer Unterweisung wurde er getauft. Ihn hatten wie es scheint die Weihnachtslieder zu Christo geführt.

Hören wir noch eine Weihnachtsfrucht. In seinem Filial Tara-tara hat der Missionar eine Witwe, die seit dem Tode ihres Mannes trübsinnig ist — aber doch eine fleißige Kirchgängerin. Die Weihnachtspredigt hat ernstlich die Frage in die Herzen gedrückt: „Was thun wir nun dem Herrn als Dank?" Noch ist der Missionar mit den Ältesten in der Schule. Da kommt die alte Maria, das geschorene Haar mit einem Kopftuche verhüllt. „Mein Herr," sagt sie, „ich kann nicht viel thun; aber hier ist mein Dank;" und mit der Bemerkung „für die Mission" läßt sie ihm ein Päckchen in die Hand gleiten. Dann wendet sie sich zu den andern mit scharfem Ton: „Als wir noch Heiden waren da machten wir Fosso[2]): Mengellur oder Menonsea, Mahawalian und viele andere. Da mußte jeder beisteuern; man gab ein paar Maß Reis, ja mancher fünf bis zehn, oder Hühner, Fische und selbst ein Schwein. Keiner kam davon los.

---

[1]) Heidnischer Priester.
[2]) Heidnische Feste, bei denen mancherlei Gräuel vorkamen.

Nun sind wir frei geworden von der Finsternis; das Evangelium leuchtet uns; es giebt keinen Zwang mehr. Was thun wir nun? Nun bringen wir einen Cent, vielleicht einen halben. Pfui — Schande! Ist das Dank? Dabei drückte sie dem Missionar die Hand und ging. Alle schwiegen verlegen. Endlich sagte einer: Schade, daß sie irre ist! „Aber was sie jetzt sprach, war doch nicht irre!"

Noch ein Bild.

Zu Tanawangko giebt die Feindschaft zweier einst befreundeter, ja verwandter Familien viel Ärgernis. Sie ist hervorgerufen durch einen Schaden, der mehrfach an den Gemeinden der Minahaßa nagt: das Kartenspiel — ein Geschenk der modernen religionslosen Kultur. — Ramby und Toar, altem minahaßischen Adel entsprossen, gehören zu den angesehensten und wohlhabendsten Männern der Negerei. Weitläufig verschwägert standen ihre Familien im besten Einvernehmen mit einander. Brüder und Schwestern hätten nicht innigeren Umgang haben können und das Verhältnis hatte auf die ganze Gemeinde guten Einfluß.

Da drang der Spielteufel ein, durch Fremde eingeführt, die sich ihrer Bildung rühmten. Es war so hübsch, sich die langen Abende mit den Karten zu vertreiben. Anfänglich spielte man noch nicht um Geld sondern unschuldigerweise um Maiskörner und Erbsen. Aber das gab zuletzt nicht den genügenden Reiz: man fing an Geld einzusetzen — und das wurde immer schlimmer.

Eines Abends sind die Familien wieder zusammen in Toars Hause. Es ist hübsch eingerichtet. Die große von der Decke hängende Petroleumlampe ist ein Zeichen des Wohlstandes. Lily, die Hausfrau, hat einen schönen neuen Sarong[1]) angelegt, der ihren Mann über 40 Mark gekostet hat. Toar ist vergnügt: „Kommt Freunde, läßt uns wieder spielen!

„Sieh Toar will den Sarong frei spielen!" bemerkt einer scherzend. Mina, Rambys Frau will nicht mit spielen, sie hat Kopfschmerz. Komm nur, sagt Toar, nimm etwas Eau de Cologne, dann vergeht der Kopfschmerz; und wenn du gewinnst oder dein Mann, sollst du einen neuen Sarong haben noch schöner als der Lily's." Mina läßt sich zureden; ihr Mann gewinnt. Man gratuliert zu dem Sarong.

Doch die Sache zog sich hin. Durch immer schlimmeres Spielen war in beiden Häusern das Geld knapp geworden — da mahnt Mina eines Tages den Toar ihr wenigstens den von ihrem Manne gewonnenen Betrag (9 Mark) zu geben und das vor den Ohren eines Fremden. Damit war die Freundschaft plötzlich zu Ende. Man überbot sich in Schmähungen und Verleumdungen und bald wütete die bitterste Feindschaft. Die früheren Freunde suchten einander auf alle Weise Schaden zuzufügen an den Pflanzungen, dem Vieh u. s. w. Ja Ramby drohte den Toar tot zu schießen. Endlich wurde die Sache vor Gericht gebracht. Alle Bemühungen des Missionars, die Feinde zu versöhnen, waren vergeblich gewesen und als Toar zur Zahlung von 260 Mark verurteilt war, schien eine Heilung des Bruches ganz unmöglich.

---

[1]) Das um die Taille geschlungene Gewand, das bis zum Boden reicht.

Nun ist Weihnachten (1878). Bei der Bescheerung für die Kinder gehen Ramby und Toar sichtlich einander aus dem Wege. Am andern Morgen ist das Thema der Predigt: „Friede auf Erden!“ Manche Zuhörer werden zu Thränen gerührt. Ramby und Toar sind auch in der Kirche — aber ihre Augen werden nicht feucht. Und doch mag etwas in ihrem Herzen vorgegangen sein; denn unter der Schar, die dem Missionar „gesegneten großen Tag“ wünschen will, sehen wir diesen wie jenen. „Bleib ein wenig zurück,“ wird einem wie dem andern freundlich zugeflüstert. Ramby's Schwiegervater, ein Onkel der Lily, ein geachteter Greis, der von der ganzen Verwandtschaft als Haupt geehrt wird, versteht die Absicht und bleibt auch zurück. Als die übrigen fortgegangen, wird noch einmal herzlich von dem Friedefürsten geredet und der Alte unterstützt die Mahnungen des Seelsorgers. Endlich schmilzt das Eis. Mit zum Boden gehefteten Blick beginnt Ramby: „An mir soll es nicht liegen, mein Herr!“ „Auch ich wünsche, daß alles wieder werde wie früher,“ sagt Toar. Doch noch stehen beide zögernd. Da legt der Missionar ihre Hände in einander und beide vergeben sich und versprechen aufs neue Freunde zu werden.

„Doch vergeßt nicht, fügt der Greis hinzu, daß ihr durch unserm Herrn Christus miteinander versöhnt seid!“ und zum Missionar gewandt: „das ist in der That ein gesegneter großer Tag. Der Herr hat Ihrer Predigt Frucht geschafft und Ihr Gebet erhört. Haben Sie Dank für Ihre Liebe und treue Seelsorge, die Sie an uns bewiesen haben!“

Nach herzlichem Händedruck gehen die beiden Versöhnten mit dem Schwiegervater. In dessen Hause finden sie die beiden Frauen, die dort beim Gratulieren zusammengetroffen sind. Auch ihnen hat die Predigt einen Haken in die Seele gesenkt, den sie nicht wieder los werden können. Nun sehen sie die Männer kommen mit fröhlichen Gesichtern, am fröhlichsten den Alten, der nun auch die Hand seiner Tochter und seiner Nichte zur Versöhnung in einander fügt. Nach Jahren sind beide Familieu wieder zum ersten male vereinigt und das Weihnachtsmahl wird zum fröhlichen Versöhnungsmahle. Manche Tischrede wird dabei gehalten. Auch der Seminarhilfslehrer ist mit unter den Gästen; der macht einen schönen Schluß mit einem herzlichen Gebet dankend für den Weihnachtssegen — bittend um das Bleibeu des Weihnachtsfriedens.

Unsre Quelle fügt hinzu — der Friede ist seither nicht gestört worden.

Gastfreundschaft der Hindus und sonst allerlei Blicke in ihr häusliches Leben.

Von Missionar Mayr.

Einst reiste ich im Koimbaturdistrikte und war in einer Nachmittagsstunde ins Dorf S. gekommen, wo ich etwas rasten wollte; vor der Dorfschule ließ ich Halt machen; ich kroch aus dem Ochsenkarren hinten heraus und trat in die Schule ein, um Schutz vor den heißen Sonnen-

strahlen zu haben; mein Fuhrmann spannte die Ochsen aus, band sie mit dem Strick, der als Zügel dient, an der Wagendeichsel fest, holte einen Arm voll Stroh aus dem Wagen unter meinem Lager heraus und warf es den Ochsen vor; diese legten sich mit Behagen nieder und ließen sich ihr Stroh wohl schmecken. Im Schulzimmer hieß mich der Dorfschulmeister mit vielem Anstand willkommen, schaffte auch eine Art Stuhl herbei und bat mich niederzusitzen. Ich unterhielt mich mit ihm über sein Dorf und Schulangelegenheiten; es waren etliche 30 Knaben und ein paar Mädchen zugegen, die alle nach ihrer Landessitte mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden, etliche auch auf eignen kleinen, viereckigen Matten saßen und ihre Lektionen nun vor dem Gast mit um so größerem Eifer lernten, nachdem der Lehrer die erste Aufregung, welche mein Eintritt in die Schule unter der kleinen Schar hervorgebracht hatte, durch etliche Kraftäußerungen und Schwingen seines Scepters beschwichtigt und sie zu einer gemeinsamen Begrüßung des Gastes durch ein kräftiges Salam-Rufen, wobei sie ihre rechte Hand flach an die Stirne legten und sich etwas verbeugten, veranlaßt hatte. Die Kunde von dem Besuche des weißen Herrn in der Schule war schnell im ganzen Dorfe verbreitet, und es sammelte sich eine größere Menge von Leuten, denselben zu sehen, darunter auch der Dorfschulze und andere Dorfbeamten. Die letzteren begrüßten den Fremdling mit vieler Ehrerbietung und ließen sich in einiger Entfernung vor mir auf den Boden nieder; sie hatten auch für den Weißen eine Labung mitgebracht, ein Sembu (Messinggefäß in Topf-Form) mit Milch, etwas Früchte mit Zucker auf einem messingnen Präsentierteller; so thaten sie aus freien Stücken, ohne etwa Bezahlung oder ein Geschenk zu erwarten; hätte ich ihnen Bezahlung angeboten, würde ich sie sehr beleidigt und ihre Gabe verachtet haben. Ich nahm ihre Gaben mit Dank an, und hätte auch gerne die Milch getrunken; die Früchte konnte ich ja leicht aus der Hand essen; aber wie sollte ich die Milch trinken, ohne die freundlichen Leute zu beleidigen? Ich wußte ja, daß die Hindus beim Trinken ihre Gefäße nicht an die Lippen setzen; jede Berührung mit dem Speichel ist ihnen höchst eklig und widerlich; deshalb legen sie beim Trinken den Kopf ganz nach hinten zurück in eine horizontale Lage, halten das Gefäß mit der Rechten (die Linke besorgt alle unreinen Geschäfte, die Rechte die reinen) gerade über den weit geöffneten Mund und gießen das Getränk, sei es Wasser oder Milch oder was immer, in den Mund; im Schlucken einer größern Quantität haben sie große Übung. Ja das ist eine recht schöne Sitte für den Hindu, aber was sollte ich, ungeübt in solchen Künsten, thun? Durch Ansetzen des Gefäßes an meine Lippen würde ich ihr Gefäß verunreinigen und die guten Leute beleidigen, das mochte und konnte ich nicht. Frisch gewagt, ist halb gewonnen; mit solchem heroischen Entschluß legte ich auch meinen Kopf zurück, daß ich alle Sparren des Schuldaches genau sehen konnte, hob das Milchgefäß in die Höhe und fing an, in gut indischer Weise zu gießen; aber siehe da „nur halb gewonnen;“ mindestens die Hälfte der schönen, süßen Milch ging in den Hemdkragen hinein, so daß ich den ersten Versuch abbrechen mußte; mit verschämten Lächeln hielt ich ungewiß

über den weiteren Erfolg das Gefäß vor mich hin. Auch die Menge meiner Zuschauer lächelte mitleidig und der verständige Dorfschulze unterbrach die Stille mit den Worten „ach, mein Herr, wir wissen wohl, daß Sie es nicht verstehen, nach unsrer Weise zu trinken; setzen Sie das Gefäß nur ruhig an den Mund.“ Das ließ ich mir auch nicht zweimal sagen, und trank den Rest der Milch nach meiner europäischen Weise aus; und an dem zustimmenden Lächeln meines Publikums merkte ich, daß sie alle mit einverstanden waren. Dann predigte ich ihnen noch das Evangelium und reiste weiter.

Das passierte mir in einer heidnischen Gesellschaft von Hindus, welche mit Leuten andrer Kaste keine Essensgemeinschaft pflegen, welche auch aus meiner Küche kein Essen annehmen würden, und von welchen man oft gesagt hat, daß sie um solcher Verweigerung willen selbst die höherstehenden Europäer verachteten. Hätte ich Hunger gehabt und hätte ich jene Leute gebeten, mir warmes Essen zu reichen, so würden sie es für eine Ehre gehalten haben, mir aus ihrer Küche solches, sei es in der Schule, sei es im Gesellschaftszimmer ihres Hauses auf dem reinsten, grünen Plantanenblatt zu reichen, und sich gefreut haben, daß auch ein Europäer sich nicht für zu hoch und stolz achtet, mit ihrer geringern Speise vorlieb zu nehmen. Aber in ihre Küche würden sie mich nicht leicht treten, noch ihre Kochgeschirre berühren lassen; auch würden sie nicht mit mir zusammen irgendwo ihr eignes Essen essen; sie würden sich so genieren, daß ihnen kein Bissen schmecken würde; ländlich, sittlich. Wenn die Hindus essen, machen sie die Thüre zu, um nicht gesehen zu werden, um ganz ungestört zu sein; waschen sich erst recht säuberlich Hände und Füße und das Gesicht, ziehen das Kleid um den Hüften loser, setzen sich mit untergeschlagenen Beinen auf den rein gekehrten Fußboden oder Matten vor ihrem grünen, staublosen Blatt mit Reis und Zugemüse aufgehäuft, daneben das Trinkgefäß mit Wasser, legen den linken Arm eingezogen auf den Schoß, und essen mit der rechten Hand, indem sie von dem Reishaufen mit drei Fingern kleine Teile wegnehmen, Kugelnformen, in diese etwa auch ein Stückchen Fleisch oder Fisch oder Gemüse hineinkneten, in die scharfe Karibrühe stippen und dann in den Mund werfen, ohne die Lippen mit den Fingern zu berühren; die linke macht sich dabei nur insofern nützlich, als sie die Fliegen und Mücken vom Essen wegjagt. Sind es Heiden, so werden sie beim Waschen vor dem Essen auf Stirne, Brust und etwa auch die Oberarme ihre Götzenzeichen (drei horizontale weiße Striche bei den Siwaiten, drei senkrechte Striche, von denen der mittlere gelb ist, in Form eines Dreizackes bei den Wischnuiten) mit geweihter Asche streichen, und unter Anrufung ihrer Götzen sich zum Essen nieder lassen; sind es Christen, so werden sie, nachdem sie sich auf dem Boden vor ihrem Essen niedergelassen haben, mit der Rechten die Augen deckend ihr Tischgebet sprechen. In solcher Weise schmeckt den Hindus ihr Essen und die europäische Weise, mit Löffel, Messer und Gabel zu essen, dünkt ihnen unrein, eklig, denn diese Eßwerkzeuge werden ja beim Essen immer und immer wieder mit dem Speichel berührt. Kommen Hindus bei uns Europäern zu Besuch und finden sie uns beim Essen, dann schleichen sie auf den

Zehen wieder zum Haus hinaus, um nicht zu stören; stehen sie mit uns auf vertrautem Fuß und bitten wir sie im Zimmer niederzusitzen, bis wir etwa fertig seien mit dem Essen, da merkt mans ihnen an, daß sie eigentlich auf Kohlen sitzen, weil sie so offen unser Essen mit ansehen sollen; hinter einem Versteck durch ein kleines Loch uns beim Essen zu beobachten, würde ihnen wohl ein Vergnügen sein. Hätte ein Hindu vor uns oder auch vor andern fremden Hindus zu trinken, es würde ihm eine Pein sein; er würde in eine Ecke flüchten, den Rücken kehren und wie der Vogel Strauß geborgen, seinen Labetrunk nehmen. Es wäre für einen Hindu überaus unanständig, vor Fremden solche Geschäfte abzumachen.

„Ländlich, sittlich", so dachte ich, als ich einmal auf dem flachen Dache eines unsrer Tamulchristen in Kombaconum zu einem Abendbrot mit demselben gemütlich zusammensaß. Ich war kaum ein Jahr auf dem Missionsfelde, als ich von Majeweram aus etliche 20 engl. Meilen dorthin reiste, um vikarierend die dortige Gemeinde zu besuchen und Gottesdienst halten. Einer unsrer dortigen Christen Sandappen Pilley aus der höhern Sudrakaste, war Scheristadar, eine Art Sekretär, am engl. Gerichtshof, ein treuer Kirchenmann, der viel auf regelmäßigen Kirchenbesuch und gute christliche Sitte und Ordnung in seinem Hause hielt; neben dessen Hause hatten wir ein kleines Haus von einem Eingebornen gemietet, und in diesem versammelte sich die kleine Gemeinde zur Anbetung. Es war einer meiner ersten tamulischen Predigtversuche, den ich hier machte, noch gebunden an mein Konzept. Abends nach dem Gottesdienste hatte mich jener Scheristadar, ein guter, alter Herr, in sein Haus geladen. Auf das flache Dach seines Hauses hatte er ein Tischchen und ein paar Stühle bringen lassen, dazu Thee oder Milch — ich habe es nicht mehr genau in Erinnerung, — Brot und Butter und Früchte; hiervon bat er mich, nach Herzenslust zu nehmen; er saß neben mir, und plauderte mit mir in englischer Sprache über allerlei, während sein Sohn hinter uns stand, um zu dienen. Am Essen war mir nicht viel gelegen; mit dem alten Herrn mich unterhaltend, strich ich mir dazwischen und langsam ein Butterbrot; für den europäischen Gast war auch ein Messer bereit gelegt worden. Der Sohn, dem der Auftrag geworden war, den Gast zu bedienen, und der diesem Auftrage eifrigst nachzukommen suchte, mochte glauben, daß mir das Bestreichen eines Butterbrotes zu mühevoll sei, weil ich gar wenig von der Butter genommen hatte und dieses Wenige gar langsam aufzustreichen versuchte. Er wollte mir nun helfen und die Arbeit erleichtern. Und ohne daß ich es gleich bemerkt hatte, nahm er ein andres Stück Brot vom Teller, langte mit dem Zeigefinger tief in die Butter hinein, und strich nun die viele Butter auf dem Brote zu einer glatten Fläche, — und präsentierte es mir auf seiner Hand, und zwar auf seiner rechten, mit echtem Hindu-Anstand. Das war doch liebenswürdig und freundlich gedacht und gethan! es gruselte mir zwar etwas im Innern, aber was sollte ich machen? Ich konnte doch den freundlichen, dienstbereiten Jungen unter solchen Umständen nicht betrüben und beschämen mit Belehrungen und Zurechtweisungen über Anstand, wie

wir Europäer uns denselben denken; er hatte alles nach seinen Gedanken recht verständig machen wollen, wenn auch nicht mundgerecht für einen Europäer. Ich beherrschte meine Gefühle, und werde wohl jenes Butterbrot gegessen haben; daran erstickt bin ich auch nicht. „Ach, solche Dinge kommen bei uns auf dem Lande auch vor," wurde hie und da von Missionsfreunden bemerkt. Daran zweifle ich nicht; trotzdem ist das ein ander Ding; denn jene Tamulen gehören zur gebildeten Klasse und erscheinen in vielen andern Stücken auch dem Europäer als solche, aber im Essen und Trinken haben sie eben ihren eignen Geschmack und Gebrauch. Dem freundlichen Jungen kann man höchstens den Vorwurf machen, daß es ihm noch an Erfahrung gefehlt hat. Wird er später mehr mit Europäern umgegangen sein und wird er deren Weisen näher kennen gelernt haben, so wird er auch gelernt haben, einem Europäer zu Gefallen die Butter mit einem Messer auf das Brot zu streichen, um nicht Anstoß zu erregen; unter seinen Landsleuten würde er durch die oben angedeutete Weise keinen Anstoß geben, vorausgesetzt daß er sich seine Hände vorher rein gewaschen hat; und ihm selbst würde noch immer ein mit dem Finger aufgestrichenes Butterbrod besser schmecken als ein andres. Übrigens ist ein Butterbrot dem Hindu ein Luxusartikel und in seinem Speisezettel völlig unbekannt; selbst das Brot ohne Butter ist ihm etwas besonderes, ihm nur durch die Europäer bekannt geworden; wenn er seinen Magen verdorben hat und seinen Reis nicht gut verdauen kann, oder wenn er in Krankheiten recht leichte Speise nötig hat, so kauft er sich, falls er einen übrigen Groschen in der Tasche hat, ein nach europäischer Weise gebackenes Brot. Bei längern Eisenbahnfahrten, wo die Hindus nicht leicht oder nicht schnell genug ihren gewohnten Reis und Karri kriegen können, sind ihnen unsre Brotkuchen recht angenehm. In Nordindien wird Weizen gebaut, und aus dem Weizenmehl haben eine gewisse Klasse von Hindus europäische Brote zu backen gelernt, und in allen größeren Städten, wo eine Anzahl von Europäern zusammen wohnt, sind solche Hindu-Bäcker ansäßig geworden. Von den Eingebornen kaufen nur wenige, und auch diese meist nur bei besondern Gelegenheiten solche Brote. —

„Ländlich, sittlich", so dachte ich auch im Hause eines tamulischen Postexpeditors in P., wohin ich einmal von Madras aus mit der Eisenbahn gefahren war, um dessen Kindlein die heilige Taufe zu geben. Derselbe, Asirwädam Pilley, war ein Glied unsrer Gemeinde, und gehörte auch dem höhern Sudrageschlechte an, ein gebildeter Mann im Dienste der englischen Regierung. Mit einem monatlichen Gehalt von etwa 120 Mark konnte er seine zahlreiche Familie anständig ernähren. Weil in bessern Umständen bezahlt solch ein Mann auch die Reisekosten seines Pfarrers, und giebt noch ein paar Mark als Taufopfer in die Kirchkasse; das Beherbergen und Bewirten des Pfarrers versteht sich von selbst und gilt als Ehre. In einer Abendstunde war ich angekommen und hatte dann gleich die Tauffeierlichkeiten vorgenommen; ich selbst sollte auch Pate sein, was ich in der Regel als Täufer und Ausländer nicht angenommen hatte, aber in diesem Falle nicht gut abweisen konnte; so mußte mich ein

Verwandter der Familie bei der Taufhandlung in dieser Eigenschaft vertreten. Ich hatte hier zu übernachten, und erst am folgenden Morgen konnte ich nach Madras zurückfahren.

Nach der Taufeier, die ähnlich gehalten wird, wie bei uns zu Lande, sollte ich in demselben Hause zu Abend essen; die ganze Familie war nun damit beschäftigt und all ihre Gedanken und Sorgen gingen dahin, es mir in ihrem Hause recht angenehm zu machen. Es ist wirklich rührend zu sehen, wie solche Leute keine Mühe scheuen, die Gastfreundschaft zu pflegen; dessen eingedenk, schreibe ich solche Erinnerungen mit dankbarem Herzen nieder. Sonst ist es ja einem Europäer gerade kein Vergnügen, bei Hindus zu wohnen und zu essen; man kann kein Hinduhaus finden, das frei wäre von jenem Geschmeiß, das zumal in warmen Betten einen plagt und quält, und dessen Name uns schon ein Gruseln verursacht; selbst mit dem besten Willen können die Hindus diese Tierchen nicht ferne halten; und auch in unsern Kostschulen müssen wir sie immer und immer wieder mit Feuer und Schwert vertilgen oder doch vertreiben. Zuweilen dachte ich mir aber auch, daß dieselben am Ende doch nicht gar so schlimm seien, als wir es uns gewöhnlich denken, wenigstens nicht so schlimm für die Hindus; sie saugen gerne das Blut weg und damit auch schlechtes Blut und vertreten so die Stelle von Aderlassern. Soll doch auch jener so treue und berühmte Missionar F. im vorigen Jahrhundert diese Tierchen in seinem einsamen Schlafzimmer geduldet haben, und darüber von andern befragt und zur Rede gestellt, gesagt haben „ei, sie wecken mich öfters in der Nacht, und da habe ich dann mehr Zeit zum Beten und Arbeiten." Aber nicht jeder kann mit leichtem Sinne auf den Bettstellen von Hindus schlafen und auf ihren Stühlen sitzen. Und zurückgekommen von solchen Besuchen müssen unsre Hausfrauen gewöhnlich erst eine strenge Untersuchung der Kleider und des mitgebrachten Gepäckes veranstalten, ehe dieselben willkommen geheißen werden können. Sodann sind die Speisen der Hindus so viel verschieden von den unsern, und so eigentümlich gekocht, daß gar wenige Europäer daran Gefallen finden; dazu kommt, daß wenn die Hindus für Europäer Speisen bereiten, sie dieselben etwas nach europäischer Weise zu machen versuchen, und weil sie es doch nicht recht verstehen, dieselben dann noch unschmackhafter machen als ihre eignen. Anders steht es natürlich mit den Hindus, meist aus der Pariaklasse, welche bei Europäern im Dienst treten und ganz nach europäischer Weise zu kochen gelernt haben; wenn diese für ihre Herrschaft kochen, dann thun sie es nach unsrer Weise, und wenn sie für sich selbst kochen, thun sie es nach Hindu Weise, weil es so billiger ist, aber auch mehr nach ihrem Geschmack.

Also bei meinem Posterpeditor sollte ich zu Abend essen; ein Zimmer in seinem Hause ist mir zum Gebrauch angewiesen; obgleich die Hindus nach alter väterlicher Weise weder Tisch noch Stuhl zu ihrem Haushalt brauchen, so haben in unsrer Zeit doch schon sehr viele von ihnen sich solche Möbel angeschafft, zumal Leute höherer Bildung und Klasse, die auch auf den Ämtern der Regierung oder in den Büreaus der europäischen Kaufleute auf Stühlen und an Schreibtischen zu sitzen gelernt haben. Ja,

schon ein sehr großer Teil der Jugend gewöhnt sich an solches Sitzen in den modernen Schulen der Regierung und der Mission. In meinem Zimmer war also auch ein Tisch und wenigstens ein Stuhl. Nun weiß mein Postexpeditor aber auch, daß bei Europäern der Eßtisch mit einem weißen Tuch bedeckt wird; und so möchte er seinem europäischen Gaste auch den Tisch decken, wie es bei ihm Sitte ist; und der Tisch konnte es ganz gut brauchen; er sah nicht im geringsten appetitlich aus. Ein eigentliches Tischtuch besitzt aber mein zartfühlender Gastwirt nicht; ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, nimmt er von einem Haken an der Wand eines seiner Unterkleider, das er sonst um die Hüfte bindet, und deckt damit den Tisch; warum sollte er es nicht thun? ist es doch weiß und ganz frisch vom Wäscher gekommen. Irgendwo hatte er auch ein paar Teller aufgetrieben und ein Messerbesteck, dem man es ansehen konnte, daß es lange Zeit nicht gebraucht, auch nicht geputzt war. An dem Kleide, das der Mann zur Zeit um seine Hüfte in langen Falten hängen hat, wird nun das alles etwas abgewischt; die Teller wandern in die Küche und werden dort mit Reis und Karri (scharfer Brühe und Zugemüse) und etwas Braten oder Fleischknödeln gefüllt, wiedergebracht und auf den Tisch gestellt. Nun haben wir uns noch den Bau solch eines Hinduhauses ein wenig anzusehen; es besteht aus 4 Seiten oder Reihen von Zimmer, welche in der Mitte einen offnen Hofraum bilden; nach außen hin ist gewöhnlich auf der Frontseite eine äußere offene Veranda mit der Eingangsthüre, auf der entgegengesetzten Seite eine innere offene Veranda, wo allerlei Vorräte, Reis und Holz ꝛc. aufbewahrt, auch Kühe oder Ziegen eingestellt werden; und durch diese führt eine kleinere Thüre in den Garten; auf den 2 andern Seiten sind etwa 3—4 Zimmer, die alle nach innen zu Thüren haben; das Dach auf den 4 Seiten ruht nach innen zu auf Holzsäulen und bildet vor den Zimmern einen schmalen Säulengang, so daß man im Regen innerhalb des Gebäudes in alle Räume trockenen Fußes gehen kann. Andre Häuser sind auch in etwas andrer Weise konstruiert. Neben meinem Eßzimmer lag noch ein andres und neben diesem die Küche in der entgegengesetzten Ecke des Hauses. Da saß ich denn vor meinem Teller, pyramidenartig aufgehäuft mit Reis ꝛc., und daneben war ein andrer Teller mit den gebratenen Fleischstückchen; es war mir etwas bange, wie ich damit fertig werden sollte. Mein Hauswirt stand hinter meinem Stuhl, nicht etwa um neugierig zuzusehen, sondern um bei Tisch mir zu dienen; selbst wo Diener im Hause sind, sollen Gäste, die man ehren will, nach feiner Hindusitte nicht von diesen, sondern von dem Hausherrn oder doch von einem Sohn des Hauses bedient werden. Meines Wirtes Dienstbereitschaft konnte ich auch aus seiner Kleidung ersehen; er hatte sich nicht etwa in seinen Sonntagsrock geworfen, sondern er hatte sein loses Oberkleid abgenommen und um die Hüfte gebunden, und stand mit bloßem Oberkörper zu Diensten bereit; in solcher Weise erzeigen Hindus Höhergestellten ihre Ehrerbietung; so sieht man sie noch heutigen Tags in Gerichtshöfen vor den Richtern und andern Beamten stehen, so weit englische Herrn diese Sitte nicht beschränkt haben. Mein Zureden an meinen Gastwirt, daß er sich neben mich setzen möchte, statt

mir zu Gefallen hinter meinem Stuhl zu stehen, wäre vergeblich gewesen; ich hätte ihm nur seine Freude verdorben. Gespräche bei solchem Essen gelten für unanständig, der Gast soll in aller Ruhe seine Mahlzeit einnehmen; man hört nur ab und an eine freundliche Mahnung, reichlich zu nehmen. Die Augen des Gastwirtes sind scharf auf der Wache, ob der Gast bald dieses, bald jenes nötig habe. Kaum hatte ich etwa die Hälfte des gebratenen Fleisches gegessen, da entstand eine kleine Bewegung im Hause und gleich darauf fiel über meine Schulter ein neues Stück Braten behutsam auf meinen Teller. Wie war das zugegangen? Mein freundlicher Gastwirt befürchtete, daß der Teller mit Fleisch leer werden möchte, so gab er seinem Sohn, der an der Thürschwelle, auch dienstbereit, wartete, einen Wink und ein Zeichen, und dieser lief zur Küche hin, vor deren Thüre seine Schwester, auch dienstbereit, stand, und flüsterte ihr etwas ins Ohr, und diese ging in die Küche hinein zum Herd, wo ihre Mutter beschäftigt mit Kochen war, und sagte dieser den Auftrag des Vaters; und diese nahm ein Stück Braten aus der Schüssel und gab es ihrer Tochter in die Hand und diese reichte es ihrem Bruder, und dieser lief eiligst an seinen Posten zurück, wo sein Vater die Beute ihm abnahm, und dieser ließ endlich das Stück Braten behutsam um keine Störung zu verursachen, von hinten in meinen Teller fallen. Nun, solcher Transport will unserm Gaumen gerade nicht gefallen, aber sagt doch, war das Ganze nicht doch recht liebenswürdig und freundlich gereicht und veranstaltet in aller Demut und herzlicher Liebe von solch abscheulichen Kastenchristen, die nicht aus meiner Küche essen möchten? Und wenn ich in sie dringen würde, an meinem Tisch mit mir zu essen, so würden sie mich fein demütiglich bitten, sie zu entschuldigen und davon abzusehen; und wenn ich stolz und hart sie dazu zwingen wollte, so würden sie mir mit Ernst und Entschiedenheit entgegnen: „hiefür giebt es kein Gottesgebot, hierin wollen auch wir geringen Hindus unsre Christenfreiheit gewahrt wissen." —

Ein koreanischer Christ.[1])

Von verschiedenen Seiten her bahnt sich eine evangelische Mission in Korea an. Ein merkwürdiges Ereignis, das zu diesen Vorbereitungen gehört, teilt uns Missionar Loomis, der Agent der Bibelgesellschaft in Jokohama mit. Er schreibt:

„Es sind nun drei Jahre, daß eine koreanische Gesandtschaft nach Japan kam. So lange sie sich hier aufhielt, fragten ihre Glieder nach allerhand Neuerungen auf dem Gebiet der Staatswirtschaft, des Ackerbaus ꝛc. Ein japanischer Christ, Tsude, mit welchem sie diese Dinge besprachen, kam nun auch aufs Christentum zu reden. Da waren denn die drei Herren froh zu vernehmen, daß die Lehren Christi nicht so schlimm

[1]) Kalwer Missionsblatt 1883, Nr. 10.

seien, wie sie gewohnt hatten; übrigens wollten sie keine Bibelteile annehmen, da sie hatten schwören müssen, dergleichen nicht nach Korea mitzubringen. Nur eines thaten sie, nach ihrer Heimkehr sagten sie einem Edelmann, Herrn Ridschutei (oder auf koreanisch Isutschan), was alles sie in Japan gehört und auch gesehen hatten.

Dieser Edelmann nun war ein persönlicher Freund des Königs von Korea, und ihm war es bei dem folgenreichen Aufruhr im Juli 1882 geglückt, der Königin das Leben zu retten, indem er sie im Innern des Landes verborgen hielt, bis der Thronräuber Taiunkun gestürzt war. Dadurch hatte sich Ridschutei die Gunst des Königs in so hohem Grade erworben, daß ihm die Wahl gelassen wurde, welche Belohnung er sich von der Krone wünsche. Ridschutei aber dankte für die angebotenen Ehren; statt dieser bat er sich aus, Japan besuchen zu dürfen, damit er den Fortschritt und die Kultur jenes Landes gründlich studiere. Er durfte die Reise machen und ist nun 10 Monate hier. Er suchte und fand Herrn Tsude und begann die chinesische Bibel zu lesen. Dazu befähigte ihn die chinesische Gelehrsamkeit, die er besitzt, wie sie ihm auch möglich machte, mit gebildeten Japanern alsbald frei (d. h. auf Papier und in die Hand schreibend) zu verkehren.

Nun träumte ihm: zwei Männer erschienen, die einen Korb voll Bücher trugen. Auf die Frage, was das für Bücher seien, erhielt er die Antwort: die weitaus nützlichsten für Korea, nämlich Bibeln. Ihm schien der Traum eine himmlische Offenbarung; mit um so größerem Eifer setzte er sein Bibelstudium fort. Er wurde ein ernster Christ und ließ sich am 28. April von Herrn Jasukawa, dem Pastor einer presbyterianischen Gemeinde in Tokio, taufen.

Dieser Edelmann nun hat die Landessprache so schnell gelernt, daß er sie bereits fließend spricht und schon zweimal in ihr gepredigt hat, zur großen Erbauung der Gemeinde. Man merkt es ihm an, er ist gründlich bekehrt und arbeitet rastlos auf sein Ziel hin. Als ihn ein koreanischer Freund fragte, was er denn in der Bibel so interessant finde, sagte er: „Es ist alles darin interessant.“ Der Freund fügte bei: „Was ist's denn, das dich jetzt so fröhlich macht? Vorher warst du doch nie so.“ Ridschutei antwortete: „Es ist ein unbeschreiblicher Friede, wie ihn nur die kennen, welche glauben.“

Ein Christ zu werden ist aber für einen Koreaner eine gefährliche Sache. Erst vor 18 Jahren wurde ein Oheim Ridschuteis in grausamster Weise hingerichtet, weil er katholisch geworden war, und alle seine Habe wurde eingezogen. So weiß denn der Neubekehrte, daß er jetzt nicht zurückkehren könnte, ohne in stündlicher Todesgefahr zu schweben. Einstweilen aber hat er alle anderen Studien bei Seite gelegt, um sich nur mit dem Wort Gottes zu beschäftigen. Freilich unterrichtet er auch seine Landsleute und darf finden, daß bereits zwölf derselben die Wahrheit des Evangeliums anerkennen. Schon hat auch einer seiner Freunde, ein Professor des Koreanischen an der Universität Tokio um die Taufe gebeten und sich willig erklärt, wenn es sein müsse, für den Namen Jesu zu sterben.

Ridschutei arbeitet jetzt an einer chinesisch-koreanischen Übersetzung der heil. Schrift, d. h. er macht das chinesische Neue Testament (in Bridgmans Übersetzung) leserlich für Koreaner. Er hat die Evangelien und Apostelgeschichte vollendet und steht jetzt im Römerbrief. Wenn das Werk vollendet ist, will er es ins (rein) Koreanische übertragen; dazu leistet ihm die amerikanische Bibelgesellschaft allen Vorschub.

Neulich stattete ihm ein japanischer Beamter einen Besuch ab und legte ihm den Plan vor, eine amtliche Zeitung in Tokio herauszugeben, für welche Ridschutei die Artikel über Korea schreiben sollte. Der sagte aber: „Ich habe schon anderweitige Beschäftigung und kann hierauf nicht eingehen." Als ihm nun der Beamte ans Herz legte, sich den Vorschlag doch noch einmal zu überlegen, da er sehr vorteilhafte Bedingungen stellen könne, blieb er fest dabei: „Ich habe etwas Wichtigeres zu thun, und kein Anerbieten, das Sie mir machen können, wird mich davon abbringen."

Herr Ridschutei beschwört die Amerikaner, doch unverzüglich Korea in Angriff zu nehmen, jetzt sei der Augenblick dafür gekommen; sobald sich das neue Reich öffne, werden die Katholiken eindringen und das Volk mit leerem Formenwesen anlocken, das ihm keinen wesentlichen Gewinn bringen könne. Gewiß bereitet sich ein großer Umschwung vor, und ein neues Reich wird dem Evangelium offen stehen.

Unter diesen Umständen ist eine Erweckung, welche sich durch die japanischen Gemeinden verbreitet, von besonderem Wert. Wenn die Christen sonst zusammenkamen, war es hauptsächlich, um sich im Verständnis der Schrift zu üben, einander zu ermahnen oder auch durch Beredsamkeit zu glänzen. Gebetsversammlungen schienen einmal nicht nach dem Geschmack der Japaner zu sein. Das ist nun anders geworden. Allabendlich kommen sie zusammen, um zu beten; und da folgt ohne Unterbrechung eine Bitte auf die andere. Manchmal fangen nach einem Amen zwei oder drei Brüder zugleich an, und auch der allereinsilbigste Christ hat sich schon gedrungen gefühlt, sein tiefes Herzensbedürfnis zu äußern. Die Bitten sind kurz, bestimmt und tiefgefühlt. Da werden viele Sünden bekannt oft unter Thränen, und die Fürbitten für andere lauten manchmal ergreifend. Alles aber geht ruhig, ohne Aufregung vor sich. Die Gemeinden mehren sich auch gar schnell. Eine in Tokio, die vor der Erweckung nur 25 Glieder hatte, zählt ihrer bereits 100; in Annaka wurden am 6. Mai 36 Seelen hinzugethan u. s. f., im ganzen gegen 400.

Wenn sich aber die neuen Christen Japans so merklich mehren und an innerer Kraft gewinnen, wird die Aussicht auf eine Missionsthätigkeit im nahen Korea, zu welcher sich mehrere bereits anschicken, nicht mehr allzufern abliegen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. April. 1884.

Biblische Ansprache

gehalten auf der Missionskonferenz in Halle

von Oberpfarer Rothe in Eisleben.

Joh. 12, 32. Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde will ich sie alle zu mir ziehen.

Das verlesene Wort ist für Missionsfreunde von besonderer Bedeutung, weil es die einzige eigentliche Missionsrede abschließt, die der Herr vor Heiden gehalten hat. In kurzen, aber gewaltigen Zügen, in dem Lapidarstil der Ewigkeits-Anschauung stellt es das Wesen der Mission, ihre treibende Kraft und ihren Sieg vor das Auge.

Sonst hielt sich ja der Herr streng an die Schranken, die ihm als dem Messias Israels gesetzt waren und nur ausnahmsweise und zögernd ging er auf die Bitten ein, welche von Heiden an seine helfende Liebe gerichtet wurden.

Erst einen oder zwei Tage vor seinem Tode geschah das Außerordentliche, daß etliche Griechen den Messias der Juden sehen wollten. In diesem Wunsche erblickte der Herr ein Zeichen, daß die Zeit seiner Verklärung gekommen sei, da die in ihm für die ganze Menschheit vorhandenen, aber bis dahin auf Israel beschränkten Gnadenkräfte entbunden werden sollten, wie erst aus dem ersterbenden Weizenkorn der fruchttragende Halm hervorsprießen kann. Ein Donnerschlag vom Himmel her bekundete den Ernst dieser Stunde — ein Widerhall des Gerichts, durch welches der bisherige Beherrscher der Heidenvölker, der Fürst dieser Welt, aus dem Besitz seiner Herrschaft ausgestoßen werden sollte.

Daran fügt er das Schlußwort: und ich, wenn ich erhöhet werde, will ich sie alle zu mir ziehen.

Und ich — im Gegensatz zu dem Fürsten der Welt — ich, der wahre Fürst der Menschenseelen, auf den sie in ihrem tiefsten Grunde angelegt sind, der König, der — wie er tags darauf vor dem Vertreter des irdischen Beherrschers der Heidenwelt bezeugt — dazu in diese Welt des Wahns gekommen ist, um die Wahrheit zu zeugen — ich, der König der Wahrheit werde nun erhöht auf dem mir kraft meines Rechts über die Menschenseelen zustehenden Thron, von welchem jener Thronräuber, der Fürst der Lüge, hinabgestoßen werden soll. —

Erhöhet — nicht auf dem Wege äußerer Macht, wie ihn der Fürst der Welt auf dem Berge in der Wüste wies, da er alle Heidenreiche und ihre Herrlichkeit vor sein Auge stellte, sondern auf dem Wege, von welchem

schon dem ersten Adam gekündigt worden: durch den Todesstich in die Ferse zum siegreichen Zertreten des Schlangensamens. —

Erhöht dieser Königsthron — wenn auch umgeben von allen Zeichen tiefster Erniedrigung — erhöht von der Erde, die ihrem König keinen anderen Platz einräumte, als den Stamm des Kreuzes, den er durch die Majestät der sterbenden Gottesliebe zu dem Thron unvergänglicher Herrlichkeit verklärte. —

Am Kreuz brachte der König mit der Dornenkrone das weltumfassende Opfer, worauf seit Jahrtausenden die ungezählten Opferfeuer hindeuteten, welche rings in den Heidenlanden auf Millionen Altären aufloderten, ein Zeugnis in Flammenschrift von der Schuld des unversöhnten Gewissens; am Kreuz brachte er das Liebesopfer, welches in dem Menschenherzen die harte Kruste der Selbstsucht mit seiner Glut durchschmilzt und den in der Tiefe der Seele glimmenden Funken der Gottessehnsucht befreit. —

Erhöht, hoch über alles Irdische erhöht steht der Thron von Golgatha, den die Überschrift in den drei Weltsprachen als den Thron eines sterbenden Königs ankündigt, bethaut mit dem Purpur des Versöhnungsbluts — hoch steht er da in der Mitte der Weltgeschichte, an der Wende der Zeitrechnung, umbraust von den Stürmen der Jahrhunderte, dem Toben der Völker, dem Wogenschlag der Ereignisse; überdauernd alles Werden und Vergehen der Staaten, alles Auf- und Niedersteigen menschlicher Systeme, allen Wechsel von Sitten und Anschauungen, fest gegründet auf dem Felsen der Ewigkeit. Sichtbar dem äußeren Auge stand dieser Thron nur einen Tag da, aber unsichtbar glänzte er in dem wundersamen Lichte, vor der Seele der Menschheit ist er geworden die geistige Macht, vor der alle andern Mächte der Geschichte erbleichen, ja die er alle beherrscht und willig oder widerwillig in seinen Dienst zwingt.

Und von diesem Thron geht nun das Ziehen an.

Ziehen will ich sie alle, nicht zwingen, nicht gewaltsam drängen — ziehen mit der stillen, aber unwiderstehlichen Macht suchender, lockender, bittender Heilandsliebe — ziehen will ich die Menschenseele heraus aus sich selbst und all ihrer Not, aus der Trostlosigkeit der Gottesferne, aus der Knechtschaft des Welt- und Sündendienstes — empor zu mir, daß sie das Wehen meiner Liebe fühlt und auffauchzt in ihren Gründen, wenn der, vor dem sie als dem Richter bebte, auf sein Kreuz weist und zu dem zagenden Gewissen spricht: deine Sünde ist vergeben, ich selbst, dein König, habe sie getragen.

Und wo ihm der Liebeszug an einer Menschenseele gelungen ist, da kann dieselbe es nicht lassen, mit zu ziehen. Die selbst erfahrene Gnade drängt sie, den andern, der friedelos dem Fürsten der Welt dient, zu dem König hinzuführen, der auch für ihn am Kreuz erblich.

Darum ist die Mission so alt, als es Herzen gab, die dankbar aufschauten zu dem, der sie zu sich gezogen mit großer Güte. In derselben Stunde, da die Liebe Christi durch den heiligen Geist über die Apostel ausgegossen wurde, öffneten sie die verschlossenen Thüren und predigten der Menge von dem Jesus, den ihre Obersten gekreuzigt. —

Und ob es auch Zeiten in der Kirche gab, da der Gegenzug des Weltfürsten stärker zu sein schien, als der Liebeszug des Kreuzesfürsten, da die Wasser des Unglaubens das Feuer heiliger Reichsbegeisterung auszulöschen drohten, es war doch nur das Auf- und Abfluten zeitlicher Strömungen. Der aber am Kreuz ist der Herr der Zeit und Ewigkeit und seine bleiche Gestalt mit dem blutbenetzten Antlitz und dem brechenden Blick und den durchgrabenen Händen hebt sich immer wieder leuchtend hervor aus der abfließenden Weltflut. Achtzehn Jahrhunderte sind des Zeuge, daß sein *ich will* stärker ist, als aller Wille, der sich ihm entgegenstellt. Ich will sie *alle* zu mir ziehen. Als dieses Wort gesprochen wurde, war es so unendlich groß, daß die Hörer nicht von ferne ahnen konnten, was es bedeute. Auch diejenigen, deren Blick am weitesten reichte, überschauten ja nur einen kleinen Teil des unermeßlichen Völkergewimmels, das vielfach noch unentdeckte Weltgebiete erfüllte.

Und doch, wie unglaublich dies *alle* auch nur in Beziehung auf die damals bekannten Völker! Sollte wirklich der, welcher weit ab von den Mittelpunkten heidnischer Geschichte den schimpflichsten Verbrechertod starb, alle zu sich ziehen: die weltgebietenden Römer, die bildungsstolzen Griechen, die wilden Barbaren rings umher — er, der unter dem eigenen Volk in dreijährigem Wirken nur eine Hand voll Jünger gewonnen hatte? —

Ja, *sie alle* — bis an die Enden der Erde. Kein Wort aus diesem Munde, von dem ein Buchstabe unerfüllt zur Erde fällt. Und jetzt ist das: *sie alle* kaum mehr Gegenstand des Glaubens, es wird von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr thatsächliche Erfahrung.

Ja *sie alle* — mochten die Römerkaiser die Erde, welche das Blut des Kreuzeskönigs getrunken, mit dem Blute seiner Unterthanen färben — es kam der Tag, da auf dem Kaiserthron das verachtete Kreuz als höchstes Ehrenzeichen funkelte.

Ja *sie alle* — mochte der gekreuzigte Christus den Griechen eine Thorheit sein — es kam der Tag, da die Hochschulen ihrer Philosophen verödeten und die Weisheit vom Kreuz die Geister beherrschte.

Ja *sie alle* — mochten die trotzigen Germanenkrieger über die Alpen stürmen und mit wuchtiger Kraft die alte Welt in Trümmer schlagen — es kam der Tag, da mochte auch das deutsche Gemüt dem Völkerherzog die Mannentreue nicht weigern, die ihm freudig folgt in jede Not und jede Gefahr.

Sie alle — das erfahren wir, denen es vergönnt ist zu erleben, wie der hehre König am Kreuzesstamm mit seinem Ziehen nicht mehr nur einzelne Völkergebiete erfaßt, sondern alle Enden der Erde zugleich, die wir schon einen Teil der Ernte aufkeimen sehen, den in den beiden vorigen Geschlechtern von der Liebe Christi gezogenen Männer in die glaubensöde Zeit streuten. Wenn sie, die in den zwanziger oder dreißiger Jahren, ein kleines, gering geachtetes Häuflein das Banner der Mission entfalteten, sehen könnten, wie dieses Banner daheim immer größere Kreise um sich schart — auch diese Missionskonferenz ist des Zeuge — wie es draußen mit wachsendem Erfolg auch in den Teilen der Heidenwelt aufgepflanzt wird, die so lange verschlossen schienen — sie würden uns,

dem auf ihren Schultern stehenden Geschlecht zurufen: „Vorwärts, mit verdoppeltem Glaubensmut — wir haben geglaubt, obwohl wir nichts sahen; ihr dürft es mit Augen sehen: der Herr herrscht unter seinen Feinden.“

Und mag, was bisher erreicht, auch nur erst als ein Anfang erscheinen, uns ist es Unterpfand einer viel größeren Ernte, da Heidenvolk auf Heidenvolk, da zuletzt auch Israel seine Kniee beugen wird vor dem Namen, der über alle Namen ist, und da alle Zungen der Erde in vielhundertsprachigem Chor bekennen werden, daß Jesus Christus der Herr sei.

Wie lange es bis dahin noch dauern wird, wir wissen es nicht und brauchen es nicht zu wissen — das wird mit abhängen von unserer Treue, mit der wir an dem Ziehen mithelfen, das vom Kreuze durch die Jahrhunderte geht.

Freilich, um solche Mithelfer zu sein, müssen wir uns täglich von neuem herausziehen lassen aus unserer Glaubensarmut und Liebeskälte in die Erfahrung seiner Gnade. Und wiederum all unser Mühen in den Gemeinden wird nur ein äußeres Treiben sein, wenn die, welche wir zu Mitarbeitern an der Mission gewinnen möchten, nicht zuvor selbst zu dem Herrn gezogen sind.

Mags auch gelingen, Missionsgaben von Fernerstehenden zu erlangen, was helfen die Gaben, wenn nicht ein betendes Herz dahinter steht? Der äußere Missionsapparat, die Gesellschaften und Vereine können dem Herrn wohl die Wege bereiten, aber sie können nicht das Herz eines einzigen Heiden zu ihm ziehen. Ich will sie alle zu mir ziehen: das ist Königsrecht, das er sich vorbehalten hat. Und diese seine Liebesmacht wird nicht herabgezogen durch die vielen und durch das viele, sondern ein einziger Mann, der irgendwo die Heiden an sein Heilandsherz legt, wiegt mehr als ihrer hundert, die den Zugang zu seinem Thron nicht gefunden haben.

Die Mission alter und neuer Zeit ist begnadigt durch eine Fülle von Männern, deren ganzes Wesen bezeugte: Sie haben sich zu dem Herrn ziehen lassen. Und daß unter uns und in unsern Gemeinden deren immer mehr erstehen, das ist immer wieder unser ernstes Flehen, wenn wir uns in dieser Missionskonferenz vor dem Angesicht unseres hochgelobten Herrn und Königs zusammenfinden.

Denn das wissen wir wohl — eine höhere und ehrenvollere Aufgabe giebt es nicht, als die, dem König aller Könige bei diesem Welt- und Zeitdurchdringenden Ziehen zum Kreuze, wenn auch nur als die geringsten Handlanger zu dienen. Wenn alles, was jetzt die Geister bewegt, längst vergessen ist, dann wird noch in lichter Pracht der ehrne Tempel dastehen, dessen Grundstein Golgatha ist, dessen Mauern sich durch alle Geschlechter und Jahrhunderte emporwölben, dessen Steine die zu Christo gezogenen Menschenherzen sind, dessen Hallen von dem Glanz der ewigen Liebe durchleuchtet werden, auf dessen Spitze das Kreuz funkelt — wohl dem, dem es durch des Baumeisters Gnade vergönnt war, darin irgendwo, und sei es an der fernsten Außenwand einen noch so geringen Stein einfügen zu helfen — er wird sich dessen in Ewigkeit freuen. —

Lebensskizze des Missionars Jäschke.[1])

Von einem früheren Schüler desselben.

Der am 24. September vergangenen Jahres in Herrnhut verstorbene frühere Missionar Heinrich August Jäschke galt in der kleinen Gemeinschaft der Brüdergemeine, welcher er angehörte, für einen ausgezeichneten Sprachgelehrten. Doch auch außerhalb des engeren Kreises, in welchem er zunächst thätig und geschätzt war, ist sein Name nicht unbekannt geblieben, und wenn seine Leistungen vielleicht nicht so anerkannt worden sind wie sie es verdienten, so liegt dies wohl daran, daß sie nicht genügend bekannt waren. Es ist daher gewiß am Platze, wenn wenigstens nach seinem Tode auf seine Arbeiten aufmerksam gemacht und ein Überblick seiner Schriften gegeben wird.

Heinrich August Jäschke wurde am 17. Mai 1817 in Herrnhut geboren und stammte in direkter Linie von einer mährischen Emigrantenfamilie ab, welche im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts um des evangelischen Glaubens willen ihre Heimat verlassen und sich nach dem vom Grafen Zinzendorf für solche Flüchtlinge gegründeten Herrnhut gewandt hatte. Er war der Sohn armer, aber äußerst rechtschaffener und christlich gesinnter Eltern, die ihre Kinder vortrefflich erzogen.

Er zeichnete sich schon in der Schule seines Geburtsortes durch eine ungewöhnliche Begabung aus, und es wurde ihm infolgedessen eine Freistelle in dem einem Gymnasium ungefähr gleichstehenden, in Niesky befindlichen Pädagogium der Brüdergemeine verschafft, wo er sechs Jahre verbrachte und in allen Fächern die glänzendsten Fortschritte machte. Einer seiner früheren Mitschüler sagte mir, daß Jäschke in der Regel in allen Klassen und Fächern den Primusplatz behauptete und nur ganz ausnahmsweise von diesem Posten verdrängt werden konnte. Am meisten leistete er aber, sowohl als Schüler wie später als Lehrer, in den Sprachen und in der Musik und war auch schon körperlich für diese beiden Fächer in besonderer Weise günstig prädisponiert, indem ihm ein ganz ungewöhnlich feines Gehör sowohl in der Musik sehr zu statten kam (falsche und schiefe Töne kamen in seinem Gesang und Spiel so gut wie gar nicht vor), als auch in den Sprachen die genaue Unterscheidung aller Laute und dann auch die Nachahmung derselben ermöglichte.

Es sollen zwar hier eigentlich nur Jäschkes sprachliche Arbeiten Erwähnung finden, doch sei nebenbei, da einmal seiner musikalischen Begabung gedacht worden, wenigstens so viel noch gesagt, daß er besonders in jungen Jahren ein vorzüglicher Sänger und ein tüchtiger Klavier- und Orgelspieler war, in Symphoniekonzerten gewöhnlich die Klarinette blies, wenn er nicht eine Violine übernahm, im Partiturlesen und Dirigieren gewandt und besonders in der Theorie der Musik sehr tüchtig war, wenn auch seine kleinen Kompositionen nur im engsten Kreis Verwendung fanden.

Von seiner sprachlichen Begabung auch außerhalb der Schule einen Beweis abzulegen, dazu wurde ihm Gelegenheit gegeben, als er 1835

[1]) Ausland 1884. S. 104. Mit ausdrücklicher Genehmigung der Red. abgedruckt.

in das in Oberschlesien zu Gnadenfeld befindliche theologische Seminar versetzt wurde, und damit in eine Gegend kam, deren Bewohner den wasserpolackischen Dialekt sprachen. Andere Seminaristen pflegten in den zwei oder drei Jahren, welche sie dort verbringen, höchstens die polnischen Zahlen und einige beim Grüßen und Kaufen gebräuchliche Ausdrücke zu lernen. Jäschke aber machte sich in zwei Jahren die polnische Sprache so zu eigen, daß er nicht nur zwei Tagebücher bis zu seinem Tode meistens in lateinischer und polnischer Sprache schrieb, sondern auch, als er 1854 mit mir das Tatragebirge bereiste, die einen verdorbenen polnischen Dialekt redenden Bewohner desselben sehr wohl verstehen und geläufig mit ihnen reden konnte.

Ebenso lernte er, nachdem er 1837 als Lehrer der Christiansfelder Pensionsanstalt nach Nord-Schleswig gekommen war, ganz perfekt die dänische und auf einer Ferienreise auch die schwedische Sprache. Letztere wurde ihm wegen ihres Wohlklanges bald lieber als die andern bisher erlernten Sprachen und er sang auch, neben einigen niedlichen polnischen Liedchen, sehr gern schwedische Lieder. Auch in seinen Tagebüchern findet sich manche schwedisch geschriebene Seite.

Durch die 1842 erfolgte Berufung als Lehrer an das Nieskyer Pädagogium kam er in eine für ihn vorzüglich passende Stellung, denn er konnte nun schon weiter vorgeschrittene Schüler in den alten und auch einigen neueren Sprachen unterrichten und that dies mit großem Erfolg. War er auch nicht gerade beredt und im Erklären und Auseinandersetzen vielleicht manchmal wortkarg, so vermochte er doch strebsame Schüler außerordentlich zu fördern, weil er selbst die Sprachen vollständig beherrschte, in denen er unterrichtete, und daß dieses Beherrschen der Sprachen auch in Bezug auf das Griechische gilt, darf man wohl daraus schließen, daß in einem im Himalayagebirge geführten Reisejournal manche Abschnitte in griechischer Sprache geschrieben sind.

Übrigens war Jäschke gar kein einseitiger Sprachenmann. In der Mathematik und den Naturwissenschaften war er ebenfalls sehr tüchtig. Als Botaniker besaß er sehr ausgedehnte Kenntnisse und war ein scharfer Beobachter. Auch im Himalaya botanisierte er fleißig weiter und bestimmte eine bisher noch nicht bekannte Primel, die als Primula Jäschkiana in den Büchern aufgeführt ist.

Sein Hauptstudium blieben aber immer die Sprachen, und während seines Nieskyer Aufenthalts (1842—1856) erlernte er noch einige neue, so z. B. das Ungarische, welches ihm durch einen nach Niesky verschlagenen ungarischen Zögling nahe gelegt wurde. Mit dem Böhmischen beschäftigte er sich auch in dieser Zeit, brachte es aber darin nicht so weit wie im Polnischen. Ein ganz neues Gebiet aber betrat er durch das damals begonnene Studium des Arabischen, des Persischen und des Sanskrit. Diese Sprachen bewältigte er zwar nicht so wie mehrere lebende oben genannte, aber doch erlernte er davon so viel, daß er davon großen Nutzen hatte, als er 1856 einer Berufung der Missionsdirektion der Brüdergemeine folgend, nach Ostindien ging, um im oberen Pendschab, an der Grenze von West-Tibet, die Leitung einer 1854 begonnenen Mission unter

den dortigen Buddhisten zu übernehmen und mit der Zeit auch die Bibel in das Tibetische zu übersetzen.

Damit war ihm eine Aufgabe gestellt, zu deren Lösung er sich zwar ohne Zweifel besser eignete als irgend ein anderer, der aus dem kleinen Kreise der Brüdergemeine hätte abgesandt werden können, die aber doch auch für ihn keineswegs leicht war. Zwar das Hindi (mit den Devanagarizeichen geschrieben) und das Urdu (mit arabischer Schrift), welche im nördlichen Indien nicht entbehrt werden können, waren wohl schon darum leichter zu erlernen, weil bei Aneignung derselben das Englische häufig als Vermittelung dienen konnte. Bei der Erlernung des Tibetischen war dies aber weniger der Fall, indem es Jäschke nur selten und im Anfange gar nicht glückte, einen hinreichend intelligenten und gebildeten Eingeborenen zu finden, der wirklich von Nutzen sein konnte. Dennoch scheint er die Sprache in verhältnismäßig kurzer Zeit bemeistert zu haben. Über das Lautsystem derselben war er sogar schon nach einigen Monaten soweit im Klaren, daß er darüber eine später durch Professor Lepsius veröffentlichte Abhandlung schreiben konnte, deren Inhalt durch seine weiteren Erfahrungen und Studien nur bestätigt wurde. Vielleicht war auch der Umstand für sein schnelles Erlernen der Sprache günstig, daß er wenige Monate nach seiner Ankunft, um der Unruhe eines von seinen Kollegen beaufsichtigten Hausbaues zu entgehen, ganz allein nach Ladak ging und da über ein Vierteljahr unter Leuten lebte, die nur tibetisch sprachen. In einer solchen Lage lernt man bald sich in einer neuen Sprache bewegen und er lernte es vermöge seiner besonderen Begabung, man könnte sagen seines Sprachinstinkts, noch schneller als andere.

Doch wird es zweckmäßig sein hier, bevor seine Arbeiten in der tibetischen Sprache und für dieselben besprochen werden, einen Blick auf die Missionsunternehmung überhaupt zu werfen, an welcher er mit teilnehmen sollte, sowie auf die Gegend, in welcher er thätig war und auf die Leute, mit denen er zu thun hatte.

Seine Kollegen, die Missionare Heyde und Pagell, waren 1854 ausgesandt worden, um unter den Mongolen ihre christliche Wirksamkeit zu beginnen. Zu diesen zu gelangen war ihnen aber vollständig unmöglich gewesen. Nicht einmal in das eigentliche Tibet konnten sie eindringen, da ja die Chinesen auch heute noch jeden Fremden von diesem ihnen tributären Lande dadurch abhalten, daß sie den Eingeborenen bei furchtbaren Strafen verbieten, fremden Reisenden irgend etwas zu verkaufen oder irgend eine Hilfsleistung zu gewähren. Jene zwei Missionare entschlossen sich also, sich unter den an der Westgrenze von Tibet wohnenden Buddhisten niederzulassen. Hier hatten sie, jenseit des cirka 4500 m hohen Rotangpasses, in dem etwa 3500 m hohen Thale des Tschandraflusses (so heißt der Tschenab in seinem Oberlauf), da wo sich der Bhaga mit demselben vereinigt, die Missionsstation Kyelang gegründet, welche neuerdings Kailang genannt wird. Als Jäschke ihnen zu Hilfe kam, mit dem Auftrage, eine Übersetzung der Bibel ins Tibetische anzubahnen, waren sie gerade im begriff, mit Hilfe von Hindus ein größeres Wohnhaus zu bauen und während dieses Baues also ging Jäschke nach Ladak,

einem unter dem Maharadscha von Kaschmir stehenden, von kaum 25 000 Menschen bewohnten, vom Indus in seinem Oberlauf durchströmten Ländchen.

Die immer in nördlicher Richtung gehende Reise von Kyelang (in der unter englischer Oberhoheit stehenden Provinz Lahul) nach Ladak ist eine ziemlich beschwerliche, da sie bei einer Dauer von etwa 3 Wochen 10 Tagereisen weit durch eine ganz unbewohnte Gegend, eine wahre Hochgebirgs-Wüste, und beständig auf einer im Durchschnitt 4500 m hohen Gebirgsstraße zurückgelegt werden muß, auf welcher selbst in der besten Jahreszeit viele Reisende verunglücken. Jäschke war aber ein ausgezeichneter Fußgänger, ertrug Entbehrungen und Strapatzen mit Leichtigkeit und legte diese sowie manche andere Tour im Hochgebirge ohne Unfall zurück. Er würde sich überhaupt für einen Forschungs-Reisenden in Zentralasien vorzüglich geeignet haben, sowohl seiner körperlichen Beschaffenheit als seiner Kenntnisse und seiner Beobachtungsgabe wegen. Doch dieses Los war ihm nicht beschieden. Während der 12 Jahre, welche er im Himalayagebirge verbrachte, machte er, außer dieser Ladaker, nur noch eine größere Reise, nämlich nach Dardschiling, nördlich von Kalkutta.

Seinen Aufenthalt in Ladak nahm er in einem in Trapezform gebauten Hause eines mit den Kyelanger Missionaren bekannten Mannes, in Stok, nahe bei Le, dem gegen 3000 Einwohner zählenden Hauptorte des Landes. Hier lebte er und war genötigt zu leben ganz wie die unbemittelten Eingeborenen, d. h. äußerst einfach und eigentlich miserabel, aber dennoch zufrieden und die Zeit aufs beste auskaufend für Sprachstudien. Auf einer aus fünf unbehauenen ganz ungleichen Steinen bestehenden Treppe klomm er zu seinem Studierstübchen empor, in welchem ein wackeliger kleiner Tisch und ein noch defekterer Schemel das ganze Meublement bildeten, und trug das durch mühsame Unterhaltung und Ausfragen oder durch Lektüre Gewonnene in ein Sammelbuch ein oder führte auch sein siebensprachiges Tagebuch weiter. Als Nahrungsmittel standen ihm nur der nicht sehr schmackhafte Mehlbrei der Eingeborenen und das landesübliche Bier, Tschang genannt, zu Gebote. Außerdem legte noch die einzige Henne der Leute fast täglich ein Ei, welches ihm die ehrlichen Leute regelmäßig überließen und aus welchem er sich Eierkuchen bereitete. Heutzutage würde er besser haben leben können, denn ein erst vergangenen Sommer von Le abgereister Missionar berichtet, daß er Kartoffeln, verschiedene Gemüse, Obst, Weintrauben[1]) und Zwiebel kaufen konnte (das Pfund zu 8 Pfennig) und auch sonst allerhand Bequemlichkeiten hatte. Jetzt unterhält die englische Regierung sogar ein meteorologisches Observatorium in Le und dieser abgelegene Posten ist schon viel kultivierter als vor 30 Jahren.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Ladak kehrte Jäschke wieder nach dem zwar südlicher gelegenen, aber während der Wintermonate eher kälteren Tschenab- oder Tschandra-Thale zurück, in welchem das zur

[1]) Der Merkwürdigkeit halber sei angeführt, daß die Beeren dieser aus Süd-Ladak kommenden Trauben so außerordentlich groß waren, daß es in dem Bericht heißt, sie seien so groß wie vier Muskatnüsse gewesen.

Missionsstation bestimmte Kyelang liegt. Hier suchte er nun der tibetischen Sprache immer mehr Meister zu werden, teils durch Umgang mit Eingeborenen, unter denen natürlich gebildetere Lamas besonders erwünscht waren, teils durch Durchforschung der tibetischen Litteratur. Daneben suchte er dann mit seinen Kollegen auf die Jugend der Eingeborenen durch Schulunterricht einzuwirken, für welchen er mit der Zeit eine ganze Reihe tibetischer Schulbücher verfaßte, welche weiter unten aufgeführt werden sollen. Er versuchte auch die kleinen Buddhisten musikalisch auszubilden, vermochte aber darin wenig auszurichten, denn soviel er ihnen auch vorgeigte und vorblies, so konnte er die fast ausnahmlos unmusikalischen Kinder doch kaum zum richtigen Nachsingen der einfachsten Melodie bringen.

Außer den genannten Schulbüchern schrieb er auch für die mit einigen Erwachsenen begonnenen, im Wohnhaus der Missionare abgehaltenen Gottesdienste verschiedene tibetische Bücher und vor allem fing er an, sobald er dazu genügende Sprachkenntnisse zu haben glaubte, seiner Hauptaufgabe nachzukommen, nämlich die Bibel und zwar zunächst die vier Evangelien zu übersetzen.

Alle diese Werke waren für die Eingeborenen bestimmt und sollten zu ihrer geistigen und geistlichen Förderung dienen. Jäschke vergaß aber über diesen, das Missionswerk direkt fördernden Arbeiten auch die Europäer nicht, welche sich mit der tibetischen Sprache bekannt machen wollten und schrieb für dieselben, acht Jahre nachdem er in das Land gekommen, eine kurzgefaßte Grammatik in englischer Sprache, sowie ein bequem eingerichtetes kleines Wörterbuch. Für ein ausführliches Wörterbuch aber, dessen Herausgabe ihm jedoch erst nach seiner Rückkehr nach Deutschland möglich werden sollte, sammelte er vom Anfang seines Aufenthalts im Himalaya-Gebirge an fleißig umfangreiche Materialien.

Wenn man bedenkt, wie unendlich viele äußerliche Abhaltungen einem Missionar, der alle möglichen Dinge selbst herstellen und ausführen muß, die in Europa fix und fertig zur Hand sind, das Abfassen schriftlicher Arbeiten erschweren, so muß man wirklich erstaunen über Jäschkes eisernen Fleiß; denn die von ihm in Kyelang veröffentlichten Schriften mögen wohl gegen 2000 Seiten umfassen und haben zum Teil (wie die Grammatik und das Wörterbuch) gewiß viel Zeit zu ihrer Abfassung erfordert. Außerdem mußten aber auch diese 2000 Seiten sehr sorgfältig mit der oft schwer aus Kalkutta zu erlangenden autographischen Tinte geschrieben und auf der lithographischen Presse der Missionare gedruckt werden, bei welcher letzterer Arbeit zwar angelernte Eingeborene behilflich waren, wobei aber natürlich doch der Missionar sehr häufig selbst mit zugreifen, die Fehler der Gehilfen herausfinden und verbessern oder sonst zum Besten sehen mußte. In dem erschlaffenden Klima Ostindiens wäre eine solche Arbeitsleistung gar nicht möglich gewesen, aber in einem unter dem 32. Breitengrad 3500 m über dem Meer gelegenen Orte kann ein seine Zeit gut ausnützender, schnell arbeitender und dabei körperlich kräftiger Mann allenfalls so viel zustande bringen. Übrigens hat sich Jäschke doch zu sehr geistig angestrengt; denn er wurde, nachdem er zehn Jahre thätig gewesen, nerven- und kopfleidend und mußte nach weiteren zwei Jahren

auf ärztlichen Rat nach Deutschland zurückkehren. Hätte er nicht von Zeit zu Zeit kleine Fußreisen unternommen, die Besteigung eines benachbarten, etwa 4800 m hohen Berges führte er öfters in einem Tage aus, so wäre er noch früher zum Austreten genötigt gewesen.

Mit dieser Hervorhebung von Jäschkes Fleiß soll aber keineswegs gesagt sein, daß die anderen Missionare es darin hätten fehlen lassen. Auch sie waren in ihrem oft nicht leichten Beruf mit Treue und unermüdlich thätig, überließen aber natürlich die schriftstellerischen und Übersetzungsarbeiten mehr ihrem dazu besonders befähigten Mitarbeiter. Nach Jäschkes Abreise aber (1868) waren sie auch auf diesem Felde thätig. Missionar Redslob übernahm mit Hilfe eines sehr fähigen und gebildeten und auch zum Christentum übergetretenen Lama's aus Lhasa die Fortführung der Übersetzung der Bibel und Missionar Heyde gab unter anderem ein Rechenbuch und eine belehrende, für Buddhisten höchst notwendige tibetische Schrift heraus („Blick ins Weltall"), worin er die völlig verkehrten und unklaren Ideen der Buddhisten über Erschaffung, Erhaltung und Beschaffenheit der Welt zu korrigieren und einen richtigen Begriff von der Erde und dem Weltall zu geben sucht.

Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit auch der braven Frauen, sowohl der ersten Missionare (Jäschke, Heyde und Pagell) als auch der ihrer später hinzugekommenen Kollegen gedenken. Sie hatten wahrlich in dem so abgelegenen, in den Wintermonaten von der civilisierten Welt ganz abgeschnittenen Gebirgsthale, unter fremdartigen, feinerer Gefühle baren Menschen eine recht entbehrungsreiche Stellung und mußten außerdem die meisten ihrer Kinder durch eine epidemisch auftretende typhöse Krankheit dahingerafft sehen. Sie harrten aber nicht nur geduldig aus, sondern behielten auch freudigen Mut, unterstützten ihre Männer nach Kräften in ihrem Beruf, z. B. durch Handarbeitsschulen und sonst im Schul- und Kirchendienst, und verrichteten unermüdlich die oft kaum zu bewältigenden Haushaltungsarbeiten. In letzterem Stück thaten sie sogar, möchte man sagen, zu viel, d. h. zu viel nach ostindischen Begriffen. Jeder Europäer ist ja in den Augen der Hindus ein über gewöhnlichen Sterblichen schwebender Sahib, der keine gemeine Arbeit verrichten darf und dessen Frau vollends die Hände in den Schoß legen muß. Daher sind denn auch fast alle englischen Familien von einem Schwarm von Dienern umgeben und belästigt. Vergangenes Jahr kam eine solche englische Familie sogar mit einer 40 Mann starken Dienerschaft in die Sommerfrische nach Kyelang.[1]) Diese Diener nun und durch sie angesteckt auch die Leute von Kyelang sehen mit Verachtung auf die deutschen Sahibs-Frauen herab, welche unermüdlich im Hause und in der Küche geschäftig sind und fast gar keine Dienerschaft haben. Diese Verachtung erstreckt sich dann auch leicht auf das Werk der Missionare und schadet ihrer Thätigkeit und ihrem

[1]) Engländer, denen in dem 2500 m hoch gelegenen Simla die Luft noch zu flau und die Gebirgswelt zu zahm ist, steigen seit einigen Jahren häufig über den Rotang-Paß und erwählen sich Kyelang zur Sommerfrische, wo sie aber den Missionaren durch ihre große Anzahl und durch unvermeidliches Inanspruchnehmen manchmal recht lästig werden, während einzelne Besuche ja recht erwünscht wären.

Einfluß und es wäre daher wahrscheinlich zweckmäßig, wenn sich die Missionare der Brüdergemeine nebst ihren Frauen etwas mehr bedienen ließen. Doch auf der anderen Seite könnte man auch sagen: Es ist gut, wenn gegen den Sahib-Unfug durch die Thätigkeit fleißiger und aufopferungsvoller deutscher Hausfrauen Protest erhoben und ein leuchtendes Beispiel hingestellt wird, welches doch vielleicht auch Nachahmung findet.

Noch eine mit dem unermüdlichen Fleiß der Missionare und ihrer treuen Gehilfinnen zusammenhängende Frage möge hier berührt werden, nämlich die: Hat denn diese Berufstreue Jäschkes und der anderen Missionare eine entsprechende Frucht getragen? Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man versucht sein, diese Frage mit „nein" zu beantworten, da nur wenige Eingeborene die Taufe empfangen haben und nur zwei kleine Gemeinden gesammelt sind.

Aber schon die Schulthätigkeit der Himalaya-Missionare hat gewiß einen vielfach heilsamen Einfluß, wenn auch die unterrichteten Kinder nicht alsbald Christen werden, und für noch wichtiger muß man wohl die meistens auf Reisen vorgenommene und vom lebendigen Wort begleitete Verteilung von Schriften erklären, sowohl unterrichtender und aufklärender als auch direkt christlicher und Abschnitte des Neuen Testaments enthaltender Werke. In anderen Ländern wäre ja eine solche Schriftenverteilung beim Anfang einer Mission nicht angebracht, aber für Tibet, wo zwar die Frauen nur selten lesen können, und die meisten Männer es ohne rechtes Verständnis thun, aber doch viele Männer das Gelesene auch verstehen, ist gewiß die Verbreitung guter und in das Christentum einführender Schriften ein sehr wichtiges Mittel, um die ganz im Aberglauben und Furcht vor bösen Geistern befangenen Leute allmählich für christliche Ideen zugänglich zu machen. Daher war denn auch gerade Jäschkes Hauptthätigkeit, das Übersetzen und Abfassen guter Bücher, die in der dortigen Mission wohl allerwichtigste Arbeit, deren Erfolg und Frucht gewiß auch nicht ausbleiben wird.

Von Jäschkes sämtlichen Schriften, soweit sie mir zur Hand sind, möge nun noch ein Überblick folgen.

Abhandlungen und Bücher, in welchen die tibetische Sprache behandelt wird, liegen folgende vor: 1. Über das tibetanische Lautsystem. 20 S. 2. Briefe des Missionars H. A. Jäschke an den Akademiker A. Schiefner. 12 S. 3. Note on the Pronunciation of the Tibetan Language. 10 S. 4. Bemerkungen des Missionars H. A. Jäschke über die östliche Aussprache des Tibetischen. 14 S. 5. Über die Phonetik der tibetischen Sprache. 24 S. 6. A short practical Grammar of the Tibetan Language. Kyelang. 1865. 56 S. Die 2. mit Typen gedruckte Ausgabe dieser Grammatik erschien 1883 bei Trübner in London. 7. A Romanized Tibetan and English Dictionary, Kyelang 1866. 158 S. 8. Probe aus dem tibetischen Legendenbuch: Die 100 000 Gesänge des Milaraspa. 7 S. 9. Erklärung der in Desgodins': „La Mission du Tibet" vorkommenden tibetischen Wörter und Namen. 10. Handwörterbuch der tibetischen Sprache. Gnadau 1871. 658 S. 11. A Tibetan English-Dictionary. London 1881.

693 S. Nr. 1, 2, 4, 5 sind in Berlin gedruckt, Nr. 8 und 9 in Leipzig und Nr. 6 und 7 in Kyelang autographiert. Nr. 10 ist als das Hauptwerk anzusehen, von welchem Nr. 11 nur eine verbesserte englische Ausgabe ist. Außerdem ist noch ein sprachliches Werk für Tibet anzuführen: An Introduction tho the Hindi and Urdu Languages. Kyelang 1867. 56 S.

Von tibetisch geschriebenen Schul- und Missionsschriften finden sich in Jäschkes Nachlaß die folgenden vor (noch andere aber gibt es vielleicht in Kyelang): 1. Evangelium-Harmonie. 339 S. 2. Kirchenlitanei. 26 S. 3. Geographiebuch 112 S. 4. Kleineres Geographiebuch 32 S. 5. Katechismus 41 S. 6. Fabelbuch 32 S. 7. Kirchengeschichte 188 S. 8. Biblische Geschichte 112 S. 9. Gesangbuch, gegen 100 S. 10. Kleines Gesangsbuch 27 S. 11. Kinderfibel 38 S. 12. Lesebuch 48 S. 13. Kleineres Lesebuch 32 S.

Die Bibel-Übersetzung konnte Jäschke leider nicht vollenden, doch hat er das Neue Testament fast ganz übersetzt. Dasselbe wird jetzt auf Kosten der Englischen Bibelgesellschaft in Berlin gedruckt. Später wird dann auch das Alte Testament erscheinen, an welchem Missionar Redslob noch arbeitet.

Gar gern hätte Jäschke das von ihm angefangene Werk der Bibelübersetzung auch selbst vollendet und nachdem er sein großes tibetisches Wörterbuch fertiggestellt, hätte er in dem stillen Herrnhut auch hinreichend Muße gehabt, dies zu thun; aber eine Krankheit, die vor acht Jahren ihren Anfang nahm, machte ihn von Jahr zu Jahr schwächer und arbeitsunfähiger und raffte ihn endlich verflossenes Jahr hinweg.

So wurde nun nicht nur die Fortsetzung der Bibelübersetzung verhindert, sondern auch noch mancher andere Plan vereitelt. So hatte z. B. Jäschke schon die Vorarbeiten gemacht für die Herausgabe des Legendenbuches von Milaraspa, den er wiederholt, auch mit einem Lama durchgegangen hatte und den er mit Erläuterungen, grammatikalischer Analyse und Übersetzung veröffentlichen wollte. Es wäre dies jedenfalls eines der wertvollsten Hilfsmittel zur Erlernung der tibetischen Sprache geworden und zugleich wäre damit eines der wenigen tibetischen Werke zugänglich geworden, welche man lesenswert und ansprechend nennen kann. Der größte Teil der tibetischen Literatur verdient nämlich diese Prädikate keineswegs und nach den einzelnen erhabenen und an die christliche Lehre erinnernden Ideen des Buddhismus sucht man darin vergebens. Dies erhellt u. a. schon daraus, daß Professor Lepsius vor zwei Jahren an Jäschke eine große Kiste mit tibetischen Büchern und Manuskripten sandte, mit dem Gesuch, eine Übersetzung der Titel und Angabe des Inhalts zu liefern. Als ich mich dann nach dem Inhalt und dem inneren Wert dieser vielen Werke erkundigte, mußte mir Jäschke erklären, daß sie meistens nur Zauber- und Verschwörungsformeln enthielten und daß man eigentlich kein einziges lesenswert nennen könne.

In den letzten zwei Jahren seines Lebens konnte Jäschke, nachdem er zehn Jahre nach seiner Rückkehr nach Deutschland (1868 bis 1878) noch angestrengt, besonders an den oben genannten zwei großen Wörterbüchern

gearbeitet hatte, nicht mehr viel unternehmen, da die zunehmende Schwäche ihm zuletzt kaum noch die Korrektur des Bibeldruckes zuließ. Zu früh für seine Angehörigen und Freunde, sowie auch für das Missionswerk und für die Sprachwissenschaft, wurde er am 24. September vor. Js. aus diesem Leben abgerufen. Mit ihm ist ein ungewöhnlich begabter Sprachforscher, ein gründlicher, aber dabei äußerst demütiger und bescheidener Gelehrter — man lese nur den Schluß der Vorrede zum Tibetisch-Deutschen Wörterbuch! — und dabei ein peinlich gewissenhafter und durch seltene Berufstreue ausgezeichneter Mann dahingeschieden, dessen Name in der Brüdergemeine und auch in manchem Kreis außerhalb derselben nicht so schnell in Vergessenheit geraten wird.

Eine Unterredung über Feindesliebe.

Mitgeteilt von Ernst Faber, Missionar in China.

Confucius lehrte: Bosheit vergilt mit entsprechender Strafe, und Tugend durch Belohnung. Christus lehrt dagegen: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen ꝛc.

Was hältst Du von dieser Lehre Jesu? frug ich kürzlich meinen chinesischen Doktor (der Philosophie). Das ist eine unverständige, ja verkehrte Lehre! gab der gelehrte Herr trocken zur Antwort. So! meinst Du das? Laß uns einmal die Sache genauer untersuchen. Confucius hat wohl recht mit seinem Satze, da er zu einem Beamten redet: Jeder Richter muß Gerechtigkeit üben und also das Böse bestrafen und das Gute belohnen, jedenfalls Gutes als gut anerkennen. Die Lehre Jesu auf Rechtsverhältnisse angewendet wäre allerdings Unsinn. Aber Jesus hat auch kein Recht für Staatsbeamte erlassen, sondern für seine Jünger, welche geringe Leute waren und keinerlei Amt bekleideten. Jesu Jünger haben aber die Aufgabe, die Welt zu bekehren, nicht durchs Schwert, sondern durch Umwandlung der Herzen. Wer in solcher Liebesarbeit mit Feindschaft und Verfolgung belohnt wird, der darf nicht nach dem Grundsatz des Confucius handeln, da damit die Herzen nicht gewonnen, sondern meist noch mehr entfremdet und verbittert werden.

Das ist freilich ein großer Unterschied im Ausgangspunkt und Ziel der beiden Lehren, bemerkte mein Confucianer. — Da siehst Du wieder, bemerkte ich, wie wichtig es ist, sich nicht oberflächlich an den Wortlaut zu halten, sondern dem geistigen Zusammenhang nachzuspüren, wenn man gegenüberstehende Lehren richtig beurteilen will. Aber wir sind noch nicht fertig mit unserer Auseinandersetzung. — Wie so? entgegnete der Herr Doktor. Ich könnte mir nicht denken, was noch an Klarheit zu wünschen übrig bliebe. — Es handelt sich nicht sowohl um Klarheit, als um völlige Erschöpfung des Inhalts dieser Lehre, erklärte ich ihm. Da kommen wir sogar auf einen Hauptpunkt oder eine Fundamentallehre. Sonderbar, daß ich davon gar nichts sehen kann, wendete mein Herr Chinese ein. — Du bist eben gewohnt, durch die Brille zu sehen, und ich sehe mit guten

Augen, war meine Antwort. — O, ich verstehe, Du verstehst unter der Brille unsere Kommentare, nicht die Brille, die ich auf der Nase habe. — Du hast's getroffen! Die christliche Lehre nämlich schließt Privatrache ganz aus, was die confucianische nicht thut, sondern an anderen Stellen sogar fordert. — Damit willst Du aber doch schließlich, daß alles Recht, alle Vergeltung auf Erden aufhören soll, sagte der Herr Doktor. — O nein! entgegnete ich, wir Christen glauben nicht nur an Vergebung, sondern auch an Gericht. Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr, der höchste Gott. Auf Erden sind aber auch Richter von ihm bestellt, die an Gottes Statt nach Recht und Gerechtigkeit richten sollen, das sind die ordentlichen Beamten oder Mandarine. — Aber die Mandarinen lassen sich eben oft bestechen und verdrehen das Recht! — Das ist ein Übelstand, den ihr auf rechtlichem Wege abstellen müßt. Wenn dagegen jeder sich selber Recht zu verschaffen sucht, so behält schließlich der Stärkste Recht und der Staat geht zu Grunde. — Das ist wahr, fiel der Doktor ein, nach jedem Dorfkrieg bekommt das Gesindel daselbst die Oberhand, und größere Rebellionen sind die größten Kalamitäten, schlimmer als Feuer, Wasser und Sturmwind. Wie ist es denn damit in christlichen Ländern? — Da sind Rebellionen selten, kommen nur vor, wenn Obere und Untere der christlichen Religion den Rücken gewendet haben. Dorfkriege aber kommen längst gar nicht mehr vor, da niemand das Recht in die eigene Hand nehmen darf, auch wenn er der Beleidigte ist. Um Recht zu handhaben, dazu ist Unparteilichkeit erstes Erfordernis. Der Kläger darf nicht zugleich Richter sein, und der Beklagte noch weniger. — Dieser Satz gilt auch bei uns in China, unterbrach hier der Herr Doktor, aber die Mandarine und Stammältesten sind eben selten rechtschaffene Leute, darum suchen sich viele Unrecht Leidende selber zu helfen. — Schwierigkeiten, entgegnete ich, kann man auch in christlichen Ländern nicht ganz vermeiden, aber der wahre Christ steht so, daß, wenn er vor Menschen nicht Recht findet, er seine Sache Gott anheimstellt. Meinst Du nicht, daß in China die Hingabe an Rachegefühle ein großes Übel ist? — Ja freilich! daraus entspringt viel Unheil, Zank und Streit, auch Dorfkriege und besonders Hof- und Beamtenintriguen. Manchmal ist eine Kleinigkeit, vielleicht ein Mißverständnis die Ursache von jahrelanger Feindschaft, vielleicht sogar durch Generationen fortgesetzt. — Nun, wäre da nicht etwas christliche Feindesliebe sehr erwünscht? — Ja, freilich, aber das ist eben zu schwer, wer vermag es? — Sagt denn nicht euer Mencius, daß der Edelgesinnte sich selber prüfen soll, wenn andere ihn schlecht behandeln? Erst wenn nach wiederholter Selbstbesserung der Gegner nicht anders wird, soll man ihn als ein Stück Vieh ansehen (!). Selbstprüfung und Selbstbesserung ist erstes Erfordernis. Der eigene Teil der Schuld ist stillschweigend, unter Umständen mit Entschuldigung gegen den Beleidigten, abzuthun. Die christliche Lehre verlangt aber auch, daß der andere Teil ebenfalls sein Unrecht einsehe und seine Reue darüber an den Tag lege. Darauf soll der Christ hinwirken. Das Böse sollen wir hassen und deshalb alles thun, die Menschen davon zu befreien. Wer also böses gethan hat, oder Unrecht, dem müssen wir

es vorhalten, ihn zuerst unter vier Augen, dann mit Zuziehung etlicher Freunde und unter Umständen der Gemeinde, zur Rede stellen, da müssen wir auch die That mit dem rechten Namen benennen. Was Falschheit, Heuchelei oder Lüge ist, dürfen wir nicht beschönigen. Der Christ darf durchaus keine sittliche Gleichgiltigkeit zur Schau tragen. Aber es ist ein ander Ding, ob man das Böse aufdeckt, den Thäter zu bessern, also aus Liebe, oder ob man es thut, ihm zu schaden, also aus Haß. Man findet auch, daß, wo Liebe waltet, persönliche Beleidigung leichter genommen wird, als Übertretung göttlicher Gebote und des allgemeinen Sittengesetzes. Rachsüchtige Weltmenschen dagegen achten grobe Sünden gering, dagegen kleine Vergehen gegen Höflichkeitsformen und besonders gegen die eigene Würde für schwerwiegend, ja unmöglich zu vergeben. — Dem stimme ich bei, sagte der gelehrte Confucianer. Auf diese Weise erklärt, ist wirklich die christliche Lehre vortrefflich. — Nicht nur das, sagte ich, sondern es beruht gerade darin die einzige Möglichkeit, die Welt zu bekehren. Ohne Sündenvergebung ist eine Weltverbesserung schlechterdings unmöglich. Aber wir können erst dann von Herzen vergeben, wenn wir die Erfahrung gemacht haben, daß unsere eigenen Sünden uns von Gott aus Gnaden um Christi willen vergeben werden. Darum beten wir, nach Anleitung Christi, täglich: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Wir sollen barmherzig sein, wie unser Vater im Himmel. — Also, wenn ein Mensch seinen Feinden verzeiht, so vergiebt ihm Gott auch alle seine Sünden? — Ja! wenn wir nicht vergeben, so vergiebt uns Gott gewiß nicht; sondern wir bleiben verlorne und verdammte Sünder; wenn wir aber vergeben, nicht aus Gleichgiltigkeit oder weltlichen Rücksichten, sondern um Christi willen, weil der uns durch sein Verdienst erlöst hat, so können wir gewiß sein, daß Gott uns alles vergiebt, denn es kommt solche Gesinnung aus dem heil. Geist, welchen Gott seinen Erlösten ins Herz giebt. Ich schlug dabei auch die betreffenden Stellen im chinesischen N. Test. auf und ließ sie den Herrn Doktor selber lesen.

Ja, das ist vortreffliche Lehre, das ist wirklich vorzüglich! sagte er. Haß kann nur durch Liebe überwunden werden, aber es ist schwer, sehr schwer. — Glaube nur, daß es auch für Christen nicht leicht ist, für den natürlichen Menschen aber ist es eine Unmöglichkeit. Der Gründer des Taoismus trug vor mehr als 2000 Jahren eine ähnliche Lehre vor. Warum blieb denn dieselbe in China unbeachtet? Eben weil die Wurzel, die Liebe Gottes, und die treibende Kraft, der Heiland von allen Sünden, fehlt. Vergebung ohne vorhergehende Reue und nachfolgende Besserung wirkt auch nur verderblich; da damit dem Bösen Recht und Gewalt eingeräumt wird, und bald alle Scham vor Sünde aufhört. — Wenn sich nun aber der Übelthäter nicht bekehrt und, der mich beleidigt hat, sein Unrecht nicht einsieht, wie dann? frug der Chinese weiter. — In dem Falle kann, ja darf der Christ nicht vergeben, wird aber auch unter keinen Umständen Feindschaft zeigen, sondern nur klar und bestimmt seine christlichen Grundsätze geltend machen. — Es kommt gewiß auch oft vor, bemerkte der Herr Doktor, daß jemand sein Unrecht einsieht, aber sich schämt, es zu bekennen. — Der Christ wird es nie darauf anlegen, den Gegner

zu demütigen, besonders nicht öffentlich. Wenn er sieht, daß derselbe i der That seine Änderung beweist, so ist er befriedigt und vergiebt gern denn die Hauptsache, worauf es ihm ankam, das Abthun des Böse ist geschehen. — Wenn aber der Gegner sich nicht bessert, sondern ni verschlimmert, ja Liebe mit Bosheit vergilt, darf ihn dann der Chri nicht unschädlich machen? — Nein, denn das ist Gottes Sache. De Christ wird fortfahren, für ihn zu beten, so lange er annehmen kann daß es aus Unwissenheit geschieht. Für den Christen besteht also di schwere Aufgabe darin, stets strengen sittlichen Ernst gegen jede Sünd an den Tag zu legen, dabei aber in göttlicher Liebe an der Bekehrun des Sünders zu arbeiten. Sobald sich ein Sünder bekehrt, dann seine Sünden nicht mehr zu gedenken, sondern sich zu freuen mit den Engel Gottes im Himmel. — Gut, sehr gut, sagte der Herr Confucianer. Wen das alle Christen thun, so habt ihr den Himmel in den Westländern. — Leider sind es nur wenige, welche dieses schöne Ziel erreicht haben, aber alle echten Christen streben danach, wenn auch noch in Schwachheit. Durch längere Übung, wozu leider viel Gelegenheit geboten wird, kann man es, unter Gottes Beistand, doch zu einiger Fertigkeit bringen. — Über dieses Thema muß ich auch mit meinen Freunden reden, sagte der Herr Doktor. Er bat sich ein kleines Taschentestament aus, trank noch eine Tasse Thee, machte sein Kompliment und ging nach Hause. Da ich annehmen kann, daß dieser gelehrte Chinese etwas Samen der Ewigkeit im Herzen mitgenommen hat, so wollen wir Gott bitten, daß er durch seinen heil. Geist das Wachstum giebt. —

Du siehst auch, lieber Leser, daß 1. die Chinesen nicht geneigt sind, dem Missionar aufs Wort zu glauben; 2. daß es manchmal nicht leicht ist, einen Confucianer von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen; 3. die Wahrheit in der rechten Weise dargelegt, bezeugt sich aber doch am Gewissen und auch am Verstand derer, die Sinn für die Wahrheit haben; 4. wenn ein Chinese ein Stück der evangel. Wahrheit einsieht, so ist er damit noch kein Christ, sein Stolz verschanzt sich gewöhnlich hinter andern Positionen; 5. selbst bei allgemeinerer Überzeugung hält die Furcht vor allerlei Unannehmlichkeiten Chinesen aus den besseren Ständen zurück, diese Überzeugung öffentlich kund werden zu lassen. Man denke an Nikodemus.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Juni. 1884.

Der reiche Mann ein Missionsprediger.

Luk. 16, 19—31.

Vom Herausgeber.

Heute soll uns der reiche Mann in diesem Evangelio die Missionspredigt halten. Zwar nicht in der Weise, daß wir seine Geschichte als ein Gleichnis auffassen und etwa den reichen Mann als das Bild der heimischen Christenheit und den armen Lazarus als das Bild der fernen Heidenwelt betrachten. Nach einer Seite hin enthielte ja eine solche Ausdeutung unsrer Geschichte allerdings eine Wahrheit, nämlich daß die Christenheit, sofern sie sich im Besitze der Schätze und Segnungen des Evangeliums befindet, in der That reich und die Heidenwelt, sofern sie diese Schätze und Segnungen entbehrt, in der That arm ist, und daß die reiche Christenheit im großen und ganzen für die arme Heidenwelt wenig thut. Aber die übrigen Züge der Geschichte würden bei solcher sinnbildlichen Ausdeutung der Wirklichkeit nicht entsprechen. Man kann doch wahrlich nicht sagen, daß die Christenheit in die Hölle und die Heidenwelt in den Himmel kommt! Wir bleiben also bei den nächsten und natürlichen Sinne unsres Textes stehen. Auch in diesem Sinne wird der reiche Mann uns allen ein gewaltiger Missionsprediger. Er wird es, wenn wir betrachten:

1. Warum er in die Hölle gekommen ist? und
2. Was er in der Hölle für Wünsche gehabt hat?

I.

Der reiche Mann ist nicht etwa deshalb in die Hölle gekommen, weil er reich war. Die Sache steht nicht so, daß die Besitzverhältnisse in dieser Welt in der zukünftigen einfach umgekehrt werden, so daß also alle reichen Leute in die Hölle und alle armen Leute in den Himmel kämen. Wir werden manche Reiche im Himmel und viele Arme in der Hölle finden. Soweit der Besitz des Menschen für sein Geschick in der Ewigkeit in Frage kommt, handelt es sich nicht um die Größe dieses Besitzes, sondern um den Gebrauch, den der Mensch von ihm gemacht hat.

Der reiche Mann in unserem Evangelio machte schlechten Gebrauch von seinem Besitz. Er gebrauchte nämlich alles nur für sich selbst. Im Sinne der Welt war der Mann allerdings nicht geizig, man würde ihn eher einen Verschwender nennen, denn er ließ viel draufgehen. Aber man kann ein Verschwender und doch sehr geizig sein. Ich kenne

nicht wenige Leute, die sehr verschwenderisch mit dem Gelde umgehen, wenn es sich für sie selbst um Genüsse und Vergnügungen handelt und die beide Taschen zuhalten, wenn sie für andre etwas geben sollen. Wer was er hat, nur für sich selbst braucht, ist im Sinne der Schrift arm geizig, er mag noch so verschwenderisch sein. Der reiche Mann im Evangelio gab freilich viel aus, aber er that es nur, um selbst alle Tage herrlich und in Freuden zu leben.

Gleichen wir ihm in diesem Stücke? Meine Frage ist nicht: sind wir reich? — sondern: verwenden wir das, was wir haben, nur für uns selbst? Wofür geben wir unser Geld aus? Für unsre Genüsse, seien diese nun sinnlicher und sündlicher oder geistiger und edlerer Art? Rechnen wir einmal zusammen, was wir im Laufe einer Woche oder gar eines Jahres für unsere eigenen Genüsse ausgeben. Kommt nicht eine bedeutende Summe heraus? Zumal wenn wir diese Summe mit dem vergleichen, was wir für andre, was wir für Wohlthätigkeits- und christliche Liebeszwecke ausgeben?

Wir feiern heut Missionsfest. Das Geringste, was wir für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden thun können, ist, daß wir eine Geldgabe darbringen. Wer sich selbst in den Missionsdienst stellt oder wer seinen Sohn oder seine Tochter in diesen Dienst giebt, der thut unvergleichlich mehr. Als wir in den großen Kriegen, welche in den letzten Jahrzehnten unser Vaterland zu führen hatte, reiche Geldgaben darbrachten für das Heer und sonderlich für die Verwundeten, da thaten wir viel weniger als diejenigen, welche im Felde dem Feinde gegenüberstanden oder in den Lazarethen die Verwundeten pflegten. Ich habe einmal das Stammbuch eines ausgehenden Missionars in den Händen gehabt, auf dessen erstes Blatt der Vater mit zitternder Hand geschrieben hatte:

„Als Gabe für die Mission
„Gebe ich meinen einzigen Sohn.

Was sind gegen diese Missionsgaben auch die größten Geldgaben? Und sind unsre Geldgaben wirklich groß? Geben wir überhaupt und was geben wir? Wie ungern hören auch nur viele Christen das Wort „Geben"! Und doch kommt so viel an auf das Geben. Nicht nur, daß das Reich Gottes ohne unsre Gaben nicht gebaut werden kann — wir selbst werden nach unsern Gaben gerichtet! Gerade in bezug auf die Geldgaben sagt der Apostel der Heiden: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten" (Gal. 6, 6 und 7). Und der Heiland hat erklärt: „Gebet, so wird euch gegeben" und: „mit dem Maße, mit dem ihr messet, wird man euch wieder messen." Nach dem Gebrauche, den wir von unserm irdischen Gute machen, richtet uns Gott, wie in dem unsern Texte vorhergehenden Gleichnisse vom ungerechten Haushalter der Heiland so ernst ausführt.

Doch kehren wir zu dem reichen Manne zurück. Habe ich ihm nicht etwa unrecht gethan, daß ich behauptete, er habe alles für sich selbst gebraucht? Lesen wir nicht: der arme Lazarus habe sich gesättigt von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen? Ganz recht. Aber abgesehen davon, ob es vielleicht die Diener waren, die den Armen diese Brosamen

reichten, es waren eben nur Brosamen und wenn ein reicher Mann nur Brosamen giebt, so gelten diese nichts vor Gott. Es wäre dem reichen Manne, der in einem stattlichen Palaste wohnte und alle Tage herrlich und in Freuden lebte, doch gewiß ein leichtes gewesen, dem armen Lazarus ein Kämmerchen in seinem Hause anzuweisen und ihm einen Doktor und Pfleger zu halten und eine kräftige Suppe und ein Glas Wein geben zu lassen — statt dessen ließ er ihm nur ärmliche Brosamen zukommen, die von seinem Tische fielen. Diese Brosamen standen aber in keinem Verhältnis zu dem Vermögen des reichen Prassers, daher gelten sie vor Gott auch gleich Null und in der Ewigkeit wird ihrer nicht gedacht.

Ich frage abermals: gleichen wir etwa dem reichen Manne? Angenommen, wir alle, die wir hier sind, geben jährlich eine Missionsgabe — steht diese Gabe im Verhältnis zu unserm Vermögen, oder ist sie nur ein Brosamlein? Es wird viel Mißbrauch getrieben mit den Scherflein der Witwe. Der Heiland hat mit dieser Geschichte doch wahrlich nicht dem Geize das Wort reden und empfehlen wollen, dem lieben Gott nur kleine Gaben zu geben. Er stellt die kleine Gabe der Witwe vielmehr darum so hoch, weil diese Gabe ihr ganzes Vermögen bildete, die arme Frau gab alles, was sie hatte; darum gab sie in den Augen Gottes mehr als die Reichen, die große Gaben in den Gotteskasten einlegten. Der Wert unsrer Gaben vor Gott richtet sich nach zwei Stücken: erstens nach der Freudigkeit und Liebe, mit der wir geben und zweitens nach dem Verhältnis, in welchem die Gabe zu unserem Vermögen steht. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert. Je wohlhabender einer ist, desto mehr soll er also geben. Wenn aber jemand, der jährlich 4, 5 und noch mehr tausend Mark Einnahme hat — eine Mark giebt, und vielleicht noch nicht einmal so viel, so ist das nur ein Brosamlein im Verhältnis zu seinem Vermögen.

Speisen nicht auch wir den lieben Gott meist mit Brosamen ab? Bei uns in Deutschland kommt jetzt jährlich für die Mission etwa $2^1/_2$ Million Mk. ein — auf den ersten Blick eine erfreuliche Summe; verteilt man sie aber auf die Gesamtzahl der evangelischen Bevölkerung unsres Vaterlandes, so entfällt auf den Kopf ein Beitrag von etwa 8 Pfennigen, während in England und Amerika im Durchschnitt 6—7 mal soviel per Kopf gegeben wird. Daß wir für die Mission reichlich geben, wird man also schwerlich sagen können. Und doch ist sie ein so großes, ja das großartigste Werk, das überhaupt Menschenhänden anvertraut ist. Alle Völker der Erde will der Heiland zu seinen Jüngern gemacht haben — welch eine riesige Aufgabe ist das! Zu einem so großen Werke braucht man aber auch große Mittel. Wir müssen uns also gewöhnen, die Mission großartiger zu behandeln und nicht bloß mit Brosamen sie abzuspeisen. Wir müssen nobler geben lernen, so daß unsre Gaben in einigem Verhältnis zur Größe der Sache und zu unserm Vermögen stehen. Das Beispiel des reichen Mannes ruft uns warnend zu, daß die bloßen Brosamen vor Gott nicht gerechnet werden.

Aber wir haben die Frage erst halb beantwortet; warum der reiche Mann in die Hölle gekommen ist? Viele meinen, er habe doch eigentlich

nichts so schreckliches gethan, daß er die Hölle verdient hätte; weder eines Mordes noch eines Diebstahls werde er angeklagt. Wäre es so, wie eine große Menge Christen sich die Sache denken, daß nur grobe Verbrecher in die Hölle kämen, so würde die Hölle verhältnismäßig sehr dünn bevölkert sein. Aber die Sache ist weit anders. Der Heiland betrachtet es als ganz selbstverständlich, daß ein Mensch, wie dieser reiche Mann in die Hölle kommen mußte. Warum? Weil er reinweg nichts für den Himmel gethan hatte. Der Mann hatte ein nichtiges, inhaltleeres, eitles Leben geführt, das in weiter nichts bestand, als daß er alle Tage herrlich und in Freuden lebte und sich in Purpur und köstliche Leinwand kleidete. Als er nun starb, hatte er rein nichts, was er in die Ewigkeit mitnehmen konnte und was vor Gott Wert gehabt hätte. Er hatte allerdings keine besonderen Schandthaten gethan, aber er hatte auch nichts Gutes gethan. Sein ganzes Leben war eine Kette von lauter Versäumnissen und Unterlassungssünden, der Mann war ein unfruchtbarer Baum. Aber nicht bloß der faule Baum, der schlechte Früchte trägt, sondern auch der unfruchtbare Baum, der keine Früchte trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Vielleicht kommen die meisten Menschen deshalb in die Hölle, weil sie nichts gethan haben. Es ist da ein großer Platz für die Nichtsthuer. Dort finden wir z. B. den reichen Mann, der sich des armen Lazarus nicht erbarmet; den faulen Knecht, der sein Pfund nicht angewendet; den Schalksknecht, der seinem Bruder nicht vergeben; auch den Priester und Leviten, die dem unter die Mörder gefallnen keine Hilfe geleistet.

Wozu haben wir bis jetzt gelebt? Haben wir etwas gethan, das in der Ewigkeit Wert hat? Wenn uns Gott jetzt aus diesem Leben abriefe — was würden wir mitnehmen? Ach, wie groß ist die Zahl derjenigen gerade in den höheren Ständen, die im Grunde mit lauter nichtigen Dingen ihr Leben hinbringen! Aber sagt ihr, wir gehören zu solchen Leuten nicht; wir arbeiten redlich und plagen uns Tag für Tag. Ist recht und gut. Aber wofür arbeitet ihr? Nur für euren irdischen Beruf? Nur um irdische, vergängliche Güter zu gewinnen? Hat nicht der Mensch auch einen himmlischen Beruf, ist er nicht ein Bürger zweier Welten, dieser sichtbaren und der unsichtbaren? Sind wir nicht in diese Welt gesetzt, um reif für den Himmel zu werden und uns Schätze zu erwerben, die uns auch über das Grab hinaus bleiben? Haben wir uns bis jetzt solche Schätze wirklich erworben? Was haben wir unsern Hausgenossen und Fremden, Freunden und Feinden, Armen und Kranken, leiblich und geistlich Notleidenden Gutes gethan, das der Heiland am Tage des Gerichts anerkennen wird?

Wir feiern heute Missionsfest. Gott verlangt von uns allen, nicht bloß von den Pastoren, daß wir sein Reich in dieser Welt bauen helfen. Jeder unter uns hat die Heilsgüter des Himmelreichs unter der Bedingung empfangen, daß er sie weiter gebe. An wen haben wir sie schon weiter gegeben? Giebt es in der ganzen weiten Welt auch nur einen einzigen Menschen, den wir auf den Weg des Lebens gebracht haben? In einem bekannten Gellertschen Liede heißt es:

Dort ruft, o möchte Gott es geben,
Vielleicht auch mir ein Selger zu:
Heil, Heil sei dir, du hast das Leben,
Die Seele mir gerettet, Du.
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein.

Wird uns in der Ewigkeit einmal ein solcher Mensch begegnen?

Dem reichen Manne hatte der liebe Gott den armen Lazarus vor die Thüre gelegt. Und wer weiß, wenn er nicht an dieser Stelle gelegen, hätte er vielleicht nicht einmal Brosamen bekommen. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um unserm Nächsten Gutes an Leib und Seele zu thun, die armen Lazarusse liegen uns schon vor der Thür und an denen, die uns am nächsten liegen, sollen wir die Barmherzigkeit auch zuerst üben. Insofern hat die Rede recht: das Hemd ist mir näher als der Rock. Aber für einen Rock muß man doch auch sorgen. Als unsre Landsleute am Rhein durch große Überschwemmungen heimgesucht wurden, da hieß es doch nicht: im eignen Orte ist so viel Not, wir haben für die Rheinländer nichts übrig. Sondern wir halfen ihnen, denn wir sahen sie gleichsam vor unsrer Thüre liegen. Die Barmherzigkeit fängt an in der Nähe aber sie geht dann weiter immer mehr auch in die Ferne. Denn sie hat ein weites Herz und einen langen Arm. Auch die fernen Heiden sind ein Gegenstand unserer christlichen Barmherzigkeit. Aus Asien, Afrika, Amerika und Australien strecken sie die Hände nach uns aus und bitten: kommt herüber und helft uns. Und unser Herr Jesus Christus unterstützt diese Bitte durch seinen Befehl: gehet hin und saget der ganzen Menschheit auf der weiten Welt, daß sie an mir einen Heiland haben. Er will ihnen helfen, wie er uns geholfen hat. Weil er der Heiland aller Menschen ist, so sollen seine Jünger auch an allen Menschen Barmherzigkeit üben. Und zwar vor allem die größte Barmherzigkeit: daß sie ihnen den Weg zeigen, der zum ewigen Leben führt. Dazu sind uns die armen Heiden heut wirklich vor die Thüre gelegt. Viel leichter als früher können wir durch die Eisenbahnen und Dampfschiffe in ihre Länder kommen und viel mehr als früher wird uns von ihnen berichtet, nicht bloß von vielen Reisenden, sondern auch von Missionaren. Die Mission ist jetzt keine unbekannte Sache mehr und man schüttelt nachgerade über diejenigen den Kopf, die von ihr nichts wissen. Überall in der ganzen Christenheit wird der Missionsbefehl Christi als ein allen Christen geltendes Gebot jetzt anerkannt. Wer ein Christ sein will, muß sich heute schämen zu sagen: was gehen mich die Heiden an? Ich sage es noch einmal: das ist das Geringste, daß wir für das Werk der Bekehrung der Heiden eine unserm Vermögen entsprechende Gabe geben. Wer das nicht einmal fertig bringt, der kann viel weniger das Größere thun: beten oder gar selbst in den Missionsdienst treten. Mit dem ungerechten Mammon, hat der Heiland gesagt, sollen wir uns Freunde machen, die uns einmal aufnehmen in die ewigen Hütten. Der reiche Mann hatte sich solche Freunde nicht gemacht, darum ging sein Weg in die Hölle. Wer aus fröhlichem Gehorsam gegen den Heiland und aus barmherziger Liebe gegen die Heiden durch seine Gaben zur Rettung dieser Heiden beiträgt, der sammelt sich

einen Schatz für den Himmel, der thut ein Werk, das ihm in die Ewigkeit folgt und dort für ihn spricht. Es ist also um die Gaben solcher Barmherzigkeit eine ernste Sache. Das lernen wir aus der Geschichte des reichen Mannes. Wer, wie er, nichts mitbringt in die Ewigkeit, der muß sich dort auch auf das Geschick gefaßt machen, das ihn getroffen hat. Denn wer nur auf das Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten. Das ist die ernste Warnung, die uns die Geschichte dieses unglücklichen Mannes zuruft.

II.

Und diese Warnung wird noch verstärkt, wenn wir hören, was er für Wünsche in der Hölle äußerte. Merkwürdig: darüber beschwert er sich nicht, daß er in die Hölle gekommen ist. Wenn ihm das jemand vorausgesagt hätte, als er noch an seinen vollbesetzten Tafeln saß, so hätte er ihm vielleicht ins Gesicht gelacht. Ich soll in die Hölle kommen? Bin ich nicht ein angesehener und ehrbarer Mann? Wer kann mir etwas schlimmes nachsagen? Wenn aber die Seele die Schwelle der Ewigkeit überschritten hat, werden ihr die Augen aufgethan. Da fiel es auch dem reichen Mann wie Schuppen von den Augen: Ich kann mich nicht beschweren; es geht mir wie ichs auf Erden getrieben habe. Ich passe nicht in den Himmel, denn ich habe nicht für den Himmel gelebt. Freilich sonderbar genug muß es ihm vorgekommen sein, daß er, der sonst auf Sammet und Seide gebettet war, jetzt im hölliſchen Feuer unaussprechliche Qualen litt und nachdem er auf Erden sich jeden Genuß verschafft, jetzt kein Tröpflein Wasser hat, den glühenden Brand seiner Zunge zu kühlen. Aber er fühlt die Hand der Gerechtigkeit, darum bittet er nicht, ihn ganz und gar aus der Hölle zu entfernen und beschwert sich mit keinem Worte, das ihm unrecht geschehe.

Nur den einen Wunsch hatte er zunächst: ein wenig Linderung! Sende Lazarum, daß er das Äußerste seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge. Wie groß muß seine Qual gewesen sein, daß er schon in dieser kleinen Kühlung eine Wohlthat erblickte. Aber lassen wir das. Wie merkwürdig, daß ihm der arme Lazarus jetzt diese Wohlthat erweisen soll, den er auf Erden vor seiner Thüre liegen ließ! Ob ihm wohl jetzt die Brosamen einfallen, die dieser arme Lazarus einst von seinem reichen Tische erhalten und ob er sich dieser Brosamen wohl jetzt schämt? Und doch — gerade auf diesen Lazarus setzt er seine Hoffnung. Er hat ihm ja wenigstens Brosamen zufallen lassen — vielleicht, vielleicht kühlt er mir jetzt dafür wenigstens meine brennende Zunge mit einem einzigen Tröpflein Wasser! Welch eine Predigt an die Geizigen! Aber Abraham spricht nein. Es ist zu spät und die tiefe Kluft leidets nicht. Es wird von thörichten Menschen oft an der Gerechtigkeit einer göttlichen Vergeltung gezweifelt. Aber es giebt eine solche Vergeltung, freilich vollkommen erst in der Ewigkeit; aber wie ernst wird sie dann geübt! Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Als die Bitte um nur einige lindernde Wassertropfen dem nun so armen reichen Manne abgeschlagen wird, da gedenkt er an seine fünf Brüder und bittet, den Lazarus zu diesen zu senden, damit sie nicht auch kommen

an diesen Ort der Qual. Wieder den Lazarus! Dieser erscheint ihm jetzt wie ein rettender Engel. Als der reiche Mann noch auf Erden war, hätte er jedem ins Gesicht gelacht, der ihm gesagt: daß ihm in der Ewigkeit dieser arme Lazarus als ein rettender Engel erscheinen würde. O hätte er damals an dem Manne Barmherzigkeit gethan, als er voller Schwären vor seiner Thüre lag, wie anders würde sich sein Geschick in der Ewigkeit gestaltet haben. Der Heiland hat doch recht mit den Freunden, die wir uns mit dem ungerechten Mammon machen können; handeln wir nur nach seinem Wort, so lange es Zeit ist.

Man könnte eine gewisse Gutmütigkeit darin erblicken, daß der reiche Mann jetzt an seine Brüder denkt und sie davor bewahren will, daß sie nicht auch an diesen Ort der Qual kommen. Allein — diese Gutmütigkeit kommt jetzt zu spät. Von der Hölle aus können wir keine Mission mehr treiben. Jetzt fällts dem reichen Manne schwer aufs Gewissen: ich habe mich um meine Brüder nicht gekümmert, ich habe keinerlei Seelsorge an ihnen getrieben; im Gegenteil, ich habe durch mein eignes eitles, weltförmiges, genußsüchtiges Leben ihnen ein schlechtes Vorbild, ein Ärgernis, gegeben. Nun möchte er das von der Hölle aus gut machen. Aber es ist zu spät. Furchtbares Wort: zu spät, zu spät! Mit welchem andern Auge als auf Erden sehen sich in der Hölle die Versäumnisse an. Wie vielen Eltern z. B. wirds dort gehen wie dem reichen Manne: ach, hätten wir doch unsere Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen! Wie viele Barmherzigkeitswerke, die man hier nicht gethan hat, wird man dort wünschen gethan zu haben! Wie viele werden sich dann auch an ihre Missionsversäumnisse erinnern und wer weiß was thun wollen, wenn sie sie nachholen könnten — aber es ist zu spät. Gott hält uns wohl durch den reichen Mann aus der Hölle eine Missionspredigt — aber wir können, wenn wir einmal in der Hölle sind, aus der Hölle keinerlei Mission mehr treiben. Jetzt ist unsre Missionszeit, dieweil wir leben; versäumen wir diese Zeit, so haben wir keine Aussicht, in der Ewigkeit unsre Versäumnisse wieder gut zu machen.

Ich sagte, es sei vielleicht ein Zug der Gutmütigkeit gewesen, daß der reiche Mann in der Hölle noch dafür sorgen wollte, daß seine Brüder seine Qual nicht teilten. Man kann diese Sorge aber auch von einer gewissen Angst nicht freisprechen. Der reiche Mann fürchtet sich, wenn seine Brüder auch an diesen Ort kommen, weil sie ihm wahrscheinlich Vorwürfe machen werden, er sei an ihrem Elend schuld, er habe sie nicht gewarnt u. s. w. Und solche Vorwürfe machen die Hölle noch heißer. Es ist ein Stück himmlischer Seligkeit, wenn wir im Himmel jemand begegnen, der es uns dankt, daß er an diesen Ort der Herrlichkeit gekommen. Es ist aber auch ein Stück höllischer Qual, dort mit Leuten zusammenzutreffen, die uns dafür verantwortlich machen, daß sie an diesen Ort der Verdammnis gekommen. Wie schrecklich muß es sein, eine ganze lange Ewigkeit hindurch den Vorwurf zu hören: du bist an meiner Verdammnis schuld. Das ist eine doppelte Hölle. O, lasset uns jetzt zu Herzen nehmen, was Gott durch den reichen Mann aus der Hölle uns predigt, damit durch unsre Schuld niemand verloren geht.

Auch die Sendung des Lazarus an die Brüder des reichen Mannes wird abgeschlagen. Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselbigen hören. Der reiche Mann hatte sie auch gehabt — wie wird er jetzt wünschen, sie gehört zu haben. Aber wer nicht hören will, muß fühlen, heißt es jetzt bei ihm. Wir haben auch Christum und die Apostel — o lasset sie uns hören, ehe wir fühlen, schmerzlich fühlen müssen, daß sie recht gehabt. Seitdem ist auch wirklich einer von den Todten gekommen: unser Herr Jesus Christus, und in seinem Namen wird Buße und Vergebung der Sünden gepredigt. Wer ihm nicht glaubt, der hat kein neues Wunder Gottes zu erwarten.

Wir feiern heute Missionsfest. Worauf warten wir noch, um Hand ans Werk der Mission zu legen? Der von den Toten auferstandene Christus hat es befohlen mit runden klaren Worten und seinem Befehle sind wir Gehorsam schuldig, denn er ist unser Herr. Lasset uns nicht warten bis es zu spät ist. Darum hat uns unser Herr Jesus Christus die Geschichte vom reichen Manne erzählt, daß wir klug werden durch fremden Schaden, so lange es noch Zeit ist, und nicht erst durch eigenen, wenn es zu spät ist. Amen.

Den Geringen widerfähret Gnade.

Der Baseler Missionar Matthissen erzählt im Heidenboten (1883, 94 ff.) folgende ebenso einfache wie schöne Geschichte von dem Begräbnis einer jungen christlichen Hindufrau, deren Leben und Sterben ein mächtiges Zeugnis gewesen von der Kraft des Evangelii.

„Am 20. Februar (1883) hatten wir unter großem Andrang der Heiden und Mohammedaner eine Beerdigung von der Fischerdorfschule aus. Der einfache Sarg barg die Hülle einer jungen Frau, die in ihrem Leben wenig von sich hatte sprechen machen; aber die bitteren Thränen, welche ihr nachgeweint wurden und die Teilnahme, mit welcher die Heiden zusammenströmten, die Fischerfrauen sich vor die Thüren drängten, hielten ihr eine so beredte Grabrede, daß gewiß auch die Engel im Himmel ihre Freude daran hatten. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach!

Da stand ihr Mann vor dem Sarg, ein schon älterer Zolldiener; obgleich sein Auge ziemlich stumpf und geistlos hinausstarrte, zuckte es doch in seinem Gesicht wie Wetterleuchten auf und ab! War es Trauer oder Reue? Zu beidem hatte er wohl Grund, denn er hatte vor einigen Jahren dem blühenden jungen Mädchen seine zwei Kinder aus erster Ehe übergeben und sie gebeten, sie in Gottesfurcht zu erziehen. Die junge Frau hatte ihre Aufgabe ernst erfaßt, sie war bemüht vor allen Dingen durch ein gutes Beispiel auf die Kleinen zu wirken und ein gottesfürchtiges Haus zu führen. Da aber stieß sie auf Widerstand, von wo ihr hätte Hilfe kommen sollen; der Mann wollte ein frommes Gewand, aber kein frommes Wesen. Er war unwahr, dem Trunk ergeben, Bestechungen zu-

gänglich, kalt und tot gegen die tieferen Eindrücke des Wortes Gottes. Schwere Tage hatte die Frau durchzumachen, Mann und Kinder kehrten sich wider sie, oft ward ihr die Last zu schwer, sie wurde ungeduldig, aufgeregt, und in der Bitterkeit des Herzens ging ihr oft der Mund über, was dann zum Unfrieden Anlaß gab. — Immer wieder jedoch fand sie sich zurecht. Mit seltener Ausdauer hielt sie ihr Häuschen, ein Zimmerchen und eine kleine Küche, in sauberer Ordnung, sorgte dafür, daß alle stets reinlich gekleidet waren und machte vom Morgen bis in die Nacht für Geld allerlei Handarbeiten, die sie in der Mädchenschule in Tschombala gelernt hatte, um mit diesem kleinen Nebenverdienst und den 5 Rs. (10 Mk.), welche ihr Mann monatliches Gehalt hatte, die Haushaltung fortführen zu können. Sie hielt trotz vielfachen Protestes von seiten ihres Mannes regelmäßig Morgen- und Abendandachten, wobei sie stets las und betete, da er es zu thun nicht imstande war. Als sie so krank wurde, daß sie nicht mehr lesen konnte, mußte es ihre Tochter thun und selbst wenn sie die größten Schmerzen auszustehen hatte, hielt sie an dieser Gewohnheit fest. So schwer es ihr anfangs wurde, krank zu sein und nicht mehr ihrer Arbeit nachzugehen, so sehr sie bei ihrem lebhaften Charakter geneigt war, ungeduldig zu sein und zu murren, so sehr lernte sie es allmählich, je schwerer die Krankheit wurde, sich in die Hand des Herrn zu legen und auch mit ihrem Manne so zu reden und umzugehen, daß auch sein verknöchertes Herz mitunter gerührt wurde und er sich vor der Macht der Wahrheit beugen mußte. Vor ihrem Tod bat er ihr all seine Roheit, seine Kränkungen ab und versprach ihr ein vor Gott aufrichtiges Leben zu führen, und dieses Versprechen verschönte noch ihre letzten Stunden. Mit einem letzten Liebesblick in ihrem Auge, die Arme um seinen Hals geschlungen, ging sie sanft zur ewigen Ruhe ein. — Dachte der Mann vor ihrem Sarge stehend an diesen letzten Blick und was er sagen wollte? Möge die Erinnerung ihm bleiben und vernehmlich zu ihm sprechen, wenn er in Versuchung gerät, das seinem scheidenden Weib gegebene Versprechen zu brechen.

Da sind die drei Kinder, welche die Entschlafene gepflegt, das jüngste, ein Knabe von etwa einem Jahr, ein munteres Büblein, welches sich von der letzten Kraft der Mutter genährt hat. Gleich nach seiner Geburt fing die Mutter an zu kränkeln; sie hätte nicht stillen sollen, aber es waren keine Mittel da, um die nötige Milch zu kaufen und so nährte sie das Kind mit ihrer Lebenskraft. Als es ein halbes Jahr alt war, bekam sie die Pocken und sobald sie wieder soweit hergestellt war, nahm sie das Kind zu sich und während der monatelangen Krankheit hat sie trotz der eigenen Schwäche und Leiden den Kleinen stets neben sich gehabt und ihn nach besten Kräften gepflegt, und mit dem Kind auf dem Schoße ist sie auch gestorben. Der Kleine weiß freilich nichts von seinem Verlust, der lächelt und spielt auf den Armen seiner älteren Schwester, aber seiner jüngeren Schwester, einem Mädchen von etwa 8 Jahren, scheint der Schmerz ans Herz zu gehen. Sie weint nicht, das kann sie überhaupt nicht, aber finster wie die Nacht ist das kleine Gesicht und unter den zusammengezogenen Augenbrauen dringt ein düsterer, trotziger Blick hervor. Was

mag in dem Herzen dieses Kindes vorgehen? Sie war eine rechte Prüfung für ihre Stiefmutter; wild, trotzig, von einem knabenhaften Charakter, hatte sie von Anfang einen ausgesprochenen Haß gegen ihre neue Mutter. Anfangs lief sie davon, sobald sie entschlüpfen konnte, tagelang blieb sie fort, keine Liebe der Stiefmutter konnte den geringsten Eindruck auf ihr Herz machen; war sie gezwungen zu Hause, so bestand ihr Hauptbestreben darin, ihre Mutter zu ärgern, und da der Vater stets gegen die Mutter auf ihrer Seite stand, so konnte sie sich etwas erlauben. Als die Mutter einst mit Strenge gegen sie verfahren wollte und sie etwas züchtigte, da rannte sie in wildem Trotz davon und beredete einige Fischerjungen, ihre Spielkammeraden, mit ihr das Haus anzuzünden und die Stiefmutter zu verbrennen, doch kams nicht zur Ausführung. Erst nach der Geburt des kleinen Bruders wurde sie zugänglicher, denn diesen liebte sie leidenschaftlich, deshalb folgte sie auch jetzt der Mutter, blieb zu Hause und während der Krankheit der Mutter wurde sie weicher, so daß sie selbst manche freiwillige Dienste leistete. Die freundlichen Abschiedsworte der Mutter vor ihrem Tod, die Liebe, mit welcher sie ihr ihren besten Schmuck, ein Paar goldene Ohrringe, noch eigenhändig angesteckt, alles das hat auf das Kind einen solchen Eindruck gemacht, daß sie seit jenem Tag still, einsilbig, in sich gekehrt, einhergeht, offenbar mit sich selbst im Kampf begriffen, um eine aufsteigende Rührung zu unterdrücken.

Ganz anders war die ältere Tochter, welche aus der Tschombala-Anstalt herbeigekommen war, als es mit ihrer Mutter dem Tode zuging. Sie ist ein junges Mädchen von 15 Jahren; der tiefste Schmerz prägt sich in ihrem Gesichte aus. Sie hatte ihre Stiefmutter aufrichtig geliebt, war immer ein zartes, gehorsames Kind gewesen, der selige Heimgang derselben hatte sie tief erschüttert und sie dem Herrn näher gebracht, den sie aufrichtig lieb hatte. Unvergeßlich hat sich ihr der Eindruck des letzten Abends eingeprägt. Die Kranke fühlte sich auffallend besser, ja beinahe ganz wohl; da wünschte sie noch einmal eine Mahlzeit im Familienkreise einzunehmen. Sie ließ sich dazu frisch ankleiden und als sie alle um sie herum hinter ihren Schalen mit Reis saßen, sprach sie noch einmal das Tischgebet, forderte lächelnd zum Zugreifen auf und langte sich selber auch einige Körner Reis, die sie aber nicht mehr schlucken konnte. Da sagte sie lächelnd: „Hier geht es nicht mehr, aber wenn wir uns beim Herrn wiedersehen, dann werden wir uns miteinander freuen; nicht wahr, wir werden uns alle dort wiedersehen, auch nicht eines von euch wird fehlen? O, wie werde ich auf euch im Himmel warten!" Dann küßte sie jedes ihrer Kinder noch besonders zärtlich und übergab die Pflege ihres kleinen Büblеins der älteren Tochter, welche denn auch von nun an beim Vater bleibt und dieselben treulich besorgt.

Aber nicht nur die Familienglieder, auch die anwesenden Christen alle trauerten um die Tote, denn alle hatten an ihr eine treue Freundin und eine stets bereite Hilfe verloren. So lange sie gesund war, hat sich niemand umsonst an sie mit einer Bitte gewandt. Gold und Silber hatte sie nicht, wo sie aber jemand mit ihrer geschickten, fleißigen Hand helfen konnte, that sie es. In Krankheitsfällen war sie mit Rat und

That bei der Hand, und in manchen Fällen von Uneinigkeit und Streit konnte sie mit ihrem freundlichen bestimmten Wesen Frieden schaffen. Aber auch eine treue und eifrige Beterin hatten sie an ihr verloren, sie hatte alle Frauen im Fischerdorfe wöchentlich einmal bei sich zum Gebet und manche Freundin hat mit ihr in ihrer kleinen, kaum einige Fuß haltenden Küche in besonderen Nöten gekniet und gerungen. Es war in der Gemeinschaft plötzlich eine große Lücke bemerkbar; während es früher kaum jemand eingefallen wäre, diese Frau in ihrer stillen Thätigkeit besonders zu beachten, fiel es nun allen auf, wie sehr sich ein jedes ihr verflichtet fühlte. Manches Auge wurde bei der Erinnerung an ihre uneigennützige Liebe feucht.

Auch eine Schar von heidnischen Frauen drängte sich herzu, um noch einen Blick zu werfen auf den Sarg derjenigen, an der auch sie ein teilnehmendes, liebevolles Herz verloren. Wie oft hatten sie der nun stumm und kalt Daliegenden mit ihren Kindern zugehört, wenn sie morgens, nachdem ihr Mann auf seinen Posten gegangen, auf den Stufen vor ihrem Haus gesessen und einen Abschnitt aus dem neuen Testament vorgelesen. Sie hatte es regelmäßig gethan, so lange sie noch gesund war und wie freundlich hatte sie auf alle die neugierigen oft unnützen Fragen geantwortet, selbst unter dem Spott der Zuhörer. Warum läßt du dich so verspotten und liesest die „Weda“ (Bibel)? fragten sie oft; dein Mann ist ja kein Katechist und ihr bekommt ja keinen Lohn von den Padres (Missionaren)! Sie aber lächelte nur still und las weiter und erklärte so oft es verlangt wurde. So fanden sich 4—5 Weiber, die durch ihr Wesen und ihr Wort tiefer ergriffen wurden; mit diesen kam sie dann öfter zusammen, führte sie in der Erkenntnis weiter und verband sich mit ihnen zu gemeinsamem Gebet, in dem um die wirkliche Bekehrung einer jeden regelmäßig gebetet wurde. Es geschah alles ganz in der Stille und als sie einst bei einem solchen Gebet von dem Missionar überrascht wurde, stand sie ganz beschämt da und meinte, es seien eben nur ein paar Freundinnen. Es war aber nicht das Wort allein, dessen diese Frauen gedachten, sondern der dienstfertigen Liebe, die sie stets in der Verstorbenen fanden, die sich ihrer Kinder annahm, wenn sie zur Arbeit fortmußten, aus ihrer Armut ihnen half, für alle Klagen und Nöten ein teilnehmendes Herz und einen guten Rat hatte. Wie rührend hat sie der Tod dieser Frau bewegt! Noch am Tag vorher, als sie sich so wohl fühlte, aber gewiß war, daß sie nun heimgehen dürfe, setzte sie sich auf ihrer Matte zurecht, ließ alle Frauen zu sich kommen und sagte ihnen, sie gehe nun zu ihrem Gott und freue sich darauf ihn zu sehen. Als nun einige der Weiber anfingen laut zu weinen, lächelte sie: „Ja, Ihr hättet wohl recht zu weinen und zu jammern, wenn ich nur den Tod vor mir sähe; aber ich sehe zu meinem Heiland auf und kann mich nur freuen, daß ich ihn kenne. O daß auch ihr Christen würdet, damit ihr auch mit Freuden sterben könntet und ewig selig würdet. Gebt mir eure Hände darauf, daß ich euch im Himmel wiedersehe!“ Natürlich thaten alle der Sterbenden den Willen. Wie viele von ihnen wird sie einst wirklich im Himmel antreffen, wer kanns sagen? Die Kranke aber lächelte befriedigt, dann

sagte sie: „Ach ihr Lieben, ich möchte euch so gerne etwas zum Andenken schenken!“ Sie ließ sich von ihrem Manne eine Wassermelone schälen und zerschneiden, reichte jeder der Frauen ein Stückchen und sagte freundlich: „Seht, das ist alles was ich habe, nehmt es an und seht es so an, als ob es Gold wäre, und Gott segne es euch!“ Darauf fühlte sie sich sehr schwach und bat, sie allein zu lassen. Doch am nächsten Morgen als sie ganz erfrischt vom Schlaf erwachte und sich die Frauen wieder einfanden, auch viele andere Leute, da sprach sie nochmals so freudig von ihrem Heimgang und von der Herrlichkeit des Himmels und der Seligkeit bei Gott, daß es auf alle einen tiefen Eindruck machte.

Mit einem seligen Blick, die Arme um ihren Mann geschlungen, ihr Kindlein auf dem Schoß, ihre beiden Töchter neben sich, umgeben von den die Himmelsluft ahnenden Frauen, schlief sie sanft, wie ein Kind im Mutterschoß, ein. War ihr Leben ein stilles und unbeachtetes Zeugnis für den Herrn, so durfte sie ihn im Sterben laut vor aller Welt preisen und durch den Tod davon zeugen, daß selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. — Wir aber wollen uns nicht schämen, uns bei der Erinnerung an diese einfache arme Hindufrau sagen zu lassen: „Welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach.“

Was ist Heiligkeit?[1])

Mrs. Cacis, welche in der Telugu-Mission in Süd-Indien seit einer Reihe von Jahren arbeitet, erzählt von einer sehr ergreifenden Begegnung, die sie kürzlich in Ellore hatte. Ich war im Begriff meine Schülerinnen aufzusuchen, als ein Kind mir nachlief, und mich dringend bat eine kranke Frau zu besuchen, welche auf meinem Wege wohnte. Ich versprach, sobald die Schule geschlossen, mich in das bezeichnete Haus führen zu lassen. Als ich hinkam, fand ich eine junge, hübsche, liebliche Frau in dem Winkel eines niedrigen Gemachs auf einem Teppich liegend, anscheinend in heftigem Fieber. Ihr linker Arm war mit einem weißen Tuch bedeckt, welches sie abnahm, sobald ich herantrat, und ich erkannte gleich, daß er frisch tättowiert und stark entzündet war. Sie erzählte mir, wie das künstliche Muster der Figuren mit glühenden Nadeln eingestochen und dann mit einer ätzenden Flüssigkeit gerieben wird; die Heilung war nicht rechtzeitig eingetreten und Fieber und Entzündung heftig geworden. Ich machte ihr Vorwürfe, daß sie sich einer gefährlichen Krankheit aussetze, lediglich um der Eitelkeit willen.

„Ist es nicht thöricht,“ sagte ich, „sich soviel Leiden zu bereiten, nur um nach eurer Meinung schön zu sein?“ Sie sah mich mit ihren großen, dunkeln, fieberglühenden Augen traurig an und erwiderte: „ich that es nicht um schön zu sein! Aber wenn ich diese Figuren nicht an mir habe, kann ich nicht in den Himmel kommen, denn an des Himmels Thür wird Gott zu mir sagen: Zeige mir das Merkmal! Und wenn ich

[1]) Missionsblatt des Frauenvereins für christl. Bildung des weibl. Geschlechts im Morgenlande 1883, 82.

ihm diese Kennzeichen nicht weisen kann, wird er mich verstoßen und sagen: Gehe hinaus, ich kenne dich nicht." — Ich antwortete: „Was werden deine Leute mit deinem Körper thun, wenn du tot bist? — werden sie ihn nicht verbrennen? und wie kann Gott in dem Häufchen Asche deine Merkmale schauen?" — „Ach," seufzte sie schmerzlich — „daran dachte ich nicht — darüber haben mir die Gurus (die Lehrer) nichts gesagt." — Ich suchte ihr nun klar zu machen, daß sie etwas anderes brauche, um in den Himmel zu kommen, etwas was mit ihrem Körper nichts zu schaffen habe. „Heiligkeit — brauchst du und brauche ich, denn Gottes Wort sagt: Ohne Heiligung, ohne Heiligkeit wird niemand ihn schauen!" „Heiligkeit!" rief sie aus! „was ist Heiligkeit? o sage, sage mir, was ist Heiligkeit? wie können wir armen Frauen zu Heiligung kommen?" — Ich setzte mich nieder zu ihr und erzählte ihr von unsrer Unheiligkeit, von unserm Unvermögen heilig zu sein, aber wie Gott seinen eingebornen Sohn zu uns gesendet, um uns zu erlösen und zu erretten vom Fluche der Unheiligkeit und Sünde und uns Heiligkeit zu schenken. Ich sprach so lange ich konnte mit ihr. Sie wollte mich nicht fortlassen, aber die Pflicht drängte, ich mußte fort. „O komme wieder," flehte sie, „komm bald wieder, ich muß mehr wissen von der Heiligkeit, die Gott gefällt und die Gott giebt." Zögernd sagte ich ihr, wie meine Zeit so ausgefüllt sei, daß ich nicht öfter kommen könne, daß es nur die Mittagsstunde sei, welche frei bleibe, und die brauche ich zu meiner Mahlzeit! „Was," rief sie vorwurfsvoll aus, „du erzählst mir, Gott habe seinen eingebornen Sohn gesendet, uns armen Frauen Heiligkeit zu bringen, und du willst nicht kommen, uns darüber zu belehren? Wir wollen unsre Mahlzeit aufgeben, gieb du auch deine auf." — Da konnte ich nicht widerstehen — ich versprach am nächsten Tage wieder zu kommen, und als ich kam, fand ich wohl fünfzehn Frauen beisammen, die über die Mauern und durch kleine Löcher gekommen waren, um zu hören von Dem, welcher der Heiland heißt, der Heil und Leben und Heiligung bringt. Ich versprach ihnen ihren Schwestern in Europa zu schreiben, daß sie herüberkommen möchten zu ihnen nach Indien, und ihnen helfen und ihnen erzählen von diesem wunderbaren Sohn Gottes, der sogar für arme Frauen liebreich war und ihnen geben und schenken wollte, was die Himmelsthür öffnet — das Kleid der Gerechtigkeit und Heiligkeit. „Die Botschaft macht mich gesund" — sagte das arme kranke Hinduweib im Telugulande. — Und wir, die wir die Heiligungs-Quellen kennen, die wir wissen, was Heiligkeit ist, und wer Heiligkeit giebt, sind wir nicht so kalt und träge?

Jesu, ei nu hilf mir dazu,
Daß ich mag heilig sein wie Du!

Eine Arbeiterin im Weinberg.[1])

Margaret Duncan stammte aus einem schottischen Pfarrhaus und war die Nichte des bekannten Dr. Horatius Bonar, der durch

[1]) Ebend. 1883, 114 f.

seinen „Abend des Weinens“ und „Morgen der Freude“ auch in Deutschland Freunde gefunden. 1872 verheiratete sie sich an Dr. **Elmslie**, den Begründer der ärztlichen Mission (Medical-Mission) in **Kashmir**. Nur wenig Monate war es ihr vergönnt an der Seite dieses begeisterten, hingebenden Missionars zu arbeiten; er starb nach kurzen **Tagen** der Krankheit, und vor Menschenaugen schien ihr Glück zertrümmert, denn es war eine unbeschreiblich glückliche Ehe gewesen. Aber Margaret hatte sich auf den ewigen Felsen gründen lassen und wollte nur, was ihr Herr wollte. Sie blieb in der Punjab-Mission und arbeitete in **Amritsar**, wo sie die Mutter der dort angestellten Lehrerinnen wurde. Aber nicht nur die Mutter der Missions-Gemeine, sondern weit umher in den Hütten und Dörfern der eingebornen Christen hieß sie bald nur noch „die Mutter.“ Als sie gefragt wurde, welche specielle Arbeit sie sich in Amritsar wünschte, sagte sie gleich: „Gebt mir die Waisen, sie haben niemand, der nach ihnen fragt, ich will für sie sorgen.“ Und wieviel mütterliche Sorgfalt hat sie ihnen erwiesen! Nichts war ihr zu abstoßend, zu widerwärtig, sie übernahm jegliche Arbeit für sie und an ihnen. Sie nahm sie in ihre Arme und an ihr Herz, in gesunden oder kranken Tagen, bei Tag und bei Nacht. Sie gab ihr hübsches behagliches Zimmer im Missionshaus auf, um ganz unter den Waisen zu leben. Es ist das in Indien ein noch größeres Opfer als bei uns. Aber ihr Herz war so weit, so groß, so voll Liebe, daß sie das kein Opfer nannte. Darum war auch die Atmosphäre um sie her voll Liebe, Frieden und Freude im heiligen Geist. Streit, Unruhe und Lärm verschwand vor dem milden Glanz ihres Auges. Das Geheimnis dieser Macht lag in dem nahen Gebets-Umgang mit Gott. Sie wandelte mit ihrem Herrn, gleichsam bestrahlt von seinem Licht, ein lebendiger Ausdruck des Verses:

Ach, mein Herr Jesu, Dein Naheſein
Bringt großen Frieden ins Herz hinein,
Und Dein Gnadenanblick macht uns so selig,
Daß auchs Gebeine darüber fröhlich
Und dankbar wird. —

Wer sie sah, als sie im Jahre 1873 aus den Todesschatten der Trennung von ihrem geliebten Manne nach Amritsar kam, der spürte nur **Leben** und Liebe, in unvergeßlicher Weise. Von ihren Thränen, ihren Kämpfen, ihren Schmerzen erfuhr man nichts, als nur die Frucht derselben, den Frieden und die Stille, die Gelassenheit und die Freudigkeit, welche Gott denen schenkt, die sich von ihm erziehen und bereiten lassen, und die ein williger Thon in des Töpfers Hand sind. In Schottland kannte man Margaret Duncan als ein zagendes, schüchternes Mädchen — im Punjab war Margaret Elmslie mutig, unverzagt, stark und klar. Gott hatte sie zubereitet zu einem ihm brauchbaren Werkzeug, und sie hatte sich von ihm ohne jegliches Widerstreben bereiten lassen. Da konnte sie ihm auf Erden in seinem Weinberg dienen, aber auch droben im Himmel ist sie in seinem Dienst, dessen sind wir gewiß. Er führte sie durch die Schmerzen des Todes in ein Leben voll Thätigkeit, voller Hingabe, voller Wärme und Pflichterfüllung. Im Jahre 1878 ging sie nach England, um dort für die Ausbreitung der Mission in Amritsar, nament-

lich ihrer Waisenhäuser zu wirken; dort wurde sie die Gattin des Rev. Baring, Missionars in der Batula-Mission, im Punjab.

Mit unbeschreiblicher Freude wurde sie erwartet und begrüßt von den Bewohnern in Batula und Amritsar, und wie viel Hoffnungen knüpften sich an sie, wie schien sie so besonders ausgerüstet und befähigt, um so manche Erweiterung in den Plänen der Batula-Mission auszuführen. — Welch ein Segen schien dieser brennende Eifer, diese tiefe Liebe, dieses klare, unbeirrte Urteil für die Arbeit der Mission im Punjab. Während einer Abwesenheit ihres Mannes in Simla zu einer wichtigen Konferenz erkrankte Margaret Baring, nachdem sie kaum ein Jahr in der neuen Arbeit stand, und nach kurzem Leiden durfte sie eingehen in das Reich ihres himmlischen Meisters, dem sie mit so freudiger Hingabe und mit ganzer Treue diente. Am 29. Juli 1882 wurde sie unter den Cedern von Kulu begraben, und die tiefbetrübten Glieder der Missions-Gemeine, vor allem ihr Gatte, haben nur die eine Bitte, daß der Herr seinen Segen noch stärker ausbreiten wolle durch diesen Schlag, der vor Menschenaugen die schönsten Hoffnungen knickt. Aber seine Wege sind höher als die unsern und seine Gedanken unerforschlich. Er kann die zurückgebliebenen Werkzeuge noch kräftiger, noch gesegneter, noch brauchbarer machen durch diese Erfahrung, und ebenso kann er die Spuren dieses gottgeweihten Lebens, wie es in kurzen Zügen vor uns liegt, an mancher Seele segnen, und sie aufmuntern zu einem Leben der Hingabe und Freudigkeit im Dienste des Herrn.

Herzliche Bitte![1])

Der **Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande** hat den Beruf, Missionslehrerinnen zu entsenden und zu unterhalten, damit sie in Indien, wo die Landessitte den heidnischen Frauen verbietet, sich von Männern unterweisen zu lassen, im Anschluß an Missions-Gesellschaften in Frauengemächern, in Waisenhäusern und Schulen für den Herrn arbeiten.

Von Jahr zu Jahr wächst die Arbeit; Gott schließt die Thüren im Heidenlande auf; dringende, unabweisliche Hilferufe ergehen; auch fehlt es nicht an Schwestern, welche willig und tüchtig sind, ins Werk des Herrn zu treten; aber bisher sind die Mittel des Vereins sehr gering und reichen nicht zu für die uns gestellten Aufgaben.

Im vorigen Jahre hat der Frauen-Verein, auf die Aufforderung des Missionar Erhardt, unter dessen bewährter Leitung bereits drei unserer Schwestern stehen, ein neues Arbeitsgebiet übernommen: die Mission unter der Landbevölkerung in der Umgegend von Secundra. Eine trefflich vorgebildete Missionarstochter konnte im September ausgesandt werden; noch vor Weihnacht hat sie der Herr auf dem für sie bestimmten Arbeitsfelde heimgerufen; sollten wir die Hand vom Pfluge abziehen? Ein passender Ersatz bietet sich uns dar, der Verein fühlt die Verpflichtung zu erneuter

[1]) Ebend. 1884, 50.

Slachters Neck und Majubahügel gezeigt, an welche sich der Kampf um die Unabhängigkeit der Transvaal-Republik und die siegreiche Erlangung ihrer Freiheit knüpft. Ebenso erhielten die Ehrengäste eine Sammlung Photographieen aus Südafrika, darunter die Bilder der drei Bauernführer: Paul Krüger, Prätorius und Joubert. Bei dem Imbiß, welcher ihnen vorgesetzt wurde, entwickelte sich eine ungezwungene Unterhaltung. Die beiden Herren erzählten, wie gnädig sie Se. Majestät der Kaiser empfangen, und wie prächtig Fürst Bismarck plattdeutsch sich mit ihnen unterhalten. Ein Rundgang durch das ganze Gebäude gab den afrikanischen Gästen viel zu sehen; sie bewiesen dabei die eingehendste Aufmerksamkeit; namentlich bereitete ihnen die Lagerstube, die Schriften-Expedition, die Schlafsäle und die Arbeits-Werkstätten sichtliches Behagen. Im Betsaal und Lehrzimmer verweilten sie aber am längsten. Hier sangen ihnen die Zöglinge das vierstimmig gesetzte Lied vor: „Nun lob mein Seel den Herrn," und bliesen noch mehrere Loblieder. Der Unterrichtsminister Du Toit, welcher zuvor reformierter Prediger in der Paarl gewesen, hielt nun eine sehr herzliche Ansprache; er betonte, wie zwei Bänder ihr Vaterland mit Deutschland verknüpften, das Band der deutschen Abstammung und Eigenart und das Band des Glaubens; dieses sei das stärkere. Dabei stellte er den Berliner Missionaren ein sehr günstiges Zeugnis aus — sie hätten die rechte Weise, den Frieden Gottes zu verkündigen; ohne sich in Politik zu mischen, erwiesen sie doch dem jungen Staate große Dienste und förderten dessen gedeihliches Wachsen. Präsident Krüger redete darauf die Missionszöglinge an. Kein Seelsorger, kein Beichtvater hätte herzandringender reden können. Er sagte: „Meine jungen Brüder! Ich bitte und beschwöre euch, predigt und wisset nichts anderes, als unseren Herrn Jesum Christum, den Gekreuzigten. Ich habe ihn nicht gesucht; Er aber hat mich gesucht und Gottlob! gefunden, und seitdem hatte ich den Wunsch, selbst ein Prediger zu werden und meinen Landsleuten das Evangelium zu verkündigen. Gott hat mich auf andere Wege geführt. Mein Herz aber lacht mir im Leibe, wenn ich euch vor mir sehe, von denen so manche nach Transvaal kommen werden, um dort den Heiland zu verkündigen, und ich denke an das Wort: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, welche den Frieden verkündigen." Eure Brüder draußen sind meine Freunde; zwei meiner Kinder sind in ihren Missionsschulen unterrichtet worden; wir haben großen Segen von den Berliner Missionaren, und ich versichere euch, daß meine Regierung die Mission auf das kräftigste unterstützen, fördern und alle Hindernisse ihr aus dem Wege räumen wird. Gott segne euch! Auf „Wiedersehen in Afrika!" — Der Präsident bat nun, daß durch Gebet ihm für seine bevorstehende Abreise (am Abend gedachten die Afrikaner Berlin zu verlassen) ein Segen erteilt werden möchte. Direktor D. Wangemann betete deutsch, Missionar Howe holländisch. Mit thränenden Augen nahm hierauf der Präsident Abschied, indem er noch besonders dem Direktor seine wärmste und herzlichste Anerkennung versicherte, und seine Freude aussprach, denselben bei seiner demnächstigen Visitationsreise in Südafrika auf heimischem Boden willkommen heißen zu dürfen. Nachdem die Gäste

den Anwesenden noch kräftig die Hände zum Abschied gedrückt, verließen sie unter den Klängen der Posaunen, welche „So nimm nun meine Hände“ bliesen, das Missionshaus.“

Eine Missionsreise nach dem Himalaya.[1])

Am Sonnabend den 15. Sept. (1883) verließen wir das traute Kleinwelke und reisten über Leipzig, Frankfurt und Karlsruhe nach Basel, wo wir am Mittwoch den 19. eintrafen und von den lieben Geschwistern Enequist in überaus freundlicher und liebevoller Weise bewillkommt und beherbergt wurden. Zwei Tage später fuhren wir im Verein mit Baseler Missionsgeschwistern und einer Schwester von der Berliner Missionsgesellschaft bei herrlichem Wetter gen Süden durch den Gotthardtunnell und die norditalienische Ebene nach Genua. Schon auf dieser Tour hatten wir uns der sichtbaren Fürsorge unseres Gottes zu erfreuen, denn in später und dunkler Nachtstunde geriet die Lokomotive zum Stillstand, so daß wir länger als eine Stunde auf freiem Felde lagen, bis uns eine neue Maschine weiter beförderte. So kamen wir, wenn auch einige Stunden nach der fahrplanmäßigen Zeit, dennoch wohlbehalten in Genua an. Den Sonnabend und Sonntag verbrachten wir in dieser Stadt und besichtigten, so weit es uns die Zeit erlaubte, die Sehenswürdigkeiten derselben. Der deutsch-evangelische Pfarrer dort, der einige unserer Gemeinorte aus eigener Anschauung kannte, stand uns bei den nötigen Einkäufen in freundlichster Weise mit Rat und That zur Seite. Als wir am Sonnabend zur Besichtigung unseres Schiffes in ein Boot steigen wollten, fiel der Führer desselben kopfüber ins Wasser, was zwar den an dieses Element gewöhnten Menschen nicht weiter geschadet hat, den Frauen aber, denen so wie so schon vor der Seefahrt graute, keinen geringen Schrecken einflößte. Am Bord des Ostindienfahrers angelangt, fanden wir unsere Sachen alle vor, und unsere Kabine so wohnlich und nett, wie überhaupt alles so sauber und aufs komfortabelste eingerichtet, daß die Furcht vor dem Wasser in den Hintergrund trat.

Am späteren Nachmittage des 24. Sept. wurden die Anker gelichtet; bald war das Land unsern Augen entschwunden, rings um uns dehnte sich eine weite von keinem Lufthauche bewegte Wasserfläche aus, und darüber spannte sich das Himmelsgewölbe in südlicher Pracht mit Sternen ohne Zahl. Wir saßen noch lange auf dem Verdeck, Blick und Geist nordwärts gerichtet, und der Lieben in der Heimat gedenkend. Als wir einige Tage später in den Hafen von Neapel einfuhren, leuchtete der Vesuv mit

[1]) Beiblatt zu Nr. 6 und 7 des Missionsblatts der Brüdergemeinde. — Bekanntlich hat die Brüdergemeinde im West-Himalaya 2 Missionsstationen: zu Kyelang und Poo. Am letzteren Orte waren Br. Pagell und Frau kurz hintereinander gestorben (2. und 9. Jan. 1883) und die Geschwister Weber waren bestimmt, an ihre Stelle zu treten. Es wird den Lesern interessant sein, dieselben auf ihrer mühseligen, gefahrvollen Reise zu begleiten.

seinem feurigen Scheine in das nächtliche Dunkel hinaus. Wir stiegen am andern Morgen ans Land, um uns ein wenig dieses so viel gepriesenen irdische Paradies anzuschauen. Den Blick, den wir vom Strande aus über den herrlichen, von Wald und Inseln umsäumten Golf hatten, werden wir nie vergessen. Im Sonnenschein kräuselte sich silberglänzender Schaum auf azurblauen Wellen, und Fischerbarken durchschnitten die Flut. Hier war alles ruhevoll, groß und frei, während in den volksbelebten Straßen alles geschäftig und beengend unruhig hin- und herwogte, so daß wir gern der Stadt den Rücken kehrten und zu unserem Schiffe zurückfuhren.

Erst als wir die Meerenge von Messina passiert hatten, meldete sich bei einigen unserer Gesellschaft die Seekrankheit an, doch dauerte dieses Unwohlsein nur einige Stunden. Als wir uns dem Suezkanal näherten, wurde nicht allein auf dem Verdeck gespeist, sondern auch die Mehrzahl der Passagiere, darunter auch wir, schliefen auf demselben. Die Hitze im Roten Meer, von Reisenden immer als entsetzlich geschildert, haben wir kaum empfunden, da sie zu dieser Jahreszeit nicht merklich höher war, als im Mittelländischen Meer. In Aden gingen die männlichen Mitglieder unserer Gesellschaft ans Land und wurden von einem dort ansässigen deutschen Kaufmann gastlich bewirtet. Von Aden aus ging es nun ohne Unterbrechung bis nach Bombay, welche Stadt wir in den Frühstunden des 13. Okt. erreichten. Unser Dampfer hatte, begünstigt vom schönsten Wetter, zu der ganzen Strecke nur 19 Tage gebraucht, und damit eine Schnelligkeit entwickelt, über welche sich selbst der Kapitän erstaunt aussprach. Für uns war diese schnelle Fahrt von großer Bedeutung! Galt es doch, noch vor Einbruch des Winters den Ort unserer Bestimmung zu erreichen.

Wir brauchten, dank der Freundlichkeit der englischen Zollbeamten, keine unserer Kisten zu öffnen und schon gegen Mittag waren dieselben zur Weiterbeförderung auf der Eisenbahn. Den Eindruck zu schildern, den Bombay und das indische Leben auf uns gemacht hat, würde uns zu weit führen; die Baseler Geschwister verließen uns am 17. Okt. mittags, um per Schiff nach Süden weiterzureisen, während wir am Abend desselben Tages mit der Berliner Schwester auf dem Schienenstrange nordwärts fuhren. Hier will ich nur kurz einschalten, daß das Reisen auf den indischen Bahnen viel bequemer und angenehmer ist, als in Deutschland. Wir hatten bis Delhi ununterbrochen 2 Tage und 2 Nächte zu fahren, und — offen gestanden — uns graute nicht wenig vor dieser langen Strecke. Obgleich wir nicht unbedeutendes Handgepäck bei uns hatten, so bot dennoch der uns angewiesene Raum, ein halber Wagen, hinreichend Platz, um bei Tage sich ungehindert und frei bewegen und bei Nacht bequem ausruhen zu können. Auch für alle sonstigen Bedürfnisse war in ausreichendster Weise gesorgt. Die Gegend, durch die uns der Zug führte, bot zwar uns, als Fremden, des Interessanten und Beachtenswerten gar viel, aber das Prädikat „schön" wird wohl schwerlich jemand diesem Landstriche beilegen, denn abgesehen von einigen wenigen Stellen war rechts und links kaum etwas anderes zu sehen als eine

graue Wüste, spärlich mit tropischen Heidepflanzen bewachsen. Diese Bahnstrecke, seit etwa 2 Jahren eröffnet, ist vornämlich zu strategischen Zwecken angelegt worden.

Am 19. Okt. mittags verließ uns die Berliner Schwester und fuhr auf einer Zweigbahn nach Agra weiter. Wir waren jetzt zum ersten Mal seit unserer Abreise aus Deutschland allein und dankten Gott, daß er uns so liebe und treue Reisegefährten zugesellt hatte. Und nicht lange, kaum 6 Stunden — ließ uns der treue Herr vereinsamt, denn kaum hielt der Zug in Delhi, so hörten wir unsere Namen rufen, und wurden dann in herzlicher Weise von den lieben Geschwistern Redslob und ihrer kleinen Tochter begrüßt. Diese lieben Geschwister waren kaum eine Stunde vor uns, von Norden kommend, eingetroffen und hatten auch für uns schon ein Quartier bestellt. Am nächsten Morgen besichtigten wir die kaiserlichen Paläste und die große Moschee in Delhi. Die auch noch als Ruinen prachtvollen Säulenhallen von blendend weißem Marmor, mit eingelegter wirklich künstlerisch schöner Mosaikarbeit, geben ein beredtes Zeugnis von indischem Reichtume und indischer Prachtliebe früherer Jahrhunderte. In der großen Moschee, die wir ungehindert betreten durften, zeigte man uns auf einer Steinplatte den heilig gehaltenen Abdruck der Fußspur des Mohamed, sowie einige alte beschriebene Pergamente, die von Mohameds Enkel herrühren sollen, ferner als ein seltenes und sonderbares Reliquienstück ein Haar aus dem Barte des Propheten, wohlverwahrt in einem kleinen Glaskästchen. Auf dem Rückwege hatten wir Gelegenheit, den Delhibazar zu sehen, und die weltberühmten Arbeiten der Delhier Goldschmiedekunst zu bewundern. Nachdem wir dann am Nachmittag noch einen überaus lohnenden Ausflug zu den Trümmern des alten Delhi unternommen hatten, brachte uns der Nachtzug an den Endpunkt unserer Eisenbahnreise, nach Umballa, welchen Ort wir in den Frühstunden des 21. Okt. erreichten. Hier bestellte Bruder Redslob für den nächsten Tag eine Fahrgelegenheit, im übrigen aber verlebten wir diesen Sonntag in der Stille und im trauten Beisammensein.

Am Montag machte Bruder Redslob einige geschäftliche Gänge und kehrte dann mit einem höheren englischen Offizier zurück, den er zufällig kennen gelernt hatte. Dieser, ein entschieden gläubiger Mann, unterhielt sich längere Zeit mit uns und betete beim Abschiede inbrünstig für uns zum Herrn. Als vor unserer Abreise Bruder Redslob die Rechnung forderte, war sie durch die Freundlichkeit dieses Mannes schon berichtigt worden. Nach 8stündiger Fahrt kamen wir dann gegen Abend nach Kalka und sahen hier die ersten Vorberge des Himalaya. Früh um 4 Uhr fuhr Bruder Redslob schon voraus, wir aber folgten 2 Stunden später mit Schwester Redslob und ihrer kleinen Tochter in einer Tonga. Doch was ist eine Tonga? Ein zweiräderiger, nicht gerade schöner, aber fester und solider Karren, eigends zum Zweck der Beförderung der Reisenden nach und von Simla erbaut. Außer dem Postillion finden höchstens noch 3 Personen in demselben Platz, Gepäck aber nur so viel, als in den Sitzkästen untergebracht werden kann. 2 mutige Rosse, gezügelt von einem äußerst gewandten Hindu, ziehen das Fuhrwerk in scharfem Trabe die

mit vieler Mühe und ungeheurem Geldaufwande angelegte Bergstraße hinauf. Versperren Lasttiere oder ein Ochsenkarren den Weg, dann setzt der Rosselenker das Horn an den Mund, und trotz der schauerlichsten Töne, die er demselben entlockt, weicht alles so schleunig wie möglich aus. Diese Personenbeförderung per Tonga ist eine staatliche Einrichtung und hat vor den kaiserlichen deutschen Postwagen viel voraus. So sind zum Beispiel auf der ganzen Strecke in Entfernungen von etwa 20 Minuten Halteſtellen angebracht. Hier werden die Pferde gewechselt, was kaum eine Minute in Anspruch nimmt, und weiter gehts dann, gleichwie im Fluge. So hatten wir an diesem Tage einige 40 Pferde vor unserm Wagen. Daß dieses fortwährende Jagen auf schmalem Bergwege an tiefen Abgründen vorbei nicht ungefährlich ist, läßt sich denken. Besonders gefährlich aber kann es werden, wenn sich 2 solche Fuhrwerke an Stellen unvermutet begegnen, wo der Weg sich biegt oder ein Knie macht. Wenig fehlte, so wären wir einmal so mit einer anderen Tonga zusammengefahren. Doch dank der treuen Fürsorge unseres treuen Gottes und der Geschicklichkeit der Rosselenker kamen wir noch mit dem bloßen Schrecken davon. Auch Bruder Redslob hatte Gottes schützende Hand zu preisen, da die Tonga, die er benutzte, durch ein widerspänstiges Pferd beinahe in einen Abgrund geworfen worden wäre. Die Gegend, die wir so im Fluge durcheilten, ist ein wunderschönes Fleckchen Erde. Jeden Augenblick wechselte die Scenerie; andere und neue Hügelketten erhoben sich, und immer wieder schaute man in andere Thäler und Schluchten hinab. Dazu war der Himmel hell und klar und Sonnengold lag auf den nächsten bewaldeten Anhöhen, während um die ferneren Berge und in den Thälern ein bläulicher Duft sich wob. Gegen Abend trafen wir in Simla ein, von Bruder Redslob und zwei Eingeborenen erwartet, von deren schlankem Wuchs und einnehmenden intelligenten Gesichtszügen wir nicht wenig überrascht wurden.

Simla

selber ist, in des Wortes vollster Bedeutung, eine Stadt auf dem Berge; 7200 Fuß hoch liegt sie auf der Südseite eines, einen großartigen Rundblick gewährenden, steilen Berges. Gegen Süden erblickt man die grauen Felsgesteine der Himalaya-Vorberge, im Norden tiefe Waldesschluchten und fern am nördlichen Horizonte erheben stolz und kühn die Riesen des Himalaya ihre schneebedeckten Gipfel gen Himmel, die besonders bei Abendbeleuchtung einen prachtvollen, Herz und Gemüt erhebenden Anblick gewähren. Von der Stadt selber macht sich keiner einen Begriff, der sie nicht selber gesehen und wenigstens einige Tage in ihr gewohnt hat. Es giebt eigentlich nur eine Straße, in der Laden an Laden sich reiht; aber eine Straße nach europäischen Begriffen ist sie nicht, denn krumm und steil windet sie sich an der Berglehne hin und ist nur auf der einen Seite von Häusern besetzt, während an der anderen Seite Felsen und Hügel sich erheben. In der Nähe der High-church (Hochkirche) befindet sich ein mit großem Kostenaufwand hergestellter freier Platz, die einzige Ebene, die in Simla zu finden ist. Die eigentlichen Wohnhäuser sind

villenartig hier und da an den Berg angebaut, und vom Grün der Bäume umrahmt. In mehr oder weniger steilen Windungen führen verhältnismäßig breite, sehr gut erhaltene Wege von einem Hause zum andern. Wie groß die Einwohnerzahl dieser Bergstadt ist, habe ich nie erfahren können. Das mag sich auch schwer feststellen lassen, denn wie man die Menge der überall und nirgends wohnenden Kulis zählen kann, ist mir unbegreiflich; dazu muß noch in Anschlag gebracht werden, daß dieser Ort nur in den Sommermonaten, vom April bis Oktober, von der Gesellschaft der „Oberen Zehntausend" (Vornehmen) bewohnt ist. Ist die Saison vorüber, so werden die meisten der Läden geschlossen, denn nur wenige Europäer wohnen ständig hier; Hindu und Mohammedaner aber bleiben auch den Winter über an diesem Platze. In den nächsten 3 oder 4 Jahren wird aber Simla die ständige Residenz des Vizekönigs von Indien und damit der eigentliche Sitz der Regierung werden. Immer mehr und große Gouvernements-Gebäude sieht man allenthalben entstehen, nicht gerade stattliche Prachtbauten, denn das Terrain bietet für solche keinen Raum; winkelig und eckig werden alle größeren Gebäude aufgeführt. Simla mit seinen herrlichen Wegen, seiner prachtvollen Aussicht, seiner reinen Gebirgsluft und seinem bunten Getriebe ist als zeitweiliger Sommeraufenthalt jedermann zu empfehlen, aber zu meinem beständigen Wohnsitz möchte ich diesen Ort nie erwählen. Des Menschengelärms ist zu viel in dieser idyllischen Gegend. Von früh bis spät in die Nacht hinein ein beständiges Gewoge, ein unruhiges, fieberisches Hin- und Herrennen, daß man sich gar nicht recht bewußt wird, mitten im Gebirge zu wohnen. Und dann die Armut, die uns überall entgegentritt! Die meisten der Eingeborenen erscheinen in Gewändern, zerfetzt und beschmutzt, daß die heimatlichen Zigeunerhorden diesen gegenüber noch reinlich und reich erscheinen. Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, wie diese Leute wohnen und leben, um sich ein der Wahrheit entsprechendes Bild machen zu können. Diese Armut und Niedrigkeit tritt um so greller zu Tage, je mehr sie erleuchtet wird durch das luxuriöse Leben der Herren Europäer. Kutschen und Karossen kennt man hier nicht, das einzige Gefährt ist ein leichter, einsitziger Handwagen, der von 2 Kulis gezogen und von 2 anderen geschoben wird; dann laufen gewöhnlich noch andere 2 nebenher. Ein anderes Transportmittel sind die sogenannten Dandy, die von 4 oder 6 Kulis auf den Schultern getragen werden. Diese Dandy sind das praktischste und bequemste Beförderungsmittel, und werden allgemein von Herren und Damen benutzt, zum Reisen ebensowohl, wie zum Besuchmachen oder zum Kirchgange. Die sonstige sportlustige Welt beiderlei Geschlechts trabt auf stolzen Rossen einher, vielfach begleitet von Dienern, die im Geschwindschritt nebenher laufen. Hier in Simla interessiert man sich sehr für die Mission, und wir haben Gelegenheit gehabt, viele und warme Missionsfreunde kennen zu lernen, die im Gegensatz zu den deutschen Freunden der Mission mehr oder weniger alle den höchsten oder bemitteltsten Ständen angehören. Auch viele Beamte sind eifrige Beförderer der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden. Liebevoll und freundlich erwiesen sie sich auch uns gegenüber, und haben uns, wo

sie nur konnten, mit Rat und That unterstützt. In Privatkreisen, wie auch im öffentlichen Gottesdienste, wurde für uns gebetet, und vielfach wurden wir zu Gaste gebeten. Wie wohl ein solches Entgegenkommen unsern Herzen gethan hat, kann man sich denken. Hier in Simla lernten wir auch unsern künftigen nächsten Nachbar kennen. Bei dem Worte Nachbar darf aber kein europäischer Maßstab angelegt werden, denn wir sind Hinterwäldler, bei denen bekanntlich weder Zeit noch Raum kleinlich berechnet wird. Herr M. wohnt volle 8 Tagereisen von Poo entfernt, demnach hoffen wir mit ihm und seiner liebenswürdigen und zuvorkommenden Frau in Zukunft getreue Nachbarschaft zu halten. Die Einrichtung der Gasthöfe im nördlichen Indien und in Simla ist eine ganz andere als in Europa. Man findet überall außer Tisch und Stuhl nur ein einfaches Bettgestell vor, mit dem nötigen Bettzeug hat man sich allenthalben selber zu versorgen. Die Freundlichkeit der lieben Geschwister Redslob hatte aber diesen Punkt bedacht und uns, da wir dessen gänzlich entbehrten, mit dem Nötigen versehen. Wie in ganz Indien, so wimmelt es auch in diesem Orte von gewissen kleinen, unangenehmen Insekten, die besonders gern die Nachtruhe stören.

Wir hatten Simla am 23. Okt. gegen Abend erreicht und verließen es am 5. Nov. Unsere lieben Geschwister Redslob hatten in dieser Zeit alle Hände voll zu thun, galt es doch, die Bedürfnisse für Kyelang und Poo zu kaufen und zu packen, zudem mußten noch im Blick auf Lé mancherlei Anschaffungen gemacht werden, von denen man in den heimatlichen Kreisen keine Ahnung hat. Wir schrieben und malten tibetische Buchstaben in unserm ungemütlich kalten Raum. Hin und wieder ging man auch einmal auf den Bazar, um für schweres Geld allerlei kleine Bedürfnisse einzukaufen. Das Wort „Simla-Preise" ist würdig, jedem Konversationslexikon einverleibt zu werden, denn so teuer wie hier ist es wohl an keinem andern Platze der Erde.

Ursprünglich war unsere Abreise auf Dienstag den 30. Okt. festgesetzt, da aber unsere Kisten bis dahin nicht eintrafen, war an ein Aufbrechen nicht zu denken. Verschiedene Anzeichen deuteten auf einen frühen Winter; die Freunde in Simla waren unsertwegen sehr besorgt. Auf eine telegraphische Anfrage nach unserem Gepäck erhielten wir die Antwort, daß dasselbe vor Sonabend den 3. Nov. nicht eintreffen könne. Nun wurden Schritte gethan, um am Montag in der Frühe abreisen zu können. Am Sonntag genossen wir in der Unionkirche das heilige Abendmahl. Am Montag Morgen aber, als der Tag noch nicht zu grauen begann, wurde noch mancherlei ein- und umgepackt, so daß wir gegen 7 Uhr zum Aufbruch fertig waren. Es fehlten nur noch die Träger, die Maultiere und ihre Treiber. Sie waren beordert, sich in aller Frühe einzustellen und sahen wir deshalb ihrem Erscheinen jeden Augenblick entgegen. Doch auch dem phlegmatischsten Europäer, der Indien und seine Bewohner nicht kennt, wäre über dem Warten schier die Geduld vergangen. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, und nicht ein Kuli oder Maultier zeigte sich. Bruder Redslob lief hierhin und dorthin, fand aber nur wenige der Kulis

zum Aufbruch sich rüstend. Gegen ½9 kamen endlich 4 Treiber, mit welchen ich eilenden Schrittes zum Ochsenwagen gehen wollte, um das Aufladen unsrer inzwischen glücklich angekommenen Kisten zu besorgen. Unterwegs verschwanden aber meine Begleiter einer nach dem andern, und als wir die Halteſtelle der Maultiere erreicht hatten, fand ich mich mit unserm Diener allein. Nach nicht langer Zeit war auch dieser verschwunden, und ich stand ¾ Stunden lang inmitten einer Schar Maulesel allein und verlassen, wußte weder ein noch aus und konnte nichts besseres thun, als in stoischer Ruhe das Ende abzuwarten. Endlich erschien der Diener wieder und bedeutete mich, nunmehr mit ihm zum Bullock-train zu gehen, da inzwischen das Notwendige besorgt worden sei. Wir gingen, kamen an, sahen das Gepäck, aber von Lasttieren und Treibern keine Spur. Wieder verging in vergeblichem Harren und Warten eine Viertelstunde nach der andern, es schlug 11 Uhr und noch war keine menschliche Seele zu sehen. Meine Geduld war zu Ende, dazu fühlte ich mich sehr hungrig, was mich veranlaßte, heimzukehren, Bruder Redslob meine Not zu klagen und meinen Hunger zu stillen. Schon aus der Ferne erblickte ich vor unserm Logis ein großes Gedränge und ein Durcheinander von Gepäck und Leuten, unbeschreibliches Getöse und Lärm drang an mein Ohr, daß mir wirklich bangte. Ich kam aus dem Regen in die Traufe. Wohl schrieen die Kulis und gestikulierten lebhaft, auch prüften sie hin und wieder das Gewicht der Lasten, aber keiner griff wirklich zu oder machte ernstlich Miene zum Aufbruch, obwohl Bruder Redslob unermüdlich mit Hand anlegte und alle Überredungskünste anwandte. Alles war und blieb vergeblich; auch Drohungen halfen nicht, denn: „ein Padre Sahib (Prediger) darf nicht böse werden und schlagen, wie andere Sahibs.“ Inzwischen war es 12 Uhr geworden, als sich eine Anzahl Kuli bequemte, die 3 Dandy und ihre Insassen zu tragen. Bruder Redslob riet uns, den Vortrab zu machen, und so wurde denn die kleine Mathilde Redslob, meine Frau und ich nolens volens im Geschwindschritt fortgeschleppt. Wie das ging, was ich gedacht, was ich gesehen habe, ich weiß es kaum, mein Geist und Gemüt war von dem Trubel so verwirrt, daß ich in Wahrheit nicht vernünftig denken konnte. An Menschen und Lasttieren ging es vorbei, durch schöne Anlagen und wildromantische Gegenden führte der Weg, an brennenden Felswänden und schattigen, lauschigen Plätzen vorbei, doch übte das alles auf mein Auge und Herz nicht den mindesten Reiz, denn die schaukelnde Bewegung des Tragens rief ein Gefühl in mir wach, das sehr stark an Seekrankheit erinnerte, außerdem wurde ich einmal nicht gerade sanft hingeworfen. Kurz nach 5 Uhr erreichten wir den Bungalow (Einkehrhaus) zu Vagu. Inzwischen war es schon empfindlich kalt geworden und wir waren froh, von unsern Füßen Gebrauch machen zu können. ¾ Stunden nach uns kam Schwester Redslob an, müde und frierend. Das lodernde Kaminfeuer verbreitete in unsern Räumen eine behagliche Wärme. Es war zwischen 7 und 8 Uhr, als Bruder Redslob anlangte. Nur einiges wenige unsrer Bagage war vor ihm eingetroffen, das meiste erreichte uns erst im Laufe der Nacht. Wir hätten in unsern Kleidern auf einem Bettgestelle schlafen müssen, wenn uns nicht die lieben Ge-

schwister in rührender Freundlichkeit mit allem nur irgendwie Entbehrlichen ausgeholfen hätten.

Am Dienstag Morgen, den 6. Nov. wird das Gepäck einer Kontrolle unterworfen; 4 von unsern Kisten fehlen. Lange Zeit wird vergeblich gesucht, bis endlich der Treiber gefunden wird; er hat die Ladungen in ein fernab liegendes Haus untergebracht, ob aus Unverstand oder spitzbübischer Absicht, lasse ich unentschieden, obwohl manches für eine diebische Handlungsweise spricht. Nachdem dann die Maultiere vorangeschickt, bemüht sich der rotbemützte Schulze, die nötige Anzahl Träger herbeizuschaffen, was ihm, wie seinen Kollegen in den andern Ortschaften, aber immer nur durch Verabreichung von Püffen und Prügeln gelingt. Ich zog es vor, den Marsch zu Fuß zu machen und habe, bewaffnet mit einem langen Bambusstock und einen großen Korkhut auf dem Kopfe, in der Folge die ganze Strecke von Vagu bis nach Poo per pedes zurückgelegt. Meine Frau, sowie die kleine Mathilde Redslob, wurden getragen, während Bruder und Schwester Redslob zu Pferde saßen. Der Weg, den wir an diesem Tage zurückzulegen hatten, ist verhältnismäßig kurz und bequem. Einen Begriff vom wirklichen Bergsteigen erhielten wir auf dieser Strecke nicht, denn ziemlich eben führt der Weg als Saumpfad um mehrere kahle, sonnenverbrannte Berge und gewährt an verschiedenen Punkten einen reizenden Blick in tiefe, dunkle, von keinem Grashalm bewachsene Felsenschluchten und Bergpartien. Die Sonne meinte es gut mit uns, indem sie sich ein wenig hinter Wolken verbarg und unser Marsch dadurch, trotz der Mittagszeit, angenehm kühl war. Gegen 2 Uhr langten wir in dem herrlich gelegenen Bungalow zu Theog an und fanden noch glücklich Unterkunft. Nachdem wir uns vom Reisestaube gereinigt, durchstrich ich, während die andern Glieder unsrer Karawane anderweit beschäftigt waren, den sich längs des Weges hinziehenden Waldabhang. Am nächsten Morgen wurden wir in aller Frühe durch einen großen Lärm aufgeschreckt. Die Maultiertreiber wollen weiter, und schnell müssen wir die gebrauchten Betten und Sachen einpacken. Der Schulze treibt nun mit Mühe die Kulis zusammen, sobald er aber auf einen Augenblick fortgegangen ist, schleicht sich ein Kuli nach dem andern wieder fort, bis sie auf ernstliche und fühlbare Weise von dem Dorfmonarchen zu ihrer Pflicht gezwungen werden. Die Leute schreien zwar immer viel, lassen sich aber eine solche Behandlung gefallen, sie kennen es nicht anders, sind aber auch manchmal nicht anders zu ihrer Arbeit anzutreiben.

Unser Weg führte an steilen Felswänden hin, die grau und nackt gen Himmel streben, unter uns tiefe Abgründe von einsamem Gesträuch bewachsen. Hin und wieder erblickt man auf Berglehnen, auf welche die Sonne ihre sengenden Strahlen fast den ganzen Tag fallen läßt, vereinzelte Häuser und rundherum terrassenförmig aufsteigende Felder. In dieser späten Jahreszeit war selbstverständlich alles kahl und von der Sonne braun gebrannt. Mitten zwischen riesigem Gestein und fernab von jeder menschlichen Wohnung war ein Strauch sichtbar, der mit roten und weißen Lappen bewimpelt war. Auf mein Befragen sagte mir Bruder Redslob, daß nach dem Glauben der Leute in diesem Strauch ein Geist wohne, den

sie verehren und anrufen. Ebenso werden auch häufig Steine als Behausungen von Geistern angesehen und angebetet. Wie dieser an den Götterglauben der alten Germanen erinnernde Naturdienst hierher gekommen oder sich vielmehr bis jetzt erhalten hat, wird schwer nachzuweisen sein, denn mit dem eigentlichen Hinduismus, Brahmaismus und Buddhismus hat dieser nichts gemein. Die Straße war recht angenehm zu passieren und durch Eingeborne und bepackte Maultiere sehr belebt. Es gab immer ein großes Gedränge, wenn unser Zug an solchen Tieren vorbei mußte. An den gefährlichsten Stellen des Weges sind Mauern aufgeführt, und an solchen Punkten ist dann an ein Ausweichen nicht zu denken. Der Himmel war den ganzen Tag über wolkenlos und tiefblau, und wo die Sonne die schroffen Felswände traf, war eine drückende Hitze zu spüren, während in den im Schatten liegenden Schluchten die Pfützen gefroren waren. In Myntana fanden wir ein Unterkommen in dem geräumigen Bungalow.

Am andern Morgen, früh um 7 Uhr, war alles marschbereit. Ohne bedeutende Schwierigkeiten ging der Aufbruch vor sich. Der Weg schlängelt sich an vielen tiefen, zerissenen Schluchten vorbei, über Bergesrücken und an Abgründen hin, die einen wildromantischen Anblick gewährten. An manchen Stellen war jeder zerklüftete Fels mit Moos bewachsen und von Epheu besponnen. Wilde Rosenbäume, immergrüne Eichen und leise rieselndes Gewässer wechselten vielfach ab mit schroffem, himmelanstrebendem Felsgestein. Auf dieser Tour fand ich die ersten Edelweiß-Pflänzchen. Der Verkehr auf dieser Straße war geringer als der bisherige, doch begegneten uns noch viele Eingeborne, von der Maila (Messe) in Rampur kommend. Als wir unsern Rastort, Nagkanda, erreichten, wurden wir durch ein wundervolles Panorama überrascht, denn vor uns lag, von der Sonne beschienen, eine von Osten nach Westen sich hinziehende Schneewelt, deren Gipfel zwischen 19000 bis 22000 Fuß variierten. Hier beobachtete ich auch zum ersten Male, wie unsere Begleiter an verschiedenen Feuern ihr Essen bereiteten und sich wärmten. Der eine gehört einer höheren Kaste an als der andere, und würde unter keinen Verhältnissen sich gemeinschaftlich mit seinem Kameraden das Essen kochen. Der andere aber, unser Reisekoch, ißt nicht das geringste von unsern Speisen. Hat er unser Essen besorgt, so zündet er sich fern von unsrer Kochstelle sein Feuer an. Kommt man ihm oder den anderen Leuten in dieser Zeit zu nahe, so wird dadurch ihr Essen verunreinigt und ohne weiteres weggeschüttet.

Als wir am Freitag den 9. Nov. hinaus ins Freie traten, war die Erde ringsum mit einer weißen Hülle bedeckt, und unabläßig wirbelte der Schnee in großen Flocken hernieder. Was wird nun werden? Die Kälte ist sehr empfindlich und einem jeden schaudert es bei dem Gedanken, in diesem Wetter wandern zu müssen. Da die Jahreszeit zum Reisen in das Innere des Gebirges schon zu weit vorgerückt ist, der Weg von Simla nach Poo zudem noch weit schwieriger ist als die Strecke von erstgenanntem Orte nach Kyelang, so flehten wir Tag für Tag zum Herrn, in dessen Dienst wir stehen, um günstiges Wetter und um Seinen Schutz und Schirm, und bemühten uns, unsere Führung willenlos in Seine Hand zu

legen. Auch an diesem Morgen beraten wir uns ausführlich, erwägen die verschiedenen Für und Wider nach allen Seiten hin und legen dann unsere Angelegenheit dem Heilande im Gebete vor. Da unser nächstes Ziel, Koteguhr, bedeutend tiefer liegt, und dort die Kälte nicht so empfindlich sein wird, auch ein längeres Liegenbleibenmüssen dort nicht so teuer ist als in Nagkanda, so beschlossen wir, in Gottes Namen den Weitermarsch anzutreten, und rüsteten zum Aufbruch. Bruder Redslob teilt den Maultiertreibern unsern Entschluß mit, stößt aber hier auf den hartnäckigsten Widerstand. Die Kälte ist zu scharf, das Unwetter zu rauh, deshalb wollen sie von einem Weitermarsche nichts wissen. Nur mit Mühe sind die genügende Zahl Dandyträger aufzutreiben, mit denen wir dann unsern Weg antreten, während Bruder Redslob noch zurückbleibt, um die Treiber durch freundliche und ernste Worte zum Aufbruch zu bewegen. Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten und Hindernisse erreichten wir im Laufe des Nachmittags allesamt Koteguhr, auch unsere Effekten kamen noch alle vor einbrechender Dunkelheit an und wurden vor dem Bungalow aufgestapelt. Hier in

Koteguhr,

welches etwa 3000 Fuß tiefer liegt als Nagkanda, war kein Schnee gefallen, dagegen zog am späteren Abend ein schweres Gewitter auf, das um Mitternacht in einem strömenden Regenguß endete und auf alle unsere Sachen herniederprasselte. Auch noch am Sonnabend und Sonntag strömte der Regen Bindfaden gleich vom Himmel hernieder. Da auch am Montag den 12. Nov. das Wetter sich in nichts geändert hatte und an ein baldiges Aufklären des Himmels nicht zu denken, auch unser Weiterkommen mehr denn je fraglich war — denn was an diesem Platze Regen war, war selbstverständlich auf den höheren Bergen Schneefall —, so beschlossen wir, den teuern Bungalow zu verlassen und in ein leerstehendes, der Kirchmission gehörendes, Haus überzusiedeln. Durch unbeschreiblichen Schmutz wurden unsere Habseligkeiten herübergebracht und dann die Räume pilgermäßig eingerichtet.

Dienstag den 13. Nov., während man in der Heimat Fest feierte, saßen wir in unsern ungemütlich kalten und dunkeln Räumen, töteten riesenhafte Spinnen, malten tibetische Buchstaben und lernten Vokabeln. In der Veranda gingen wir einige Male auf und ab, damit in den kalten Gliedern das Blut wieder in Bewegung komme, aus der Veranda durfte man sich aber nicht wagen, denn noch immer zeigte sich der Himmel bleigrau und sandte des Regens die Menge. Obwohl unsere Hoffnung, Poo zu erreichen, noch nicht gänzlich aufgegeben war, so waren wir doch alle mehr in gedrückter Stimmung, ließen aber den Mut nicht sinken und das Gottvertrauen nicht schwinden. In diesen Tagen waren uns die Losungen unserer Gemeine ein rechter Trost und eine Stütze. Wahrlich man muß erst in solche Lagen und Bedrängnisse kommen, um recht zu empfinden, welchen Trost und welche Stärkung für ein gläubiges Herz ein Bibelwort in sich birgt. Was es heißt, im Himmel einen Gott zu wissen, der alle menschliche Not aus Erfahrung kennt und zu Herzen nimmt, der die

Seinen auch in den schwersten Prüfungsstunden nicht verläßt, sondern sich dann gerade dem Herzen fühlbar offenbart, das durften wir in diesen Tagen und auch noch später mehrfach erfahren.

Als am Mittwoch den 14. Nov. der Himmel wolkenrein und klar sich zeigte, sandten wir im Vertrauen auf Gottes Hilfe die Sachen voraus und setzten dann am folgenden Tage, als der Boden etwas abgetrocknet war, unsern Wanderstab weiter fort. Das Wetter war schön, über uns blaute der Himmel, dennoch war es empfindlich kalt. Anfangs ging es an einer tiefen Felsschlucht vorbei, dann nicht allzulange sehr steil bergauf. Das Wandern auf schönen beschatteten Pfaden, inmitten einer herrlichen Umgebung, mit der Aussicht auf schneebedeckte Bergeshöhen und auf einen im tiefsten Grün schimmernden Fluß, war geradezu ein Genuß. Dann aber kam ein steiler in vielen Windungen sich hinziehender Abstieg von 4000—5000 Fuß. Unten angelangt, rasteten wir. Die Hitze war hier geradezu erdrückend, eine wahre Tropenglut, was schon daraus hervorgeht, daß hier Bananen-, Kaktus- und Aloebäume in Menge wachsen. Wir waren am Sudlej, „dem aus dem Elefantenmaul Kommenden," einem der 5 Ströme, die das Punjab durchfließen. Dann ging es noch einige Stunden den Fluß hinauf, bis wir kurz nach 4 Uhr den Bungalow in Nirth erreichten.

Hier sei erläuternd bemerkt, daß ein Bungalow kein Gasthaus, sondern ein einfaches Rasthaus ist, von der Regierung für europäische Reisende erbaut. Je weiter von Simla, desto kleiner, unwohnlicher und baufälliger sind diese Raststätten; so enthält z. B. der Bungalow in Nirth nur ein sehr kleines und enges Zimmerchen, ohne jegliche Vorrichtung zum Heizen. Mit Hilfe von 2 mit Polizeigewalt versehenen Personen gelang es uns, hier die nötige Anzahl Träger zu finden, was meist mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden ist, da die ganze Gegend hier fast ausschließlich von Brahmanen bewohnt ist, welche hohe Kaste zum Tragen nicht verpflichtet ist. Der nächste Reisetag war sehr schön und es ging sich angenehm. Große und hohe Bäume, in Gruppen oder vereinzelt, begleiten stellenweise den Fluß, der wie ein rechtes Gebirgswasser, bald ruhig und spiegelklar dahinfließt, bald aber mit starkem Gebrause über Klippen und Felsen sich ergießt. Schnee war in diesem engen Thale nicht zu erblicken, alle Abhänge der Berge sind bis hoch oben terrassenförmig angebaut; wo sonst das Reiskorn wächst, weideten jetzt Ziegen und Schafherden, und vergnügten sich lustig springende Affenfamilien.

Nach etwa 8stündigem Marsche erreichten wir Rampur, die Residenz des Fürsten von Kunawar, in dessen Lande unsere Station Poo liegt. Hier trafen wir mehrere Leute aus Poo, die, obwohl Heiden, uns dennoch freundlich begrüßten. Wir schlugen hier zum ersten Male unsre Zelte auf und kampierten somit im Freien. Am Sonntag Morgen, den 18. Nov. in aller Frühe, meldete uns Seine Hoheit der Rajah von Rampur und Bussahir Sham Shere Singh seinen Besuch an. Auf die nun folgende einstündige Audienz näher einzugehen, würde den Rahmen der Reiseschilderung überschreiten. Es sei nur erwähnt, daß dieser Fürst der englischen Sprache vollkommen mächtig ist, und sich sehr angelegentlich

nach dem Tode der Geschwister Pagell und nach ihrem Sohne erkundigte. Auf Wunsch ließ er uns durch seine Munschis (Schreiber) 3 Pirwanas ausstellen, Befehle an seine Unterthanen, uns allenthalben zu helfen und mit dem Nötigen zu versehen. Im Laufe der Unterhaltung frug Seine Hoheit einen seiner Schreiber, der etwas Englisch spricht, ob er Christ werden wolle; dieser aber wendete sich mit Entrüstung und Abscheu ab. (Bei einer früheren Begegnung mit Bruder Redslob hat der Rajah einmal geäußert: Ich bin ein Christ, denn — ich trinke mit dir.) Mit einem Händedruck und einem „Leben sie sich bald ein!" geruhte die Majestät die Audienz aufzuheben. Am späteren Nachmittag sahen wir einen Fakir oder indischen Büßer. Dieser sonderbare Heilige war am ganzen Körper wie mit Mehltau überschüttet, saß auf seiner Nagelpritsche, würdigte uns aber kaum eines Blickes.

Die Schwierigkeiten, wie sie bei unserer Abreise von Simla sich uns entgegenstellten, traten auch hier wieder auf, nur noch in erhöhtem Maße, so daß Bruder Redslob noch einmal die Hilfe des Rajahs in Anspruch nahm. Geduld, Geduld, und noch einmal Geduld! diese Worte riefen wir uns gegenseitig zu, wenn dem einen oder anderen der Faden zu zerreißen drohte. Mehr als 24 Stunden brachten wir mit Fortschaffung unserer Ladungen zu, und als wir endlich aufbrachen, mußten wir einen unsrer Begleiter mit vielen unsrer Sachen zurücklassen. Von Rampur ab lernten wir erst kennen, was eigentliche Gebirgswege sind. Von hier ab bis nach Poo kann man den Weg mit Recht als ein stetes Auf- und Niedersteigen, als ein Springen und Klettern, ein sich Winden durch Felsgestein und schnelles Huschen über gefährliche Geröllfelder bezeichnen. Gleich an diesem Tage hatten wir einen Aufstieg, der jeder Beschreibung spottet und unsere Kräfte und Lungen sehr in Anspruch nahm. Dann führte der Weg am Kamme eines Berges hin, der mit einem Wald von riesigen Rhododendronbäumen und Rosensträuchern bestanden war. Angesichts unseres Reiseziels für diesen Tag hatten wir uns noch durch ein Gewühl und Gewirr von Steinmassen hindurchzuwinden. Ein Bergrutsch hat hier vor einigen Jahren die Straße vollkommen zerstört; zwar hatte man die Kommunikation vermittelst einer Brücke wieder hergestellt, doch kaum beendet, wurde dieselbe durch nachstürzende Felsmassen wieder zertrümmert. Ein getretener Zickzackpfad führt durch dieses Geröll steil hinunter bis an einen Bach; dieser wird durchwatet, dann erklimmt man mit vieler Mühe die gegenüberliegende Höhe, bis man den Weg wieder erreicht. Nach einem weiteren Marsche von einer kleinen halben Stunde erreichten wir dann unser Nachtquartier, den Bungalow zu Gowra.

Da dieser Bungalow außer einem kleinen Raume und einem sehr schmalen Nebengemache (wohl richtig als ein ganz schmaler Schlitz zu bezeichnen) nichts weiter umfaßte, so hieß es hier wieder wie in Nirth, sich so viel als möglich einschränken. Aber 5 menschliche Wesen, wenn sie auch die geduldigsten sind und den besten Willen haben, Raum beanspruchen sie doch, und wenn derselbe eng bemessen ist, so steht man sich hemmend und hindernd gegenseitig allenthalben im Wege. Die aufgeschlagenen Betten werden in solchen Fällen als Stühle und als bequeme Ablage-

rungsplätze benutzt für Dinge, die ein buntes Allerlei bilden. Ein Feldtisch dient zum Essen, zum Waschen und dergleichen anderen notwendigen Verrichtungen. Zum Einrichten hier in Gowra gehörte aber außerdem noch oder vielmehr vor allem andern das Zukleben und Verstopfen der Fenster, denn von allen Seiten durchströmte der scharfe Wind das Gemach. Als wir abends um das Kaminfeuer saßen und die Begebenheiten der letzten Tage, sowie die Aussicht für die kommenden Tage besprachen, kommt der zurückgelassene Diener mit der Nachricht, daß unsere Sachen zwar alle unterwegs seien, aber erst im Laufe des nächsten Tages eintreffen würden, daß unsere Bettkisten aber, auf die wir so sehnlich warteten, in irgend einer Thalschlucht lägen, da das Maultier auf dem holprigen und gefährlichen Wege gestürzt und die Beine gebrochen habe. Neue Sorgen, neue Nöte! Wie sollen wir vorderhand schlafen, wie mit unsern Sachen weiterkommen? Es galt, allen Ernstes sich zu bestreben, den Kopf oben zu halten, den Mut und das Gottvertrauen nicht zu verlieren. Wir hatten unsere Reisebettstelle im Nebengemache aufgeschlagen, legten uns in unsern Kleidern nieder und bedeckten uns mit dem, was uns Geschwister Redslob freundlichst gaben, und sie gaben, was in ihren Kräften stand. Bis gegen 3 Uhr schlief ich ganz fest, dann aber wachte ich auf und konnte nun der empfindlichen Kälte wegen nicht mehr einschlafen. Unser Dach war so fadenscheinig und löcherigt, daß man nicht allein allenthalben Mond und Sterne hindurchblinken sah, sondern daß auch der Wind und Regen überall ungehindert Eingang fand. Es mochte gegen ½5 Uhr sein, als ich mich vom Lager erhob, und nun saß ich 3 Stunden lang still auf einem Fleck in unserer Behausung, bis in das Mark hinein frierend. Dieser bösen Nacht folgte ein trauriger Tag! Schwer lastete die Sorge auf unser aller Gemüt, und wenn nicht die allezeit heitere und kindlich fröhliche kleine Mathilde gewesen wäre, kaum würde ein lautes, Frohsinn verkündendes Wort gesprochen worden sein. Draußen wehte ein scharfer Schneewind, in der Stube aber rauchte der Herd, daß uns allen die Augen thränten. Bruder Redslob muß notgedrungen die Maultiere entlassen, die sehr gut auf der Strecke von Simla bis Rampur benutzt werden konnten, aber die weitere Straße ist für diese Tiere zu strapazant und gefährlich. Und wie sollen wir in Zukunft die nötige Anzahl Träger für unser Gepäck bekommen? Die Frage wurde nach allen Richtungen hin ventiliert und lag wie ein Alp vornehmlich auf der Brust unsers guten Bruders Redslob. Kaum sind wir am nächsten Morgen aufgestanden, so beginnt wieder ein entsetzliches Durcheinander, ein Schreien und Lamentieren und Hin- und Herwerfen der Sachen, da der eine den andern nicht versteht und keiner im Grunde weiß, was er eigentlich will. Zwar hatte der Schulze aufs bestimmteste die nötige Anzahl Kulis zugesagt, aber Versprechen und Halten sind hier zu Lande so heterogen als nur denkbar. Die erschienenen Träger zanken und reißen sich um die leichteren Ladungen, alles Schwere und Unbequemere bleibt stehen, und wir verlieren zum Schluß jegliche Kontrolle über unsere Sachen. Unterwegs wurde Herz und Gemüt wieder erleichtert im Anblick der großartigen Natur, die uns rings umgab. Übermüdet langten wir

bei ägyptischer Finsternis in Skranan an, wo ein geräumiger Bungalow uns aufnahm. Unsere Nachtruhe aber wurde dadurch mehrfach gestört, daß ich in unserem Zimmer diverse Male eine Rattenjagd anstellen mußte.

Den 22. Nov. mußten wir wieder wartend liegen bleiben, denn es fehlte an Kuli zum Tragen der Frauen, wie des Gepäckes. Letzteres war auch in seiner größeren Hälfte noch hinter uns und kam erst im Laufe des Tages an.

Der nächste Tagesmarsch war entzückend schön. Zuerst führte der Weg an sanften, terassenförmig angebauten Abhängen entlang. Die Felder aber lagen in dieser Jahreszeit alle brach und waren außerdem noch mit einer leichten, in letzter Nacht gefallenen Schneehülle bedeckt. Aber schon nach einer kurzen halben Stunde kamen wir aus dem Bereiche des Anbaues und — wenn man so sagen darf — der Kultur in die Werkstatt des Schöpfers und Weltenbildners. So rein und unentweiht von Menschenkunst bot sich uns hier die Natur in ihrer Großartigkeit und in den schroffsten Gegensätzen dar, daß mein Herz von aller Sorge befreit und aller Bürde ledig wurde, daß meine Brust sich weitete, und ich voller und tiefer atmete, denn über dieser Gegend lag etwas wie ein Hauch des Allmächtigen! Seit ich das Meer befahren und Bergeshöhen erklommen und in schwindelnde Abgründe geschaut habe, ist mir das Loblied der majestätischen Gottesherrlichkeit in der Natur, Psalm 104, in seiner vollempfundenen Tiefe aufgegangen. Graue, nackte, zerrissene und zerklüftete Felsenriesen, so weit das Auge schaute, zwischen denen kleine und größere Gebirgsgewässer, die über Felsen und Geröll ihren Lauf in die Tiefe nahmen, wo der mächtige, tiefgrüne Sutlej sie aufnahm. Nicht wie man sich häufig auszudrücken pflegt, sondern in der That stiegen an manchen Stellen unseres Weges die Felsen mauergleich in die Höhe, während sie auf der anderen, mit einem Geländer versehenen, Wegseite sich jäh in die Tiefe verloren. Wir schätzten mehrfach den Abgrund direkt unter uns auf 800—1000 Fuß, während der Sudlej noch um ein bedeutendes tiefer braust. Die Gedanken zerfließen bei solchem Anblick in Bewunderung. Während die jenseits des Flusses liegenden Berge mit ewigem Schnee gekrönt sind, ist auf dieser Seite hin und wieder eine leichte Schneehülle sichtbar, die, aus der Ferne gesehen, in bläulichem Dufte schimmert. Und dann wieder schlängelte sich der Pfad bergauf und führte durch einen Wald großer, mächtiger, sturmzerzauster Cedern; eine derselben mag wohl schon seit Jahrzehnten gestürzt sein und liegt direkt über dem Wege, man hat sich aber nicht die Mühe genommen, sie hinwegzuräumen, sondern hat die hindernden Äste gekappt und geht oder reitet unter ihr durch. Das Rauschen der Bäche, das Rasseln des fallenden Laubes und hin und wieder der Lärm einer aufgescheuchten Rebhuhnkette unterbrach die einsame Stille.

(Schluß folgt.)

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. Oktober. 1884.

Eine Missionsreise nach dem Himalaya.

(Schluß.)

Am späteren Nachmittag erreichten wir den Raſtort Tiranda, den wir am andern Morgen nach Abwickelung der resp. Kalamitäten in gewohnter Weiſe wieder verließen. Der fernere Weg war recht beſchwerlich, denn er beſtand aus lauter Auf- und Abſtiegen. An einigen Stellen führte der Weg über ſogenannte Galerien, die den Felswänden entlang angebracht ſind. Es ſind meiſtens eiſerne Stäbe, die in die Felſen eingemauert ſind, darüber ſind dann Holzſtäbe gelegt, und das Ganze mit Erde überſchüttet. Eine nicht ungefährliche Paſſage, die man in der Heimat treffend mit dem Ausdruck „Knüppelbrücke" bezeichnen würde. Auf dieſer Tour hatten wir auch einige kleine Lawinen zu überſchreiten und fanden auf einer Mauer das erſte Zeichen des Buddhismus, den heiligen Spruch: Om mani padme hûm. (Heil dem Juwel in der Lotusblume!)

Gegen Mittag wurden die Kulis gewechſelt, und an Stelle der Männer traten vielfach Frauen, die ihr Haar in mindeſtens 20—30 Zöpfe geflochten hatten. Damit dieſe aber nicht gar zu dünn und klein erſchienen, waren die Haare mit großen Quantitäten Wolle untermiſcht. Ein ſonderbarer Geſchmack! Dagegen ſind die Geſichter der hieſigen Bevölkerung, und insbeſondere auch der Frauenwelt, ſchön und wohlgeformt, insbeſondere die kleine Naſe und der mit blendend weißen, wohlgebildeten Zähnen verſehene Mund. Wenn ſich nur die Leute mehr an Reinlichkeit gewöhnen könnten und das Waſſer auch als ein Mittel zum Waſchen anſehen wollten! — Das letzte Stück unſeres Weges durch Schneewaſſer watend kamen wir nach Nadſhar. Volle 20 Tage waren wir unterwegs und hatten erſt 115 engl. Meilen zurückgelegt. Nicht viel weniger Meilen iſt es noch bis Poo; werden wir noch dorthin kommen?

Am Sonntag den 25. Nov. war es in den Morgenſtunden ſchneidig kalt, und der Schnee in dieſem engen Thalkeſſel hart gefroren. Es koſtete einen Entſchluß, bei der herrſchenden Kälte an einen Aufbruch zu denken. Doch die gebieteriſche Not trieb zur größtmöglichen Beſchleunigung und ſo ſetzten wir dann gegen ½9 unſern Weitermarſch fort, während Br. Redslob zurückblieb, um womöglich den noch hinter uns befindlichen Diener mit den Sachen abzuwarten. Nach 2ſtündigem beſtändigen Hinabſteigen erreichten wir den Sudlej. Über eine große, wohlerhaltene Brücke gelangten wir an das jenſeitige rechte Ufer des Fluſſes und gingen dann wohl 1½ Stunden lang dem Fluſſe entlang. Ein wahrer Gebirgsſtrom iſt dieſes

Gewässer, eingeengt in ein schmales Bette fließt oder stürzt er wildschäumend über Felsen und Blöcke dahin. Der Rheinfall bei Schaffhausen ist nichts gegenüber den Katarakten, die der Sudlej bei dieser Brücke bildet. Man kann sich einen ungefähren Begriff von der reißenden Schnelligkeit dieses Wassers machen, wenn man hört, daß sein Gefälle im Durchschnitt 70 Fuß pro engl. Meile, also reichlich 200 Fuß pro Wegstunde beträgt. Von einem Flußthale ist hier gar nicht die Rede, nur ein verhältnismäßig enges Flußbett ist zu sehen, an dessen Ufern sich die Berge fast senkrecht erheben. Der Tagesbogen, den die Sonne hier an einzelnen Stellen beschreibt, mag kaum 20 Grad betragen. Wo die Berge sich nur ein wenig neigen, findet man elende Hütten und bebautes Land. Südfrüchte gedeihen an solchen sonnigen Plätzen, während die Gipfel der Berge vielfach mit Gletschern und ewigem Schnee bedeckt sind. Nachdem wir dann noch einen beschwerlichen Aufstieg im Mittagssonnenbrande unternommen, führte der Weg durch einen Wald von großen Steckpalmen und Eichen, und nach 4 Uhr gelangten wir an unser Ziel. Der Bungalow zu Urni ist ein kleines, schönes Gebäude und die erste wirklich gemütliche Behausung seit Simla. Jede Familie hatte ihr Zimmerchen mit einem kleinen Nebengelasse. Nach eingetretener Dunkelheit langte auch Br. Redslob an; er hatte den Diener und das Gepäck noch nicht getroffen. Wir machten uns deshalb auf einen Rasttag gefaßt und freuten uns, wenn auch mit Zittern, desselben.

Den 26. und 27. Nov. mußten wir in Urni liegen bleiben, einesteils weil unsere Sachen erst am Abende des letztgenannten Tages anlangten, und anderenteils weil der Weiterweg durch herabgestürzte Felsmassen nicht passierbar war und erst repariert werden mußte. Da wir uns allesamt nicht recht wohl fühlten, genossen wir in diesen Tagen der Ruhe, legten uns abends früh zu Bett und waren am Morgen nicht allzuzeitig bei der Hand. Diese Ruhetage thaten uns allen wohl, denn in Wahrheit ist jede Tagestour strapazant, insbesondere aber für die Frauen.

Am Mittwoch den 28. Nov. galt es, bis Rogi vorzudringen. Wir hatten auf dem Wege nicht allzuviel Muße, die Gegend mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten, denn erstens ist der Pfad ein beständiger Aufstieg und zweitens ist er herzlich schlecht. In der Nähe eines Flußbettes versperrte uns eine größere Lawine den Weg. Geführt von den uns begleitenden Leuten überschritten wir dieses Hemmnis glücklich. Die nächsten 3 Stunden waren recht, recht beschwerlich. Schon unter gewöhnlichen Umständen macht der Weg sehr müde, und manchen Schweißtropfen kostet es, bis man das Ziel erreicht hat. Was aber uns die Tour besonders beschwerlich machte, und bei den Frauen geradezu übermäßige Kraftanstrengung erforderte, waren die Schneemassen, durch die wir volle 3 Stunden waten mußten. Der Schnee lag auf dieser ganzen Strecke durchschnittlich 2 Fuß tief, der an und für sich schon schmale Weg wurde dadurch, abgesehen von den Unbequemlichkeiten, noch gefährlicher. Wohl waren vor uns schon einige Wanderer diesen Weg gegangen, aber von einem festen Pfade war keine Spur. Jeder suchte nach Kräften in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten. Der Wind, der uns hin und wieder scharf und schneidig

ins Gesicht blies, machte die Anstrengungen noch größer; ja, hätten wir nicht genügend Hilfe gehabt, und hätte der treue Gott unsere Kräfte nicht gestählt, wir hätten schwerlich den Rastort erreicht. Doch wie alles auf Erden ein Ende hat, so auch dieser Marsch. Vor uns lag das gastliche Dach, der Bungalow in Rogi; seine schützenden Mauern aber nahmen uns erst auf, nachdem wir uns, stellenweise bis an den Leib im Schnee, durchgearbeitet hatten. Sobald als möglich wurden beim wärmenden Feuer die Kleider gewechselt, und dann der Ruhe gepflegt. Trotz trübem, mit Wetterwolken schwer behangenem Himmel, trotz eisiger Kälte, trotz schneebedeckten und gefrorenen Wegen wird am nächsten Morgen aufgebrochen, gilt es doch, an diesem Tage Pangi zu erreichen, wo ein geräumiger Bungalow zum eventuellen Überwintern sein soll. Wir stampften in des Wortes vollster Bedeutung anfangs durch den Schnee; viel mühsamer und gefährlicher ist der Weg an den vielen Stellen, wo er gefroren und eisig ist. Auf jeden Tritt mußte man achten, um nicht zu fallen. Die Frauen in ihren Dandy froren sehr und versuchten hin und wieder eine Strecke zu gehen. Obwohl die Bewohner hiesiger Berge am Felsen wie am Schnee gewissermaßen festkleben, so wurden die Dandys mit ihren Insassen mehrere Male hingeworfen. Den Trägern konnte man Unvorsichtigkeit nicht zur Last legen, denn der Weg war eisig glatt. Eine Angst jagte die andere, wir kamen wirklich aus der Sorge nicht heraus, und mancher Stoßseufzer stieg aus bewegtem Herzen gen Himmel. Es mochte gegen 2 Uhr nachmittags sein, als wir aus der Ferne Trommellärm vernahmen; dieses nicht gerade melodiöse Gelärm begrüßten wir alle mit Freude, denn Pangi war nahe. Bald zogen wir durch ein mit Götzenbildern geschmücktes Thor in diesen Ort ein. Da die Bewohner an diesem Tage ein größeres Götzenfest feierten, so kümmerte sich keiner um uns. Der abseits gelegene Bungalow überraschte uns durch seine Größe und sein wohnliches Aussehen. Eine große Veranda bot genügend Raum zum Unterbringen unserer Sachen, und jeder Familie standen 3 resp. 4 große Räume zur Verfügung. Wir dankten Gott, daß Er uns wohlbehalten bis hierher gebracht, was weiter mit uns werden würde, stellten wir Ihm anheim und warteten, ob das zweite Zelt von Poo eintreffen würde.

Kaum hatten wir am Freitag Morgen, den 30. Nov., die Augen geöffnet, so wird uns die niederschlagende Kunde, daß an ein Überschreiten der Pässe nicht zu denken ist, da sie vollständig mit Schnee bedeckt sind. Selbst ein Eingeborener würde es nicht mehr wagen, diesen Weg einzuschlagen, da dieser Versuch lebensgefährlich sei. Die Leute aber, die in der Richtung nach Poo weiter wollen, gehen den Sudlej entlang, den aber nur sie, und hin und wieder ein schwindelfreier Europäer, gehen, den jedenfalls aber noch nie Europäerinnen gegangen sind. Ein Lama begrüßt uns und erzählt, daß gestern kurz hinter uns ein Pferd auf dem eisigen Wege ausgeglitten und in den Abgrund gestürzt sei.

Angesichts der Aussicht, wohl an diesem Platze überwintern zu müssen, räumen wir unsere Sachen ein und lernen und schreiben, während Geschw. Redslob unsere Reisevorräte durchsehen, die bedenklich klein geworden sind, und, wenn sie aufgezehrt sind, was dann? Gegen Abend des 30. Nov.

kommt ein Mann von Poo mit dem erwarteten Zelte. Er war mit den Trägern den unteren Weg gegangen, und meinte, wir könnten ihn getrost gehen, da nur an einigen Stellen Schnee sei. Was sollen wir thun? Br. Redslob wagt kein entscheidendes Wort zu sprechen, da er den unteren Weg nicht kennt, nach eingezogenen Erkundigungen aber soll der Weg nur für Eingeborene passierbar sein. Wovon sollen wir aber den Winter hier leben, die Vorräte sind in einigen Tagen aufgezehrt, und nach Weise der hiesigen Bewohner zu leben, hält auch der stärkste Magen auf die Dauer nicht aus. Und die Christen in Poo stehen fast schon ein Jahr allein und ohne seelsorgerische Pflege. Die Frauen zeigen bei dieser Besprechung einen Mut und einen Heroismus, wie man ihn unter gewöhnlichen Verhältnissen beim weiblichen Geschlechte selten antrifft. Sie wollen alle Strapazen gern ertragen und wiederholen immer wieder, daß kein Laut der Klage über ihre Lippen kommen solle. Br. Redslob aber fühlt sich verantwortlich für uns alle; er weiß, wir gehen einer Gefahr entgegen, deren Größe wir gar nicht ahnen, und daß im Falle eines Unglücks auf die Kuli kein Verlaß ist. Nach langer Rede und Gegenrede legen wir unsere Sorge dem Herrn im Gebete vor; wahrlich in solcher Situation lernt man aus Herzensgrund flehen und, wenn Menschenwitz und Weisheit am Ziele, dann ist das Gebet im Glauben eine feste Stütze. Dies haben wir alle in dieser Zeit erfahren, und daß der Herr unser Flehen gehört und erhört hat, hat der Erfolg gezeigt. Noch unentschieden und zu keinem festen Entschlusse gekommen, legen wir uns zur Ruhe in dem bestimmten Bewußtsein, daß der Herr uns die Wege zeigen und gewiß auch ebnen wird.

Am Sonnabend den 1. Dez. ist auf allen Gesichtern ein Zug der hoffenden Freude zu sehen. Ein jeder hatte noch in der Stille mit seinem Gott geredet und im Innern die Gewißheit Seiner Hilfe empfangen. Mit Gott wollen wir es wagen! Das war das Resultat unseres Gesprächs beim Morgenkaffee. Br. Redslob trifft infolgedessen Vorkehrungen, daß das Gepäck vorausgeschickt werden kann. In gewohnter Weise traten wir am 3. Dez. unsere Wanderung an. Der Morgen war schön und klar, ein rechter Wintermorgen, mit knirschendem Schnee, prächtigem Sonnenschein und empfindlicher Kälte. Wohl war der Weg recht glatt, an einigen Stellen auch schauerlich und gefährlich, wohl führte er über einige Lawinen und Geröllfelder, im allgemeinen aber war er gut zu nennen, so daß wir schon um 1 Uhr in Rarang eintrafen, wo wir unser Zelt bereits aufgeschlagen fanden. Die Kulis empfangen ihren Lohn und eben soll es an die Zurüstung zum Essen gehen, da bemerken wir, daß unsere sämtlichen Betten schon weitergetragen sind. Sie zurückzuholen ist nicht gut möglich, deshalb entschließen wir uns kurz, noch einmal den Stab zu ergreifen und nach dem nicht weit entfernten Changi zu gehen, welchen Ort wir nach 4½ stündigem Marsche erreichten. Also 2 Märsche an einem Tage, das schien uns ein guter Anfang und wir waren alle fröhlicher Hoffnung. Der Bungalow ist nach Art her Häuser der Eingeborenen erbaut und hat nur einen Raum, gerade groß genug, um 2 Betten und einen schmalen Tisch darin aufstellen zu können. Die winzig kleinen Fenster ließen nur wenig Lichtstrahlen ein, dagegen sandte der Kamin fortwährend dicke Rauchwolken

ins Zimmer, und aus den vielen Mause- und Rattenlöchern kamen in Scharen ihre Bewohner. Doch das störte uns nicht weiter, wir waren froh, wieder eine Strecke Wegs hinter uns zu haben und unserm Ziele näher gekommen zu sein.

Das Erwachen am Dienstag Morgen war ein recht trauriges. Die Nacht über war Schnee gefallen und noch immer wirbelte er vom Himmel nieder. Jetzt erkannten wir die Hand unsers treuen Vaters, die in dem Nichtvorfinden unserer Betten gestern in Rarang sich zeigte. Wären wir dort geblieben, so hätten wir auf windiger Höhe in kaltem Zelte übernachten und auch den heutigen Tag darin verweilen müssen. So waren wir doch wenigstens unter Dach und nicht ganz dem Wind und Wetter preisgegeben. Die Frage: Zurück nach Pangi oder vorwärts nach Poo? wurde selbstverständlich diesen Tag über unendliche male ventiliert. Br. Redslob aber versichert: „Ich habe viele und auch beschwerliche Reisen gemacht, aber keine, in der ich mit solchen Sorgen, Nöten, Ängsten und Verlegenheiten zu kämpfen gehabt habe. Ich werde zeitlebens an diese Reise gedenken!"

Am nächsten Morgen zogen wir bei schönem Wetter unsere Straße weiter, indem wir nur das Notwendigste von unserm Gepäck mitnahmen. Noch etwa 2 Stunden gingen wir auf dem von der Regierung angelegten Wege, dann hörte er plötzlich auf und es beginnen Hinduwege, wahre Indianerpfade. Von diesen Wegen ist manchmal kaum die Spur zu entdecken. Über Steinblöcke und Geröll ging es, springend und kletternd bis in ein Flußthal, dann kam ein Aufstieg von $2^1/_2$ Stunde, so beschwerlich und ermüdend, daß wir mehrmals ruhen mußten. Anfangs versuchte man die Frauen zu tragen, indem 4 Männer eine Dandy trugen, 2 andere spannten sich mit Stricken davor und zogen, während andere 2 die Dandy von der Seite hielten, damit sie und ihre Insassin nicht den Berg hinunterrolle. Trotzdem stieß man jeden Augenblick an einen Stein, daß die Frauen sich lieber ihrer Füße bedienten, als in beständiger Gefahr zu schweben. Mein Taschenbuch bezeichnet diesen Aufstieg mit dem einen Wort „fürchterlich". Jede der Frauen wird von einem Kuli mehr getragen als geführt. Die kleine Thilde aber sitzt auf dem Rücken eines Dieners und singt. Endlich war die Paßhöhe erklommen, aber damit die Mühe des Tages noch nicht beendet. Es galt, diesen Berg wieder auf der Nordseite herabzusteigen. Der Aufstieg war ermüdend, der Abstieg aber war gefährlich, denn diese ganze Bergseite war mit gefrorenem Schnee bedeckt. Endlich kamen uns 2 große Dörfer in Sicht, an einem Götzentempel vorbei kletterten wir in das eine Dorf hinab. Aber weiter gings, denn erst das am gegenüberliegenden Berge liegende war unser Reiseziel. Gegen 5 Uhr kamen wir an einen freien Platz, wo die Zelte aufgeschlagen werden konnten. Müde, an den Füßen naß und dazu sehr hungrig, saßen wir im Freien, umgeben von einer großen Schar Neugieriger. Ein Lama aus dem nahen Kloster begrüßte uns, und bringt Äpfel zum Geschenk. Als die Sonne hinter den Bergen verschwand, wurde es sehr kalt. Gern hätten wir uns sobald wie möglich zur Ruhe gelegt; aber unserer harrte noch ein großer Lärm. Das Dorf feierte sein Neujahrsfest, infolgedessen

wurde auf dem freien Platze vor unsern Zelten gesungen, musiziert, getanzt und Feuerwerk gemacht. Endlich hatte auch dieser Lärm ein Ende, wir trennten uns, gingen in unsere Zelte und legten uns zähneklappernd schlafen.

Am anderen Morgen fanden wir das Waschwasser in unserm Zelte mit einer dicken Eiskruste bedeckt. Nach dem Frühstück nahmen wir unter Führung eines Lamas das größte der vielen Klöster (?) in Augenschein. Näher auf die Einrichtung dieses interessanten Gebäudes einzugehen, würde diese Reiseschilderung nur unnötig verlängern. Von dem Besuche der in der Nähe unsers Lagers befindlichen großen und berühmten Klosterbibliothek mußten wir absehen, denn, eben zu unseren Zelten zurückgekehrt, gab es der Unannehmlichkeiten wieder so viele, daß an ein Ausführen unsers Planes gar nicht zu denken war. Wohl schien die Sonne, wohl saßen wir um ein flackerndes Holzfeuer, nichtsdestoweniger aber fror die ganze Gesellschaft beständig. Gegen Abend wurde es dermaßen kalt, daß wir trotz allem nur vorhandenen Kleiderballast nicht einen Augenblick uns des Gefühls der Wärme erfreuten. Trübe und verschleiert war die Sonne untergegangen, und von einem großen Hof umgeben warf der Mond sein fahles Licht auf unser Lagerleben. Allem Anschein nach droht ein Schneefall, der dann nicht allein das Vordringen zum Ziel, sondern uns auch den Rückweg abschneiden wird. Hier in Chanum zu überwintern ist aber geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. O wie waren unsere Herzen an jenem Abende beschwert, nur der Blick auf das, was der Herr bisher an uns gethan, und der Glaube an seine fernere Durchhilfe hielt uns aufrecht.

Um unser Feuer saßen die Großen des Dorfes und hielten eine ernste Beratung. Endlich steht die ganze Gesellschaft auf, und zwei Sprecher erscheinen, um zu erklären, daß sie die Pferde nur gegen einen enormen Preis den Winter über in Futter nehmen können, daß ferner um des schlechten Weges willen zu jeder Ladung 2 Leute genommen werden müßten, und daß endlich, wenn auch nur der geringste Schneefall eintrete, weder wir noch das Gepäck weiter befördert werden könnten. Obwohl durch diese Erörterungen nichts weniger denn ermuntert, erklärt Br. Redslob, den Volkscharakter genau kennend, fest und bestimmt: „Da die Pferde nicht weiter gebracht werden können, so lassen wir sie unter allen Umständen hier. Ihr mögt mit ihnen anfangen, was ihr wollt, die Tiere haben den und den Wert, und für diese Summe seid ihr verantwortlich. Desgleichen für den Schaden, den unser Gepäck erleidet, wenn es den Winter über hier stehen bleibt. Morgen früh aber werden wir aufbrechen und dann erwarte ich bestimmt, daß die nötige Anzahl Leute vorhanden ist!“ Diese Diskussion nahm viel Zeit in Anspruch, endlich trennte man sich, ohne sich näher gekommen zu sein. Wir legten unsere Bedrängnis dem Herrn im Gebete vor und hatten trotz Sorge und fortwährendem Gebell der Hunde, die unsere Zelte umschnupperten, einen leidlichen Schlaf.

Als wir am anderen Morgen erwachten, waren wir nicht wenig erstaunt, über uns einen völlig klaren blauen Himmel zu erblicken. Der liebe Gott hatte unsere Not angesehen und unser Angstrufen vernommen,

kein Flöckchen Schnee war gefallen. Ihm aber gemeinsam im Morgensegen zu danken, waren wir außer stande, denn ein Menschengewirre und ein Heidenlärm sondergleichen umgab uns. Stehend tranken wir eine Tasse Kaffee und gegen 8 Uhr setzten wir unsere Weiterreise fort. Erst als wir den Ort verlassen und die Pferde einfach stehen gelassen hatten, kam eine Einigung wegen dieser Tiere zu stande. — Über die Gegend, die wir jetzt durchzogen, kann ich nicht viel berichten. Unser Weg führte immer an Abhängen hin, durchschnittlich 600—800 Fuß über dem Sudlej, dessen brausende Wellen wir häufig unter uns sahen. Von Bäumen oder Sträuchern war nur hin und wieder ein vereinzeltes und verkrüppeltes Exemplar zu sehen. Das ganze Gebirge ist von hier an eigentlich nur ein kahles Felsgestein. Jede der Frauen hatte außer dem Diener noch 2 Leute um sich, von denen sie geführt, geschleppt, gehoben, geschoben und getragen wurden. Wie sie eigentlich vorwärts gekommen, habe ich so gut wie gar nicht gesehen, denn ein jeder von uns hatte mehr als genug auf sich selber zu achten und sich vor einem Fehltritt zu hüten. Als wir gegen 2 Uhr eine Höhe erklommen hatten, rasteten wir ein wenig und genossen einen bescheidenen Imbiß. Dann wurde jeder von uns, er mochte wollen oder nicht, von einigen Leuten gepackt und auf ganz kleinen Zickzackwindungen hinuntergezerrt. Ich weiß nicht recht, soll ich dieses Hinabsteigen als ein fortwährendes Laufen oder ein stetes Fallen bezeichnen, und wenn wir über diesen Abstieg miteinander reden, so weiß eigentlich keiner, wie er hinuntergekommen ist. Erst als wir unten am Fuße der Höhe angelangt waren und zurückblickten auf den gegangenen Weg, fühlten wir erst, wie gefährlich diese Tour gewesen war und mußten staunen — und staunen billig noch heute — wie es möglich gewesen ist, diese Felsabhänge zu passieren. Wahrlich, hätte Gottes Hut uns nicht umgeben, ohne Unfall wäre dieser Abstieg nicht vor sich gegangen.

Doch lange Zeit zum Staunen war nicht, kaum hatten wir ein wenig Atem geschöpft, so wurde ein jeder vermittelst eines langen Tuches auf dem Rücken eines starken Mannes festgebunden. Andere nahmen diesen in ihre Mitte und so wurde langsam und vorsichtig durch einen Nebenfluß des Sudlej gewatet. Am anderen Ufer angelangt, ging es wieder unter Keuchen bergauf. Chasso, unser nächstes Reiseziel, liegt gleich hinter jenem Bergvorsprung. Aber es dauert unendlich lange, bis wir hinkommen, und als er endlich erreicht ist, ist von Chasso noch nichts zu sehen. Die Sonne hat sich schon längst zur Ruhe gesetzt, und die Dämmerung verwandelt sich in finstre Nacht. Die Frauen werden mehr geschleppt, als daß sie selber gehen, und hin und wieder wird ein Seufzer hörbar. Die Füße wollen ihren Dienst versagen. Stumm und schweigend geht ein jeder langsam seinen Weg, bei jedem Schritt vorsichtig nach einem Halt für den Fuß fühlend; Schrunden und Schrammen stößt man sich jeden Augenblick. Endlich kommt man uns mit Fackeln entgegen, und totmüde erreichen wir gegen 7 Uhr den Lagerplatz und benutzten die erste beste Gelegenheit zum Ausruhen. Nur Br. Redslob hatte noch das schwierige Amt der Gepäckkontrolle und die Besoldung der Leute zu besorgen. Gegen ½9 waren unsere Zelte aufgeschlagen, und nachdem wir dann noch

ein wenig zu Abend gegessen, fielen wir bald alle, ungewiegt und uneingesungen, in einen tiefen, gesunden Schlaf.

Sonnig hell, frisch und klar brach der 8. Dez. 1883 an. Es sollte dieser Tag uns nach Gottes Willen an das Endziel unserer Reise bringen. Wir genossen einmal wieder in Ruhe unser Frühstück und lasen unsere Einzugslosung, in welcher der Herr verheißt, den Seinen ein einträchtiges Herz und einen neuen Geist zu geben. Daß wir dessen auch in bezug auf unser nächstes enges Zusammenleben sehr benötigt sind, sprachen wir uns alle aus und baten den Herrn, Seine Verheißung an uns zu erfüllen. Dann wurden die Zelte abgebrochen, und wir ergriffen fröhlich unsere Bambusstöcke. Der Weg von Chasso nach Poo ist im allgemeinen weder besser noch schlechter als der vorhin geschilderte. Unser Transport wurde auch wieder in derselben Weise fortgesetzt. Besonders eine Stelle dieser Strecke ist uns allen noch eindrücklich und bildet noch häufig das Gesprächsthema. Man klettert zwischen Felsen hinab, die Frauen mit ihren Leuten voran. Da hemmt ein vorspringender Felsen die weitere Passage. Würde man einen Sprung wagen, so käme man auf ein Geröllfeld und würde unweigerlich in die Tiefe hinunterrutschen. Nun stellen sich 4 Männer auf, 3 halten den einen, dieser nimmt die Schw. Redslob und trägt sie langsam und behutsam bis an einen sichern Platz. Auf dieselbe Weise wurden auch wir transportiert, selbst Br. Redslob mußte, trotz seiner Körperlänge, die Hilfe der Leute in Anspruch nehmen. Nachdem wir die 3 von den Eingeborenen selbst als gefährlich bezeichneten Stellen glücklich passiert hatten, glaubten wir, das Ziel unserer Reise erreicht zu haben. Der Weg aber schien sich bis ins Unendliche auszudehnen. Die Schatten wurden immer länger, die Sonne verschwand hinter den nächsten Bergen, und im fahlen Mondschein suchten wir still und lautlos unsern Pfad. An einem kleinen Bächlein fanden sich die Glieder unserer Karawane wieder zusammen. Ein lautes Schluchzen wird hörbar, es ist Hanna, die einzige Christenfrau, die uns entgegengeeilt ist. Allmählich wimmelts um uns von dunklen Gestalten, Fackeln kommen, Äpfel und Arrack werden als Geschenk überreicht. Ein Lama hat für uns ein Pferd und einen Ochsen zum Reiten mitgebracht, wir aber ziehen es vor, die kurze Strecke noch ferner zu Fuß zurückzulegen. In der Dunkelheit geht es noch einmal steil bergauf, durch ein fließendes Gewässer und enge Gassen, die Zahl unserer Begleiter wird immer größer und: „tschu, Lama!" ertönts von allen Ecken. Endlich geht es in einen Hof hinein, Br. Redslob prüft das Siegel an der Hausthür, es ist unversehrt. Dann öffnet er die Thüre, wir treten, gefolgt von vielen Neugierigen, in einen kleinen Raum und sinken mit einem aus vollem Herzen kommenden „Gott sei Dank!" übermüdet auf eine Ofenbank.

Hiermit möge die lückenhafte Skizze ihren Abschluß finden. Wir allesamt bekennen täglich: „Der Herr hat Großes an uns gethan." Wie Er unsere Kräfte gestärkt, unsere Gesundheit erhalten und uns durch Nacht und Nebel zum Ziele gebracht hat, es ist ein Wunder vor unsern Augen!

Daß diese Zeilen dazu beitragen möchten, die Vatertreue und Wunderherrlichkeit unsers Gottes zu erheben und mit uns zu preisen, ist der Wunsch des Schreibers,

J. Weber.

Samuel Mathabatha.[1])

Die Geschichte Samuels ist sehr beachtenswert, weil sie uns zeigt, wie Gott selbst dazu wirkt, daß Afrika das Heil erlange.

Samuel gehört zu Pahlalas Stamme in Sekukunis Lande. Vor 16 Jahren wanderte er nach Natal, um in Maritzburg Arbeit zu suchen. Hier traf er mit dem jetzt verstorbenen Rev. Allison zusammen, welcher 42 Jahre vorher Transvaal besucht und nachher unsere (die methodistische) Swasi Mission gegründet hatte. Durch den Krieg wurde er dort vertrieben und fand mit seiner Gemeinde in Natal Zuflucht.

Herr Allison interessierte sich sehr für Samuel, nahm ihn in seine Schule, lehrte ihn lesen und schreiben, und unterwies ihn in den Dingen, die sich auf das Reich Christi beziehen. Als Gottes Zeit kam, bekehrte sich Samuel und wurde ein frommer ernster Christ. Sieben Jahre blieb er in Natal, aber dann fing der heilige Geist an, ihn an die Finsternis seines Volkes zu erinnern und berief ihn, zurückzukehren in seine Heimat und zu seinen Freunden und ihnen zu sagen, was für große Dinge der Herr an ihm gethan und wie er sich seiner erbarmt hätte. Er fragte Hrn. Allison um Rat; dieser sagte, daß er dem Rufe gehorchen und als Missionar zu seinem Volke gehen müsse. Sogleich gab Samuel alle irdischen Vorteile und was mehr ist, die christlichen Vorrechte auf, die er in Maritzburg genoß. Er nahm einen Gefährten mit sich, der auch zu Christo gekommen war. Zu Fuß machte er sich auf die lange Reise, 700 Meilen weit, um seinem Stamme und seinem Volke die frohe Botschaft von der Liebe des Heilandes zu bringen.

Herr Allison versprach, so bald als möglich das Land zu besuchen und die Oberaufsicht über Samuel und seine Arbeit zu übernehmen. Aber er starb ehe er die Reise hatte ausführen können; und so dachte niemand in Natal noch an Samuel.

In der Heimat angekommen, begab sich dieser zuerst zu seinem Häuptling Pahlala, erzählte ihm von Jesu und bat um Erlaubnis dem Volke zu predigen. Pahlala antwortete: „Wer ist Jesus? Ich habe noch nie von ihm gehört. Er ist ein neuer Häuptling und will, wie du sagst, zu allen Stämmen kommen. Ich will ihn nicht haben. Ich bin Häuptling in diesem Lande und ich will nicht, daß man meinem Volke von einem neuen Häuptling etwas sagt. Wenn du Versammlungen hältst, um dort von diesem neuen Häuptlinge zu sprechen, so mußt du entweder den Stamm verlassen oder ich lasse dich töten."

Sehr traurig verließ ihn Samuel. Er überlegte sich die Sache ernstlich

---

[1]) Weal. Miss. Not. 1883, 257 ff.

und betete treulich darüber. Der heilige Geist wies ihn an, bei seinem Stamme zu bleiben und zu thun, was er könnte.

Länger als vier Jahre konnte kein öffentlicher Gottesdienst gehalten werden; aber er ging von Haus zu Haus, den Familien Gottes heiliges Wort lesend, erklärend und lehrend und mit ihnen betend. So verbreitete sich die Kenntnis der göttlichen Wahrheit wie ein Sauerteig.

Nach vier Jahren starb der Häuptling. Seine Hauptfrau, eine Schwester Sekukunis trat die Herrschaft an. Bald wandte sich Samuel mit der Bitte an sie, öffentliche Gottesdienste halten und eine Schule anfangen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde gegeben. Ein Gebäude, 600 Personen fassend, wurde bald darauf errichtet; die Schule nahm ihren Anfang; das Werk des Herrn gedieh. Bald wurden auch noch an zwei andern Orten Kirchen gebaut; viele gute Einrichtungen getroffen. Aber die Leute in diesen beiden Orten wollten auch Lehrer haben; die bei ihnen wohnten. Samuel versammelte die Gemeinde und nach ernstlichem Gebet um göttliche Leitung, wählte er mit Beistimmung der Gemeinde zwei Männer von gutem Gerücht und anerkannter Frömmigkeit und sonderte sie aus, das Werk Gottes zu treiben. Aber zuvor bedurften die Männer der weiteren Ausbildung. Samuel gab ihnen Briefe und Geld und sandte sie an die französische Mission im Bassutolande, wo er Verwandte und Freunde hatte. Dort sollten sie unterrichtet und zu Lehrern tüchtig gemacht werden. Die Männer gingen und studierten zwei Jahre im Bassutolande. Dann kehrten sie durch den Orange Freistaat und Transvaal (über 700 Meilen) zu ihrem Stamm zurück, wo sie sogleich unter Samuels Leitung an ihr Werk gingen.

In der Zwischenzeit war Samuel auch in mancherlei Nöten gewesen. Der Teufel reizte einige der Schlechteren, ihm zu widerstehen. Um ihn aus seinem Stamm zu vertreiben und den Lauf des Evangeliums zu hindern, brannten sie seine Kirche nieder. Aber das grade schlug zur Förderung des Evangeliums aus. Viel mehrere der Heiden fielen Samuel zu und mit erhabener Geduld baute er eine neue Kirche. Dann hörten die Berliner Missionare von seinem Werk und gaben sich die größte Mühe, ihn und dasselbe für sich zu gewinnen. Sie boten ihm an ihn zu einem ihrer Lehrer (agent) zu machen, wollten sein Arbeitsfeld übernehmen und seine Gläubigen taufen. Samuel antwortete ihnen: „Ich gehöre zu den Wesleyanern und alle meine Leute gehören auch dazu. Die Missionare meiner Kirche wissen nichts von mir, nicht einmal, ob ich noch lebe; aber zu Gottes rechter Zeit werden sie mich finden, denn sicherlich bringen sie in das Innere vor; und, wenn der Tag kommt, werden sie sich auch um mich und meine Gemeinde kümmern. Ich will ein Wesleyaner bleiben.“ Darauf schrieb ihm einer der deutschen Missionare, daß *seine* Missionare ihn wohl kaum auffinden würden, und wenn seine Leute die heilige Taufe nicht empfingen, so wären sie verloren. Er und die Seinigen waren darüber sehr beunruhigt. In dieser Not schickte er zu dem Rev. Herrn Hofmeier, einem treuen Missionar der holländisch reformierten Kirche und bat ihn, ihn zu besuchen. Herr Hofmeier kam, und Samuel teilte ihm seine Lage mit. Dann fügte er hinzu: „Meine Leute sind aufgeregt. Man

hat ihnen gesagt, daß sie keine Christen wären, wenn sie nicht getauft seien. Herr Hofmeier, wollen Sie sie prüfen und, wenn Sie mit ihrer Erkenntnis zufrieden sind, taufen? Aber wir wollen nicht zu Ihrer Kirche übertreten, sondern Wesleyaner bleiben." Da Herr Hofmeier ein wahrer Christ ist, taufte er sie und reichte ihnen das heilige Abendmahl. Soviel er konnte, hat er ihnen seitdem in allen Verlegenheiten beigestanden.[1])

Nun hatte die Sache im Stamme ihren guten Fortgang, bis Unruhen über das Land kamen, über die ich nicht näher berichten will. Aber sie hatten die Folge, daß die heidnischen Sitten, welche mehr und mehr zurückgetreten waren, wieder obenauf kamen.

Vor fünfzehn Monaten hatte das Weib eines christlichen Eingebornen Zwillinge geboren. Eine alte heidnische Gewohnheit des Stammes ist: wenn Zwillinge geboren werden, so müssen die Eltern auf eins der Kinder verzichten; dieses wird getötet und sein Leichnam an das Ufer des Flusses gelegt, um fortgespült zu werden, damit die Geister befriedigt und dem Lande wieder Regen gewährt werde.

Die Häuptlingin sandte Botschaft an Samuel, daß eins der Kinder ausgeliefert werden solle, um die heidnischen Ceremonien an ihm zu vollziehen. Samuels Antwort war erhaben: „Gott gab das Leben. Des Menschen Pflicht ist, es zu erhalten. Ich werde das Kind nicht ausliefern."

Neue Boten kamen; sogar einige Freunde wollten ihn zur Nachgiebigkeit überreden. Aber er blieb fest. Während dieser Verhandlungen starb eines der Zwillinge, Samuel begrub das Kind dicht hinter der Kirche. Aber der Glaube der Heiden war und ist: bleibt die arme kleine Leiche im Lande des Stammes, so fällt kein Regen und die Ernte mißrät. Nun verlangte man die Auslieferung des Leichnams, um ihn zum Fortspülen an das Ufer des Flusses zu legen und so die Gefahr vom Stamme abzuwenden. Samuel sagte ihnen, ihr Glaube sei eine Beleidigung des lebendigen Gottes, und darum könne er ihre Forderung nicht gewähren.

Ein impi (Heerhaufen) wurde nun geschickt. Er hatte den Befehl, die Leiche auszugraben; doch gestatteten sie dem armen Vater, sie zu behalten unter der Bedingung, sie sofort aus dem Lande zu bringen. Samuel und der Vater machten sich sogleich mit der kleinen Leiche auf und trugen sie nach der 40 Meilen entfernten Farm „Good Hope", wo mehrere Christen wohnten, welche zur Gemeinde des Herrn Hofmeier gehören. Hier begruben sie die Leiche in Frieden.

Inzwischen hatte sich zu Hause Trauriges ereignet. Auf Befehl der Häuptlingin war die Kirche niedergebrannt worden. Dann hatte man allen christlichen Männern befohlen, aus ihren Hütten zu kommen. Man schlug sie grausam mit Stöcken, und befahl ihnen, sogleich das Land des Stammes zu verlassen. Ihre Familien durften sie mitnehmen; aber fast ihre ganze Habe und alle ihre Speisevorräte nahm man ihnen.

Um Christi willen gingen 200 Seelen in die Verbannung. Als man sie eben forttrieb, kehrte Samuel zurück. Er führte sie nun auch nach der

[1]) Wir hätten gewünscht, Herr Hofmeier hätte das Anerbieten der Berliner Missionare unterstützt und die Einverleibung der jungen Gemeinde in den Verband der nächsten (d. h. der Berliner) Mission empfohlen. D. H.

vorhin erwähnten Farm „Good Hope“ und erlangte für einen Teil, er und seine Familie eingeschlossen, die Erlaubnis, dort zu wohnen. Für jede Hütte mußten sie jährlich 10 Schillinge bezahlen.

Die Übrigen gingen unter der Leitung des Johannes (Samuels Gefährte in Natal) 50 Meilen weiter nach Norden und fanden auf der Farm eines Buhren einen Zufluchtsort.

Erst vor ungefähr einem Jahre hörte ich von Samuel und von seiner Arbeit im Dienste des Herrn; auch daß er Methodist sei und seit vielen Jahren auf uns warte.

Ich sandte zu ihm und ließ ihn bitten, mich in Prätoria zu besuchen. Er kam Ende November 1882 und brachte drei Christen aus seiner Gemeinde mit. Als ich ihn sah, war ich erstaunt. Er ist sehr klein, kaum fünf Fuß groß; aber er besitzt den Mut des Apostel Paulus und die Liebe des Apostels Johannes. Er erzählte mir seine Geschichte, nichts ahnend von dem erhabenen Heldentum, das sie enthält. Er hatte neun Jahre in den finstern Wildnissen Afrikas gearbeitet, ungekannt, unbezahlt, unbesucht, von keiner Kirche anerkannt; denn wir wußten nichts von ihm, waren auch noch nicht in dem Lande und doch hielt er fest am Methodismus, geduldig von Christo zeugend, in Not und Verfolgung so tapfer wie die ersten Christen.

Sie werden sich nicht wundern, daß ich tief gerührt war und versprach, ihn sobald als möglich zu besuchen. Vor meinem Besuch sandte ich einen Boten zu ihnen, um meine Ankunft zu melden.

Als ich den Fuß des Hügels, auf dessen Spitze Samuels Dorf liegt, erreichte, sahen mich einige der Leute. Alle fingen an zu schreien: „Er ist es! er ist es! der Missionar! unser Missionar! endlich ist er da!“ Es war eine große Aufregung. Man feuerte eine Anzahl Flinten zur Begrüßung ab. Dann eilten die Leute den Abhang des Hügels herunter, um mich zu bewillkommnen. Ich blieb an der Stelle stehen, wo die ersten mich trafen und wir warteten, bis die andern alle da waren. Samuel war nicht zu Hause, sondern im Busch, um Holz zum Bau eines Schulhauses zu fällen. Sogleich wurden Schnellläufer abgesandt, um ihm di gute Botschaft zu bringen, damit er schnell aus dem Walde nach Hause komme.

Ich mußte jedem Mann, jeder Frau und jedem Kinde die Hand geben, bis mein Arm mich schmerzte; dann sprach ich nur noch Worte der Begrüßung. Von vielen Gesichtern rollten Thränen, als der Lehrer Johannes (der, welcher im Bassutolande gewesen war) mir erzählte, wie seit langer Zeit ihr Gebet und Flehen um mein Kommen zum Himmel aufgestiegen sei. Er schloß seine Erzählung mit den Worten: „Nun, da wir dein Angesicht sehen, sind die Tage unserer Traurigkeit zu Ende.“

Ich redete freundlich zu ihnen, denn ich wußte, daß ihre Leiden um Christi willen sehr groß gewesen waren; und mit einem Glauben, der mich jetzt stutzig macht, sagte ich ihnen, daß Gottes Volk in England, so viele ihrer Wesleyaner seien, sie nicht verlassen würde.

In freudiger Begeisterung stimmte darauf der Lehrer die Hymne an: „Jesus suchte mich, der ich ein Fremdling war.“ So zogen wir gleichsam

in einem Meer von heiligem Gesange den Hügel hinan. Bald kam Samuel. Da dies ein Tag war, von dem noch späte Geschlechter sagen werden, begrüßte man ihn mit drei Flintenschüssen.

Das freudestrahlende Antlitz Samuels zu sehen, seinen Händedruck zu fühlen, als er mich mitten unter seinem Volke fand, belohnte mich reichlich für alle Mühseligkeiten der Reise.

Ich kann Ihnen nicht ausführlich erzählen von der langen Versammlung, die wir hielten und von den mancherlei Gegenständen, die wir besprachen. Aber es war eine Zeit, die ich nie vergessen werde. Die große Hauptsache der Überlegung war und ist: wo sollen sie wohnen?

Die Farm, wo sie jetzt sind, ist in jeder Beziehung passend. Sie ist nur vierzig Meilen von dem Wohnsitz ihres Stammes entfernt. Dort ist auch noch ein Lehrer auf einer Außenstation. Die Farm liegt inmitten vieler Stämme; den in den umliegenden Bergen wohnenden Stämmen predigen sie auch schon. Diese Farm „Good Hope" wäre eine herrliche Besitzung für uns im Zoutpansburg-Distrikt des Transvaal, nur 100 Meilen vom Limpopo und zwölf Meilen von Marhabastad entfernt. Leider ist aber der jetzige Besitzer banquerott und die Farm soll baldigst zum Besten seiner Gläubigen verkauft werden. Die Missionare der holländisch-reformierten Kirche würden sie gern kaufen, aber leider fehlt ihnen das Geld dazu und darum wollen sie mit den Gliedern ihrer Gemeinde einige Meilen weiter ziehen und sich dort niederlassen. Wenn die Farm verkauft wird, so ist Samuel mit den Seinen wieder heimatlos, wenn nicht Gott und die Methodisten für sie eintreten.

Ich halte es für möglich, daß ich die Farm für 1000 L. St. kaufen könnte. Zur Zeit der englischen Herrschaft war sie 3000 L. St. wert. Sie ist ein Freigut, enthält 3300 Morgen oder ungefähr 6600 Äcker und hat reichlich Wald und Wasser. Ein Wohnhaus mit sechs Zimmern ist vorhanden, welches für Missionszwecke sehr brauchbar wäre.

Wenn wir diesen Platz besäßen, könnten wir dort eine wichtige Station anlegen, und die Hunderttausende, welche die Umgegend bewohnen, mit der Predigt von Christo erreichen; und vor Allem würde Samuel und seine Gemeinde, die mit solcher Treue am Methodismus festgehalten haben, dort eine bleibende Heimat finden. Durch diese Erwerbung würde unser Missionsfeld sich 200 Meilen weiter nach Norden ausdehnen, von Prätoria zum Sambesi. Ich lege die Sache dem Komitee vor. An diesem Platze müßten wir aber auch einen weißen Missionar haben. Aber was soll inzwischen mit diesen frommen Leuten werden? Kann das Komitee mir nicht den Auftrag geben, die Farm zu kaufen? Ist es nicht gerade diese Art der Ausdehnung, die der „Thankgivings"-Fonds befördern will? Ich weiß auch gewiß: wenn die Methodisten-Gemeinde diesen Fall dringendster Not kennte, würde sie bald die Mittel aufbringen, um dieses Grundstück zu kaufen.

Was geschehen soll, muß schnell geschehen; oder die frommen methodistischen Christen sind ohne Haus und ohne Heimat.

Während ich diesen Bericht schreibe, ist Samuel mit fünf seiner Bekehrten gekommen. Zweihundert Meilen haben sie zurückgelegt, um

Tafeln, Schieferstifte, Schreibebücher u. s. w. für ihre Schüler zu holen. Jetzt sind sie mit ihrer schweren, aber erwünschten Bürde schon wieder auf dem Heimwege.

Zur Ehre der methodistischen Christen in Natal, Kapland und auf den Diamantenfeldern muß ich erwähnen, daß sie mich mit allen Materialien, die ich für die Schulen dieser Mission gebraucht habe, freundlich versorgt haben. So beweisen sie, daß die Kolonisten in Süd-Afrika ebenso eifrig wie wir sind, die armen Afrikaner zu Christo zu bekehren und dadurch zu heben.[1])

Eine praktische Predigt.[2])

Die englischen Richter in Indien haben als Sekretäre meist Brahminen, also kluge und gebildete Männer und stehen oft mit ihnen auf herzlich vertrautem Fuße. Einer dieser Richter teilte mir ein Gespräch mit, welches er mit seinem Sekretär geführt hatte, und das ich, so viel als möglich, mit seinen eigenen Worten wiedergeben werde.

„Arbeiten," so erzählte der Richter, „riefen mich auf eine wochenlange Reise; mein Schreiber und ich legten diese, meist auf einem Elefanten zusammen reitend, zurück. Dies Tier war ein edles Geschöpf, 16000 bis 20000 Mrk. wert, klug und gelehrig, und so vortrefflich dressiert, daß es einem wütenden Tiger, ohne nur einen Augenblick zu zögern, keck entgegenging. Zuweilen entließ ich den Wärter und leitete das sanfte Tier selbst. Bei solchen Gelegenheiten versuchte ich mit meinem Schreiber über Religion zu sprechen. Einmal fragte ich ihn, was er vom Christentume denke, ob er seine Lehre kenne und was er von seinen Forderungen halte? Die gewöhnliche Antwort wurde gegeben: „Es ist eine gute Religion für Europäer, gerade wie die Hindulehre eine gute Religion für mich ist." Ich fragte: haben Sie je einen Padri predigen hören? „O ja aber nur einmal hatte ich einen Eindruck von dem, was ich hörte. Meist können die Padri, welche hierher kommen, die Landessprache nicht genügend und sprechen deshalb durch einen Dolmetscher zu uns. Aber wie wenig ahnt der Padri, was der sagt! Oft spricht er nur kurze Gebote aus, als ob er die Befehle eines Herrn an seine Diener wiederholte; z. B. der Padri sagt: Ihr müßt jeden Morgen und jeden Abend beten! Der Padri sagt: Ihr dürft nicht lügen! Aber, eines Tages kam ein ganz anderer Padri. Er war blaß und hatte einen großen schwarzen Hut auf und trug einen Rock, welcher bis zu seinen Knieen reichte. Er stand in unserm Bazar und sprach zu uns in unserer eignen Sprache. Ich werde nie vergessen, was er sagte. Er fing an: Ich war gestern in R. Wie verschieden sind

---

[1]) Ich habe diese ganze Erzählung genau nach dem methodistischen Bericht gegeben. Ich verstehe, daß der Erzähler in der interessanten Geschichte des S. M. eine Verpflichtung erkennt, eine methodistische Missionsstation in dem qu. Gebiete zu errichten. Aber schöner und brüderlicher wäre es, wenn die Methodisten nicht in das Berliner Gebiet einbauten, sondern die Gemeinde Samuels der Pflege der Berliner Missionare übergäben. D. H.

[2]) Chron. 1884, 11 f.

die Leute dort von euch! Ich fand die Tempel sauber und in Ordnung. Viele Betende waren darin. Jeder hatte seine religiösen Merkzeichen auf der Stirn und schien an seinen Gott zu denken und ein religiöses Leben zu führen. Aber wie ist es hier? Seht eure Tempel an! Sie sind nicht in Ordnung gehalten; die Fußböden sind schmutzig, die Altäre vernachlässigt. Es sind keine Anbeter da. Ihr scheint zu leben, als gäbe es keinen Gott und kein zukünftiges Leben. Kann das recht sein? Ich komme, um euch zu erinnern, daß es einen Gott giebt und daß Er von euch Anbetung verlangt. Ich bringe euch Bücher von ihm, daß ihr erfahren möget, was ihr thun sollt, um gut und glücklich zu werden und im zukünftigen Leben die Seligkeit zu erlangen.

Wir waren Alle verwundert über das, was er zu uns sagte. Nichts gegen Vischnu oder Siva oder irgend einen unserer Götter; nichts gegen die Brahminen. Er sagte nur, daß wir Gott anbeten und gute und heilige Männer und Frauen werden müßten.

Und dann fuhr er fort: Nun ihr, die ihr betet; wie betet ihr? Ich glaube, ihr kniet eben nieder und sagt: Ram! Ram! Ram! und wiederholt dies immer wieder und sagt nichts weiter. Heißt das „Beten"? Nehmen wir an: ihr hättet eine Mißernte, oder eine Hochzeit und verbrauchtet alles, was ihr besaßet und wolltet gern, daß der Zemindar (Landbesitzer) euch etwas von dem Pachtzins erließe — würdet ihr zu ihm gehen und nur zu ihm sagen: Herr! Herr! Herr! und nichts weiter? Nein! ihr würdet sagen: Herr, die Ernte ist nicht geraten! oder: Herr, ich habe meine Tochter eben verheiratet und all mein Geld verbraucht! oder: Herr, ich habe so viel Schulden bei dem Geldverleiher, daß ich jetzt meinen Pachtzins nicht bezahlen kann. Du bist reich und großmütig und edel; habe Mitleid mit mir und erlaß mir den Zins diesmal, und ich will dir danken! So, wenn ihr zu Gott betet, sagt nicht nur: Ram! Ram! Ram!, sondern sagt Gott von euren Sünden und sprecht: O, vergieb mir! oder sagt ihm von euren Bedürfnissen und bittet: O gewähre mir, was ich bedarf! oder klagt ihm eure Not und sprecht: O hilf mir und tröste mich!" —

Mit Thränen in den Augen fügte der Brahmine ernst hinzu: „Ja, Sahib, ich werde den Padri nie vergessen. Ich weiß seinen Namen nicht, auch nicht, woher er kam und wohin er ging. Aber sollten Sie ihm jemals begegnen, dann sagen Sie ihm: daß ich ihm von Herzen danke und daß ich jetzt nie mehr bete, wie früher, wo ich nur gedankenlos den Namen meines Gottes aussprach; jetzt bekenne ich meinem Gott meine Sünden, sage ihm von meinen Bedürfnissen und Kümmernissen und bitte ihn um Vergebung, Hilfe und Trost."

Gehört nicht dieser Brahmine zu denen, welche „nicht ferne sind vom Reiche Gottes" und findet sich in seiner Erzählung nicht mancher Wink für Lehrer und Prediger unter den Heiden? Liegen nicht Mahnungen darin für diejenigen unter uns, denen religiöse Übungen durch Gewohnheit nur leere Worte und Ceremonien geworden sind, wenig besser als die „Gebetsräder" der Mongolen?

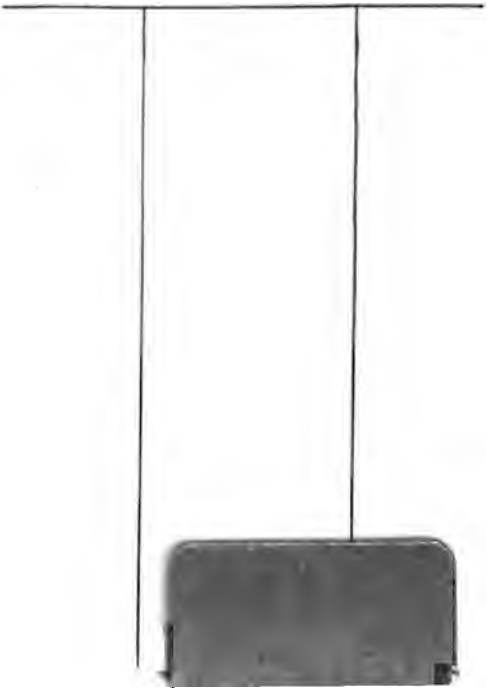
Ein Fetischhaus auf der Goldküste.

In Prampram, einer bedeutenden Stadt auf der Goldküste, östlich von Christiansborg, erhebt sich eine Fetischhütte, welche Missionar Steinert folgendermaßen beschreibt:[1]) Sie ist, wie alle Heiligtümer jener Gegend, und wie ursprünglich vor dem Bekanntwerden mit Europäern vielleicht überhaupt alle Negerhütten, ein runder Bau, mit Binsengras gedeckt, ohne Fenster, mit niedriger Thüröffnung. Im Innern einer solchen Fetischhütte sieht es recht armselig aus. Da liegt etwa ein Holzklotz oder ein Stein oder ein Fischgerippe, vielleicht auch eine Trommel auf dem Boden oder irgend etwas Derartiges, das weder Wert noch Sinn hat. Aber es sind bedeutungsvolle Dinge für den Neger, denn in ihnen haust der Fetisch oder „Wong", dem das Heiligtum geweiht ist. Allerlei Thongeschirr liegt am Boden aufgestapelt, daneben Büffel- und Ziegenhörner, Muscheln und Vogelfedern, die als Zaubermittel oder zum Schutz gegen Zauber als Amulette dienen. An den Wänden hängen allerhand Firlefanz und Fetischschellen. Zahllose Spinnen spinnen hier ihre Gewebe und widerliches Geschmeiß durchschwirrt den dumpfen, finstern Raum, welcher zugleich die Schlafstätte des Priesters ist, der den Dienst am Heiligtum versieht. Unter dem Grasdache nistende Fledermäuse und sonstige dem Fetisch geheiligte geflügelte Nachttiere umkreisen des Abends die heilige Stätte und beleben die tiefschattigen Laubbäume, welche die Hütte umschließen. In diesem heiligen Raume waltet der Oberpriester. Sein Haupt ist mit einem hohen Amtsbarett von Strohgeflecht bedeckt; wie's die Würde erheischt, schmückt ihn ein sorgfältig gepflegter Bart, der ihm vom Kinn bis auf die Brust reicht. Aus dem dunklen Negergesicht spricht die dem Fetischpriester eigene Verschmitztheit. Um den Hals hängen ihm weiße Korallenschnüre als priesterlicher Schmuck; an ihnen steigt bei der Beschwörung der Fetisch herab. Ein seidenes, phantastisch geknotetes, buntfarbenes Tuch, an dem allerhand Zaubermittel ihren Platz finden, wallt über das Priesterkleid herab. Die Hand hält einen Binsenwisch als Fetischwedel, der, je und je mit einem Kuh- oder Büffelschwanz vertauscht, stets bei den Fetischmännern als Abzeichen priesterlichen Amts gesehen wird. Bei den Zeremonien wird er wie ein Ysop gehandhabt. Rotlederne Sandalen zieren die bloßen Füße. Die Fußgelenke sind von Korallenketten umschlossen. Ihm stehen zur Seite zwei Priesterinnen, gleich ihm mit Korallenschnüren und allerlei Amuletten geschmückt. Stirn, Arme, Brust und Füße sind mit weißer Erde höchst kunstlos — überall mit zwei gleichlaufenden Linien — bemalt. Dieses Bemalen wird an den Fetischweibern aus Anlaß von religiösen Zeremonien vorgenommen, und wer bei einer solchen Gelegenheit die konvulsivischen Tänze und Sprünge dieser Weiber je gesehen hat, der glaubt sich Besessenen gegenüber, die, von Dämonen inspiriert, im Solde des Satans stehen.

[1]) Heidenbote 1884. S. 4.

Stanford University Libraries
3 6105 012 517 814

BV
2354
A6
v. 11
1884

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.